

Forgotten Books

— www.forgottenbooks.com —

Copyright © 2016 FB &c Ltd.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, distributed, or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law.

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner,
Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Büchsenstrasse 20.

Es wird gepredigt werden das Evan-
gelium vom Reich in der ganzen Welt,
zu einem Zeugnis über alle Völker und
dann wird das Ende kommen.

Math. 24, 14.

Neunundzwanzigster Band.

Berlin 1902.

Verlag von Martin Warneck.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

~~STAMP~~

AUG 2 1950

BV3354

A6

27

Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

In der modernen Mission, welche ihr Ziel in der Christianisierung (χρηματίζα: Χριστιανούς act. 11, 26) oder wie es andere fassen, in der Evangelisierung aller Völker der Erde hat (εὐαγγελίζεσθαι τὸν κόσμον Ἰησοῦν act. 11, 20), ist der Kirche eine Lebensbethätigung und Kraftentfaltung erwachsen, die in dem Masse ihrer Anspannung ebenso wie in dem Masse ihrer Ausbreitung die Bedeutung innerkirchlicher Kämpfe, Entwicklungen und Wandlungen überragt. Ein neues, weit ausgebreitetes Arbeits- und Kampfgebiet ist der Kirche geworden, welches, ohne dass sich die Meinungen des Tages dieses Bewusstseins bisher völlig bemächtigt haben, in verhältnismässiger Stille die höchsten und rückhaltlosesten Forderungen an den Lebensertrag, an den Lebensernst, an die Lebenshoffnung der Kirche stellt. Wie die Lebenskraft eines Volkes in einem Kampf um seine Existenz offenbar wird, so sind die Aufgaben der Mission eine bis an die Wurzel dringende Prüfung des Lebensgehalts kirchlicher Überzeugungen, aller geistlicher Erkenntnisse und jeder geistlichen Kraft. Die göttliche Leitung hat die Kirche zu einer Epoche geführt, in der sie ihren innern Bestand und ihr Wesen gefährdet und vernichtet sieht, wenn sie ihre Heilsüberzeugung nicht zu einem Zeugnis für alle Völker zu machen anhebt. Was in der Geschichte sich hie und da als Wahrheit erwiesen hat, dass ein Volk eine Stufe politischer und sozialer Entwicklung erlangt haben kann, auf der es nur durch Expansion seine Existenz zu behaupten und zu retten vermag¹⁾, das ist die Lage der Kirche an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Nachdem sie in der jahrhundertelangen Entwicklung ihres von Gott geschenkten Besitzes an Wahrheit und Kraft ebenso in

¹⁾ Vergl. z. B. das Argument, mit dem bei Thucydides von Alcibiades die Sicilische Expedition empfohlen wird: Thucydides Lib. VI cap. 18 νομίζατε . . . τὴν πόλιν ἴδν μὲν θουχάει, τρίφεσθαι τε αὐτὴν περὶ αὐτὴν ὡσπερ καὶ ἄλλο τι, καὶ εἶναι τὴν ἐπιστήμην ἐγγράσεισθαι, ἀγωνιζομένην δὲ αἰεὶ προσληψέσθαι τε τὴν ἐπιτολίαν καὶ τὸ ἀμύνεσθαι αὐτὴν λόγῳ ἀλλ' ἔργῳ μᾶλλον εὐνηθεὶς ἔξειν.

allseitiger und eindringender Erkenntnis als durch die Erfahrung der Praxis sich hat bewusst werden können, steht sie in Gefahr, sich an sich selbst zu zerreiben und an der Fülle ihres Reichtums, dessen sie überdrüssig wird, zu Grunde zu gehen, wenn sie nicht, mit ihrem Besitz wuchernd, ein über sie selbst hinausgehendes Ziel mit Anspannung aller ihrer Kraft zu erreichen strebt. Die göttliche Providenz hat ihr dies Ziel gestellt. Die Mission hat sich schon jetzt in dem Masse als sie mit Ernst getrieben wurde, als eine Segens- und Lebensmacht, als Korrektiv und Läuterung für die missionierende Gemeinde erwiesen. Wir dürfen hoffen, dass das weiter und in noch grösserem Umfange geschehen wird.

Es ist wohl allgemein zugestanden, dass die Theologische Wissenschaft an dieser grössten Lebensäusserung der Kirche und des in ihr waltenden Gottesgeistes nicht achtlos vorübergehen darf. Sieht die Theologie in dem Verständnis und der Beurteilung kirchlicher Lebenserfahrungen einen Teil ihrer Aufgabe, so kann sie ein Gebiet nicht ausser Betracht lassen, auf dem die Kirche ihre wesentlichsten und vielleicht folgenschwersten Erfahrungen macht. Nicht in den engen Kammern der Spekulation, nicht in dem engen Raume eines alternden Kirchenwesens, nicht in überlebten Formen, nicht in Bedankengängen, die sich in müden Zirkelbahnen bewegen oder in solchen, die mit kühnem Wagemut eine vielleicht nur illusorische Ferne und Weite suchen, liegen heute die wahrsten und wertvollsten Erfahrungen der Kirche Christi, sondern in dem Geisteskampfe mit Geistesmächten, welche in langen und immer mehr sich verdüsternden Jahrhunderten ferne Völker knechteten und sie in einer Schule nicht zum Leben, sondern zum Tode gefangen halten.

Vieles und nicht Geringses ist es, das der wissenschaftlichen Theologie die Orientierung auf diesem Gebiete und die Beurteilung und Wertung der dort hervortretenden Erscheinungen und Aufgaben erschwert. Die Berichte der Missionare sind meist nur populären Gepräges. Dinge von prinzipieller Wichtigkeit werden verschwiegen und Nebensachen hervorgehoben. Manches erscheint den Fernstehenden wie Übertreibung, obwohl Eingeweihte wissen, dass gerade die besten Berichte eher zu wenig als zu viel sagen. Mit Recht wünscht die Wissenschaft von keinem romantischen Lichte geblendet zu werden, auch wenn dies Licht einer aufrichtigen Begeisterung und Hingabe *entstammt*. Der nüchterne Beurteiler fühlt, dass ihm für die Erfolge

der Mission im Einzelnen und vielleicht auch im Ganzen der Massstab fehlt; die Würdigung durchaus fremdartiger und für ihn undurchschaubarer Hinderungen und Förderungen erscheint ihm unmöglich. In der That bietet die Missionsarbeit selbst dem nahen Beobachter und dem an ihr Beteiligten Rätsel auf Rätsel. Mancher gross scheinende Erfolg ist, auf das Wesen angesehen, nicht so gross, wie er scheint, dagegen giebt es unscheinbare und verborgene Erfolge, die auf der Wage der Wahrheit schwer wiegen. Das auf den verschiedensten Gebieten von verschieden gearteten Denominationen und Gesellschaften begonnene und weitergeführte Missionswerk ist für den leinen und späten Beobachter in raschem Fluge der nun erst einsetzenden wissenschaftlichen Registrierung und Kontrollierung vorausgeeilt — um Jahrzehnte, ja um mehr denn ein Jahrhundert. Wie soll das rückständig gebliebene und das sich von Jahr zu Jahr in steigender Fülle mehrende Material wissenschaftlich bewältigt werden?

Und doch ist die wissenschaftliche Behandlung der Mission ein dringendes Bedürfnis, zunächst für die Mission selbst. Sie bedarf in ihren Einzelarbeiten den Überblick über das Ganze der Arbeit. Sie bedarf der Ermutigung und Stärkung durch tiefere Erfassung des Missionsgedankens in seinem Wesen und seiner Hoffnung. Der wissenschaftlichen Rechtfertigung bedarf sie allerdings nicht, als habe sie von ihr erst ihr Recht zu erlangen, aber doch in dem Sinne, dass jede echte Lebenserscheinung sich vor dem nüchternen Denken zu legitimieren das Verlangen und die Pflicht hat. Sie bedarf auch der gerechten Kritik einer von prinzipiellen Gesichtspunkten ausgehenden Erwägung und Durchdringung ihrer Methode und ihrer Methoden. Nur die wissenschaftliche Forschung und Darstellung ist imstande, die Missionserfahrungen nach ihrer negativen und ihrer positiven Seite für die weitere Entwicklung der Mission in grösserem und umfassendem Massstabe zu werten. Die Mission bedarf des Forums der Öffentlichkeit. Vor dem Uerdikt missgünstiger und verständnisloser Urteile soll sie das sachkundige Urteil der Wissenschaft schüben.

Es liegt in der Natur der Sache, dass missionstheoretische Arbeit in grösserem Umfange nach Mass des vorhandenen Bedürfnisses je und je von den Missionsleitungen und auf den Konferenzen der Fachmänner geleistet worden ist. Aber auch das hier Vorliegende bedarf der Zusammenstellung, der Sichtung, der prinzipiellen Kritik, also der **wissenschaftlichen Behandlung.**

Männer wie D. Braut, D. Plath¹⁾ und namentlich D. Warned²⁾, dessen Verdienst um die Fundamentierung und prinzipielle Abgrenzung der wissenschaftlichen Missionslehre nicht hoch genug angeschlagen werden kann, haben mit überzeugenden Gründen betont, dass der Missionswissenschaft im Organismus der theologischen Disziplinen Raum geschaffen werden müsse.

War doch schon Schleiermacher dieser Überzeugung. Da er in der Ethik der christlichen Religion die Kraft ihrer Einwirkung auf Andersgläubige sah, so fand er in der Behandlung der „christlichen Sitte“ die der Missionstheorie entsprechende Stelle³⁾. Sofern es sich aber bei der Mission um Pflanzung einer neuen Überzeugung handelt, wollte er sie, allerdings nur „bedingter Weise“, der Katechetik zuweisen⁴⁾. Der beherrschenden Stellung entsprechend, welche die Ethik in dem theologischen System Rothes einnimmt, entfällt auch hier die Behandlung der Mission in die Ethik⁵⁾. Wenn Marheineke zwischen theoretischer Theologie unterschied, die es mit einem Wissen rein um des Wissens willen, und der praktischen, welche es mit einem Wissen um des Handelns willen zu thun habe, so musste er notwendig die Mission der praktischen Theologie zuweisen, welche durch ihn ihre erste eigentliche Systematisierung erfahren hat⁶⁾. Auf diesem Wege sind ihm weitaus die meisten derjenigen Theologen gefolgt, welche die praktische Theologie prinzipiell und systematisch behandelt haben. Ich nenne nur Ehrenfeuchter⁷⁾, v. Zezschwitz⁸⁾, Ch. Harnack⁹⁾, Kleinert¹⁰⁾, Achelis¹¹⁾.

So hat denn in der That die Mission in dem Betrieb der theologischen Wissenschaft das Heimatsrecht erlangt. Schon das formelle und prinzipielle Heimatsrecht ist von grossem Wert. Dass an der Stätte der Wissenschaft der Name der Mission mit Achtung und Verständnis genannt wird, dass den Studierenden eine wenn auch nur summarische Orientierung über die prinzipielle und faktische Bedeutung

1) Drei neue Missionstragen (Berlin 1868) und Missionsstudien (Berlin 1870).

2) Das Studium der Mission auf der Universität (Gütersloh 1877).

Vergl. auch Evang. Missionslehre (Gotha 1897) I. Kap. 5: Stellung der Missionskunde im Ganzen der Theologie. — Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft (Berlin 1897).

3) Die christliche Sitte. Berlin 1843; 378—382. 419—433.

4) Kurze Darstellung des theologischen Studiums. Berlin 1840. § 298.

5) Theol. Ethik. Wittenberg 1871. 2. Aufl. V, § 1178.

6) Entwurf der Prakt. Theologie. Berlin 1837.

7) Die praktische Theologie. Göttingen 1859. S. 207.

8) System der Prakt. Theologie. Leipzig 1876. S. 153.

9) Prakt. Theologie. I. Teil. Erlangen 1877. S. 54.

10) Theol. Stud. u. Krit. 1880. S. 306: Zur Prakt. Theologie. I. Probleme der Grundlegung und des Aufbaus.

11) Lehrbuch der Praktischen Theologie II. Aufl. Leipzig 1898. II. S. 452.

der Mission nicht nur gelegentlich, sondern in systematischer Verbindung mit dem Ganzen der theologischen Wissenschaft gegeben wird, kann nicht ohne Wirkung und Segen bleiben. Aber es fragt sich, ob darin schon die wesentliche, die der Wirklichkeit und dem Wesen der Sache entsprechende Heimatsberechtigung der Missionstheorie im Organismus der theologischen Disziplinen verwirklicht ist.

Die Missionswissenschaft steht nicht nur zu der praktischen Theologie in Beziehung, mag man auch etwa mit Schleiermacher die praktische Theologie die „Krone des theologischen Studiums“ nennen, oder mag man dieser Disziplin eine so ideale und umfassende Aufgabe zuweisen, dass in ihr die Aufgabe der Mission nach ihrem ganzen Wesen mit umfasst ist, wie von Zezschwitz thut. Wenn er erklärt, die praktische Theologie habe „die Theorie aufzustellen von der fortgehenden Selbstverwirklichung der Kirche in der Welt nach Massgabe der Wesensidee der Kirche und nach dem ideale der original ersten Verwirklichung derselben in der Welt für das Ziel der vollendeten Erscheinung des Reiches Gottes.“ Sie hat eine unmittelbare und aktuelle Beziehung zu der Exegese des alten und neuen Testaments, die andersartig und viel mannigfaltiger erscheint, als das etwa bei der Homiletik und Katechetik der Fall ist. Die Missionswissenschaft ist mehr als eine Kunstlehre. Sie gewinnt dank des produktiven Lebensgebietes, mit dem sie es zu thun hat, Erkenntnisse, die auf das Verständnis der Schrift lebensvoll zurückwirken. Es giebt wichtige Fragen, in denen sie die Schrifterklärung zu fördern vermag. Die Geschichte der modernen Mission, deren wissenschaftliche Behandlung freilich erst in den ersten Anfängen steht, bietet nicht nur reichliche Handhaben für das Verständnis früherer Missionsperioden, sondern wäre auch im Stande, wenn sie die ihr gebührende Darstellung fände, die Auffassung der Kirchengeschichte überhaupt zu betrachten und den Lebensprozess der kirchlichen Entwicklung zu beleuchten. Denn das treibende Prinzip ist hier wie dort dasselbe; man vermag es in den Vorgängen der Missionsgeschichte gleichsam bei frischer Arbeit zu beobachten. Dass Dogmatik und Ethik ein Interesse daran haben, in begründeter Weise zu erfahren, ob und inwiefern sich ihre Grundgedanken im Kampfe mit den Gedankensystemen fremder Religionen bewähren, erleidet keinen Zweifel.

Wir dürfen es aussprechen, dass es kein theologisches Wissens- und Forschungsgebiet giebt, das nicht irgendwelche, durch eigenes Interesse gebotene Berührung mit Missionsfragen hätte.

Andererseits aber würde die Mission der lebendigen Beziehung zu den Problemen und Resultaten der theologischen Wissenschaft nur unter wesentlicher Schädigung ihrer selbst entraten können. Es ist keine Übertreibung, wenn wir behaupten, dass die Mission zur Vollbringung ihrer Aufgaben des geistigen Gesamtbesitzes der Theologie bedarf, ja dass die durch geistliche Forschungen und Erfahrungen von Jahrhunderten reich gewordene theologische Wissenschaft nicht reich genug ist, um alle geistigen Bedürfnisse des vielverzweigten und vor immer neue Probleme

gestellten Missionsbetriebes zu befriedigen. Selbst die einzelnen, auf einsamen verantwortungsvollen Posten stehenden Missionare werden das inne. Es giebt kein Amt in der Kirche, welches so sehr alles das in Aktion ruft, was der Träger an geistigem und theologischem Besitz zu sammeln vermochte, als das Amt eines Missionars. Nirgends werden verschuldete oder unverschuldete Schranken des Wissens und Könnens so peinlich empfunden, als in dem Bewusstsein eines Mannes, der mit ernstem Wollen den ernstesten und dringenden Anforderungen eines Berufs gegenüber steht, bei dem es sich fast jeden Tag um Sein und Nichtsein der Wahrheit handelt. Die Wahrheit erleidet Angriffe, wie sie die kühnste Phantasie nicht erdenken könnte. Die Waffen dagegen müssen aus der Tiefe eines durch die Wahrheit in umfassendem Masse geschulten Geistes hervorgebracht werden.

Übersetzungsarbeiten, litterarische Thätigkeit in fremder Sprache und zu Gunsten eines für uns fremdgearteten Intellekts fordern theologische Durchbildung. Flachheit des Denkens und Wissens ist nirgends verhängnisvoller als in der Mission.

Wenn die Mission der theologischen Wissenschaft somit ohnehin verpflichtet und verbunden ist, so würde das Gefühl der Verpflichtung noch zu einem stärkeren Dankesbewusstsein sich vertiefen, wenn es geschehen könnte, dass in der Behandlung der einzelnen Disciplinen das Interesse der Mission grössere Beachtung fände. Die Exegese und biblische Theologie, die geschichtlichen Disciplinen, die dogmatische und ethische Forschung kann der Mission noch erheblichere Dienste leisten als bisher. Indem die Wissenschaft sich den grossen Geistesfragen zu Dienst stelle, in denen sich der Fortschritt des Reiches Gottes in unsrer Zeit wesentlich vollzieht, würde sie sich selbst dienen; indem sie befruchtete, würde sie selbst befruchtet werden. Eine lebendige Wechselbeziehung zwischen Mission und Theologie würde beiden Teilen zum Segen gereichen. Für die Mission und ihre wissenschaftliche Behandlung wäre dann das volle und wirkliche Heimatsrecht in der theologischen Wissenschaft erlangt. Sie stünde, wie die übrigen Disciplinen, in einem Verhältnis des Nehmens und Gebens zu dem Ganzen der Theologie und zu deren einzelnen Gebieten.

Aber vermag wirklich die junge Missionswissenschaft, die noch auf lange hinaus das bescheidene Wort D. Warnicks in dem Vorwort seiner Missionslehre sich wird aneignen müssen und dürfen: *in magnis voluisse sat est, der theologischen Gesamtforschung etwas zu bieten?*

Wir haben die Frage im voraus bejaht, weniger im Hinblick auf bereits vorliegende missionstheoretische Arbeiten, auch nicht im Vertrauen auf die Weiterführung solcher Arbeiten, da wir davon überzeugt sind, dass nur ein universal begabter Geist ersten Ranges die einer völligen Lösung der missionstheoretischen Aufgaben gegenüberstehenden Schwierigkeiten zu bewältigen vermöchte, sondern im Hinblick auf das unerschöpfliche Lebensgebiet der Mission selbst, welches um seiner Fülle und geistlichen Tiefe willen zwar der menschlichen Systematisierung spottet, aber in sich selbst soviel Zeugniskraft besitzt, dass auch eine unvollkommene und stückweise Darstellung den wissenschaftlichen Wert der hier vorliegenden theologischen Momente zu erweisen vermag.

So wage ich im Folgenden näher auf die Frage einzugehen:

Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

I.

Den Gang für meine Untersuchung sehe ich in der herkömmlichen Ordnung der theologischen Disciplinen mir vorgezeichnet.

1. D. Warnedt schreibt¹⁾: „Man wird getrost behaupten können, dass seitens der mit den biblischen Grundsprachen bekannten Missionare der Grundtext viel fleissiger benutzt wird als seitens der Majorität der heimatischen Pastoren.“ Das ist im Allgemeinen völlig richtig. Die Missionsarbeit nötigt oft genug dazu, den genauen Wortverstand biblischer Texte mit allen verfügbaren Mitteln festzustellen. Denn im eingehenden Gespräche mit Heiden und neugewonnenen Christen zeigt es sich, dass durch ungenaue und nicht völlig sinngetreue Übersetzung dem nach der zu Grunde liegenden Wahrheit verlangenden Geiste des Lernenden und Forschenden das Verständnis eines biblischen Wortes oder Zusammenhangs völlig unmöglich gemacht wird. An die christliche Lehre von Jugend auf Gewöhnte geben sich leichter mit einer Scheinerklärung oder mit einer herkömmlichen Auskunft zufrieden, als solche, die weil ihnen alles neu ist, nach thatsächlichem Verständnis ringen. Ich habe das Evangelium Johannis in Indien zweimal lernend und lehrend gelesen, das erste mal mit einem an der Schwelle christlicher Überzeugung stehenden aber noch ungetauften jungen Gelehrten aus hoher Kaste, der als Lehrer der Mathematik an der Centralschule

1) Missionslehre II. S. 190. Anm. 1.

in Crankebar wirkte, das andre mal mit einem heidnischen Brahminen. Manche neue Fragestellung hat sich mir in beiden Fällen aufgedrängt und ich bin zu intensiverem Studium des Evangeliums getrieben worden, als durch das Lesen irgend eines wissenschaftlichen Kommentars¹⁾. Es wird kaum einen ernstlich arbeitenden Missionar geben, der nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat.

Noch unbedingter wird ein eingehendes und bis an die Wurzel dringendes Schriftstudium von dem die Bibel übersetzenden Missionar gefordert. Handelt es sich um die Übertragung eines biblischen Buches in eine der weniger ausgebildeten und weniger von geistigen Motiven gestalteten Sprachen, so wird sich der Übersetzer oft mit einer notdürftigen Wiedergabe der biblischen Urkunde zufrieden geben müssen, obwohl auch hier ein hohes Mass von Versenkung in den Sinn des heiligen Originals und ein ernstes Ringen mit dem Geist der fremden Sprache, entweder mit ihrer Unzulänglichkeit und Armut, oder mit ihrer überwuchernden Üppigkeit und Wortfülle erforderlich ist. Die Übersetzung der Schrift aber in eine reich ausgebildete Kultursprache stellt noch höhere Anforderungen an den Übersetzer.

Ich habe die beiden vornehmsten tamulischen Übersetzungen der Schrift, die von dem deutschen Missionar Fabricius und die neuere jene benutzende von Dr. Bower, einem Theologen aus englischer Schule, in wesentlichen Partien auch des alten Testaments genau studiert und mit einander verglichen und mich davon überzeugt, eine wie eindringende wissenschaftliche Arbeit hier vorliegt. Der Deutsche übertrifft den Engländer an Tiefe und Wurzelhaftigkeit der Auffassung, der Engländer den Deutschen an Gewandtheit und unmittelbarer Verständlichkeit. Eine schier unermessliche Fülle von biblisch theologischen, von dogmatischen, von psychologischen, vor allem von philologischen Erwägungen mussten angestellt werden, um diese Übersetzungen zu ermöglichen. Was gehört dazu, den Propheten Jesajas zu zwingen, zu den Tamulen tamulisch zu reden, oder paulinischen Gedankenreichtum in ganz anders geartete Denkformen umzugießen! Der wesleyanische Missionar Dr. Monahan berichtet: „Vor einigen Jahren hatte ich das Glück, die tamulische Sprache unter Anleitung eines der besten tamulischen Sprachgelehrten in Madras zu studieren. Es war mir dabei unter andern die Aufgabe gestellt, die Übersetzung des Briefes an die Kolosser mit dem griechischen Grundtexte zu vergleichen. Mein Lehrer hatte eine sehr geringe Meinung von Dr. Bowers Übersetzung. Als ich ihm nun sagte, dass es für mich eine nützliche Übung sein werde, wenn ich mit seiner Hilfe den Brief an die Kolosser ganz selbständig zu übersetzen versuchte, war er ganz Feuer und Flamme für diesen Gedanken und sagte, wir würden eine Übersetzung zu Tage fördern, die zum wenigsten tamulisch

1) Vergl. Stosch: „Gottes und Marien Sohn“ S. 99.

sein würde. Mit solchen Gedanken machte er sich ans Werk. Aber als ich ihm nun in der Arbeit alle die Feinheiten des Inhalts klar zu machen suchte, die der Grundtext enthält, und welche nun in seiner Muttersprache wiedergegeben werden sollten, da hörte er bald auf, unsere tamulische Bibel herabzusetzen und ging sogar manchmal so weit, dass er zugab, die Verfasser dieser Übersetzung seien besser in der tamulischen Sprache bewandert als er selbst. Das war für diesen Mann ein grosses Zugeständnis¹⁾.

Wenn wir fragen, ob alles dies intensive Schriftstudium, welches die Missionsaufgabe von ihren Arbeitern fordert, der theologischen Wissenschaft irgendwie zugute kommen könne, so würde eine Verneinung dieser Frage nicht befremdend sein. Alle jene ehrenhaften Männer, welche keine Mühe scheuten, die heilige Schrift ohne Fälschung in fremden Idiomen zu fremden Völkern reden zu lassen, hatten kein andres Verlangen, als diesen Völkern zu dienen. Von dem wissenschaftlichen Ertrag ihrer Arbeit dachten sie vielleicht allzu gering, weil das hochgesteckte und beinahe unerreichbar scheinende Ideal sie lebhaft die Unvollkommenheit ihrer Arbeit empfinden liess. Zum Höchsten haben sie gemeint, dass ihre Übersetzungsarbeit die Grundlage für eine sich anbahnende theologische Entwicklung und Weiterbildung innerhalb der Missionskirche ihres Arbeitsfeldes bieten werde. Aber ich glaube, dass alle, die an solchen Arbeiten entweder selbst beteiligt waren oder doch einen tieferen Einblick in die Schwierigkeiten und Erfolge solcher Arbeit gewinnen konnten, in dem Urteil übereinstimmen werden, dass die Möglichkeit der Übersetzung der Schrift in so viele und so ausserordentlich verschiedene Sprachen und ihr unleugbares, wenn auch natürlich nicht vollkommenes Gelingen ein leuchtender Beweis für den ökumenischen Charakter der Schrift sei. Wenn die Erfahrungen der Mission es zweifellos darthun, dass die heilige Schrift nach Inhalt und Form so geartet ist, dass sie in die Denk- und Sprachformen jedes Volkes, ja in dessen innerstes Empfinden sich den Weg zu bahnen vermag mit einer ihr selbst innewohnenden siegreichen Kraft, welche die fremde Sprache ebenso umgestaltet, veredelt und vergeistigt, wie das heidnische Denken und Empfinden, so ist daraus auf einen in der Schrift waltenden Geist zu schliessen, der mächtiger ist als die Geister der Menschen. Das ist in der That ein Ertrag, den die wissenschaftliche Theologie nicht übersehen darf.

Wir vergegenwärtigen uns, was dazu gehört, dass ein Buch von solcher geistigen Tiefe und so rückhaltlos wirkender Hoheit unter rohen

¹⁾ Ev. Luth. Missionsblatt 1901. Nr. 18, S. 406.

wie gebildeten Völkern zwar in verschiedenem, aber doch überall tatsächlichem Masse volkstümlich werden konnte. Es ist dadurch mehr bewiesen, als die Superiorität der Schrift über das Geistesleben der verschiedensten Völker. Eine spröde Geistesgrösse würde diesen Erfolg nicht haben. Der Geist der Schrift erweist sich als der eines väterlichen Lehrers, Erziehers und Trösters. Er lässt sich zu den verschiedensten Geistern herab, sie anziehend und abstossend. Er gewinnt ein persönliches Verhältnis zu den verschiedensten Individualitäten.

Keine menschliche Poesie hat eine so ökumenische Humanität wie die Poesie der Psalmen. Es bedarf keiner Gewalt und Kunst, um aufrichtige Gemüter unter allem Volk die Gebetssprache der Psalmen zu lehren. Die schlichten Berichte der Genesis wirken auf die Kinder eines fremden Volkes mit derselben Überzeugungskraft, wie sie unser Denken beeinflussen. Ich kenne in Indien Männer, welche auf den geheimnisvollen und düstern Gedankenpfaden des Buches Hiob das Licht suchen. Dass die Argumente des Römerbriefs für fremde, unter ganz andern Bedingungen erzogene und in ganz andern Gedankenphären lebende Denker Überzeugungskraft haben, hat sich vielfach bestätigt. Das erscheint um so wunderbarer, weil sich beobachten lässt, dass Gedankenstoff, der einer andern Eigenart des Geistes entstammt, für die in ihrem Denken verhärteten und versteinerten Hindu oder Chinesen fast völlig unzugänglich ist. Für die philosophischen Systeme des Abendlandes wird man in Indien trotz aller Bemühung und trotz der philosophischen Anlage des Volkes kein wirkliches Verständnis erzielen können. Welche ungeheure und doch schliesslich verschwendete Mühe kostet es, auf indischen Hochschulen auch nur ein minimales Verständnis einer Ciceronianischen Rede erreichen zu wollen. Die Gedankengänge der Apostel aber tragen ein Licht in sich selber, welches alle die spüren, die sich ihrer Führung anvertrauen. Das Wort der Schrift ist ein Hephata für die schlummernden und träumenden Geister. Es lehrt denken, wie es lieben und hoffen lehrt.

Ich frage mich, ob es möglich wäre, Göthes Faust in das Tamulische zu übersetzen, so dass diese Dichtung irgendwie verstanden würde, und antworte mit einem unbedingten Nein. Selbst Bücher religiösen und christlich theologischen Inhalts haben sich als nahezu unübertragbar erwiesen. Die heilige Schrift aber mit ihrem jedes menschliche und natürliche Denken hoch überragenden Gedankeninhalt, mit ihrem auch den sublimsten Menscheng Geist weit unter sich lassenden erhabenen Geiste vermag in allen Zungen der Erde verständlich und wirkungsvoll zu reden. Das ist ohne Zweifel ein Beweis für ihre ökumenische Canonicität, für die allgemeine Geltung ihres im weitesten Sinne humanen und im schöpferischen Sinne göttlichen Charakters, ein testimonium Spiritus sancti für das Wort der Propheten und Apostel über dem weiten Chaos des Völkerlebens. Übersetzer der Schrift in

fremde Sprachen, Apologeten der Schriftgedanken unter fremden Völkern könnten, wenn wissenschaftliches Interesse und Verständnis sie eingehend befragte, manches echte und beweiskräftige Zeugnis für die eigen- tümliche Genialität des Schriftgeistes erbringen, mit der er das Fremde und Ferne sich dienstbar macht. Die rohen und vom Geiste einer höheren Wahrheit unberührten Bausteine heidnischer Begriffe erbauen sich zu einer Wohnung des Geistes und werden Organe für Gedanken, die die Sprache selbst von dem auf ihr lastenden Bann der Ohnmacht erlösen. Wir werden solchen Zeugnissen ihren wissenschaftlichen Wert nicht bestreiten dürfen.

Diesem hier lediglich in andeutenden Linien ausgeführten Gedanken gegen- über, dessen prinzipielle Bedeutung nicht geleugnet werden kann, erscheint es als etwas Geringses und Nebensächliches aber immerhin nicht Wertloses, dass dem im fernen Osten und Süden wirkenden Missionar manche Bilder und Gleichnisse der Schrift unmittelbarer verständlich sind, als dem abendländischen Gelehrten. ἀποκάλυψις τοῦ βιβλίου τῆς προφητείας heisst es Apok. 2, 28. Ein Abendländer vermag die Lieblichkeit dieser Verheissung kaum völlig zu empfinden. Wer aber im Morgen- lande auf lichtgrünem Grunde des Himmels, welchen der nahende Tag leise rötet, den silbern funkelnden Morgenstern sah, unbeschreiblich mild und klar, der weiss, dass der Herr den Überwindern ein gar süsses Licht nach langer, banger Nacht verheisst¹⁾. Wenn Hiob 3, 8 von Zauberern redet, die es verstehen, „den Drachen zu erregen“, הַעֲתִידִים עֵדָר לְיָהוָה, so erinnert das nicht nur an baby-

lonische Mythen²⁾, sondern Hiob bedient sich einer weithin in Asien verbreiteten uralten Volksanschauung. Noch heute meinen in Indien nicht nur die Ungelehrten, sondern auch die Gelehrten, die Sonnenfinsternis sei aus einer zeitweiligen Ver- schlungung der Sonne durch einen gigantischen Drachen zu erklären. So setzt denn dort eine Verfinsternung der Sonne nicht nur die Astrologen, sondern auch jetzt noch die Zauberer in Bewegung³⁾. — Da wo Hiob die ihm bekannten Sternbilder der nördlichen Hemisphäre nennt (9, 9), fügt er hinzu: וַיַּחְדְּרֵי הַמֶּן, et pene- tralia (Uulg. interiora) austri, die Kammern des Südens. Es ist, da dieser Ausdruck in Parallele zu der Nennung von Sternbildern tritt, anzunehmen, Hiob wolle damit auf die ihm unbekannteren Sternbilder des Südens hindeuten. Er thut es so, dass er von geheimnisvollen Kammern des südlichen Himmels redet, die ihm verborgen sind, die aber, wie er gehört hat, sich dem nach dem Süden Reisenden aufthun. Der eigenartige Ausdruck giebt genau das wieder, was diejenigen empfinden, die zum ersten Male die Sternbilder des Südens, namentlich das in seiner Erscheinung

1) Stosch: „Briefe über die Offenbarung“ S. 44.

2) Vergl. Zimmern: Bibl. und babyl. Urgesch. Der alte Orient II 3.

3) Nach Delitzsch: Buch Hiob S. 69 herrscht derselbe Aberglaube in China und Ägypten.

ergreifend wirkende Kreuz des Südens wie aus leeren Räumen hervortreten sehen. Man kann von anderen Reisenden nicht erwarten, dass sie solche Eindrücke zur Apologie und Beleuchtung geheimnisvoller und schwerverständlicher Schriftausdrücke verwenden werden. Aber schriftkundige Missionare sind zweifellos imstande, der Schrifterklärung mit mancher ihrer Beobachtungen einen Dienst zu erweisen. Die Welt des Orients ist mit ihrer Natur, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Charakteren ein reichausgestatteter Kommentar der Schrift alten und neuen Testaments. Das Auge schärft sich am Anblick des Fremden und manche Szene der heiligen Schrift tritt in plastischer Anschaulichkeit vor unsere Augen, wenn wir die Kinder eines fremden Volkes beobachten. Namentlich ist das alte Testament nicht nur in seinem Gewande, sondern auch in seinem innern Denken und Fühlen dem Orient verwandter als dem Abendlande. Das hat die Exegese längst anerkannt. Aber es fehlen ihr vielfach die dem Leben und der Wirklichkeit entstammenden Motive, um diesem Bewusstsein praktische Folge zu geben. Das Leben unter einem fremden Volke, dessen ganzes Sein und Handeln von religiösen Gedanken und Zeremonien beherrscht ist, dem die Religion zur anderen Natur wurde, giebt ungesucht manches Motiv zum Verständnis der Geschichte Israels.

Es sei mir noch erlaubt, auf zwei alttestamentliche Stellen kurz einzugehen, deren Verständnis mir durch südindische Parallelen erleichtert und ermöglicht wurde. Im Exodus werden bei der Erwähnung der Bretter für die Wände des Bundeszeltes die Himmelsrichtungen des Westens und des Südens so benannt, wie es nur einem Palästinenser verständlich sein konnte. Denn der Westen wird nach dem Meer benannt (36, 27; vergl. 26, 22) und der Süden nach dem heißen Mittaglande südlich von Palästina (36, 23; vergl. 26, 18). Es ist aus diesem Grunde bezweifelt worden, dass eben sowohl der Bericht über das, was der Herr dem Mose auf dem Berge sagte, als der Bericht über die Ausführung der heiligen Arbeit auf der Sinaihalbinsel niedergeschrieben sein könne. Aber die Benennungen entsprechen dem, was wir in den von Abraham handelnden Urkunden der Genesis lesen (12, 8. 9). Es sind also alte Bezeichnungen, welche in die Sprache übergegangen sind und die auch dann noch gebraucht wurden, als Israel ausserhalb Palästinas weilte. Das illustriert eine südindische Parallele. Die Camulen nennen in ihrer Sprache den Osten „die untere Gegend“, den Westen die „obere Gegend“, weil in ihrer Heimat das Gebirge im Westen liegt und sämtliche Flüsse ihre Richtung zu dem Meer im Osten nehmen. Diese Benennung behalten die Camulen auch dann bei, wenn sie etwa nach Ceylon oder Rangun ausgewandert sind, also sich in Landschaften befinden, in welchen diese Benennungen nach ihrer eigentlichen Bedeutung nicht passen. Übrigens lag doch auch für die auf der Sinaihalbinsel befindlichen Israeliten das Meer im Westen. Das Meer im Osten der Halbinsel, den älanitischen Busen, mag vielleicht ausser Mose selbst niemand von den Israeliten gekannt haben. Die Meerseite für die am Sinai Befindlichen war zweifellos der Westen. Anders verhält es sich mit der Bezeichnung des Südens. Die Sinaihalbinsel selbst gehörte in den Begriff des heißen Steppenlandes, nach welchem die südliche Himmelsgegend benannt wurde. Aber eben um deswillen fügte der Erzähler beide Male eine andere Benennung für die südliche Richtung erklärend hinzu. Er schreibt (v. 23): „Zwanzig Bretter für die Seite des Mittaglandes —

nach Süden —.“ Er selbst fühlte, dass die Bezeichnung „heiße Steppe“ für den Süden da nicht passte, wo man sich eben befand¹⁾).

2. Sam. 9, 11 lesen wir, dass der Hausvoigt Mephiboseths, Ziba, zu David sagte: **וּמִפִּיבֶשֶׁתָּה אֲכַל עַל שְׁלֹחָנִי כְּאַחַד מִבְּנֵי הַמֶּלֶךְ**. Selbst ein so konservativer Ausleger wie Keil meint hier eine Verderbnis des Textes annehmen zu sollen. Es erscheint unmöglich, dass Ziba von der königlichen Tafel als von „seinem Tische“ rede. Und doch darf an einen orientalischen Gebrauch erinnert werden, da in grosser Devotion der Anredende von den Angelegenheiten des Angeredeten als von seiner eigenen spricht. Ich habe es einige Male gehört, dass Untergebene oder auch Fremde in Indien von meinen Zugochsen oder meinen Reisewagen als von den ihrigen sprachen, ja man erkundigte sich nach dem Wohlergehen „unsrer Kinder“ und meinte damit meine und meiner Frau Kinder. Diese Art zu reden geht nicht aus einer Vertraulichkeit hervor, die etwa sagen will was Dein ist, das ist mein, sondern sie ist ein Ausdruck besonderer ehrerbietiger Höflichkeit. Der Anredende redet in der Form wie der Angeredete von den Dingen sprechen würde. So meine ich, drückt sich Ziba in einer besondern Devotion gegen den König so aus, als rede nicht er, sondern der König selbst. Ist diese Auffassung berechtigt, so liegt zu einer Korrektur der betreffenden Textstelle kein Grund vor.

Sollte nicht auch die intensive und im Gegensatz gegen ein lediglich litterarisches Sprachstudium lebendige Erforschung und Durchforschung fremder Sprachen, wie ihr Beruf solche von den Missionaren fordert, dem sprachlichen Verständnis der Schrift hier und da einen Dienst leisten können? Das isolierte Verständnis einzelner Sprachen wird immer den Mangel der Einseitigkeit haben. Das Studium jeder neuen Sprache wirft ein klärendes Licht auf die Eigentümlichkeiten der schon bekannten Sprache. Man wird zwar von den Missionaren in den wenigsten Fällen sprachvergleichende Studien erwarten dürfen. Ist doch dies Gebiet ohnehin voll Gelabren auch für den eigentlichen Fachmann, der vor wagemutigen Konjekturen und Selbsttäuschungen nicht immer sich zu bewahren vermag. Aber wie Missionare andern Wissenschaften Dienste geleistet haben, ich nenne Geographie und Ethnographie, Botanik und Astronomie, Geologie und Metereologie, so liegt es in der Natur der Sache, dass ihre sprachlichen Arbeiten dem grossen sprachgeschichtlichen Gesamtproblem zwar nicht ex professo, wohl aber thatsächlich dienen, also einem Problem, das mit ernstern biblischen Fragen in einem nicht nur losen Zusammenhange steht.

1) Stosch, *Alttestl. Stud.* II. S. 153 fol. Vergl. dazu auch num. 13, 18, 23 und das was Palmer in seinem Buche „Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels“ über den Ausdruck *Negeb* S. 226 fol. ausführt.

Wilhelm von Humboldt hat in seiner Abhandlung über „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus“, mit der er sein Werk über die Kavisprache einleitet, die Vorzüge des semitischen Sprachbaues rückhaltlos anerkannt. Wir lesen bei ihm (S. CCCXXIV): „Der Organismus dieser Sprachen (der hebräischen und arabischen) steht an Strenge der Konsequenz, kunstvoller Einfachheit und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem andern nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle.“ Das unbefangene Urteil des genialen Forschers neigt offenbar dahin, den semitischen Sprachen die zeitliche Priorität gegenüber den sanskritischen Sprachen zuzusprechen. „Wir sehen im Unterschied zu jenen in den semitischen Sprachen die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisierung“ (S. CCIV). Der arabischen Sprache gegenüber hält er die hebräische für die ältere (S. C). Seit Wilhelm von Humboldt sich in dieser Weise äusserte, haben sich nicht nur die Tore des Altertums weit geöffnet, sondern auch die Weiten der Erde haben in noch lebenden Sprachen der Sprachwissenschaft neue Aufgaben gestellt. Bisher unbekannt, ja ungenannte Sprachen der ältesten Zeit, die in den Trümmern versunkener Kulturzeiten entdeckt wurden und jene Sprachen ferner Zonen, deren Entdeckung und Erforschung die Wissenschaft namentlich der Mission zu danken hat, haben das Problem der vergleichenden Sprachwissenschaft zu einem überaus schwierigen und komplizierten gemacht; die für die Wissenschaft in Frage kommenden Momente sind zu einer unüberschaubaren Fülle angewachsen. Bei diesem Stande der Sache ist es nicht ohne einiges Interesse, wenn von urteilsfähigen Männern in allen Teilen der Welt das Richtmass einer einzigen Sprache an die verschiedensten Sprachen gelegt wird. Es geschieht wie von selbst, dass die hebräische Sprache dazu in Anwendung kommt. Weder die griechische, noch die lateinische noch irgend eine moderne Sprache wäre hierfür geeignet. Die hebräische Sprache ist bei aller Einfachheit reich genug und bei allem Reichtum einfach genug, um eher wie ein Normalcodex sprachlicher Erscheinungen zu dienen, als irgend eine andre Sprache. Sie vereinigt Biegsamkeit mit Stetigkeit und hat in Klang und Gesetz, in Flexion und Syntax eine eigentümliche geistige Wurzelhaftigkeit, eine originale Selbständigkeit, sodass sie wie eine Lehrerin erscheint für jede tiefere und geistigere Erfassung fremder Sprachen. Ich rede hier aus eigener Erfahrung. Bei dem Studium der tamulischen Sprache, die, dem dravidischen Sprachstamm angehörig, ursprünglich die Sprache hamitischer Einwanderer war, sind mir oft hebräische Reminiscenzen gekommen. Die Sprache ist ungemein reich, reicher selbst als die griechische, und zeigt ebenso in ihrer modernen als in ihrer älteren Gestalt, dem sogenannten Hochtamul, grosse und charaktervolle Eigentümlichkeiten. Das Eindringen in ihren inneren Organismus ist mir durch das Hebräische erleichtert worden. Ähnlich ist es andern ergangen. D. Warneck weist darauf hin¹⁾, dass die Erlernung der meisten afrikanischen Sprachen durch die Kenntnis des Hebräischen erleichtert werde.

In dem allen liegen Fingerzeige vor, dass es vielleicht der Zukunft vorbehalten ist, dass die Versuche der alten Theologen, das überragende Alter und das originale Verhältnis der hebräischen Sprache

1) Missionslehre II. S. 191.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



handlung unterwegs, die dann in Afrika nicht spediert werden konnten und in den verschiedensten Hafenorten liegen geblieben, oder wenn sie dort schon spediert waren, nie in die Hände der Besteller gekommen sind, wodurch unserer Missionshandlung und damit auch unserer Mission ein bedeutender Schaden erwachsen ist. Da die Buren überall mutig und erfolgreich vordrangen, waren die Verkehrswege durch die Kap-Kolonie wie durch Natal versperrt. Infolgedessen konnten drei unserer Betschuanen-Missionare nicht wieder nach Transvaal zurück: Peters und Wickert, die sich in Deutschland befanden, und etwas später Bevers, der nach Natal gereist war, wo seine Frau sich einige Wochen ihrer Gesundheit wegen aufhielt. Wickert glückte es im Frühling 1900, über Lorenzo-Marquez nach Hause zu kommen. Peters aber, der den rechten Zeitpunkt verfehlt hatte, ist es bis heute noch nicht gelungen und muss er fern von seinen Kindern noch immer in der Fremde sein. Das waren drei Missionsarbeiter weniger in schwerer anfechtungsreicher Zeit.

Die Buren brachen in Natal herein. Dort liegen die ältesten Stationen unserer Mission. Die Missionare sind Unterthanen der englischen Kolonie und haben unter dem Schutz der Kolonial-Regierung ein ruhiges, gesegnetes Missionsleben führen können. Auch haben sich im Gebiet unserer Sulumission, das sich über Natal, Sululand und Südost-Transvaal erstreckt, grosse und blühende deutsche Gemeinden im Anschluss an unsere Mission entwickelt. Bis dahin standen diese alle in brüderlicher Gemeinschaft. Nun wurde dieselbe durch den unglückseligen Krieg, der die Leidenschaften erregt hat wie selten einer, zerrissen. Ein jeder sah die Lage von seinem Partei-Standpunkt aus an. In den englischen Kolonien bestanden Volunteer-Corps, denen viele der Missionars-söhne und der deutschen Kolonisten angehörten. In Transvaal aber musste jeder zur Waffe greifen. So standen die Söhne unserer Missionare, Freunde und Verwandte in den feindlichen Heeren einander gegenüber und manche derselben sind gefallen. Welch' tragische Konflikte in so mancher uns lieben Familie! Und welche Sorge, ob der schroffe politische Gegensatz nicht schädigend auf unsere bis dahin so einheitliche afrikanische Mission eingewirkt hat!

Die Buren gewannen Sieg auf Sieg und drangen bis Ladysmith und Colenso vor, hielten sich jedoch last überall hinter der Tugela. Sie kamen auch bis Helpmakaar oder bis zu unserer Station Nazareth und proklamierten dort überall die Einverleibung in die Südafrikanische Republik. Dem Missionar Dedekind und den Deutschen wurde amtlich

erklärt: „Wer zu uns gehören will, hat sich in 7 Tagen zu melden; wer nicht, hat während dieser 7 Tage freien Abzug.“ Die Lage war höchst bedrohlich. Doch gelang es einem Deutschen aus Cransvaal, welcher eine hervorragende Stellung und grossen Einfluss unter den Buren hatte, für seine Landsleute in jenem Distrikt die Milderung zu erreichen, dass sie gegen Leistung des Neutralitäts-Eides im Lande bleiben konnten, und den haben sie denn auch geschworen, haben aber durch die Kriegskontributionen der Buren viel leiden müssen.

Inzwischen hatten diese Ladysmith umzingelt und den südlich gelegenen Bezirk von Estcourt durchstreift. Dort liegt unsere Station Empangweni, wo unser Direktor Egmont Harms mit seiner Familie seit kurzem wohnte. Als die Buren in der Nähe waren, hatten zwei zu ihnen gehörige Deutsche, von denen einer ein Missionarssohn war, ihn besucht. Das war alles, was er je mit dem Heer der Buren zu thun gehabt hat. Einige Wochen später aber, als General Buller diese zurückdrängte und in der Nähe sein Lager aufschlug, wurde Harms verhaftet und auf Grund eines gänzlich unbegründeten Verdachtes hin verhaftet. Sieben Wochen lang ist er in harter Weise in dem gewöhnlichen Gefängnis zu Estcourt gefangen gehalten und erst nach mehrfacher intervention ohne Ehrenerklärung und ohne Entschädigung nach Durban und dann nach Deutschland entlassen, obwohl seine völlige Schuldlosigkeit durch die Untersuchung evident erwiesen war.

Nach langem vergeblichem Ringen gelang es dem inzwischen zum Oberbefehlshaber der englischen Truppen ernannten Lord Roberts, durch seinen erfolgreichen Angriff auf die Burenstaaten das seit Monaten hart belagerte Ladysmith zu entsetzen und die Buren zum Rückzug aus Natal zu zwingen. Dadurch wurde der Kriegsschauplatz in den Oranje-Freistaat und nach Transvaal verlegt und Natal wurde frei.

Bis dahin hatten unsere Missionare und unsere Stationen schon viel leiden müssen. Die Kriegslasten drückten hart und schwer. Enorme Leistungen mussten immer wieder gemacht werden an Proviant, an Schlachtvieh, an Zugochsen, an Pferden und Wagen. Und nicht nur mussten grosse Geldopfer gebracht werden, sondern, was noch schlimmer war, die Einnahme stockte und blieb bald ganz aus. Die Gemeinden konnten ihre Kirchen- und Schulabgaben, und die Pächter konnten ihre Pacht nicht bezahlen. Das bedeutete für die Mission einen Ausfall von mehr als 150,000 Mark. Und wie war der Ackerbau geschädigt! Es fehlte an *Arbeitskräften*, da alle weissen Männer bis auf die Ungesunden

und Unbrauchbaren zum Kriege einberufen waren; und wenn sie auch zeitweise beurlaubt wurden, so genügte das kaum für das Allernotwendigste. Das traf aber die Deutschen mehr als die Buren, da jene einen weit mehr ausgedehnten Ackerbau betreiben, während unter den Transvaal-Buren viele noch in der Weise ihrer Väter hauptsächlich von ihrer Viehzucht lebten.

Inzwischen waren hier und da die Schwarzen unruhig geworden. Ihre Sympatien waren im ganzen mehr auf Seiten der Engländer, obgleich sie im Grunde alle Weissen hassten. Auf beiden Seiten waren ihrer viele mit im Kriege; sie hatten alle Dienstleistungen beim Cross und in den Lagern zu besorgen, hatten Schanzarbeiten und dergleichen zu machen. So hatten besonders die Buren viele Männer aus verschiedenen von ihnen unterworfenen Stämmen mit in den Krieg genommen, die ihnen ohne Lohn jene Dienste leisten mussten, während die Engländer ihren Kaffern gute Löhne auszahlten. Unzufriedenheit und Gärung war genug unter den Eingeborenen vorhanden und es ist wohl leider kaum zu bezweifeln, dass diese von gewissenlosen englischen Heissspornen geschürt wurde; eine Erhebung der Kaffern, besonders der kriegslustigen Sulu war eine zeitlang ernstlich zu befürchten.

Aber Gott hat sie zurückgehalten einerseits durch die Furcht — denn eine solche Kriegsführung hatten sie noch nie gesehen — und andererseits durch den bedeutungsvollen Einfluss der Mission. Hat doch unser Missionar Stallbom zu Bethel in Nordsululand dem jungen König Dinisulu direkt das Versprechen abgenommen, sich ruhig zu verhalten und sich nicht in die Streitigkeiten der Weissen zu mischen, und er hat's gehalten. Jener schreibt später darüber:

„Es sind bereits 1½ Jahre verflossen und Dinisulu hält sich strikt an sein Wort und meinen Rat. Seine Feinde stellen ihn als kriegslustig hin, doch mit Unrecht. Die Eingeborenen sind roh, lügnerisch, diebisch, ungehorsam und aufständisch geworden, und selbst die Getauften sind hiervon nicht ganz freizusprechen. Ein grässlicher Mord geschah in nächster Nähe, wobei die wilden Sulu das Fett, Herz u. s. w. herausholten, um die kriegslustige Partei damit aufzureizen zu grösserem Mut und Rohheit. Dinisulu haben wir es zu danken, dass es nicht zum Aufstande kam. Er wies alle falschen Rapporteurs und Aufstandsprediger zurück, ganz nach dem, was er mir im September vor einem Jahr versprochen hatte. Er liess mich damals rufen und bat um meinen Rat, den er strikt befolgte. Auch unsere Regierung (die Buren), bat mich dazumal, mit Dinisulu die Korrespondenz allzeit unterhalten zu wollen. Beide haben meinen Rat respektirt. Im Februar schrieb Dinisulu an mich: „Heute haben wir offenbar erkannt, dass

du mir und dem ganzen Suluvolk ein Vater gewesen bist.“ Und wie viele von den Vornehmsten des Suluvolks sind zu mir gekommen, indem sie mir dankend sagten: „Wärest du nicht hier gewesen, es stände mit dem Suluvolk nicht so, wie es heute steht.“ —

In einer späteren Periode des Krieges haben freilich Räuberscharen der Sulu verschiedentlich Streifzüge gemacht, um das Vieh der Farmer zu rauben, wobei sie jedoch unsere Missionsstationen unberührt gelassen haben. Das Volk aber hat sich bis heute still und ruhig gehalten. —

Höchst gefährlich aber waren die Einfälle des Bakhatla-Königs Lencoe, welcher im Nordwesten von Transvaal in Britisch-Betschuanaland wohnte. Während die Buren fern im Osten und im Süden kämpften und das Land fast ohne Schutz war, machte derselbe mehrfach Streifzüge über die Grenze, raubte, plünderte und mordete, wo er konnte, bis ein Buren-Kommando ihm den Weg verlegte und Einhalt gebot. Unser Missionar Bodenstab, welcher von seiner Station Phalane aus seine zerstreuten Gemeindeglieder aufsuchte, um sie mit Wort und Sakrament zu bedienen, geriet dabei eines Tages in Todesgefahr. Von streifenden Bakhatla wurde aus dem Hinterhalt mehrfach auf ihn geschossen; ja, ein Schuss verwundete ihn sogar am Hinterkopf, Gott sei Dank, jedoch nicht gefährlich.

Im Gebiet des Königs Lencoe liegt unsere Station Melorane, welche durch Vererbung des Missionars Fitschen vor dem Kriege vakant geworden war und noch nicht wieder besetzt werden konnte. Der dortbin bestimmte Missionar konnte die Station nicht erreichen. Dieselbe wurde zuerst von Missionar Rodewald in Mocoeli und nach dessen Tode durch den jüngeren Jensen von Einokana aus versorgt. Lencoe war das ein Dorn im Auge und er hat Jensen mit dem Tode bedroht, wenn er nach Melorane käme. Ja, er hat auch seinen Unterthanen verboten, den Missionar ihrerseits aufzusuchen, was diese aber trotzdem immer wieder versucht haben. Alle Bitten Jensens, diese Verbote zurückzunehmen, sind bis jetzt leider vergeblich gewesen.

Wir erwähnten Missionar Rodewald's Tod. Er war nicht der einzige, der uns von Gott entrissen wurde; und das war auch eine Anfechtung. Zu einer Zeit, in der nach Menschen Gedenken die Missionare am unentbehrlichsten waren, raffte das Fieber eine ganze Reihe derselben und unter ihnen einige der tüchtigsten und erfahrensten schnell dahin. Und die tückische Krankheit trat gewiss dadurch so verheerend auf, dass die Missionare durch den Mangel entkräftet waren und dann

die ärztliche Hilfe und die nötigen Heilmittel und vor allem die so notwendige Pflege entbehren mussten. Es waren die Missionare Wilhelm Behrens sen., der bekannte Gründer der Station Bethanie in Transvaal, Georg Behrens in Harmshope mit Frau und Töchterlein, Rodewald in Mocoeli, Wickert in Mahanaim, der ein Monate langes schweres Krankenlager hatte, Rück in Empfangweni, Wolff in Ekuhlengeni und Frau Missionar Schepmann in Berseba. Und mehrere der anderen Brüder haben ebenfalls lange krank gelegen und sind dem Tode nahe gewesen. Auch unter den schwarzen Christen hat das Fieber viele Opfer gefordert. Die meisten jener Todesfälle landeten im Frühling des Jahres 1900 statt (Rück und Wolff starben im Oktober desselben Jahres, Wickert im März 1901).

Inzwischen waren die Engländer in Transvaal eingedrungen, hatten die Städte besetzt und einen Teil des Landes mit ihren Truppen überzogen. Dann erklärten sie die Annexion der beiden Burenstaaten und forderten die Unterwerfung der Buren und der im Lande wohnenden deutschen Missionare und Kolonisten. Die Letzteren jedoch und fast alle Missionarssöhne standen noch mit den Buren im Felde. Von den anderen ergaben sich manche oder leisteten doch den verlangten Neutralitätseid. Aber der Kampf wogte hin und her; bald hatten die Engländer eine Gegend in ihrer Gewalt, dann kamen die Buren wieder. Den Eid, der jenen geleistet war, erkannten diese nicht an und diese wiederum verlangten auf Grund der gewaltthätigen und ungerechten Annexion Unterwerfung. So gab es viele tragische Konflikte, die Gewissen wurden verwirrt und bedrückt, und mancher wurde ein Opfer dieser Verwickelungen. Sie hatten, ohne genaue Kunde von der wirklichen Sachlage zu haben, geglaubt, die Engländer seien nun die Obrigkeit des Landes, hatten sich unterworfen und mussten, als dann die Buren jene wieder aus dem betreffenden Bezirk vertrieben, vor ihren eigenen Landsleuten über die Grenze fliehen.

Die Engländer führten dann ihr berüchtigtes Verwüstungs-System ein, um die Buren dadurch immer mehr zu isolieren und durch Noth und Hunger zur Übergabe zu zwingen. Besonders in den Distrikten von Rustenburg, Uetrecht und Urijheid wurde dasselbe mit schonungsloser Härte zur Ausführung gebracht. Da dort viele unserer Missionsstationen und unsere deutschen Kolonisten-Gemeinden liegen, so wurden dieselben auf das schlimmste davon betroffen.

Bei den Stationen Rustenburg, Krondal, Saron, Kana, Berseba,

Bethanie, Hebron, Jericho, Polonia, Molote, Bethel, Entombe und Lüneburg-Bergen wurden die Gärten und Äcker von den englischen Truppen abgeerntet und verwüstet. Das Getreide, welches sie nicht mitnehmen konnten, liessen sie von ihren Pferden und Ochsen zertreten. Die Scheuern und Speicher wurden geplündert und niedergebrannt. Missionar Behrens, der eine weite Strecke durchfahren hat, schildert den Anblick mit folgenden Worten:

„Wie sah es in meinem Hause aus! Thüren eingeschlagen, Fenster zerbrochen, Kommoden, Bureaux, Nähmaschine, Nähtische, Schränke aufgebrochen und alles im Hause durcheinandergewürfelt! In allen Zimmern lagen Bücher, Zeug, Papiere, Briefe, Pappschachteln, Porzellangeschirr u. s. w. in buntestem Gewirr durcheinander. Meine Leute sagten mir, es habe am Morgen nach der Ausplünderung noch bunter ausgesehen, sie hätten doch schon etwas Ordnung hineingebracht. Was des Mitnehmens wert war, haben die Soldaten mitgenommen, das Übrige beschädigt. Ja, an jenem Morgen haben sie die Leute beordert, alles hinauszutragen aus dem Hause, da sie das Haus anstecken wollten. Als alles draussen war, haben sich die Soldaten noch herausgesucht, was ihnen gefiel, und sind dann abgezogen, ohne das Haus in Brand zu stecken, und der Oberhäuptling befahl, alles wieder hineinzubringen, und stellte jemand an, das Haus zu bewachen. Die Welt jenseits der Magalisberge ist wie ausgestorben. Allenthalben verwüstete und abgebrannte Häuser; kein Wagen, kein Vieh, kein Mensch zu sehen, als nur wo Betschuanen wohnen! Am grossen Transportwege liegt es allenthalben voll toter Pferde und Ochsen, selbst an den Flüssen entlang und im Wasser bei den Fussspannplätzen. Allenthalben halten die Hasvögel ihr Mahl. Im ganzen Land herrscht ansteckend die Lungenseuche und geht viel Vieh tot und tausende werden geschlachtet. Der Viehstand des armen Landes geht vollkommen zu Grunde, das ganze Land wird eine grosse Wüste. Armes Land!“

Die Missionare wurden, ohne etwas verschuldet zu haben, gleich den deutschen Farmern und den Buren mit ihren Familien gewaltsam fortgeführt und in die hin und her errichteten Lager gebracht. Alle würdige Missionare und ihre Frauen wurden dabei in der rücksichtslosesten Weise behandelt. In Entombe z. B. brachen die Soldaten in das Haus ein, während Missionar Wagner und Frau noch im Hause waren und ein Offizier bei ihnen in der Stube sass. Sie raubten die Bettdecken und das Leinenzeug und nahmen aus den Nebengebäuden alles, was sie gebrauchen konnten. In Berseba haben sie noch schlimmer gehaust und diese vor den Augen des Missionars niedergebrannt. Beim Wohnhause haben sie es auch versucht, doch ist ihnen die Brandstiftung dort nicht gelungen. Meistens mussten die Brüder und ihre Familien bei der Fortführung sich so schnell fertig machen, dass sie sich nur notdürftig mit Kleidung und Lebensmitteln versehen konnten und nachher

in den Lagern grossen Mangel litten. Von ihrem Hab und Gut mussten sie sich trennen; was sie in langen Jahren mit treuem Fleiss erworben und erarbeitet hatten, mussten sie in kurzen Stunden untergehen sehen. Die Stationen, die Häuser, die Kirchen hatten sie selber erbaut; die Gärten und Felder hatten sie mit saurem Schweiss urbar gemacht und kultivirt, nun mussten sie's der Uerwüstung anheimfallen sehen. Bänke, Tische, Stühle, Betten und alles was von Holz war, die Kirchenbänke, sogar Kanzel und Altar wurden herausgerissen und zum Feueranzünden verwendet und ihre Bücher, die auf den einsamen Stationen ihnen besonders lieb und wert geworden waren, wurden umhergeworfen oder verbrannt. Die Stationen Krondal, Molote, Bethel, Entombe und Lüneburg, wahrscheinlich auch Jericho sind vollständig zerstört. Die Filiale haben in vielen Fällen das gleiche Schicksal erlitten. Und nach den letzten Nachrichten ist zu befürchten, dass die bisher noch verschonten Stationen in den Distrikten von Lichtenburg und Zeerrust jetzt Ähnliches werden erdulden müssen. Die meisten unserer Betschuanen-Missionare sind samt ihren Familien gleich sämtlichen deutschen Kolonisten in die Gefangenschaft geführt.

Zuerst traf dieses harte Geschick den alten mehr als 70jährigen Missionar Kaiser in Hebron und seinen Sohn, der seit einigen Monaten sein Gehilfe war, samt seinem Freunde Hermann Wenhold, der bereits die Wegnahme des Hamburger Dampfers „Bundesrat“ im Anfang des Krieges mit erlebt hatte. Die beiden jungen Missionare befanden sich als Passagiere darauf. Die Missionare Kaiser, Uater und Sohn, wurden als Kriegsgefangene in das Lager zu Greenpoint bei Kapstadt gebracht und bald wurde der junge Missionar Wenhold aus Kana ihnen zugesellt. Als die Pest in Kapstadt bedenklich zunahm, wurde dieser mit vielen Burengefangenen nach Indien transportirt, wo er sich noch jetzt in dem Lager bei Bellary befindet und trotz aller Uersuche unsererseits nicht frei zu bekommen ist. Es ist weder vorher noch während seiner Gefangenschaft das Geringste vorgekommen, das solche harte Behandlung eines Missionars rechtfertigen könnte; vielmehr hat Wenhold sich stets still und ruhig verhalten und gut geführt. Seine beiden Leidensgefährten sind bald nachher nach Pretoria entlassen, wo sie die Ihrigen vorgefunden haben. Denn diese waren gleich den Missionfamilien von Saron, Rustenburg, Berseba, Bethanie und Polonia erst in ein Lager bei Pretoria gebracht und hatten dann die Erlaubnis bekommen in Pretoria auf ihre Kosten zu leben, durften jedoch nicht nach ihren

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über €4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für €
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

erwies, wieder nach Hause entlassen, jedoch ernstlich verwarnet worden, sich vor allem Verdacht zu hüten, da er bei abermaliger Beschuldigung so leicht nicht wieder loskommen würde. Gewiss wird der ihm feindlich gesinnte König bald wieder Anlass suchen, seinen alten Missionar in's Verderben zu stürzen. Dieser aber, der mehrfach am Fieber hart darnieder gelegen und treu auf seinem Posten ausgehalten, muss nun samt den Seinen in täglicher Furcht und Sorge sitzen. Denn wenn die englischen Heerführer den Anklagen der lügnerischen Schwarzen so leicht Gehör schenken, ist alle Ruhe und Sicherheit dahin.

Die Sache ist aber um so trauriger, als die Ursache der Feindschaft jenes Königs eine höchst bedenkliche ist. Er ist kein Heide mehr, sondern ist Christ, hat in der Kapkolonie etwas englischen Bildungsfirmiss bekommen, hat keinen Gefallen an der nüchternen ernsten Weise unserer Mission, an ihrer Ordnung und an ihrer Zucht, ist aber voll Sympathie für die sogenannte Aethiopische Kirche und die von dieser proklamirte Freiheit. Er hatte schon vor dem Kriege Sendlinge derselben nach Ebenezer gezogen, die aber kaum Erfolg hatten; nun hofft er durch Vertreibung des Missionars ihnen Raum zu machen. Und es ist überhaupt zu befürchten, dass diese rührigen und verführerischen Elemente in den verlassenen Gemeinden eine gefährliche Propaganda betreiben und die Arbeit unserer Missionare empfindlich schädigen. Es war unsern Missionaren bis dahin gelungen, unsere Mission im ganzen einheitlich und frei von sektiererischem Treiben zu erhalten. Dass das unter englischem Regimente viel schwieriger sein und unser Missionsgebiet dem Eindringen des Sektenwesens, wie auch dem der römischen Sendlinge mehr ausgesetzt sein wird, ist sehr zu befürchten.

Und wie gross ist die Gefahr der Verwilderung und des Abfalls für unsere heidenchristlichen Gemeinden, sowohl in der Sulu- als in der Betschuanen-Mission! In der letzteren namentlich war der Zuwachs überall ein überwältigend grosser gewesen. Ein starker Strom führte den Missionaren fast auf allen Stationen die Heiden zu. Die Gemeinden waren bis zu 2000, 3000 Seelen und darüber — Saron hatte etwa 5000 — angewachsen und mit ihren Filialen waren sie räumlich weit ausgedehnt. Es waren zum teil weitverzweigte Parochieen. Obschon unsere Missionare eine sehr strenge Taufpraxis hatten und erst nach möglichst gründlichem Unterricht und einer streng überwachten Katechumenenzeit die Taufe vollzogen, so mögen doch, von dem allgemeinen Lern- und Taufverlangen getragen, unreife und schwache Elemente genug in die Ge-

weinden mit hineingekommen sein. Und nun ist eine Zeit kräftiger Versuchungen über sie hereingebrochen durch die Verführung zügelloser Söldnertruppen und durch das von einer christlichen Macht gegebene grosse Ärgernis, durch das Aufhören von Zucht und Ordnung, von Gericht und Obrigkeit im Lande und durch die rücksichtslose gewaltsame Entfernung ihrer Führer und Berater, ihrer geistlichen Väter, welche fast überall den kräftigsten und heilsamsten Einfluss auf sie ausgeübt hatten. Und wie reckt der alte Wolf, das Heidentum, seine Glieder und sucht seine abtrünnigen Kinder wieder zu verschlingen. Da ist vieles geschehen, was uns jetzt noch verborgen ist. So viel aber haben wir schon vernommen, dass manche Christenseele der Verführung des Heidentums wieder erlegen ist. Die heidnischen Unsitten wie die Boguera und Bogali (Beschneidung), der Frauenkauf und Verkauf und die Polygamie haben neue Kräfte gewonnen. Unsitten und Laster, die in manchen Christengemeinden fast überwunden waren, ja, die wie die Boguera und Bogali auch in einzelnen heidnischen Stämmen nicht mehr aufkommen konnten, schiessen nun aufs neue wieder geile Triebe und die langjährige treue Arbeit unserer Missionare ist dadurch stark gefährdet.

Auch hat die alte Rauf- und Kampflust neue Nahrung gefunden. Die Stämme, die früher stets auf dem Kriegsfuss miteinander standen, die aber durch die strenge Zucht der Buren-Regierung und durch den versöhnenden Einfluss der Mission zu friedlichem Nebeneinanderwohnen und zu gegenseitiger Annäherung angeleitet waren, traten schroffer gegeneinander auf. Ja, zwischen den Bakhalla bei unserer Missionsstation Mosetta und den Bagoluba bei der Station Potoane kam es zum offenen Kriege, den Missionar Niebuhr mit folgenden Worten beschreibt:

„Der Krieg zwischen den Bakhalla und Bagoluba wäre jedenfalls nicht ausgebrochen, wenn nicht der Krieg zwischen den Buren und Engländern gewesen; es hätten wenigstens die hiesigen beiden Volksstämme ihre Fehde nicht in der Weise austragen können, wie es geschehen ist. Es fehlte die feste Hand, die ihnen wehrte.¹⁾“

„Der Krieg wurde durch Chronstreitigkeiten in Mosetta verursacht, in welche auch unser Volksstamm, die Bagoluba, mit verwickelt wurde. Dort in Mosetta floss das erste Blut und eine Anzahl Männer wurde getölet. Die Bagoluba schritten darauf zuerst zur Gewaltthat gegen die Bakhalla. Am Abend des

1) Die Bakhalla und Bagoluba sind zwei Betschuanenstämme, welche nördlich von Pretoria wohnen und deren Gebiete aneinandergrenzen. Bei jedem Stamm haben wir eine Missionsstation, bei den Bagoluba Potoane mit Br. Niebuhr, bei den Bakhalla Mosetta mit Br. H. Behrens. Diese Bakhalla sind nicht dieselben wie das vorhin erwähnte Volk Lencoe's, sind aber mit ihnen verwandt.

24. Juni, einem Sonntage, steckten sie acht abseits gelegene Häuser von Mosetse in Brand und töteten auch dabei zwei Männer. Den kommenden Morgen waren aber die Bakhatla schon vor unserer Heidenstadt, und es entspann sich ein Gefecht, in welchem die Bagoluba Sieger blieben. Sie trieben die Bakhatla bis in ihre Stadt zurück und steckten viele Häuser in Brand. Es hatte wieder Cote und Uerwundete gegeben. Den Bakhatla lag aber nichts ferner, als sich für besiegelt anzusehen, sie liessen den Kampf einige Tage ruhen, benutzten aber die Zeit um sich mehr Munition zu verschaffen. Ihr Augenmerk war auf Potoane gerichtet.

Am Donnerstag den 28. Juni 1900, als am zweiten Tage des Hermannsburgers Missionstestes, erschienen die Bakhatla frühmorgens vor Potoane. Sie überrumpelten die wachhaltende Mannschaft, welche, von panischem Schrecken ergriffen, davon eilte. Hinter ihnen waren die Bakhatla, fortwährend heftig schiessend und ein fürchterliches Siegesgebrüll ausstossend. Die Flihenden nahmen ihre Richtung auf mein Haus zu. Ich selbst lag noch im Bett, als das Schiessen anfang; denn ich war schwer am Fieber krank. Ich fand kaum Zeit mich anzu- kleiden zu können, bis der Spektakel zu meinem Hause kam. Die Kugeln pfliffen zu beiden Seiten meines Hauses vorbei und vor demselben standen Bakhatla, die den Flihenden ihre Kugeln nachsandten. Es dauerte nicht allzulange, so war es wieder still bei meinem Hause, aber Grauen erregende Gestalten sah ich in Potoane zurückbleiben. Ich sah von meinem Fenster aus, wie sie mit der Brand- lackel in der Hand von Haus zu Haus gingen und bald loderten die Flammen zum Himmel empor. Ja, mein ganzes Potoane ist niedergebrannt bis auf das letzte Haus; ebenso auch Bethlehem (ein Filial) an der anderen Seite des Flusses, und etwa die halbe Heidenstadt, auch alle Wohnungen meiner Gemeindeglieder in Mosetete (einem zweiten Filial) sind ein Raub der Flammen geworden an einem andern Tage. Nur eine ganz kleine Anzahl meiner Gemeindeglieder hat ihre Häuser behalten.

An dem soeben beschriebenen Schreckenstage sind auch zwei Männer von Potoane gefallen, deren einer ein Kirchenvorsteher war. Der Krieg war noch nicht zu Ende. Es sind noch andere Schreckenstage nachgefolgt. Die Bakhatla haben gebrannt, geraubt und geplündert, wo sie nur konnten, und kamen nach drei Tagen auch wieder nach Potoane. In meiner Abwesenheit haben sie sich auch an meinem Eigentum vergriffen, sind in mein Haus eingebrochen und haben viele Sachen geraubt. Die Zahl aller im Kriege Gefallenen beträgt etwa 60, darunter sind 6 aus meiner Gemeinde. Einer war schwer verwundet und ist, da er nicht fliehen konnte, samt seinem Hause von den Bakhatla verbrannt. Auch zwei, die in der Cautschule waren, sind gefallen und einer ist zum Krüppel geschossen. Meine Leute haben schwer zu leiden gehabt, ihre Häuser waren verbrannt, viele ihrer Sachen ein Raub der Flammen geworden oder die Bakhatla hatten sie als Beute weggenommen.

Br. Behrens schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Das war schrecklich! Überall rauchende Trümmerhaufen, dazu lagen die Leichen im Felde mehrere Tage, ehe sie begraben werden konnten, und mehrere Leute sind in den Häusern verbrannt. Bei diesem Volk bricht in solchen Zeiten das alte Wesen doch zu leicht wieder hervor. Da war es schwer, Missionar zu

sein. Jetzt ist hier Ruhe — schreibt er am 13. April 1901 —, aber beendet ist die Sache noch nicht. — Persönlich geht es mir, Gottlob, bislang noch immer gut. Freilich, manches möchte man anders haben, aber ich für mein Teil klage durchaus nicht. Unsere Speise besteht aus Sauerpapp; Sie werden diesen Brei von zerstampfem Rasternkorn wohl kennen. Brot giebt's seit August vorigen Jahres (also seit 1900!) nicht mehr, sowie Butter, Kartoffeln, Gemüse u. s. w. Sauerpapp Morgens, Mittags und Abends! Aber wir leben dabei. Auch habe ich versucht, Heuschrecken zu essen, allein bislang schmecken sie mir nicht. Was wir anfangen, wenn Kleider und Schuhe alle werden, weiss ich nicht; müssen wohl Sandalen tragen und Kleider von Fellen. Sehr leid thut es mir, dass kein Abendmahl sein kann, da wir keinen Wein mehr haben und die Engländer nichts aus Pretoria herauslassen. Beten Sie für uns, dass wir bald erlöst werden aus dieser Trübsal."

Und am 22. August 1901 giebt derselbe Missionar uns aus all dem Dunkel heraus ein Lichtbild, mit dem wir unsere Schilderung schliessen wollen:

Mitten aus all den betrübenden und traurigen Nachrichten heraus, die Sie gewiss empfangen werden, möchte ich Ihnen doch auch gern einmal etwas Erfreuliches schreiben Dass der Herr bellend bei uns ist, dies zu erfahren, haben wir jetzt recht oft Gelegenheit . . . Nicht allein, dass Er uns bisher so reichlich behütet hat, dass wir können unsere Arbeit thun, sondern auch viel mehr darin, dass des Herrn Reich trotz Teufel und allen seinen Helfershelfern sich noch weiter ausbreitet. Das stärkt dann mächtig den Glauben, wenn wir dies sehen.

Irre ich nicht, so habe ich Ihnen bereits mitgeteilt, dass ich im Mai nach Hebron war. Zwei Sonntage hielt ich dort Gottesdienst, und konnte am zweiten Sonntag (Exaudi) Nachmittags 140 Erwachsene taufen, nachdem ich sie am Tage vorher geprüft und tüchtig befunden hatte. Am Nachmittage taufte ich noch eine Kranke daheim, die bald darauf gestorben ist, hoffen wir, selig. Alle 140 — Miss. Kaiser hatte vor seiner Gefangennahme den Cautunterricht mit ihnen fast vollendet — hatten den Katechismus gut inne. Es war ein Tag grosser Freude. (NB. Als Br. Behrens von dieser Fahrt heimkehrte, hatten unterdessen englische Soldaten sein Haus ausgeplündert). Bald darauf gedachte ich hier auf Mosella die Cautschüler zu taufen. Sechs junge Männer habe ich in der Woche am Dienstag getauft, da sie von den Engländern auf Arbeit kommandirt waren. Sonntags darauf taufte ich hier wieder 33. Diese haben die Cautschule bei mir beendet. — Bereits hatte man mir von Jericho Nachricht geschickt, dass auch von dort Cautschüler kommen würden. (Die Station ist vakant.) Da eines Tages sehe ich einen Wagen und eine Menge Volks angezogen kommen; ich weiss im ersten Augenblick nicht, was das zu bedeuten hat. Bald aber merke ich, dass es die Jerichoer Cautschüler sind. Ganz Mosella war erstaunt über soviel Volk. Sie kamen Vormittags. Ich schickte gleich nach Potoane, Bruder Niebuhr zu rufen. Der kam nach Mittag, und wir haben sie geprüft, Br. Niebuhr im Katechismus und ich in biblischer Geschichte. Da Kirchenvorsteher und Lehrer in Jericho bereits die Schwachen ausgeschieden hatten, so konnten diese alle getauft werden. Es waren 79 Erwachsene, die ich dann am folgenden Tage nebst 25 Kindern ge-

tauft habe. Sonntags darauf kam noch einer, der wegen Krankheit nicht hatte mitkommen können, so dass die ganze Summe 105 beträgt. Obgleich das Cant-
fest an einem Wochentage war, beteiligte sich doch die hiesige Gemeinde rege
daran. Ein grosser Teil der Leute von Jericho hat hier bei meinem Hause im
Freien kampiert. Abends spät höre ich einmal ein Singen, ich stehe auf und
gehe hinaus, da sind es die Cautschüler, die ihre Abendandacht im Freien halten.
Es trieb mir fast das Wasser in die Augen, als es durch die stille abendliche
Luft von den Lippen der Heiden erscholl: Baka Morena, ea khosi e thata ea
hlotlo — d. h.: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren. Fröhlich zogen
sie, wie weiland der Kämmerer, am andern Tage ihre Strasse. —

Und wieder hatte ich vor Kurzem die Freude, hier in meiner Gemeinde
noch einmal 5 taufen zu können. Nicht wahr? Sie werden sich mit uns freuen
und Gott danken, der uns treulich beisteht. Es scheint mir, als wenn die
Kirchenvorsteher in den verwaisten Gemeinden sich alle Mühe geben,
Ordnung zu halten. Die von Hebron und auch von Jericho haben angefragt
und um Rat gebeten . . . In manchen Stücken haben die Leute es nicht leicht.
So müssen alle, die getauft oder auch die getraut werden wollen, hierher, was
bei einer Entfernung von mindestens 40 Kilometern keine Kleinigkeit ist. . . .
Es sollte ein fröhlicher Brief sein zwischen all den traurigen.“



25 Jahre am Dyassa.

Geschichte der freischottischen Livingstoniamission.

Von P. Strümpfel-Herren-gosserstedt.

Das Jubiläum, welches die Livingstoniamission und ihr aus-
gezeichneter Führer Dr. Laws jüngst haben feiern können, giebt Ver-
anlassung, an der Hand eines neuen trefflichen Buches¹⁾ und der letzten
Berichte die Entwicklung dieses gesegneten Werkes von neuem zu
schildern. Die Mission der schottischen Freikirche war die erste, welche
so tief in Innerafrika eindrang und die Uferländer eines grossen
afrikanischen Sees zum Arbeitsgebiete christlicher Sendboten machte,
sie hat sich bei trefflicher Leitung grossartig entwickelt und überragt
alle anderen am Schire und Nyassa getriebenen Missionsarbeiten; zu
allem ist sie das anziehende und lehrreiche Muster einer planmässigen
Volkschristianisierung, welche mit Predigt und Schule umfassende
Civilisationsbestrebungen verbindet und auch damit in den Fussstapfen
des grossen Bahnbrechers wandelt, dessen Namen sie trägt.

1) Jack. Daybreak in Livingstonia 1901. Vergl. Julius Richter, *Evangel.
Mission im Nyassalande*. 2. Aufl. 1898.

1. Die Gründung.

In der wogenden Begeisterung, welche Livingstone 1856 in Schottland erweckte, fasste ein junger Student der Freikirche, James Stewart, den Gedanken, die neuen Entdeckungen für die Mission zu benutzen. Es kam zur Bildung eines Komites, welches 1861 Stewart selbst in Begleitung der Frau Livingstone hinaussandte. Livingstones Freude wurde aber enttäuscht; als Stewart am Sambesi und Schire die Verwüstungen der Sklavenhändler und die Katastrophe der Universitätenmission sah, erklärte er, dass jetzt keine Mission dort möglich sei, 1866 ging er nach Kafferland und wurde Leiter der Erziehungsanstalt Lovedale.

Erst die Bewegung, die Livingstones Tod hervorrief, brachte 1874 den alten Plan zur Ausführung. Dr. Stewart von Lovedale war grade auf Urlaub in Schottland und forderte auf, nunmehr dem grossen Tode, welcher soviel auf die schottische Zähigkeit und Energie gerechnet hatte, das schönste bleibendste Denkmal durch eine Mission am Nyassa zu setzen. Wohl war das Gebiet in Händen der Araber und Portugiesen, durch Fiebersümpfe gefährlich, aber fruchtbar, dicht bevölkert, tief im Herzen Afrikas gelegen und doch relativ bequem vom Meere aus durch Segelfahrt mit nur 60 engl. Mi. Trägerreise an den Murchisonfällen zu erreichen. Das für die neue Mission aufgestellte Programm entsprach den Gedanken Livingstones. Es umfasste auch die Einführung christlicher Civilisation und legitimen Handels, Erziehung, Industrie, medizinische Thätigkeit sollte die Predigt des Evangeliums begleiten; eine Hauptaufgabe sollte die Ausrottung des Sklavenhandels durch das Christentum sein. In ganz Schottland fand dieser Plan begeisterte Aufnahme. Alle politischen und kirchlichen Richtungen steuerten bei, in Kürze waren 200000 Mk. beisammen, Grosskaufleute wie Stevenson und Mackinnon, sowie alte Freunde Livingstones thaten freudig die Hand auf. Bedeutend war das Zusammenwirken der Kirchengemeinschaften, welches dem Werke von vornherein einen Unionscharakter gab. Die Reformed Presbyterian Church, welche bis dahin nur auf den Neuhebriden Missionare hatte, sagte sogleich die Mitwirkung zu, am 25. Mai 1876 schloss sie sich überhaupt der Freikirche an. Die United Presbyterian Church hatte alle Hände voll zu thun, namentlich durch ihre Kalabarmission, aber sie stellte einen ordinierten Missionsarzt Dr. Laws und bezahlte für ihn das Gehalt. Dieser Mann, von welchem Duff sagte, er sei „vom Missionsgeiste entflammt“, ist als der unermüdliche, umsichtige und praktische Führer die Seele der Livingstoniamission geworden

und durch Gottes Gnade ihr bei allem Personalwechsel bis heute erhalten geblieben. Nachdem er schon ein Stück Personalunion mit der Freikirche darstellte, ist durch die Vereinigung seiner Kirche mit der Freikirche 1900 das Band vollkommen geworden. Die Staatskirche wünschte ebenfalls mit der Freikirche zusammenzuwirken, schliesslich einigte man sich auf getrennte Unternehmungen in derselben Gegend und versprach sich dazu gegenseitig Rat und Hilfe. Zunächst sandte die Staatskirche den Dr. Henderson mit, um zu rekognoszieren. An die Spitze der Expedition trat, weil Stewart in Lovedale noch nicht abkömmlich war, der durch die Expedition zur Aufsuchung Livingstones und zweijährigen Verkehr mit diesem am Nyassa bekannte Marineleutnant Young. Belehrt durch frühere Misserfolge beschloss man ein zerlegbares Dampfsboot mitzunehmen, welches zur Einschüchterung der Sklavenhändler, zur Verproviantierung und Verbindung, im Notfalle zur Zuflucht dienen konnte. Die „Ilala“, nach Livingstones Sterbeort benannt, war 50 Fuss lang und hatte eine Maschine von 40 Pferdekräften.

Am 21. Mai 1875, etwa 13 Monate nach Livingstones Beisetzung in der Westminsterabtei, reiste die Expedition von London ab. Die Instruktion lautete dahin, im allgemeinen das Kap Maclear zum Ausgangspunkte der Erforschung zu nehmen, sofort die Absichten der Mission den Eingebornen deutlich zu machen, gegen den Sklavenhandel keine Gewalt, sondern friedliche Verhandlungen zu versuchen. Die Fahrt verlief glücklich; die Makololo, welche Livingstones Landsleute mit Freude begrüsst, stellten an 1000 Träger, welche die Ilala und ihre Ausrüstung in Lasten von 50 Pfund an den Murchisonfällen über die Berge trugen. Auf dem oberen Schire erregte das „Feuerschiff“ grosses Aufsehen, es war der erste Dampfer, der auf einen innerafrikanischen See gebracht wurde, die Araber erschrakten, sie hielten es für ein Kanonenboot. Am 12. Oktober 1875 bei Sonnenaufgang fuhr die Ilala in den See hinein, die Reisenden hielten Dankgottesdienst und sangen den 100. Psalm. Am Abend landete man auf dem weissen Sande des Kap Maclear, der kleinen Halbinsel, welcher Livingstone den Namen eines Freundes, des Astronomen in Kapstadt, beigelegt hatte. Der gute Ankerplatz, die frischen Seewinde, die schöne Vegetation schienen diesen Ort zur ersten Niederlassung zu empfehlen.

Die grossen Häuptlinge am See, welche vom Sklavenhandel lebten, erwiesen sich zwar meist wenig entgegenkommend, aber der gute Ruf des englischen Namens kam der Mission zu statten; die Umwohner

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



an, führte einen Markt ein und brachte die Schule in Gang, sodass er im Juli 1878 ein aufblühendes Werk dem neuen staatskirchlichen Leiter Macdonald übergeben konnte.

Am Kap Maclear war man inzwischen schon voll und ganz in der eigentlichen Missionsarbeit. Der Sonntag war mit Gottesdienst in Tschinyanja, Sonntagsschule, Abendgottesdienst in Englisch und Predigten auf den nächsten Dörfern besetzt, Mittwochs war Betstunde, jeden Morgen vor der Schule Bibelklasse. Um in den mit geistigen Fragen unbekannt, unwissenden Heiden den Boden für die christliche Wahrheit zu bereiten, führte Dr. Laws originelle Stunden ein, in denen die Erwachsenen über allerlei nützliche Dinge belehrt und daran geistlich Ansprachen geknüpft wurden, z. B. wurde eine Uhr gezeigt und erklärt, wie wir unsere Zeit einteilen, daran wurde illustriert, wie die Welt einen Schöpfer haben muss; oder es wurde über Bau und Verwendung der Baumwolle vorgetragen und die Baumwolle zuletzt als Gleichnis verwandt, um die Notwendigkeit der Änderung unseres Herzens zu zeigen. Die Schule war im Anfang sehr primitiv, auch kam die Gewöhnung an regelmässigen Besuch sehr allmählig, unter ihren ersten Schülern war der Sohn und Erbe des obersten Makolokhäuptlings. Die kaftrischen Gehilfen halfen viel in der Schule, 188 waren es bereits 2 Klassen mit 90 Schülern, Frau Dr. Laws unterrichtete die Mädchen. Mit besonderem Fleisse wurde die Industriemission betrieben. Als Konsul Elton 1877 nach Kap Maclear kam, staunte er über die Werkstätten, die Mühle, Ziegelei, Drainage, die bebaute Felder und die glatten Wege. Namentlich der Bau von Strassen anstatt der schmalen gewundenen Negerpfade wirkte civilisierend, hier lernten die Eingebornen zuerst arbeiten. Wichtig war es auch, dass sie von der einheimischen Weise jedes Jahr ein neues Stück Land durch Brennen zu roden und dadurch den Wald zu verwüsten, zu europäischer Ackerbereitung übergehen lernten. Dr. Laws, welcher 1879 aus Kapstadt für 300 Mark Kleingeld mitbrachte, wurde auch der Bahnbrechend für den Ersatz des Tauschverkehrs mit Kaliko und Kupferringen durch den Geldverkehr, welcher jetzt so hoch entwickelt ist, dass die Bank in Blantyre an vielen Orten Filialen unterhalten und die Regierung die Steuern in Geld erhalten kann. Die ärztliche Thätigkeit gewann besonders die Herzen und half den Aberglauben untergraben. Daneben trieb Dr. Laws sehr gründliche Sprachstudien, in 5 Jahren hatte er die Sprache der Nyanja fixiert, es erschienen Grammatik, Fibel, Liederbuch

Die in Lovedale 1881 gedruckte erste Auflage der Übersetzung des Evangeliums Macart ging im Kriege mit Sklavenhändlern verloren und erreichte gar nicht den See; zum Glück hatte man das Manuskript aufgehoben.

Die ersten 6 Jahre vergingen ohne Taufen; am 27. März 1881 wurde der Erstling Albert Namalambe getauft, welcher bald als treuer, dankbarer Gehilfe sich erwies. Die Schotten sind sehr vorsichtig und zurückhaltend mit der Taufe. Ihnen liegt vor allem die stille, aber sichere Umwandlung des ganzen Volkes mit dem Christentum am Herzen.

Während man ohne viel Experimentieren einfach an die Arbeit ging, bereitete man doch durch umsichtiges Erforschen des Sees und seiner Uferländer sowie durch Anknüpfung mit den verschiedensten Stämmen die weiteren Schritte vor. Man wusste vom See nichts weiter, als was Livingstone berichtet. Jetzt umfuhren ihn Young und Dr. Cass, entdeckten die Insel Likoma, das Livingstonegebirge und machten die ersten genauen kartographischen Aufnahmen. Von 1878 an leistete James Stewart Ausgezeichnetes durch Bereisung des hinter der Küste liegenden Hügellandes und der Hochebene zwischen Nyassa und Tanganika.

Als Ausgangspunkt für diese Erforschung der um den See liegenden Länder war Kap Maclear sehr vorteilhaft; dagegen stellte sich immer mehr heraus, dass es für eine weitere Ausdehnung der Mission sich nicht eignete. Es fehlte an fliessendem Wasser und an kultivarem Lande für eine grosse Gemeinde; vor Aliem war es durch die niedrige Lage und die Nähe eines Sumpfes so ungesund, dass die Missionen das Fieber nicht los wurden und schon mehrere ihm erlegen waren. Überdies hatte man nunmehr günstiger gelegene Orte zum Wohnen gelernt und war mit den Völkern, auf die es abzielt, vertraut geworden.

Die Verlegung des Schwergewichts nach dem Westufer.

Durch die vorübergehende Sorge für Blantyre war die Wahl des Missionenplatzes verschoben worden, aber 1877 begannen James und Cass umfassende, sorgsame Untersuchungen. Das südliche Ufer war zu niedrig und sumpfig, der Norden zu entfernt und da die Boote oft sehr nahe an den See herantreten, ohne geeignete Rhede; das mittlere Drittel des Westufers wohl geeignet, in Hügelland nach dem Inlande allmählich aufsteigend. Nach vielen Reisen und Beratungen entschied man sich endlich für Bandawe, 2 Tage von Kap Maclear, und traf im März 1881 Anstalten zur Verlegung der Missionen. Bandawe war von den zur Wahl stehenden Plätzen nicht

der gesündeste, auch nicht der günstigste Ankerplatz, ohne fließendes Wasser zur Berieselung, aber es hatte den besten Boden am Westufer, hatte immerhin weit besseres Klima als Kap Maclear und lag im bevölkerlichsten Bezirke, unter den friedlichen und freundlichen Tonga, aber zugleich mit leichtem Zugang zum westlichen Hochlande. Kap Maclear mit seinen Häusern und Gräbern und den Anfängen einer Christengemeinde blieb Hussenstation, Albert Namalambe erhielt allmählich die volle Leitung und evangelisierte von da aus in der Umgegend. Bekannt ist Drummonds ergreifende Schilderung seines Besuches auf der verlassenen Station 1883; sie erweckte freilich die falsche Vorstellung eines Misserfolges der Mission, als sei sie nach 6jährigen Mühen gescheitert. Das Gegenteil war der Fall. Von der neuen Station aus erfolgte bald die Ausdehnung nach festem Plane. Alle Zweige der Arbeit waren gleich nach dem Umzuge in vollem Gange.

In wenigen Jahren war Bandawe zu einer Musterstation ausgebaut. Die Kostschüler waren mit verpflanzt worden. Nun wuchs die Schülerzahl überraschend. Ausser den Schulen auf der Station entstanden einfache Elementarschulen in vielen umliegenden Dörfern, so dass schon Ende 1889 3080 Schüler gezählt wurden. Die Lehrer, anfangs selbst noch sehr bildungsbedürftig, kehrten von Zeit zu Zeit von den Dörfern nach der Hauptstation zurück, um einen neuen Kursus durchzumachen.

Die Verkündigung des Wortes geschah in immer ausgedehnterem Masse; der Missionseifer der jungen Bekehrten bot das Mittel dazu. Waren auch diese Evangelisten an Schulbildung weit zurück hinter einem zehnjährigen Schulknaben in Schottland, so waren sie doch fest im Glauben, feurig im Bekennen und konnten das Neue Testament mehr oder weniger fließend lesen. Um sie weiter zu fördern, richtete Laws 1890 in Bandawe eine „Predigerklasse“ ein. Jeden Freitag Abend wurde ein Bibelabschnitt erklärt, die Hauptpunkte an die Wandtafel geschrieben und von den jungen Männern in ihr Notizbuch abgeschrieben. Am Sonntag früh, ehe die Leute noch aus ihren Häusern kamen, waren die Evangelisten schon unterwegs nach den Ortschaften ringsumher, Fred Moir berichtet von 40 Predigern, die an einem Sonntage in den verschiedensten Dörfern denselben Text auslegten. Die Missionare unternahmen selbst mehrtägige Predigtreisen durch die Umgegend, so zogen z. B. Mac Alpine und Scott 1894 mit einem Harmonium und einer *Laterna magika* durch die Tongadörfer und sprachen in 9 Versamm-

lingen zu 2000 Menschen. Auch die Industriemission nahm in Bandawe eine neue Aufschwung. Bis zur Gründung des Instituts Livingstonia war Bandawe auch in dieser Hinsicht der Mittelpunkt. Maurer- und Zimmerarbeit, Landwirtschaft, Schneiderei und andere europäische Künste wurden ebenso eifrig betrieben, wie die einheimische Flechtarbeit. Handwerker arbeiteten fast immer an der Ziegelei, denn es gab viel zu thun, Bandawe lieferte Bausteine und Ziegel auch nach auswärts, selbst an Eingeborene. Denn diese sahen sehr bald den Vorteil eines Hauses ein, dem weder die Tropenregen noch die weissen Ameisen ein schnelles Ende bereiten konnten. Das beste Haus in der Umgegend war 1895 das vom Werkmeister der Missionsziegelei für sich selbst erbaut, mit 4 Zimmern, breiten Veranden, Glasfenstern, Füllungsthüren und einer anstossenden Küche. Über die 1889 eingerichtete, jetzt nach Livingstonia verpflanzte Druckerei ist weiter unten noch zu berichten. Zum Buchbinden wurden, wenn alte Zeitungen und Kaliko nicht hinreichten, Buchdeckel und Rücken aus Nilpferdhaut verwandt. Sir Henry Johnston schrieb von Bandawe schon 1890: „Hier gibts Wohnhäuser, die in England als komfortabel gelten würden und mit ihren hübschen Bogenfenstern, Kletterrosen und Blumengärtchen aussehen, als wären alte Bauernhäuser von daheim hierher verpflanzt. Hier gibts eine Werkstat und eine Druckerei, die immer beschäftigt ist. Hier gibts Ananas, die Dr. Laws zuerst in die Gegend eingeführt, Orangen und Inden, sowie grosse Gemüseplantzen. Kurz, Bandawe mit seiner kleinen Kolonie von fünf Europäern, seiner grossen Schule für eingeborene Kinder, seinen zugehörigen Dörfern, seiner Atmosphäre von Frische und reizendem Komfort, ist eine der achtungswerthesten und besten Früchte britischer Missionsarbeit, die je die Augen eines jeden Reisenden in der eintönigen afrikanischen Wildnis erfreut haben. Man fühlt sich europäisch berührt. Die kleine Kolonie besitzt eine von Dr. Laws langsam angesammelte staunenswerte Bibliothek mit den besten Büchern, Revuen und Zeitschriften, die von allgemeinem Interesse sein können oder auf besondere Gebiete wie Philosophie, Technik oder Landwirtschaft sich beziehen. Dr. Laws ist ein wissenschaftlich gebildeter Arzt und geübter Chirurg. Dieser Mann, welcher 15 Jahre sein ganzes Herz dem Nyassagebiete zugewandt, mit seiner Energie, zu einem Ingenieur, Zimmermann, Tischler, Drucker, Schmied, Schiffsbauer, Apotheker gemacht hat, sodass er seinen Zöglinge in alledem unterweisen kann, die ihn ge-

trieben hat, nicht nur Medizin, sondern auch Theologie genug zu studieren, um nicht nur den Leib heilen, sondern auch den Geist der Afrikaner bilden zu können, von denen er nie ohne warme Empfindung spricht, deren Fehler und Vorzüge er mit ruhiger Verständigkeit hervorhebt — Dr. Laws mit seiner wahrhaft christlichen Frömmigkeit verdient als der grösste Mann zu gelten, „welcher bis jetzt in Nyassaland aufgetreten ist.“ Ähnlich spricht sich Drummond aus, welcher Bandawe bald nach der Gründung 1882 besuchte und noch mehr auf das geistliche Leben achtete. „Die heiligste Erinnerung meines Lebens ist die an die Abendmahlfeier in der kleinen Kirche zu Bandawe, als ich den Kelch aus der schwarzen Hand des eingeborenen Kommunikanten empfing, eines Mannes, dessen Leben ihm vielleicht mehr Recht zur Teilnahme gab, als irgend einer von uns hat, er hat den Beweis dafür nachher in mancher schweren Stunde mit mir auf der Tanganikahochebene geliefert.“

Gleich bei der Anlegung von Bandawe hatte man aber nicht bloss die friedlichen Fischer des Congastammes, sondern auch die im Hinterlande wohnenden wilden Ngoni ins Auge gefasst. Denn sie waren das hervorragendste Volk im Westen des Sees. Die Ngoni oder Mafiti gehören zu den Sulu und waren in den Unruhen zur Zeit des Sulufürsten Tschaka 1825 über den Sambesi nordwärts gezogen. Von Tschaka hatten sie die militärische Stammesorganisation gelernt. Als ihr grosser Führer Songandaba am Tanganika gestorben war, gaben sie das Wandern auf und siedelten sich unter seinen Söhnen Mombera, Mtwaro, Mperembe auf der Hochebene westlich des Nyassa an, indem sie die dortigen Stämme teils unterwarfen, teils in sich aufnahmen. Stolz, blutdürstig, vom echten Sulucharakter, wie er von Südafrika bekannt ist, waren sie durch ihre Raubzüge die Geissel ihrer Nachbarn, die sich hinter Pallisaden oder auf Felseninseln im See zusammenflüchteten. Wiederholt hatten Laws u. a. die Ngoni besucht, sofort nach der Anlegung von Bandawe begann unter ihnen die Mission. Zunächst sandte Laws im Januar 1882 den bewährten kaffrischen Gehilfen William Koyi, welcher mit der Denkweise und Sprache der Sulu vertraut war. Im folgenden April, da grade Waffenruhe zwischen Ngoni und Tonga war, kam Laws selbst mit mehreren Begleitern und verhandelte mit den Häuptlingen. Immer wieder trat die Eifersucht gegen die Tonga hervor. Man fragte, warum die Missionare nicht bei ihnen wohnen wollten. „Kannst du Fische melken, dass du am See bleibst? Komm und lebe hier, wir wollen dir Vieh geben. Wir

sind die Herrn des Landes, alle anderen sind uns unterthan.“ Am wenigsten gefiel es, dass die Mission die Räubereien verhindern und den kriegerischen Geist schwächen würde. Darum liess man wohl die Predigt zu, aber die Schule verbot Mombera. Er müsse zuerst lernen, was gelehrt werden solle. Koyi hielt tapfer aus. Er war Zeuge von Feiern, Biergelagen und Kriegszügen. Allmählich gestattete Mombera auch Predigt in seinem Kraal. Er schätzte das Dasein der Mission als eine Ehre für ihn, und als einen Vorteil, weil sie Kaliko verkaufte und Kranke heilte. Auf die immer wiederholten Bitten um Erlaubnis zur Schule gab er 1884 zur Antwort, er wolle das Volk selbst unterrichten. Koyi machte wirklich einen Versuch, ihn das ABC zu lehren, aber meist hiess es: „Hör auf, gib mir Zeug!“ Andere tapferen Gehilfen kamen Koyi zu Hilfe. Als 1883 wieder ein Angriff auf die Conga drohte, ging Dr. Laws mit Dr. Scott wieder hinauf zu Verhandlungen; sie blieben noch immer vergeblich. Schutzsuchende Conga sammelten sich bei Bandawe, sie sahen in den Missionaren ihre Beschützer. Aber auf den Bergen war die Stunde noch nicht gekommen. Ehe wir erzählen, wie hier der Umschwung eintrat, müssen wir über die Gesamtlage der christlichen Unternehmungen am See in dieser Zeit erst das wichtigste nachholen.

3. Die afrikanische Seeen-Gesellschaft.

Wenn der Einfluss der Araber gebrochen werden sollte, musste den Eingeborenen gezeigt werden, dass sie die begehrten Waren, namentlich Kaliko, auch ohne Sklavenhandel bekommen könnten. Von Anfang an trieb die Mission deshalb Handel und kaufte grundsätzlich alles, was die Leute brachten. Infolge des Absatzes für ihre Produkte dehnten die Eingeborenen schon in den ersten zwei Jahren ihren Ackerbau bedeutend aus. Aber die Mission musste von diesen weltlichen

kommen. Zwar bestand die Gefahr, dass Missgriffe der Handelsgesellschaft die Mission beeinträchtigen oder dass deren Agenten nicht immer die rechten Männer für christlichen Verkehr mit den Eingeborenen sein konnten; aber die Vorteile waren doch überwiegend. Die Gesellschaft beförderte Elfenbein und andere Exportartikel billiger und besser als dies bisher durch Sklaven geschah, minderte durch rasche Fahrt auf ihren Dampfern die klimatischen Gefahren und brachte den Missionaren durch öftere Nachrichten und bequemen Bezug ihrer Bedürfnisse aus der Heimat grosse Wohlthaten. In Mandala (d. h. Brille, Spitzname, den John Moir von den Schwarzen erhielt) nahe bei Blantyre, mit dem es durch schönen Weg mit stattlicher Allee verbunden ist, entstand das Hauptquartier. Man fing mit kleinem Kapital und vorsichtig an. Ein kleiner Dampfer „Lady Nyassa“ eröffnete 1878 die Schifffahrt unterhalb der Fälle, für die Fahrt oberhalb der Fälle wurde 1882 die Nala von der Mission erworben, 1886 kam der James Stevenson auf dem Sambesi dazu, jetzt verfügt die Gesellschaft über eine ganze Flotte. Auf den Rat eines Missionars in Blantyre nahm Duncan 1878 drei Kaffeepflanzen aus dem botanischen Garten von Edinburg mit, zwei gingen unterwegs ein, eine aber bewurzelte sich in dem reichen afrikanischen Boden, von ihr stammen viele hunderttausend Kaffeebäume auf dem Schirehochlande, die jetzt das Hauptprodukt desselben liefern. Den von grossen Häusern in Kilimane und am Sambesi betriebenen Spirituosenhandel und die Einführung von Feuerwaffen lehnte die Gesellschaft entschieden ab, auf ihr Betreiben wurde Nyassaland auf der Berliner Konferenz 1884 in die Bestimmungen der Kongoakte eingeschlossen. Bei der Auswahl ihrer Agenten sah die Gesellschaft auf christlichen Charakter, viele von ihnen sind direkte Mitarbeiter der Mission geworden wie Low Monteith Fotheringham († 1895 am Fieber in Tschinde), der nicht nur Karonga gegen die Araber gehalten und die Konde geschützt hat, sondern auch weit und breit unter den Eingebornen beliebt war. Die Agenten der Kompagnie hielten strenge Sonntagsruhe und versäumten auch auf Reisen nicht Andachten zu halten.

Durch zweijährigen Krieg mit den Sklavenhändlern, in dem beide Moir verwundet wurden, geriet die Gesellschaft in eine ernste Krisis. Sie wurde daraus gerettet durch die südafrikanische Gesellschaft (Chartered Comp.), welcher 1891 die westlichen Gebiete, das heutige Britisch-Zentral-Afrika zugeteilt wurden. Die 1893 neu organisierte Gesellschaft für das Nyassagebiet nahm jetzt den Namen „African Lakes Comp.“

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

der Eingebornen sie unterstützte, bewiesen die schlimmen europäischen Elemente, welche namentlich später ins Land kamen. So tauchte 1899 ein weisser Händler im Ngonilande auf, welcher auf förmlichen Raubzügen den Heiden das Vieh ohne jede Bezahlung forttrieb und die sich seinem Raube widersetzenden niederschoss, sodass nicht viel am Ausbruch eines Aufstandes fehlte. Missionar Donald Fraser war genötigt, den englischen Beamten herbeizurufen, welcher strenges Gericht über den Unhold hielt. Beim Herausgehen aus dem Gerichtslokale rief dieser: „Die Missionare sind ein Fluch Afrikas.“

4. Kritische Jahre.

Als die ersten Missionare an den Njassa kamen, herrschte grade eine gewisse Ruhe, die Eingebornen arbeiteten friedlich in Gärten und Feldern. Aber sehr bald brachen die Kriege und Stammesfehden wieder los und die Missionare hatten viel Klugheit nötig, um ihre vorsichtige, neutrale Stellung zu bewahren und wo sie konnten Frieden zu stiften. Ihre unermüdliche Verbreitung christlicher Auffassung über Krieg und Rache trug allmählich zur Verminderung der Kämpfe bei. Besonders sind die Ngoni ein Beweis für den friedienstiftenden Einfluss der Mission. Schon 1876 verhinderte sie das Auftreten Youngs am Schire die Makololo zu vernichten. Wiederholt hat später Dr. Laws in aufgeregten Versammlungen zwischen Ngoni und Tonga Frieden vermittelt und der britische Kommissar Johnston erklärte amtlich 1894, dass die Ausrottung der Tonga nur durch die Mission verbütet worden sei. Selbst der Arabersultan von Kotakota flüchtete sich 1885 nach Bandawe, während seine Leute gegen Tschitesi ausrückten. Nicht immer war es der Mission leicht, ihrem Grundsatz getreu nach Livingstones Vorbild mit Geduld, Versöhnlichkeit und Freundlichkeit die Eingebornen zu behandeln, aber selbst, als Stewarts Träger in Bundali ermordet worden waren, ging 1885 Bain zu den Mördern hin und stellte friedliche Beziehungen wieder her. Hätte England vor Beginn der Mission vom Nyassa Besitz ergreifen wollen, so hätte es dasselbe Blutvergiessen nötig gehabt wie Cecil Rhodes unter den Matabele; dass Englands Erwerbung verhältnismässig friedlich vor sich ging, verdankt es der Mission und dem mit ihr verbundenen christlichen Handel. Die Mission verfolgte zwar keine politischen Zwecke, ebnete aber unbewusst durch die Predigt des Evangeliums und friedliches Verhalten den Weg für die nachfolgende britische Verwaltung. Die einzigen Eingebornen, mit denen gekämpft werden musste, waren die von der Mission unberührten Yao im Osten und

Stromen des Sees, die Araber im Norden und gewisse alte Sklavennetze wie Tschikusi und Mwasi im Westen.

Viel ernstere Gefahren als die Stammesfehden und Raubzüge der eingebornen Stämme brachte über die Mission die Feindschaft der Sklavenhändler. Die Mission war ihnen gegenüber in einer schwierigen Lage; Anwendung von Gewalt war für sie ausgeschlossen. Dennoch umhüllte die britische Flagge am Mast der Ilala als ein Symbol der Freiheit, und die Missionsstation am Kap Maclear wurde bald eine Zufluchtsstätte für entflohenen Sklaven. Die allgemein verbreitete Meinung, dass das Auftreten der Engländer auf dem See das Aufhören des Sklavenhandels bedeute, suchten die Missionare möglichst zu bestärken. In Begleitung von Dr. Laws und Dr. Stewart erschien Cap. Elton, der britische Konsul von Mozambik, in der Ilala, um das Edikt Said Bargasch' vom 1. Mai 1876, welches den Sklavenhandel verbot, in Sabeli und Arabisch an die Häuptlinge am Nyassa zu verteilen und sie vor Bestrafung zu warnen. Aber die Händler erkannten bald, dass die Ilala ein Missionsdampfer ohne politische und militärische Macht sei und der britische Konsul unterstützte energisch die Forderung der Sklavenbesitzer auf Rückgabe der in den Schutz der Mission Geflohenen, schliesslich untersagte er der Mission sogar jede Aufnahme von Sklaven. So blieb der Mission nichts übrig als der moralische Einfluss und das Mittel der Belehrung. Sie musste zusehen, wie der Sklavenhandel, der sich eine zeitlang vom Seeufer ins Innere gezogen, einen neuen Aufschwung nahm und selbst Schulmädchen von Bandawe auf dem Heimwege ergriffen wurden. Die Universitätenmission in Tschitesi am Ostufer litt unter steter Beunruhigung, Cap. Hoare von der Londoner Mission am Tanganika musste seine Station verlegen. Endlich bewirkten die Vorstellungen in London, dass im Oktober 1883 ein Konsul für das Seegebiet angestellt wurde. Die Kongokonferenz in Berlin 1884, bei welcher der britische Gesandte von Dr. Laws und Moir beraten wurde, und die Brüsseler Kongoakte 1885 sicherten in ganz Centralafrika die Freiheit des Handels und den Schub der Missionare, der Sklavenhandel wurde für strafbar erklärt. [Fortsetzung folgt.]



Litteraturbericht.

Bemerkungen: „Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdensand mit besonderer Berücksichtigung ihrer Heidenmissionen.“

Mit 1 Farbenbilde, 4 geogr. Karten in Schwarz- und 2 Doppelkarten in Buntdruck, 35 Kunstbeilagen in Tafelbildern, 588 Textbildern und 6 statistischen Tafeln. Vollständig in 20 Grossquarthefen à 1 Mk., zusammen 430 Seiten. München. Allg. Verlagsgesellschaft. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. 1901. 3. Band des grossen Prachtwerkes: „Die katholische Kirche unsrer Zeit und ihre Diener im Wort und Bild.“ — Was Eleganz der Ausstattung, speziell Fülle und Glanz des reichen Bilderschmuckes betrifft in der That ein Prachtwerk, dem nicht viele an die Seite gestellt werden können, und in anbetracht der Höhe der Herstellungskosten, die es verursacht hat, der Preis ein mässiger. Die fast ausnahmsweis künstlerisch vollendeten Tafel- wie Textbilder, die sich vor den Illustrationen ähnlicher Werke auch dadurch auszeichnen, dass sie meist original sind, fesseln natürlich den Leser zuerst und nicht am wenigsten wird es ihnen zu danken sein, wenn das Buch, wie der Prospekt erwartet, auch in den Volkskreisen eine weite Verbreitung findet. Freilich viele, besonders von den Tafel- aber auch von den Textbildern stehen mit dem Inhalte des Buches teils in gar keinem teils nur in einem sehr losen Zusammenhange; es ist eben alles, was die Kunst an Prachtstücken sowohl aus der biblischen wie aus der kirchlichen Geschichte besitzt, mit auserlesenem Geschmack zusammengetragen, um in der Illustration etwas, man möchte sagen, Überwältigendes zu leisten. Es sind ja auch schöne Missionsbilder in Fülle da, aber zu der besonderen Berücksichtigung der Heidenmissionen die der Titel des Werkes ins Auge fasst, stehen sie nicht in einem ebenmässigen Verhältnis. Nicht ganz auf der Höhe der Illustrationen steht das teils dem Texte eingegliederte teils auf besondern Tafeln beigegebene Kartenmaterial, welches zu der katholischerseits bisher „recht stiefmütterlich behandelten kirchlichen Geographie“ einen „wertvollen Beitrag“ liefern soll; man kann nicht sagen, dass sie das missionarisch-geographische Bedürfnis in ähnlicher Weise befriedigen wie die kartographischen Arbeiten Grundemann's, mit Ausnahme der Übersichtskarte von Afrika. Dagegen ist aner kennenswerter Fleiss auf die Sammlung des statistischen Materials verwendet worden, das in so reicher Fülle, auch abgesehen von den grossen selbständigen Tafeln, durch das ganze Werk sich hindurchzieht, wie es noch niemals katholischerseits geboten worden ist. In dem Litteraturberichte fehlt der Raum, auf eine Reproduktion dieser Statistik und event. auf eine Kritik derselben einzugehen, weil sie dazu viel zu umfangreich ist; ich hoffe das später in einem besonderen Aufsätze nachzuholen. Jetzt bemerke ich nur, 1) dass gelegentlich, z. B. S. 313 sehr abfällig über die Zuverlässigkeit der statistischen Angaben des amtlichen Handbuches der Propaganda¹⁾ (vergl. Prospekt), der *Missiones Catholicae*, geredet wird; durch „zahlreiche Versehen“ werde die Glaubwürdigkeit dieser ganzen Veröffentlichung auf das schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Und 2) dass auch das gehäufte, in dem vorliegenden Werke uns gebotene Zahlenmaterial über die katholische Heidenmissionsthätigkeit der Gegenwart keinen genügenden Aufschluss giebt, weil der katholische Missionsbegriff stets die katholische Bevölkerung, nicht die katholische Heidenchristenheit verrechnet.

Was nun die Hauptsache, den Text, betrifft, so begnüge ich mich bei dieser

1) Ich betone das gegen Pater Kuonder (1879, 43 f.), der in seiner Polemik gegen mich behauptete, „dieser Propagandapublikation komme ein offizieller Charakter . . . absolut nicht zu.“

lichen Angabe des Inhalts, die Besprechung mir für den in
besonderen Artikel vorbehaltend. Der Redakteur, der seine
„hervorragendsten Sachgelehrten“ gelöst hat, verspricht nicht
tlichen Nachrichten beruhende und mit Sorgfalt und Fleiss
ung des Standes der Missionen der katholischen Kirche“ zu
Lesern eine sowohl inhaltlich als auch formell vollendete
igen Standes der katholischen Kirche in allen zivilisierten
u geben. Eine „hochinteressante“ Einleitung schildert den
auf der ganzen Erde und gewährt einen Überblick über die
allen 5 Weltteilen, dann beschreibt der erste allgemeine Teil
n ihren Besitzstand im Laufe von 1900 Jahren gewonnen
r Missionsgeschichte in ihren wesentlichen Erscheinungen“ zu-
die Missionsthätigkeit der Kirche, in 8 Abschnitten. Danach
r eigentliche Hauptteil „die zivilisierten Länder aller 5 Weltteile,
ibung der Heidenmissionen anschliesst“ und zwar der Reihe
i (S. 79—367) Europa, Amerika, Asien, Afrika, Australien.
ischen bildet dann ein nicht charakteristisch genug: „Missions-
iserfolge“ überschriebener Abschnitt (S. 368—410) den Schluss
uch die Reklameanzeigen mit einiger rhetorischen Überschwäng-
n, sogar wissenschaftlichen Wert der vorliegenden Arbeit über-
hr doch eine auch für Nichtkatholiken höchst beachtenswerte
i die Anerkennung nicht versagen kann, dass viel Fleiss auf
i ist und dass sie endlich einmal etwas Ganzes über die
itigkeit bringt, wenn sie auch weit hinter dem zurück bleibt,
hte und gar eine wissenschaftlich geschriebene Geschichte der
ennen kann.

Übersetzung: China's only hope. An Appeal. Ins Englische
ar Woodbridge und mit einem orientierenden Vorwort ver-
riffis John. Edinburgh. Oliphant, Anderson and Ferrier. 1901.
d. — Der Verfasser dieser bedeutungsvollen mit Genehmigung
1898 veröffentlichten, in einer Million von Exemplaren in
r ist der Uizekönig der beiden Provinzen Hupeh und Hunan,
i wohl der bedeutendste unter den chinesischen Grosswürden-
einer der gründlichst Gebildeten unter den chinesischen Ge-
glühender Patriot wie begeisterter Konfuzianer beschäftigte er
in Uaterland so unglücklichen japanischen Kriege mit der
a geholfen werden? und das vorliegende Buch ist die Antwort
gerüstet mit einer relativen Kenntnis der nichtchinesischen,
ischen Welt, sagt der eingefleischte, vom stärksten chinesischen
Patriot seinen Landsleuten bezüglich ihres Rückstandes gegen-
der westlichen Nationen mit unerschrockenem Freimut die
i zum Beweise. „Prüfet die Geschichte China's 2000 Jahre
ergleicht sie mit der westlichen Geschichte von 50 Jahren!
dieser fremden Länder eine solche Zeugnistafel von Edelsinn,
i und Ehrenhaftigkeit wie die unsrige?“

herbsten Wahrheiten und vertritt die Notwendigkeit einer ähnlichen Kulturreform in China wie sie Japan durchgeführt hat, in ihr die einzige Rettungsbahn erblickend. Dabei ist er ein Mann voll Masshaltung, der die fortschrittlichen Gedanken, die er ausspricht, auf Grund der konfuzianischen Moral von innen her in einem chinesisch-konservativen Sinne ins Werk gesetzt haben will. Wie er im einzelnen ausführt, das ist ganz genuin chinesisch und wer sich in die Gedankenwelt eines geistig bedeutenden chinesischen Reformers hineindenken will, der wird sein mit charakteristischen Zitatens aus den chinesischen Klassikern reich gefülltes Buch lesen.

In einer übersichtlichen Vorrede teilt der Uizekönig seine Schrift in 2 Hauptabschnitte, denen er die Überschriften: Moral und Praktikal giebt. Als den Gegenstand der Moral bezeichnet er die Wurzelprinzipien als das Mittel zur Besserung der Herzen. In sentenzenartiger Kürze führt er dann im ersten Kapitel, das die Überschrift trägt: Vereinigte Herzen, aus: wie 3 Dinge notwendig seien und erfüllt werden müssten, um China vor der Revolution zu retten: die Erhaltung des Reichs bzw. der Dynastie, der Religion und der Rasse. „Diese sind untrennbar mit einander verbunden und machen thatsächlich nur eins aus. Denn um die chinesische Rasse zu schützen, müssen wir zuerst die Religion erhalten und wenn die Religion erhalten werden soll, sind wir gebunden die Dynastie zu bewahren. Wie können wir die Rasse schützen? Wir antworten: durch Wissen, und Wissen ist Religion und die Religion wird verbreitet durch Macht und Macht liegt in den Truppen.“ Es ist, obgleich nur teilweise wahr, beschämend für Christen, wenn der Chinese diesen Passus schliesst: „Römischer Katholizismus und Protestantismus sind über Dreifünftel des Globus durch militärische Macht verbreitet worden.“ Der 2. Hauptabschnitt des Buches enthält dann allerdings ein Kapitel (II) über religiöse Duldung, in welchem der Uizekönig gegen das Christentum dieselbe Toleranz in China gelbt haben will wie gegen den Buddhismus und Taoismus und in dem er die Gewaltthaten gegen Christen oder ihren kirchlichen Besitz als mit den chinesischen Gesetzen unvereinbar verurteilt; aber charakteristisch bleibt doch die zitierte Sentenz und die immer wiederholte Proklamierung der untrennbaren Einheit von Regierung und Religion eröffnet für die Zukunft mögliche neue Katastrophen. Ich muss mich aber begnügen, um nicht zu weitläufig zu werden, im Wesentlichen nun die blossen Kapitelüberschriften anzugeben. Kapitel 2 des ersten Teils handelt von der Einimpfung der Loyalität, Kapitel 3 von den 3 moralischen Verpflichtungen, nämlich gegen den Kaiser, der das Haupt der Unterthanen, gegen den Vater, der das Haupt des Sohnes und gegen den Ehemann, der das Haupt des Weibes ist; Kapitel 4 von der Anerkennung der Klasse oder wie der Autor kommentiert: „wir tragen Schmerz, damit die Chinesen, die Abkömmlinge der Götter nicht in Obskurität versinken und wir schreiben dies Kapitel zum Schutz unsrer Rasse.“ Kapitel 5 beschäftigt sich mit der den Klassikern schuldigen Ehre, Kapitel 6 mit der Konzentration der Kraft, nämlich durch Einheit zwischen Beamten und Volk, Kapitel 7 mit der Konsequenz des Bisherigen, nämlich dass eine gründliche Kenntnis des Chinesischen die Grundlage für westliche Bildung bleiben muss, Kapitel 8 mit dem, was Util ist, nämlich herauszufinden, was an chinesischer Wissenschaft als wirklich wertvoll unter allen Umständen festgehalten werden muss. Das 9. Kapitel

ist keiner weiteren Erklärung: werft das Gift, das Opium, hinaus. Hiermit sind die inneren Grundlagen für die geplante Reform.

Was diese Reform besteht, sagt nun der 2. Hauptteil: Praktical. Als der Gegenstand bezeichnet Chang Chih-Cung: den Verkehr der Nationen als ein Ziel der Erziehung. Kapitel 1: Wohlthätige Kenntnis; obgleich die Chinesen nicht schlecht besetzt etc. sind als die westlichen Leute, so muss man diese doch kennenlernen, um sie und sich selbst richtig zu schätzen. Kapitel 2: Reisen ins Ausland. Kapitel 3: Errichtung von Schulen. Kapitel 4: Studium der fremden Staatseinrichtungen. Kapitel 5: Umfassende Übersetzung von Büchern. Kapitel 6: Zeitungs-Verbreitung. Kapitel 7: Reform der Methoden. Beim Kaiser müssen sie beginnen und dann müssen sie ausgehen und das Volk durchdringen. Was ist und was soll zu reformieren? Nicht die Religion, aber die Administration der Gesetze und die Industrie. Kapitel 8: Eisenbahnen. Kapitel 9: Vergleichende Studien. Das ist, was die Fremden besitzen, haben sie allerdings von den Chinesen, aber nicht besitzen sie doch in praktischen Dingen manches, was die chinesischen Klassiker nicht enthalten, und das muss man sich in verständiger Weise aneignen. Die chinesische Wissenschaft ist moralisch, die westliche praktisch. Ob diese in den Klassikern erwähnt ist oder nicht, das darf uns nicht beirren, wenn sie nur nicht dem Genius unserer Bücher Widerstreitendes enthält. Lässt dann die Regierung Gebrauch machen von dem fremden Maschinenwesen und der Eisenbahn vom Morgen bis zur Nacht und nichts Schädliches wird die Jünger des Konfuzius treffen.“ Nur wenn die regierenden Klassen beschliessen, indolente und ignorante Grosswörter zu bleiben, wenn sie fortfahren stolze und stupide Klageweiber zu spielen, wenn das Reich in Stücke geht und die heilige Religion ausgerottet wird, obwohl sie lange Citate aus den Klassikern citieren und wohl stilisierte Aufsätze in der alte Moralphilosophie verfassen — wird die Welt sie verlachen und sagen: „Das sind Karikaturen von Mencius und Konfuzius.“ Kapitel 10: Erhaltung der Moral. Ohne sie ist China verachtet und verloren. Kapitel 11: Religiöse Toleranz. Die Lehren, welche Aufruhr gegen die Fremden machen, sind Narren. Die ungläubigen Gerüchte gegen die Christen, z. B. dass sie den Kindern die Augen ausstechen, sind nicht wahr.

Damit schliesst das interessante Buch, das ich der Beachtung auch in Deutschland anzuwendend empfehle.

Wicht: „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus.“ 2. verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Tübingen 1901. Mohr. Mk.—. Auf 482 Grossoktavseiten bietet uns der Herausgeber in diesem bedeutenden Sammelwerke deutschen Gelehrtenfleisses eine sorgfältig ausgewählte und übersichtlich geordnete, so viel ich weiss einzigartige Fülle von Quellen, welche charakteristisch für die Entwicklung des römischen Papsttums und Papstwesens in ihren Hauptmomenten sind, von den Anfängen des Papsttums an bis zur neusten Gegenwart. Es beginnt mit der bekannten Legende über die Vertreibung der Juden aus Rom und schliesst mit den die Vertreibung von Mantschau betreffenden Aktenstücken. Mit besonderer Ausführlichkeit ist das 19. Jahrhundert behandelt. Eine Reihe von Beilagen beschäftigt sich mit den deutschen Staatsgesetzen, der altkatholischen Kirche, der Los-von-Rom-

Bewegung in Österreich und Frankreich, den jesuitischen Missionisten und die Quellenansätze aus dem Pontificale, Rituale und Brevarium Romanum. Eine vortreffliche Übersicht: ein chronologisches und ein alphabetisches am Schluss neben einer ausführlichen Inhaltsangabe am Anfang dienen dazu, eine Auffindung jeder einzelnen Materie sehr zu erleichtern. Für uns hat diese Quellensammlung dadurch einen besonderen Wert, dass sie auch alle wesentlichen missionarischen Lehren, beispielsweise über Laos, die jesuitische Missionsmethode in China und die Athommedationsstreitigkeiten und speziell die über die Stellung Roms zur evangelischen Mission wie zu den Bibelgesellschaften enthält.

Kunze: „Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden.“ Schwierige Missionsanfänge auf einsamer Südsee-Insel. 2. Auflage. 1901. Gütersloh. 1,80, geb. 2,50 Mk. Dass dieses, was in die Anfänge der Rheinischen Mission in Benguina einführende vortreffliche Buch erst nach 4 Jahren eine 2. Auflage erlebt, wundert mich. Ich kann nur wiederholen, was ich zur Empfehlung der ersten Auflage (1897, 54f) gesagt habe.

Bei den nachfolgenden kleinen Schriften muss ich mich wieder mit der bloßen Anzeige begnügen:

Aus dem Verlage der evangel.-luth. Mission in Leipzig:

- a) Von Schwartz: „Die Mission und die Hebung der niederen Volksschichten.“
- b) Hofstätter: „Aufgabe und Ziel des Missionsseminars.“
- c) Gehring: „Camulische Studenten der Theologie.“
- d) Hofmann: „Geburt, Heirat und Tod bei den Wakamba.“
4 auf dem Leipziger Missionslehrcursus gehaltene Vorträge à 20 Pfg.

Aus dem Verlage der Hermannsbürger Missionshandlung:¹⁾

- a) Haccius: „Der Betschuanen-Missionar Wilhelm Behrens zu Bethanien in Südafrika.“ 50 Pfg. Diese für die Hermannsbürger Mission charakteristische Biographie sei besonders empfohlen.
- b) Derselbe: „Dass die Hermannsbürger Mission sichtlich ein Werk Gottes ist.“ 20 Pfg.
- c) Wörrlein: „Christian Kohlmeier, von 1880—1901 Missionar in Indien.“ 10 Pfg.
- d) Derselbe: „Reise von Gudur über Jerusalem nach Hermannsburg.“ 50 Pfg.
- e) Schutz: „Indiens Wunden und ihre Heilung.“ 10 Pfg.
- f) „Hermannsbürger Volkskalender 1902. Mit wesentlich missionsgeschichtlichem Inhalt.“

1) Anmerkungweise sei empfehlend auch auf die schöne blecherne Missionsbüchse mit einem sammelnden Deckel hingewiesen, die ebendasselbst neu auf den Markt gebracht wird.

Warneck.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



von Reminiszenzen reinerer Anschauungen und von Instinkten niederer Art, die die Gottheit in die Sinnlichkeit herabziehen. Bergen schon die Ueden die Keime einer werdenden pantheistischen Anschauung, so gewinnt diese im Brahmanismus ihre klassische Gestalt, der es weder an philosophischer Begründung, noch an poetischer Schmückung mit allen Reizmitteln der Phantasie gefehlt hat.

Wir haben die Lehre Buddhas zugleich als Konsequenz des Brahmanismus, wie als Protest gegen denselben anzusehen, als Konsequenz, weil das Aufwachen aus dem Traum des Pantheismus notwendig Atheismus und Nihilismus bedeutet, als Protest, weil der Erwachende die früheren Träume für Täuschung und Illusion erklärte. Buddhas Atheismus ist nicht ohne Religion, ja er ist durch und durch religiös, darum bei aller Konsequenz voll inneren Widerspruchs, bei aller Bitterkeit ein Traum, ja einer der seltsamsten Träume, die je geträumt worden sind. In Indien zerrann der Erfolg der buddhistischen Propaganda an der unbegrenzten Macht der Kaste. Aber die Brahmareligion hatte ihren Nimbus verloren. Es liess sich nachweisen, dass das jetzt in Indien herrschende Religionssystem nicht die Weiterbildung früherer Anschauungen ist, sondern eine Protestreligion gegen die von Buddha ausgegangene und im Stillen in den Djainas weiter wirkende Reformbewegung.¹⁾ Drastischer, sich den Menschen in menschlicher Metamorphose nähernde, mit allem Realismus niederer Art ausgestattete und doch durch den Dämmerchein der Mystik glorifizierte Göttergestalten regierten nun auf Erden. Siva ist Allaman, der „Verneiner“, das „Nein in Person“, ein Protestgott gegen buddhistische Sekten, aber auch gegen alles, was nicht er selbst ist. Über Siva und Wischnu schwebt fern in seiner Höhe in verblässigendem Glanze der alte ererbte und doch noch herrschende, der entthronte und doch noch königliche Brahma mit seiner geistigeren aber auch luftigeren Götterwelt. Altes und Neues ist zusammengefügt, die grössten Widersprüche sind vereinigt durch den Zauberstab der pantheistischen Grundanschauung, nach der ja und Nein dieselbe Wirklichkeit oder vielmehr dieselbe Wesenlosigkeit haben. Doch die Entwicklung ist noch nicht zu Ende. In älteren Zeiten hatte der Pantheismus lichtere Farben. Es war etwas von Lichtsehnsucht in ihm. Seine Färbungen sind düsterer und die Lichtsehnsucht ist, wenn noch vorhanden, hoffnungsloser geworden. Wer den in Indien heute herrschenden Pantheismus beobachtet, der sieht ihn vor der finsternen Welt der Dämonen stehen. Früher schien er mit dieser Welt nur zu spielen. Jetzt ist er in ihren Bann geraten. Man würde sehr irren, wenn man meinte, nur einige niedere Kasten seien dem Dämonendienst ergeben. Er beherrscht mehr oder minder alle religiösen Gebräuche, besonders aber den eigentlichen Götzendienst. So hat sich der indische Pantheismus in ein Grauen und Angst wirkendes Gespenst gewandelt. Tiefer kann die Dekadenz kaum gehen. Sie ist an ihrem Tiefpunkte angelangt. Wir wundern uns nicht, dass nicht wenige dem düsteren Bann zu entfliehen trachten. Sie retten sich in die lichtereren Anschauungen einer früheren Zeit. Man sucht die ursprüngliche Religion der Ueden zu idealisieren und mit Hilfe einiger europäischer Impulse von den Toten zu erwecken. Man rekonstruiert aus Ekel an der Gegenwart die Vergangenheit. Andere ergeben sich einem religiösen und philosophischen Eklektizismus, dem ein wahrheitsloser Sophismus als Anwalt

¹⁾ Vgl. Stosch: „Im fernem Indien.“ S. 158 fol.

er bietet, dem man mit schillernder Wortpracht eine indische Färbung giebt. Er man steht in die Hochburgen des Moralismus, der sich gegen die religiöse Bewegung mit Apathie wappnet. Mit dem allen aber vermag man den Zersetzungsprozess nicht zu hindern, dem die indische Religion und damit das Volk von dem verfallen ist.

Wenn diese Skizzierung der religiösen Entwicklung Indiens auf Wahrheit beruht — ich darf es versichern, da im wesentlichen mein Werk nicht aus Quellen zweiter Hand geschöpft wurde, — so wird man schließen haben, es handele sich hier um mehr als um einen oberflächlichen Prozess. Die Entwicklung des am meisten für religiöse Dinge interessierten Volkes der Erde hat etwas Typisches. In ähnlicher Weise stammt auch die Religion der Ägypter, der Chinesen reineren Höhen; diese Religionen sind langsam aber stetig herabgesunken und finden sich später in einem Zustand heillosen Verwirrung. Auch die genannten Naturreligionen repräsentieren nicht Anfangszustände. Der forschende Missionar vermag fast überall Spuren davon zu entdecken, dass früher reinere, dem Monotheismus näher stehende Anbetungen gewaltet haben.

Aus diesem allgemeinen Bilde einer mit den Zeiten wachsenden Degeneration des religiösen Gedankens tritt die Religion Israels hervor als eine Religion des Fortschritts und der Entwicklung nach oben. Mit welchen Voraussetzungen man auch an sie heranging, man hat sich eines Urteils nicht entschlagen können. Es müssen also hier andere und höhere Faktoren wirken, als in der religiösen Entwicklung anderer Völker. Dem Begriff der Offenbarung entsteht durch diesen Vergleich ein beweiskräftiges Zeugnis. Wenn aber die Schrift auch eine, die ganze Menschheit betreffende Offenbarung kennt, so ist das nicht nur wichtig für die Religion Israels, sondern es löst auch allein das Rätsel des besprochenen Anfangszustandes der Religionen. Das Licht, das über den lag, war der verblässende Reflex ursprünglicher Offenbarung.

Für die Konstatierung der Thatsache einer allen Völkern gemeinsamen Offenbarung ist die Mission nicht lediglich auf die Schlüsse zu beschränken, die von dem Anfangscharakter der Religionen auf eine Manifestation des göttlichen Wesens gezogen werden müssen. Vielmehr müssen die Reflexe eines ursprünglichen Verhältnisses noch jetzt in den Sitten der Heiden in geheimnisvoller und unerforschlicher, aber durch die Thatsachen Weise. Bestände diese gratia praeveniens in dem Bewusstsein der Völker nicht und käme sie nicht dem Zeugnis der

zeugnisberuf der neuen Lehre erweisen will. Auch das Jo-
ngelium ist insofern desselben Sinnes, als der hier geschilderte
les Erlösers mit dem Judentum und der Ausgang dieses Kon-
der historische Anlass für die werdende Universalität des
ms Christi bezeugt wird. Der Prolog bietet für die Anlage
entums zur Weltreligion die aprioristische Rechtfertigung. Die
schichte ist eine missionsgeschichtliche Urkunde in typischem
Die beiden Apostel, deren Wirken zwar längst nicht voll-
aber doch in charakteristischen Höhepunkten dargestellt ist,
prinzipieller Wahrheit zwei sich ergänzende Typen der Missions-
ab, Petrus den konservativen, Paulus den produktiven. In un-
Fällen erkennt die Mission sich selbst immer aufs neue wieder
bildern und Szenen, in den Niederlagen und Triumphen, in
aben und Arbeitsmethoden, die in knapper Berichterstattung
Darstellung kommen. Wie wichtig für sie die wechselseitige
g konservativer und produktiver Momente ebenso in den
en der Missionare, als in der Gestaltung der Arbeitsziele ist,
ie immer aufs neue. Die Briefe des Paulus sind sämtlich
ische Sendschreiben. Damit ist ihr Wesen am vollständigsten ge-
net. Denn der dogmatische Inhalt dieser Briefe zielt nicht auf
smässige Darstellung der Wahrheit um ihrer selbst willen,
er steht nach Form und Substanz im Dienste missionarischer
. Die ethischen Gedanken des Apostels tragen dasselbe prak-

liche, von Problemen beherrschte Gepräge, wie solche bei der geistlichen Leitung eben gesammelter und im Wachstum begriffener Gemeinden entstehen. Weder litterarische, noch philosophische oder universalhistorische Auffassung vermöchte dem Apostel völlig gerecht zu werden; das dogmatische und ethische Interesse rührt nicht an den innersten Grund seines Gedankensystems; selbst das praktisch theologische Verständnis, das seine Fragestellung dem heimischen Kirchenwesen entnimmt, wird den Charakter des Apostels und seiner Schriften nicht völlig zu erfassen vermögen. Er ist ein Meister des Stils und der Darstellungsformen, ein grosser Denker, eine welthistorische Gestalt, ein Dogmatiker und Ethiker, ein praktischer Theolog und Mann der Kirche, weil er Apostel ist. Seine glänzenden Gaben, seine in weitestem Sinne grundlegende Gedanken dienen seinem apostolischen, das ist missionarischen Beruf. Darum bietet die Mission in ihrem Wesen und ihren Gestaltungen ungezählte Impulse zu seinem Verständnis. Dasselbe gilt von Petrus und selbst von Johannes. Der Kampf, in dem sie standen, ist noch heute der Kampf der Mission. Für manche ihrer Worte hat man in der heimischen Kirche nur theoretisches Verständnis; in der Mission haben sie aktuelles Interesse. Endlich wird die Apokalypse in wesentlichen Zügen erst verstanden werden können, wenn sich die Zukunft der missionierenden Kirche noch weiter wird entfaltet haben. Schon jetzt sind tiefe Lebensinteressen der mitten in der Heidenwelt erwachsenden Gemeinden mit den Verheissungen dieses Buches der Weissagung verknüpft.

Hat es eine grosse Bedeutung für die wissenschaftliche Wertung neutestamentlicher Schriften, dass sie in ihrer Gesamtheit jedes berechnete Bedürfnis der Kirche zu erfüllen imstande sind, so vertieft und erweitert sich dieser Erfahrungsbeweis zu Gunsten einer anzunehmenden göttlichen Zielbestimmung, welche diesen Schriften Mass und organische Einheit gab, wenn sich nachweisen lässt, dass die Mission für die Lösung ihrer Aufgaben aus der neutestamentlichen Schrift alles das zu schöpfen vermag, was sie bedarf. Wenn v. Hofmann den Beweis für dieses Momentell durch eine umfassende Untersuchung der neutestamentlichen Schriften zu führen suchte, so ist seine daraufzielende Arbeit unvollendet geblieben. Aber für die wissenschaftliche Erkenntnis sind nicht nur Ergebnisse im grossen Stil von Bedeutung. Es würde nicht wertlos sein, wenn sich mit einiger Evidenz nachweisen liesse, dass es kein Bedürfnis der praktischen Missionsarbeit giebt, welches das neutesta-

mentliche Schrifttum nicht zu befriedigen vermöchte. Die Erfahrung der Praxis ist der wissenschaftlichen Wertung vorausgeeilt. Wenn die Inspirationslehre der alten Dogmatiker, welche aus der Schrifterfahrung der Reformation ihre Motive entnahm, über das Bereich der vorhandenen Erfahrung spekulierend und systematisierend hinausging, so bleibt die wissenschaftliche Darstellung und Wertung der Schrift heute nicht unerheblich hinter den Erfahrungen zurück, welche die missionierende Kirche gewonnen und in weiterem Masse gewinnt. In Beziehung auf die organische Einheit der Schrift neuen Testaments, in Hinsicht auf die hier waltenden göttlichen Triebkräfte macht die Mission Erfahrungen, welche geeignet sind, die wissenschaftlichen Aussagen zu erweitern und zu vertiefen.

2. Was die kirchengeschichtliche Forschung anlangt, so verdankt dieselbe jesuitischen Missionaren die Entdeckung des Denkmals zu Si-gan-fu in China mit seiner Inschrift in syrischer und chinesischer Sprache aus dem Jahre 781. Dieselbe enthält eine lange Liste von Namen nestorianischer Geistlicher und legt von der grossen Verbreitung und Blüthe der nestorianischen Kirche in China zur damaligen Zeit Zeugnis ab.¹⁾ Wir erinnern auch an das mit viel Detailforschung ausgestattete Werk des früheren indischen Missionars Germann: „Die Kirche der Thomaschristen“ Gütersloh 1877. Freilich sind gegen wesentliche Schlussfolgerungen Germanns nicht unbegründete Bedenken erhoben worden. Trotzdem kann die Verdienstlichkeit der Arbeit nicht in Frage gestellt werden.²⁾ Es ist natürlich, dass wissenschaftlich gebildete Missionare für die früher geschehenen Versuche, das ihnen bekannte Arbeitsgebiet zu christianisieren, Interesse haben. In Indien bilden die „Thomaschristen“, die zweifellos aus alter Zeit stammen, eine in mehrfacher Hinsicht beachtungswerte Erscheinung³⁾. In ihrer Nähe lebende Missionare würden am ehesten ein sachgemässes Urteil über sie abgeben können. Aber derartige Beiträge sind aus Missionskreisen nur ausnahmsweise zu erwarten. So kann hier nicht der etwaige Ertrag der Mission für die kirchenhistorische Forschung gesucht werden.

Da aber die Mission selbst eine kirchengeschichtliche Bewegung und Erscheinung ersten Ranges ist, so werden Kenner ihrer Entwicklung,

1) Vergl. den Artikel „Nestorianer“ Herzogsche Realencyclopädie. II. Abt. Band 10, S. 500.

2) Vergl. dazu auch Graul, Reise nach Ostindien. V. S. 207 fol.

3) Stosch: „Im lernen Indien“. S. 162.

namentlich genauer mit der Entwicklung einer einzelnen Mission ver-
 tute; ein besonders reges Verständnis für Erscheinungen früherer
 Perioden der Kirchengeschichte haben, die dem in dem Gange moderner
 Missionsereignisse Beobachteten und Erlebten verwandt sind. Hat die
 Reformation Blicke tieferen Verständnisses für den Gang der Kirchen-
 geschichte und besonders für einzelne Entwicklungen und Erscheinungen
 derselben eröffnet, so wird das auch von derjenigen Bewegung zu er-
 warten sein, die das geistliche Erbe der Reformation zu den Heiden
 trägt. Die treibende Macht der Entwicklung, des Wachstums, der Ent-
 faltung ist ein Geheimnis, wie die Lebenskraft selbst ein Geheimnis ist.
 Das wissen die am besten, die selbst an der Pflanzung und Pflege
 neuer Gestaltungen geistlichen Lebens beteiligt sind. Es verhält sich
 mit solchen Gestaltungen, wie es Christus Marc. 4, 26—29 schildert.
 In dieser Missionserfahrung wird die wissenschaftliche Betrachtung der
 Kirchengeschichte bestätigt sehen, was gerade ihre vornehmsten Vertreter
 am lebhaftesten empfinden, dass die öffentlichen Dokumente der Ge-
 schichte nicht ein völliger Ausdruck des geschichtlichen Wesensprozesses
 sind, dass der Historiker eines divinatorischen Blickes bedarf, um die
 Unterströmungen zu erkennen oder vielleicht nur zu ahnen, von denen
 die Geschehnisse getragen wurden.

Was Paulus (Röm. 2, 15) von seinen Zeitgenossen sagt: „sie zeigen ja,
 wie des Gesetzes Werk ihnen ins Herz geschrieben ist, indem ihr Gewissen sein
 Zeugnis dazu giebt und die Gedanken hinüber und herüber teils verklagen, teils
 sich entschuldigen,“ das ist vielleicht der tiefste Erklärungsgrund für die un-
 geübteren Erfolge, die die Predigt von Christo in der apostolischen und nach-
 apostolischen Missionsperiode hatte. Eine von Gott gewirkte Erweckung und Be-
 reubigung der Gewissen kam der Verkündigung der göttlichen Gnade entgegen.
 In einer solchen Auffassung wird derjenige neigen, der weiss, dass die Mission
 überall machtlos ist, wo nicht die leise Hand höherer Einwirkungen den geheimen
 Grund der Herzen bewegt und die starre Ruhe eines inneren Codes löst.

Die Methode der apostolischen und altkirchlichen Mission war im
 allgemeinen individualistisch. Die göttlich soziale Macht der Kirche er-
 wuchs aus Individuen, die auf innerlichem und persönlichem Wege von
 der Wahrheit der christlichen Lehre sich überzeugt hatten. Als aber
 die Boten des Evangeliums in Deutschland einer ungebrochenen national
 bestimmten Macht sozialen Geistes begegneten, als sie der zähen Energie
 des Beharrens in Stammesordnungen und Volksgewohnheiten gegenüber-
 standen, die die gesonderte Beeinflussung des einzelnen oder gar seine
 Herauslösung aus altgewohnten Verbänden ablehnten, da vermochte die
 individualistische Methode nur geringer und überdem unsicherer Er-

folge sich zu rühmen. Darum betrat die mittelalterliche Mission, ~~wie~~ durch eine höhere Notwendigkeit gezwungen, den Weg einer sozial~~en~~ oder nationalen Methode der Christianisierung. Dem Bonifatius ~~und~~ seinen Geistesverwandten gerecht zu werden, wird uns nicht ~~leicht~~ gerade dann nicht, wenn wir erkennen, dass auch die moderne Mission ~~den~~ sozialen Mächten gegenübersteht, ohne dass sie sich imstande ~~sieht~~ oder nur des Willens oder Wunsches ist, die Wege der mittelalterlichen Mission zu betreten. Wir sehen uns in China der sozialen Macht der Familiengeistes und einer sozial wirkenden Tradition gegenüber. In Japan begegnet dem Missionar ein zähes und in seiner Energie ~~fast~~ nervöses Nationalbewusstsein. In Indien trägt die Kaste das gesamte Geistesleben jener Millionen; die Intelligenz und Moral, das ökonomische Leben und ^{das} Interesse ist sozial geartet und kastenmässig bestimmt. Selbst afrikanische Stämme haben ihren Sozialismus, welche ihren Anschauungen Widerstandskraft verleiht. Dennoch gehört die individualistische Methode zu den unveräusserlichen Grundprinzipien der modernen evangelischen Mission. Selbst da wo ganze Stämme oder Verbände ihrem Einfluss sich willig öffnen, sammelt sie ihre Gemeinden auf der Grundlage individuellen Unterrichts und persönlicher Glaubensüberzeugung. Dabei ist sie sich bewusst, dass ihre Arbeit nicht nur den Individuen gilt, sondern den Völkern. Ihre litterarische Arbeit, die Pflege höherer und niederer Schulen wirkt auf weite Kreise des Volks. Der ganze Betrieb der Mission beeinflusst das ganze des Volkslebens, nicht nur die wirklich Gewonnenen. Die sich immer in neuen Formen aufdrängende Frage, wie beides in gesunder Weise zu vereinigen sei, die Wirkung auf die Einzelnen und auf die Gesamtheit ist in allen Fällen so zu beantworten, dass es sich nie um etwas anderes handeln dürfte, als um die Gewinnung von Überzeugungen, sei es bei einzelnen oder bei grösseren Verbänden. Damit gewinnen auch die auf eine Gesamtheit gerichteten Bestrebungen der Mission individualistisches Gepräge.¹⁾

Die hierhin gehörigen Missionsprobleme können für den Kirchenhistoriker nicht ohne Interesse sein. Denn der Gegensatz von Individualismus und Sozialismus hat die Entwicklung der Kirche je und je auf das tiefste beeinflusst. Die Weise, wie die evangelische Mission diesen Gegensatz auszugleichen trachtet, wie sie das Ganze im Einzelnen und

1) Stosch: „Im fernem Indien“. S. 155 fol.

2) Stosch, Proselytenmacherei und Mission. Allgemeine Missions-Zeitschrift Dezember 1892.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

es frei dargestellt in der Reinheit und Tiefe, wie es die Apostel kannt haben, so wäre eine Missionsbewegung, die ohne Selbstüberhebung die Evangelisierung aller Völker der Erde als Ziel ins Auge fassen kann, nicht möglich. Luthers 95 Thesen werden der glückliche autoritative Anfang der Weltmission. Dieselbe Bewegung, die damals ihre Wellen durch Deutschland und ganz Europa gehen liess, ist jetzt durch alle Weltheile, schwächer geworden als im ersten Impuls, aber durchaus desselben Geistes und von derselben Wirkung begleitet.

Wenn somit die Mission die Reformation in ihrem innersten Wesen sachlich bestätigt, so ist anderes, was sie etwa zur Illustrierung und als Parallele zu früheren Erscheinungen der Kirchengeschichte bietet, dem gegenüber gestellt von geringem Belang. Aber es möge einiges genannt werden. Etwas Ähnliches, wie die um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Phrygien entstandene montanistische Schwärmerei erlebte die Brüdermission auf ihrem Arbeitsgebiet auf der Moskitoküste in Centralamerika. Wir besitzen von dieser merkwürdigen Erscheinung eine urkundliche und nüchtern sachliche, mit eindringendem Urteil verfasste und wissenschaftlich wertvolle Darstellung in der Jubiläumsschrift dieser Mission. Ohne dass die Parallele angedeutet wird, ja ohne dass sie dem Verfasser vielleicht bewusst ist, tritt uns aus dem verdienstvollen Bericht das Bild einer schwärmerischen Erweckung entgegen, die in mehr als einer Hinsicht an den Phrygischen Montanismus erinnert. Den Montanus und seine Prophetinnen, was ihre Personen anlangt, in das Reich der Mythe zu verweisen²⁾, was auch aus anderen Gründen unmöglich ist, erscheint in Anbetracht dessen, was in Moskito vor den Augen urteilsfähiger Männer geschah, als eine ungerechtfertigte Beschränkung geschichtlicher Möglichkeit. Wie in Phrygien, war auch in Moskito der Naturboden der Bevölkerung dem konvulsiven Ausbruch einer schwärmerischen Bewegung günstig. Ich kann nicht umhin, auszusprechen, dass die nüchterne Entschiedenheit, und liebevolle Weisheit, mit welcher die Brüder-Missionare diese wie ein Bergstrom aufschwellende Bewegung behandelten, das Ungesunde und Schädliche ausscheidend, das Berechtigte und Echte aber konservierend, die Anerkennung auch eines wissenschaftlichen und an geschichtlicher Forschung geschulten Beurteilers verdienen dürfte. — Was Eypian von den Übergriffen der Konfessoren in Karthago erlebte,³⁾ daran erinnert auf den Missionsgebieten mancher Konflikt zwischen der geistlichen Autorität und vermeintlichem oder wirklichem Verdienst, welches in den Jugendzeiten gemeindliche Bildung leicht einen independentistischen Anspruch erhebt, als später, wenn der jugendliche Geist einer grösseren Reife gewichen ist. Überhaupt ist die Missionsgeschichte ein lebendiges und sehr lehrreiches Repetitorium der Kirchengeschichte, was nur von denen im vollen Umfange gewürdigt werden kann, die irgend ein

1) Schneider. Moskito. Herrnhut 1899.

2) Ueigl. Schwegler. Der Montanismus und die Kirche des 2. Jahrhunderts. Tübingen 1841. S. 241 fol.

3) Hardeland. Gesch. der spez. Seelsorge. Berlin 1898 S. 28 fol.

Ein solches Gebiet der Mission, am besten aus eigener Anschauung, genauer kennen. Die Wahrheit liegt meist in dem Besonderen, nicht in dem Allgemeinen.

3. D. Warnock spricht von einem möglichen produktiven Verhältnis der Mission zur Dogmengeschichte:¹⁾

„Es ist ein erhabener Gedanke, dass die geoffenbarte Wahrheit Gottes erst dann zum Ausdruck kommt, wenn in allen Sprachen der Welt die Gottesarbeit zur Vollendung gelangt sein wird, die Gedanken Gottes in die Sprachen wiederzugeben, wie sie einer jeden genuin sind. Eine christliche Dogmengeschichte auf Grund einer allgemeinen Sprachvergleichungswissenschaft — das ist ein grossartiger Beitrag zum allseitigen Verständnis der evangelischen Wahrheit und zum religiösen Leben der Menschheit müsste das sein!“

Es liegt nahe, zu vermuten, dass Anfänge dazu bereits vorhanden sein müssen, was D. Warnock als mögliche missionsgeschichtliche Entwicklung hinstellt. Die Wiedergabe der christlichen Wahrheiten in so vielen und so verschieden gearteten Sprachen muss notwendig die dogmatische Erkenntnis, wenn nicht bereichern, so doch vertiefen und bewahren. Aber lebensfähige Ansätze zu selbständiger, dogmatischer Entwicklung, also in eigentlichem Sinne dogmengeschichtliche Ansätze vermag ich, soweit mein Blick reicht, in dem Bereiche der bisherigen Missionsentwicklung nicht zu entdecken. Man würde sie am ehesten in Indien erwarten dürfen. Hier hat die christliche Wahrheit seit nahezu zwei Jahrhunderten in einem folgenreichen Dialog mit den heidnischen Anschauungen gestanden.

Als eine Frucht dieses Dialogs kann man den sogenannten Brahma Somañ nicht ansehen²⁾. Die Bewegung hat nur eine rhetorische Existenz. Wenn auch zwischen der christlichen Gottesanschauung und dem indischen Pantheismus in seiner polytheistischen Entfaltung eine logische Vermittlung unmöglich ist, so ist doch mancher subjektive Begriff in den indischen Philosophemen, der einer Annäherung an die christliche Lehre fähig scheinen könnte. So der Begriff der mystischen Intuition, der Versenkung in das Absolute. Aber nirgends ist der ernstliche Versuch gemacht worden, eine solche Annäherung an den christlichen Glaubensbegriff zu vollziehen und diesen nach jenem zu modifizieren. Auch der Hinduismus kennt den Begriff der Wiedergeburt. Aber er ist dem christlichen diametral entgegengesetzt. Eine Beeinflussung des einen durch den andern Begriff ist nicht versucht worden. Die indische Logik und Dialektik bedient sich gern des argumentum contradictionis nicht nur im formalen, sondern im materiellen Sinne. Die Wahrheit liegt in dem imaginären Berührungspunkte der Gegensätze. Das Christentum böte mit der ihm eigentümlichen Gegensätzlichkeit und Wechselbezüglichkeit von Sünde und Gnade, von Tod und Leben, von Finsternis und

1) Missionslehre III. I. S. 25.

2) Vergl. über denselben Warnock, Abriss einer Geschichte der protestantischen Missionen S. 277, wo auch die Litteratur angegeben ist.

Licht, von Niedrigkeit und Hoheit ein Problem für das Denken des Hindu. Aber das, was ihm als Imagination sympathisch ist, ist ihm als Wirklichkeit fremd und unzugänglich.

Wir haben es schwerlich zu erwarten, dass, indem sich die christliche Wahrheit durch den Irrgarten indischer Spekulation den Weg bahnt, eine neue Dogmenbildung entstehen wird in ähnlicher Weise etwa, wie die Kirche unter Berührung und im Kampfe mit der griechischen Bildungswelt, nicht ohne Einfluss des römischen Lebensideals und unter dem Versuche, dieses zu vergeistigen und zu vertiefen, namentlich aber in lebendigem Wechselverhältnis mit germanischem Rechtsbewusstsein, mit der Gemütsiefe und dem Bewusstsein der Deutschen ihre Dogmen entstehen sah. Sind die Dogmen der Niederschlag und das Resultat derjenigen Erfahrungen und Gewissheiten, die der Kirche im Kampfe mit heterogenen Elementen und Wechselbeziehungen zu sympathischen Geistesrichtungen zwar nicht entstanden, aber doch sich bewährten und bestimmter gestalteten, so sind sie ein Gewinn, den sie der aus den Heiden gesammelten Kirche zu bieten vermag, ohne von dieser einen ähnlichen Weg und einen ähnlichen Kampf zu erwarten.

Aus der Beobachtung, dass sich — wenigstens bis jetzt — keine Ansätze eines dogmenbildenden oder umgestaltenden Prozesses auf dem Gebiete der Missionskirche zeigen, würde sich für das dogmenhistorische Urteil die Folgerung ergeben, dass der dogmenbildende Prozess überhaupt im wesentlichen zum Abschluss gekommen ist, dass die reformatorische Ausprägung und soteriologische Uergeistigung des Dogmas derjenige Ausdruck christlichen Glaubens und Bekennens ist, welcher wohl einer Uertiefung, Entfaltung und erweiterten Begründung fähig sein mag, aber doch durch seine wesentliche Biblizität und innere Wahrheit nicht eine jugendliche Stufe des Erkennens, sondern die ausgereifte Erkenntnis und Erfahrung der Kirche repräsentiert. Es sind die Mängel der Erkenntnis gewesen, die den dogmengeschichtlichen Prozess anregten und in Bewegung erhielten. Da der Erkenntnistrieb der Kirche in den notwendigsten und centralsten Fragen gestillt ist, so musste der dogmengeschichtliche Prozess zum Stillstand kommen. Böte die missionierende Kirche den Heiden werdende und noch unausgereifte Erkenntnisse, so würde in der Missionskirche die Lösung der noch ungelösten Aufgabe versucht werden. Dass der Versuch unterbleibt, ist ein Beweis für die im wesentlichen geschene Lösung der Aufgabe.

25 Jahre am Dyassa.

Geschichte der freischottischen Livingstoniamission.

Von P. Strümpfel-Herrngosserstedt.

(Fortsetzung.)

Um aber erhob sich das ganze Arabertum zum Aufstande und im Sommer 1887 traten sie mit aller Kraft im Nyassagebiet auf. Selbst nahe bei von Bandawe legten sie eine Station an und verbreiteten sich von See bis Blantyre. Die Handvoll Europäer am See schien nicht zu genügen. Da war es der fromme Agent der Seeengesellschaft in Kapstadt, Mottet Fotheringham, welcher beschloss, um jeden Preis seine Mission und damit die Stevensonstrasse und die Mission in Mwenianda zu halten. Gerade im Norden hatten die Araber den Kampf begonnen, die friedlichen Kondedörfer überfallen und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Im Oktober erschienen sie vor Karonga, der Konsul Hill mit 4 anderen Weissen und der Missionar Bain von Mwenianda konnten noch zu Hilfe eilen, um Anfang November in fünfwöchiger Belagerung Karonga gegen eine hundertfache Übermacht zu verteidigen, bis mehrere Tausend Konde ihren weissen Freunden zu Hilfe kamen und die Belagerer vertrieben. Der nun folgende zweijährige Krieg wurde von der Seeengesellschaft anfangs mit wenig Glück geführt, Karonga blieb ihr fester Stützpunkt und je länger je mehr sammelten sich dort um die Schotten die eingeborenen Krieger, besonders Konde, sodass Dr. Cross, welcher den Kommandos als Arzt fungierte, mitten im Kriege den Heiden predigen und eine Schule mit 20 Schülern eröffnen konnte. Endlich gelang es dem 1889 zum britischen Konsul ernannten Sir Henry Johnston durch Verhandlungen unter dem Einflusse des Sultans von Sansibar den Krieg zu beendigen. Der Sklavenhandel ging zunächst weiter und wurde sogar durch die freundschaftliche Politik, welche Johnston anfangs befolgen zu müssen hatte, ermutigt. 1890 annektierte England endlich das Nyassagebiet. Im Januar 1892 führte Johnston im Einvernehmen mit den deutschen Beamten am See die Beschlüsse der Brüsseler Konferenz von 1889 aus, wonach jeder Handel mit Sklaven, Waffen und Branntwein untersagt werden sollte. Die unter dem Einflusse der Mission in Bandawe stehenden Conga wurden bewaffnet, indische Truppen und Karabellen wurden herbeigeholt, besonders grausame Händler, wie zum Beispiel, geschlachtet und eine Kette von Forts am See und längs der

Stevensonstrasse errichtet. Mit Ende 1895 war der Friede gesichert, Tausende von Sklaven befreit.

Die Aufrichtung der englischen Herrschaft entsprach wiederholten dringenden Bitten der Mission und befreite diese zugleich von langjährigen Schwierigkeiten und Besorgnissen, welche ihr durch die Ansprüche Portugals bereitet wurden. Zwar hatte der portugiesische Gouverneur von Sena 1863, als Bischof Cozer nahe der Einmündung des Schire in den Sambesi beraubt worden war, erklärt, diese Gegend liege ausserhalb der Rechtssphäre seines Staates, und thatsächlich hat die portugiesische Zollgrenze bis 1884 durch Tschimwara an der Schiremündung. Die Seeengesellschaft hatte sich gebildet auf Grund eines mit Portugal 1877 in Mozambik vereinbarten Tarifs, wonach der Sambesi und Schire für britische Dampfer frei sein und nur eine kleine Transitabgabe von 3% des Wertes entrichtet werden sollte. Als aber die schottischen Unternehmungen am Schire und Nyassa gediehen und der durch die deutschen Kolonialwerbungen verursachte Wettbewerb alle Mächte ergriff, erhob Portugal kraft des Rechtes der ersten Entdeckung Anspruch auf alles Gebiet bis Kota-Kota am Westufer und bis zum Rovuma im Osten des Sees. Gerade zur Zeit der Araberkämpfe am Nyassa suchte Portugal durch einen Prohibitivzoll von 10% die Wasserstrasse für die Schotten zu sperren. Da die Zufuhr und die Verbindung mit der Küste für alle Missionen am Schire und Nyassa eine Lebensfrage war, wandten sich die Vertreter derselben wiederholt an ihre Regierung. Grosse Versammlungen forderten zum Schutze auf. Zwar wurde durch die Entdeckung der Tschindemündung ein von dem portugiesischen Hafen Kilimane unabhängiger Zugang zum Sambesi gewonnen, aber schon war eine portugiesische Truppe unter Serpa Pinto im Begriff, das Südneyassagebiet zu annektieren, es kam zu Angriffen auf die Makololo und zu Verletzungen der britischen Flagge, infolgedessen England ein Ultimatum an Portugal stellte und die Zurückziehung der Truppen forderte. Endlich kam es 1891 zum abschliessenden Vertrage, worin Portugal das inzwischen begründete britische Protektoratsgebiet anerkannte und den Sambesi für Schiffe aller Nationen freigab. Für die Mission waren die Konfliktsjahre sehr lästig, da Briefe und Güter wiederholt abgefangen und zurückbehalten wurden. Man kann es verstehen, wenn die Missionsleute alles aufboten, um das von Livingstone entdeckte und von seinen Freunden für Christentum und Zivilisation erschlossene Land nicht in die Hände

Portugals kommen zu lassen. Vor dem Erscheinen der Engländer gingen jährlich 20 000 Sklaven über den See und durch seine Uferländer; Portugal hatte nichts dagegen gethan, im Gegenteil betrieben die portugiesischen Beamten selbst den inländischen Sklavenhandel und die Mischlinge der portugiesischen Kolonie waren oft ebenso schlimm wie die Suaheli-Araber von Sansibar. Eine politische Macht Portugals hätte zweifelsohne den Nyassa der römischen Mission ausgeliefert. Die Expedition des Leutenant Cardoso, welche 1888 am Südende des Sees erschien, war von Jesuiten begleitet und in Algier weihte 1889 Lavignerie unter dem beliebten pomphaften Aufzuge, wobei die portugiesische Nationalhymne gespielt wurde, 6 Missionare für Nyassaland. Der Kardinal hatte mit dem Könige von Portugal über die Besezung der „Provinzen Schire und Nyassa“ verhandelt und sprach von Serpa Pinto und Cardoso als den frommen Söhnen der Kirche. Gegenwärtig haben die Schotten wiederum, namentlich auf der Tanganikahöhebene mit der römischen Mission zu thun.

Die kritischen Jahre endigten mit der durch den deutsch-englischen Vertrag 1890 abgeschlossenen europäischen Besitzergreifung und Einführung geordneter Verwaltung. Das Arbeitsfeld der Livingstoniamission liegt fast ganz innerhalb des „centralafrikanischen Protektorates“, nur die Station Mwenzo und einige Fussenposten liegen in dem der Chartered-Comp. unterstehenden „Britisch-Central-Afrika“.

S. Ausdehnung des Missionsgebietes.

Im Jahre 1885 kam Dr. Elmslie nach dem Nyassa, ein tüchtiger Arzt, ernster Christ und kluger Missionar. Auch er kam zunächst in der Schulfrage unter den Ngoni nicht weiter. Der gemeine Mann und die Sklaven bewiesen zwar einige Empfänglichkeit, fingen an anständig sich zu kleiden, Menschenleben zu schonen u. s. w., aber was das Christentum sei, war ihnen noch verborgen und die Oberen beharrten bei dem Verbot die Kinder zu lehren. Da brach Gott den Bann durch ein wunderbares Eingreifen. Anhaltende Dürre, welche sie vergeblich durch Opfer abzuwenden suchten, erregte die Ngoni. Einige erinnerten an einen alten Ausspruch, den einer ihrer Väter, als sie noch am Tanganika wohnten, gethan habe: sie würden weisse Männer treffen, die würden ihre Freunde sein, auf sie sollten sie hören. Als schliesslich die Geister das zgedachte Opfer verschmähten, indem einer der dazu bestimmten Ochsen kreperte, kam eine Deputation zu Dr. Elmslie

und forderte ihn auf um Regen zu bitten. Am folgenden Sonntage hielt dieser den Bittgottesdienst und schon am anderen Tage kam der Regen. Das war der Anfang einer neuen Zeit in Ngoniland. Aus Furcht, den weissen Mann zu vertreiben, unterliess man die gewohnten Kriegszüge, die Versammlungen wurden gut besucht, und im Mai 1886 erteilten die Häuptlinge die Erlaubnis Schulen zu gründen; ja sie wünschten die Gründung von neuen Stationen.

Leider brach gerade jetzt die Kraft des treuen kaffrischen Gehilfen William Koyi zusammen, er starb am 4. Juni 1886, nachdem ihn die Schulfreiheit noch auf dem Cotenbette mit Freude erfüllt hatte. Dazu kam die Eifersucht der Häuptlinge, welche einander die Schule nicht gönnten. Im Gebiete des Oberhäuptlings Mombera konnte 1887 die erste Schule in Njuyu eröffnet werden; 1889 siedelte Elmslie sich 15 englische Meilen nordöstlich im Bezirke von Momberas Bruder Mtwaro an, dessen Vertrauen er durch ärztliche Hilfe gewonnen hatte und begründete Ekwendeni, welches jetzt die Centralstation für Ngoniland geworden ist. Als Mtwaro 1890 starb, unterblieben die üblichen Fehden, sein Sohn und Erbe hatte schon bisher regelmässig am Unterrichte und Gottesdienste teilgenommen. In Njuyu konnten 1890 die Erstlinge getauft werden. Von drei Brüdern, welche schon zur Zeit des Schulverbotes heimlich lesen gelernt hatten, konnte zwar der eine sich noch nicht von seinen Weibern losmachen, die beiden anderen aber bildeten den Grundstock der neuen Gemeinde. Nachdem 1892 9 weitere Personen getauft waren, konnte die erste Abendmahlsfeier in Njuyu stattfinden. Elmslie war auf Urlaub in die Heimat gegangen, Steele setzte seine Arbeit still fort, auch beim Tode Momberas 1891 zeigte es sich, wie sehr die Mission schon Wurzel geschlagen hatte.

Allerdings war die Kriegspartei im Volke noch mächtig. Zu ihr gehörten viele junge Männer, die darauf brannten, sich die vollen Mannesrechte durch das Erschlagen von Feinden zu erwerben. Sie unternahmen auf eigene Faust Raubzüge, überfielen 1887 einen Araberzug und bald darauf eine von Dr. Laws gesandte Schar von 17 Trägern aus den Conga und führten dadurch bedrohliche Verwickelungen herbei. Zwar waren die Araber anderwärts in Anspruch genommen, aber zwischen Ngoni und Conga drohten Kämpfe loszubrechen, welche die Mission in Bandawe selbst gefährdeten. Auf einem grossen Palaver der Ngonihäuptlinge wurde das Ansinnen an Dr. Laws gestellt, dass er die Conga verlasse und sich ganz unter ihnen niederlasse. Mit

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



13—15000; die Zahl der Abendmahlsberechtigten stieg in diesem ~~einem~~ Jahre von 560 auf das doppelte. Im Taufunterrichte standen 1252 Personen, und doch wurden schon an die Katechumenen ernste Anforderungen gestellt, sie mussten gänzliche Enthaltung vom Bier geloben, die Polygamisten alle Frauen bis auf eine entlassen.

Eine neue Hauptstation ist 1901 in Kasungu, 5 Tagereisen südlich von Bandawe, ca. 2 Stunden von der gleichnamigen Regierungsstation in Mwasia Land, Bezirk Marimba, durch Dr. Prentice angelegt worden, welcher das Gebiet 1897 erforschte. Die Mittel bot die ~~Ben-~~ jährssammlung der Jugend der Vereinigten Freikirche Schottlands, die Station soll ein Denkmal der Union sein. Sie hat ausgezeichnetes Klima und verspricht von grosser Bedeutung unter einem volkreichen, bisher noch wenig berührten Teile der Ngoni zu werden.

Den Süden ihres Gebietes haben die Schotten inzwischen den Missionaren der holländisch-reformierten Kirche des Kaplandes überlassen, welche in engster Gemeinschaft mit ihnen arbeiten. Die im Kaplande gebildete Pastoralgesellschaft für Evangelisation in Central-Afrika wollte ursprünglich am oberen Kongo arbeiten, aber ihr Sendbote Murray (von der bekannten aus Schottland stammenden südafrikanischen Pastorentamilie) beschloss, nachdem er eine zeitlang in Kondelände bei Dr. Gross und Bain sich aufgehalten, 1889 in Verbindung mit den Schotten zu bleiben und liess sich in Mwera, Tschiweres Dorf, auf dem Hochlande von Central-Ngoniland, nieder, wo es keine Elefanten, infolgedessen keine arabischen und portugiesischen Händler und keine Branntweinläden gab, in gesunder, fruchtbarer und bevölkerter Gegend, 3400 Fuss über dem Meere. Die dortigen Ngoni haben sich mit Nyanja vermischt und deren Sprache angenommen, sodass die Mission gleich die von den Schotten gelieferten Bücher benutzen konnte. Der Anfang war schwer, doch geht es jetzt vorwärts und 20 englische Meilen nordwestlich hat eine Missionstation Kongwe errichtet werden können.

Im September 1894 übernahmen die Südafrikaner dann den ganzen Süden von den Schotten, ausser dem Posten am Kap Maclear mit den zugehörigen Dorfschulen übernahmen sie namentlich die seit 1887 getriebene Arbeit in dem südwestlich vom See gelegenen Livlezi-Chale. Auch hier war Nyanja die herrschende Sprache, obgleich die Häuptlinge und Käte sich noch eines Suludialektes bedienten. Der dort wohnende Ngoni-Stamm hatte dieselben alten Suluneigungen wie seine nördlich wohnenden Verwandten; besonders wenn das Kafferbier sie erhitzte, brach die Raublust hervor und machte sie zum Schrecken der Nachbarländer bis nach Blantyre. Darum hatte die Mission, obwohl der Oberhäuptling Tschikusis sich von Anfang an freundlich stellte, einen schweren Stand. Dr. Laws hatte nach mehrfachen Reisen an einem schön gelegenen Platze die Station angelegt. Zwischen ihr und Tschikusis Dorf lag die prächtige Kette der Kirkberge mit dem Tschirobwe-gipfel. Zwanzig ringsumliegende Dörfer waren von fleissigen Ackerbauern bewohnt. Missionar Henry und der Lehrer Mac Intyre arbeiteten im Segen, namentlich wirkte die Frau des Missionars erfolgreich unter den Frauen und Mädchen.

Das Leben hatte dort sehr wilde Form, das Gottesurteil des Mavitrinkens war sehr gebräuchlich, Biergelage und Tänze spielten eine grosse Rolle. Dazu kam die ganze Unsicherheit des Landes, da alle Wege nach dem Schire durch das Chaluma. Selbst die Träger des Missionars wurden überfallen, sodass er schliesslich nicht mehr bekam und nur mit grosser Mühe einen Transportverkehr nach Blantyre offen halten konnte. Die schwerste Hemmung erlitt die Mission durch das Klima. Das erste starb 1890 auf der Heimreise in Kilimane; da auch Henry krank auf dem Weg ging, musste das Werk Eingeborenen anvertraut werden. Kaum war Henry im Dezember 1891 zurückgekehrt, als er seine Frau verlor, 1893 starb er selbst auf der Reise nach Blantyre, sein Nefte und Nachfolger Hicken ein halb Jahr später. Ein Oberer Robertson hatte 1892 den zur Verbindung mit Blantyre angelegten Missionsposten Goma, 14 englische Meilen südlich, übernommen; ein zweiter Missionsposten etwa 16 englische Meilen nordwestlich in Mpandera am Rande des Plateaus entstand. Viel Fieberei hatte auch nach Übernahme der Station der kapholländische Missionar W. B. Murray zu bestehen. Namentlich aber wurde seine Lage ernst, als der Sohn und Nachfolger Tschikusis, Gomani, welcher unter dem Einfluss des Yaohauptlings Mponda dessen Sklavenjagden beförderte, sich durch die Mandelentkämpfe südlich vom Sambesi 1896 verleiten liess, gegen die britische Verwaltung zu Felde zu ziehen. Gomani wurde schliesslich gefangen und hingerichtet, die Missionare aber mussten in dieser Zeit Livolezi verlassen und sich auf das Hochplateau im Central-Ngoniland, 80 englische Meilen nordwestlich zurückziehen; dort gründeten sie, etwa 27 Meilen von Mwera, in kühler, gesunder Lage die sich entwickelnde Station Mkhoma, welche jetzt ihre Centralstation ist; dieselbe wurde eingeborenen Helfern anvertraut.

Das Eintreten der kapholländischen Mission im Süden war den Schotten willkommen, weil nicht bloss grade damals ihr Arbeiterpersonal durch das Klima vermindert war, sondern sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, den wichtigen Norden kräftiger in Angriff zu nehmen.

Im Gebiete des Häuptlings Mweniwanda auf dem Plateau an der Stevensonstrasse, ca. 90 englische Meilen vom See, hatte schon 1882 der Ingenieur Stewart eine neue Missionsstation angelegt. Berge mit immer grünen Bäumen begrenzten die Aussicht nach dem See, westwärts dehnte sich flache Ebene. Das Klima in dieser Höhe, 4000 Fuss über dem Meere, schien gesund, der Häuptling hielt auf Ordnung, Sklavenhändler waren noch selten. Nachdem Stewart 1883 am Fieber gestorben war, übernahm der Missionar Alexander Bain die Arbeit. Er war ein hochgebildeter Mann und orientierte sich rasch in dem Sprachgewirr seines Gebietes. Kunde bildeten den Stamm, dazu westwärts von Norden und Westen andere Stammesteile zugewandert. Ein Arzt, ein Schlosser mit Frau und ein Zimmermann kamen 1886 zur Unterstützung, aber nach wenigen Monaten waren der Zimmermann und der Arzt schon begraben. Die Missionsarbeit ging erfreulich voran.

die Gründung von Aussenstationen war vorbereitet, Bain hatte namentlich das empfängliche Kondenvolk ins Auge gefasst. Da brachen 1887 über Kondeland die Kämpfe mit den Sklavenhändlern herein. Während Bain den Freunden von der Seehandelsgesellschaft in Karonga beistand, hielt Gross monatelang die Missionsstation ganz allein. Als dann während der folgenden Regenzeit die Weissen sich von Karonga nach dem Süden zurückzogen, um den neuen Kriegszug vorzubereiten, blieb Dr. Gross mit dem Agenten Fotheringham in Mweniwanda und befestigte es durch Pallisaden. Wären sie auch gegangen, so wären vielleicht Tausende den Sklavenjägern preisgegeben worden. Als aber im März 1888 die Kämpfe wieder begannen, musste Gross dem englischen Korps als Arzt zu Hilfe kommen und die Missionsstation der Obhut eingeborner Christen anvertraut werden. Kaum waren die Kriegsstürme ein wenig zur Ruhe gekommen, da kam auch von Bandawe, wo er fieberkrank, mit dem Urlaubsschein in der Tasche, zurückgeblieben war, der treue Bain in Begleitung des kapschen Sendboten Murray, um den Versuch einer Kondemission zu erneuern. Dr. Gross schloss sich ihnen an, sie fanden in Mweniwanda ihr Haus unversehrt, Schule und Gottesdienst war von den Gehilfen regelmässig gehalten worden. Da ihr Sinn nach den Konde und nach einer gesunderen Gegend stand, wählten sie endlich einen Platz auf dem Ukukweplateau im Gebiete des Häuptlings Kararamuka zur neuen Station, und begannen hier mit frohem Mute zu arbeiten; ringsum in den Bananenhainen zwischen den Ausläufern des Rungue lagen friedliche Dörfer, reich an Vieh, Nahrungsmitteln und fliessendem Wasser. Aber noch war es zu gefährlich so weit von Karonga zu wohnen; die Araber im Verein mit Merere überfielen die Gegend, und Bain musste den Ort verlassen. Schon vor ihm war Murray schwerkrank südwärts gegangen. Bain kam noch bis Bandawe, seine Kraft war gebrochen, er starb dort am 16. Mai 1889. Da auch Gross krank in die Heimat ging, blieb die Mission den Nationalhelfern überlassen. Inzwischen setzte der deutsch-englische Vertrag 1890 den Songwe als Grenze fest. Infolgedessen gab Gross, als er 1891 wieder hinauskam, sowohl Mweniwanda als Kararamuka auf und nachdem er vorübergehend in Wundali am Nordufer des Songwe und in Ngerenge am Lufira thätig gewesen war, entschied man sich endlich für Karonga als Mittelpunkt für die Mission unter den nördlichen Stämmen. Hier im Hauptdepot der Seeengesellschaft war schon bisher eine Schule unterhalten worden, ein Agent der

Seeengesellschaft bot dazu ein Haus als Geschenk an. Dr. Cross ist seitdem ganz aus dem Missionsdienste ausgeschieden. Leider ist Karonga des Fiebers wegen oft von weissen Missionaren entblösst, die Gemeinde zählt etwa 500 Seelen, 60—80 Eingeborne erschienen im November 1900 zu den täglichen Abendgottesdiensten, an der Abendmahlsfeier beteiligten sich 26 Eingeborne und 5 Europäer.

Die Hauptbedeutung hat Karonga für die Mission als Ausgangspunkt nach dem Hinterlande. Sobald friedliche Zustände einkehrten, hatte die Mission ihr altes Ziel, die Hochebene zwischen Nyassa und Tanganyika, ins Auge gefasst. Auf dem höchsten Punkte derselben, 6000 Fuss über dem Meere, 7 Tagereisen von Karonga, aber nur wenige Stunden von der wichtigen Station Tife der Seeengesellschaft, wurde im August 1894 durch den Missionar Dewar die Station Mwenzo angelegt. Unmittelbar südwestlich wohnen die kriegerischen Umba, ein zahlreicher, intelligenter Stamm, welcher unter dem Einflusse der Araber die schwächeren Stämme grausam dezimiert hat. Der Oberhäuptling der Winamwanga, in deren Gebiete Mwenzo liegt, war sogar vor ihnen 2 Tagereisen weit auf deutsches Gebiet geflüchtet. Dewar hatte einen schweren Anfang, es war Hungersnot und fehlte an Arbeitskräften. Meist eigenhändig musste er sein Haus bauen und die Baumstämme eine Tagereise weit herbeischaffen. Doch blühte das Werk bald schön auf. Die Mission hat einen gut bewässerten, mit Holz bestandenen Landbesitz, das Klima ist erfrischend, kühl und gesund, es erlaubt europäischen Getreide- und Gemüsebau. Das Dorf Mwenzo besteht aus 4 Reihen hübscher, sauberer Hütten, zwischen denen breite Strassen laufen. Täglich kommen 80 Kinder zur Schule. Andere Dorfschulen, freilich primitiver Art, bestehen in der Nachbarschaft. Die Sprache des Volkes, Tschinamwanga, beherrscht ein grosses Gebiet, fünf Tagereisen längs der Stevensonstrasse und drei Tagereisen auf jeder Seite von der Station, überall liegen Dörfer von 300—500 Einwohnern. Seit Ende 1900 ist die Mission durch den jungen Arzt Dr. Christholm verstärkt. Er war auch den Weissen willkommen, welche der lebhafte Handel und der Bau der Telegraphenlinie dorthin geführt hat.

So ist nun längs dem Westufer des Sees eine Stationenkette angelegt und parallel dazu eine zweite auf dem dahinterliegenden Berglande. Der Kota-Kota, der Sitz des Araberhäuptlings Jumbe, welcher von hier aus früher die Sklaventransporte nach dem Ostufer leitete, ist

auf Veranlassung des englischen Beamten der Universitäten-Mission überlassen worden. Im übrigen ist alles Land westlich vom Nyassa ausschliessliches Missionsgebiet der Schotten und der mit ihnen verbundenen Kapholländer.

6. Die Anstalt Livingstonia.

Mit den zunehmenden Erfolgen der Mission stellte sich das Bedürfnis nach einer gründlichen Ausbildung eingeborener Helfer heraus. Der Weg, welchen man dazu einschlug, ist für die Schotten charakteristisch. Ihr Ziel ist fast auf jedem Missionfelde die Gründung einer grossen Zentralbildungsanstalt, welche in Schulen und Werkstätten eingeborene Arbeiter heranzieht und die Civilisation Hand in Hand mit der Evangelisation betreibt. Mustergiltig dafür sind die Anstalten Lovedale und Blythswood in Kafferland. Als Dr. Stewart, der Leiter von Lovedale, 1874 das Programm für die Livingstoniamission entwarf, bezeichnete er als Denkmal für Livingstone ein an sorgfältig gewähltem Platze anzulegendes Industrie- und Erziehungsinstitut, welches später zu einer Stadt und einem Mittelpunkte des Handels, der Civilisation und des Christentums würde. Der Zeitpunkt zur Ausführung dieses Gedankens am Nyassa schien gekommen, als das britische Protektorat aufgerichtet und der Wunsch nach englischredendem eingeborenem Personal rege wurde. Während seines Urlaubs 1892—94 hatte Dr. Laws eine solche Anstalt für die United-Presbyterian-Mission in Kalabar (Westafrika) eingerichtet. Er ging nun nach dem Nyassa mit dem gleichen Auftrage.

Die Wahl des Platzes war nicht leicht, er sollte leicht zugänglich vom See, aber in gesunder Höhe, mit fliessendem Wasser und Holz versehen sein. Westlich der Florencebai erhebt sich 2900 Fuss über dem See, 4300 Fuss über dem Meere der Mount Waller (so benannt nach dem Herausgeber der letzten Tagebücher Livingstones), auf der Höhe übergehend in ein fruchtbares Plateau, welches von einem Flüsschen, dem Kondowi, durchzogen ist. Hier wo man einen zweiten Fernblick über den See und nach dem Livingstonegebirge hat, glaubte Dr. Laws den rechten Ort gefunden zu haben. Das Plateau war fast menschenleer, nur wenige versprengte Reste geängsteter Eingeborener hausten bisher auf den Sandsteinklippen und in den Höhlen des Berges. Aber auf Missionsarbeit unter umwohnendem Volke war ja die neue Gründung zunächst nicht berechnet. Nachdem Dr. Laws die Regenzeit dort durchlebt und die Lage ausprobiert hatte, entschied er sich endgiltig zum

lan im Mai 1895. Das Land gehörte der südafrikanischen Comp., welche aber hier wie in Kibwezi der Mission Certain abtrat und nur die Bergbaurechte sich vorbe-

in überraschender Schnelligkeit hat sich das von allen Seiten, selbst aus Maschonaland, kommen und wandern hunderte von Meilen um die Ausbildung — so heisst die Anstalt, während zugleich das geistliche Missionswerk Livingstonia-Mission genannt wird — im Jahre 1900 umfasste die Anstalt 207 Knaben und Mädchen, 51 Lehrlinge, dazu die Familien der verheirateten des Küchenpersonal u. s. w., in Summa waren 320 zu speisen. Die Vielheit der Sprachen (Nyanja, Comoro, Swahili u. a.) erschwert die Arbeit, doch hat der Herr ein besonderes Talent für fremde Sprachen; Dr. Laws hat die verbreitetste und hoffnungsvollste Sprache zur linguistischen Arbeit aber für die höheren Unterrichtsstufen das Englisch. Die Schulen zerfallen in Elementarschule (Standard I—IV), Seminar (Standard V, VI und VII) und eine Schule für Erwachsene. Die von den Kindern am Ort angelegte Elementarschule bildet das Modell einer Dorfschule und ist die Vorbildschule für das Seminar. Die eingeborenen Prediger werden zu einem Kursus, ausserdem durch eine Abendklasse gebildet, erhalten täglich Bibelunterricht. Die Kinder der Elementarschule lernen heimische Korb- und Mattenflechten, die fortgeschrittenen in der Landwirtschaft, Tischlerei, Maurerei, Druckerei, Schmiede, Ladenverwaltung, neuerdings auch in der Medizin unterwiesen. Die Mädchen lernen Haushaltungskunst. Die zunächst provisorischen Gebäude werden bald ersetzt. Zuerst sind feste Wohnhäuser und ein Hospital gebaut worden. Zur Wasserleitung gab Lord Cromer, Präsident des Komites in Glasgow, 80 000 Mk. Die Farm, für welche Ochsen, Wagen, Pflüge, Dreschmaschine angeschafft sind, sodass aus selbstgebaudem Weizen. Die von Eingebornen unter europäischer Oberleitung betriebene Druckerei ist selbst mit griechischen und hebräischen Typen ausgestattet, hat viele Aufträge von der Kolonialregierung und hat von ihr gedruckten Zeitschriften ist das Mission-

englischer Sprache zu nennen. Die Solarölbeleuchtung kostete bisher der Anstalt jährlich 40 000 Mk., den Europäern in ihren Wohnungen ebensoviel; natürlich wurde nach Möglichkeit gespart, was die Ausnützung der Abendstunden und die Übung der Aufsicht erschwerte; deshalb ist man jetzt eben dabei ein Elektrizitätswerk für etwa 80 000 Mk. anzulegen, welches vorläufig 600 Lampen von je 16 Kerzenstärke und zugleich Betriebskraft für die Werkstätten liefern wird. Mehrere Turbinen an den naheliegenden Wasserfällen sind bereits im Gange, und treiben die Band- und Kreissäge; mit dem neuen Motor kann nun auch in der Schmiede ein pneumatischer Hammer und eine Bohrmaschine in Betrieb gesetzt werden. Nimmt man hinzu die schönen Wege, so kann man sich das rühmende Urteil erklären, welches selbst ein der Mission fernstehender Reisender, Brogan, kürzlich abgab: „Wenn Geschick, persönliche Hingabe, harte Arbeit in der Mission etwas gutes schaffen können, so muss Dr. Laws Erfolg haben.“ Die Telegraphenlinie von Blantyre nach dem Tanganika geht über Florencebai und Livingstonia seit Januar 1899, ein Zweigdraht führt von der Anstalt hinab zum Telegraphenamte in Florencebai, dieselben Stangen tragen auch einen Draht für Telephonleitung.

(Schluss folgt.)



Zur Geschichte der Kolsmission.

Von Missionar Dr. Nottrott.

In der Oktober-Nummer der H. M. Z. 1901, pag. 498, hat D. Grundemann Eyre Chattertons Buch: „The story of fifty years Mission work in Chhota Nagpur“ besprochen. Stimme ich auch mit vielem überein, was da über das Buch gesagt ist, so kann ich doch wieder anderes nicht unwidersprochen lassen, zumal der verehrte Kritiker selbst andeutet, dass manches darin späteren historischen Erörterungen zu Grunde gelegt werden dürfte.

In erster Linie beanstande ich den Titel des Buches, denn damit will sich die Anglikanische Mission diese „50 Jahre“ gewissermassen zugute schreiben, wie man denn auch von seiten der S. P. G. immer wieder hört, dass sie „die alte Mission“ sei.

Für deutsche Missionstreunde ist ja eine Widerlegung dieser Anmassung, die für die Propaganda unter unseren Christen berechnet ist, unnötig, aber anderen gegenüber müsste doch hervorgehoben werden, dass die S. P. G. daraus kein solches Recht herleiten kann, weil einer der vier ersten Missionare zu ihr übergetreten ist.

Mr. Chatterton wird ja den Titel dadurch zu rechtfertigen suchen, dass er darauf hinweist, wie ja die Gossnersche Mission, und die Römisch-Katholische eben-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

hatten, schickte Inspektor Ansorge noch Bruder Onasch und mich zu ihnen, um eine Zurücknahme ihrer Erklärung und Wiederaufnahme der Verhandlungen zu versuchen, aber wir wurden kaum angehört. Bruder Onasch wird das Bestehen des Bischof Milman zu entschuldigen giebt sich Mr. Chatterton natürlich die größte Mühe, aber aufmerksamen Lesern gegenüber gelingt ihm das doch nicht. Er schreibt ja selbst (p. 47), dass die ausgetretenen Missionare sich an den Bischof wandten bevor sie auf ihren Protest von Berlin Antwort hatten (und NB. der Protest wurde gemacht, nachdem die Gegenmission durch Separat-Gottesdienste, Abwesenheit machen der Katechisten, Lehrer und Schüler etc. perfekt geworden war) und dass derselbe darauf eingegangen wäre. Konnte sich der englische Prälat nicht an unser Kuratorium oder an dessen Vertreter, Inspektor Ansorge, wenden? Diese schwere Versäumnis sucht Mr. Chatterton damit zu entschuldigen, dass er sagt, Bischof Milman sei „most anxious“ gewesen, sich mit Inspektor Ansorge auszusprechen, aber „der habe geflissentlich vermieden, mit ihm zusammenzukommen oder in Verbindung zu treten“. Das ist sehr unbestimmt und diplomatisch ausgedrückt. Der Leser soll natürlich denken, Bischof Milman habe Inspektor Ansorge besuchen wollen, der habe sich aber nicht sehen lassen — in Wahrheit bedeuten aber die Worte: dieser deutsche Missionsinspektor machte Sr. Lordschaft nicht einmal seine gehorsamste Aufwartung.

Geflissentlich gemieden hat Inspektor Ansorge eine Zusammenkunft mit dem Bischof wirklich nicht, denn als Bittender oder sich Entschuldigender vor ihm zu erscheinen, hatte er keine Ursache, und hätte er es thun wollen, so würden wir Missionare ihm entschieden abgeraten haben, denn ein Besuch beim Bischof würde in den Augen der uns treu gebliebenen Christen nichts anderes gewesen sein, als die Anerkennung der bischöflichen Gewalt über unsere Gemeinde und eine Herabsetzung des Vertreters unseres Kuratoriums. Um übrigens sein Möglichstes zu thun, entsandte Inspektor Ansorge die beiden Brüder Flex und Häberlin, um Protest gegen Errichtung einer Gegenmission zu erheben, sie wurden aber mit leeren Ausflüchten abgespeist; es war ja alles schon beschlossene Sache, ehe der Bischof überhaupt nach Ranchi kam.

Ich bedauere sehr, dass Mr. Chatterton, den ich sehr wohl kenne, mit mir nie über die Sache gesprochen hat; Wenn ihm daran gelegen hätte, auch die altera pars zu hören; hätte er es gewiss gethan. Wie er aber auch nach dem, was er geschrieben, sagen kann, Bischof Milman hätte die Kols-Mission „from utter chaos“ gerettet, verstehe ich nicht. Dazu gehört eine andere Logik, als ich besitze.

Es sind noch eine ganze Menge Dinge, die ich in dem Buche beanstande, allein auf alle eingehen, hiesse ein anderes Buch schreiben. Wieder und wieder tritt z. B. in Kleinigkeiten, für Laien kaum bemerkbar, das Streben hervor, die S. P. G. als die ursprüngliche Kols-Mission darzustellen, und darum hat er auch das Bild des alten Nirdokh Ruchal gebracht und denselben als „einen der vier ersten Christen“ bezeichnet. Nirdokh war aber gar kein Kol, sondern gehörte der Schmiedekaste an und steht nicht unter den ersten vier Urauns sondern erst als siebenter im Taufbuche verzeichnet.

Auch über Hazaribagh, wo das Hauptquartier der D. U. M. ist, bleibt der Leser im Unklaren, ob die Gossner'sche Mission ein altverbriettes Recht daran hat

... nicht, und über eine Zeit von 12 Jahren, während der verschiedene unserer ... gearbeitet haben, hat Chatterton nur die Worte: „Von 1880—1892 geschah ... nichts, was der Erwähnung wert wäre.“ In dem letzteren Jahre nämlich er-
 ... die D. G. M. ihre Mission in Hazaribagh. Weiss vielleicht seine Gesell-
 ... gar nicht, dass sie damit in unser Gebiet eingedrungen ist? Es scheint fast so.
 ... Und nun muss ich noch auf eins zu sprechen kommen. Es scheint auch
 ... Chatterton aufgefallen zu sein, dass die von englischer Autorität in's Leben
 ... und von den Regierungsbeamten in jeder Hinsicht unterstützte, geförderte
 ... und aus vorgezogene Mission, so wenig gewachsen ist (von 7 000 auf 17 000
 ... Lebensalter), dagegen die allzeit angefeindete deutsche Mission sich
 ... vermehrt hat. Bei solch' beklemmenden Fragen steigt man am
 ... auf's hohe Pferd und behauptet kühn in die Welt hinaus, dass man eben
 ... jeden und besonders nicht die aus indischen Gründen kommenden Kols aufnehme.
 ... Chatterton kennt eben die Kols-Mission gar nicht, er hat ja auch nie im
 ... Distrikt gearbeitet und behauptet das, wie ich annehmen darf, bona fide.
 ... wies eben nicht, wie z. B. der Haupt-Sardar Johann Chapadib¹⁾ von der S. P. G.
 ... aufgenommen wurde, nachdem er bei uns ausgemerzt war, in der Hoffnung, durch
 ... die ganze Sardar-Partei zu gewinnen, aber auch das war vergebens. Die Sardare,
 ... die sich bekehren, kommen trotzdem wieder in ihre alte Gemeinde. Für die Kols
 ... ist nun einmal die Bossenersche Mission die „Khutkatti-Mission“, d. h. die, welcher
 ... das Land gegeben hat, und die anderen beiden Missionen sind die
 ... welche, später kommend, das urbar gemachte Land rauben wollen.

1) Johann Chapadib stand, wie allgemein vernommen wird, hinter dem
 ... Aufstande und hat auch Gefängnis bekommen. Wie dem gegenüber
 ... Chatterton behaupten kann, dass kein Christ der englischen Gemeinde auf
 ... Seite gewesen sei, verstehe ich nicht. Auch von unseren Gemeindegliedern
 ... niemand am Aufstand beteiligt; die sich beteiligten, waren seit 10 und
 ... Jahren Abgefallene und Ausgeschlossene.



Missions-Rundschau.

Niederländisch Indien.

Von Missionsinspektor Dr. Schreiber.

... Seitdem das letzte Mal eine solche Rundschau gegeben wurde, sind 3 1/2 Jahre
 ... und hat sich in dieser Zeit mancherlei begeben. Ich selbst habe in dieser
 ... unser Rheinische Mission in N. Indien visitieren dürfen und nach
 ... der Dichtes der Nederlandschen Zendelinggenootschap, Herr Direktor
 ... ebenfalls eine sehr ausgedehnte Visitationsreise gemacht, auf der er nicht
 ... Stationen seiner eignen Gesellschaft, sondern auch noch die mehrerer
 ... holländischen Gesellschaften und auch unsre Batak Mission besuchte.
 ... das Material dazu zu Gebote steht, so möchte ich zu aller-
 ... ausführlicher reden über die inländischen Christengemeinden.

welche von der Protestantischen Kirche von Ned. Indien, d. h. von Predigern, die durch die Regierung besoldet sind, bedient werden. Dieselben übertreffen durch die Zahl ihrer Gemeindeglieder diejenigen aller in der Pflege der Missionsgesellschaften stehenden Gemeinden noch weit, sie zählen nämlich nach dem Jahresberichte von 1900 im Ganzen 247,038 Seelen. Aber mit ihrer Versorgung sieht es z. C. doch noch recht bedenklich aus, wenn auch gegen früher sehr vieles besser geworden ist. Sie werden bedient von nur 17 europäischen sogenannten „Hilfspredigern“ und ausserdem von mehr als 300 inländischen Gehilfen aller Art. Die meisten dieser Hilfsprediger sind ehemalige Missionare, wie ja auch der bei weitem grösste Teil dieser Gemeinden die Frucht der Missionsarbeit des abgelaufenen Jahrhunderts darstellen. Die erst im letzten Jahrhundert entstandenen Gemeinden der Minahassa, welche unter der Aufsicht von 10 solchen Hilfspredigern stehen, zählen jetzt 154,797 Seelen. Vor drei Jahren waren es etwa 10000 weniger. Heiden und Mohamedaner giebt es in dieser ganzen Landschaft nur je noch etliche tausende. Aber sehr bedauerlich ist es, dass gerade hier die römische Propaganda sehr stark eingesetzt hat und dass die Inländer nun das ihnen sehr rätselhafte Schauspiel vor sich haben, dass Vertreter der beiden Konfessionen sich aufs heftigste bekämpfen, während sie doch beide von derselben Regierung unterhalten werden. Die Mittel, welche Rom anwendet, sind hier dieselben wie überall sonst auch. Man lockt die Leute dadurch an, dass man ihnen sagt, als römische Christen brauchten sie keine Kirchen mehr zu bauen, die wolle man ihnen selbst bauen, und brauchten auch nicht mehr Sonntags etwas in die Kollekte zu geben. Auch noch üblere Mittel, wie Geldversprechungen scheinen vorzukommen und daneben natürlich der Hinweis auf die grössere Herrlichkeit sowohl des römischen Bischofs in Batavia als auf diejenige des Papstes in Rom. Es ist kein Wunder, dass von diesen noch unbestätigten Christen, die nebenbei gesagt, auch noch immer nicht das Wort Gottes in ihrer eignen Sprache besitzen oder hören, sich manche bethören lassen. Doch ist die Zahl der von den Römischen gewonnenen Christen kleiner, als man denken sollte. Es sind ihrer nur 5077, und gegenüber den 409, die im letzten Jahre römisch wurden, stehen 102, die von der römischen Kirche wieder zur evangelischen zurück kamen.

Was die religiösen und sittlichen Zustände in den Gemeinden betrifft, so sind dieselben in den verschiedenen Gegenden und bei den verschiedenen Volksstämmen in der Minahassa sehr verschieden. Das erkennt man schon an dem sehr grossen Unterschiede, welcher betreffs der ehelichen und unehelichen Geburten in den verschiedenen Bezirken sich zeigt. Die unehelichen Geburten, die im Ganzen 997 gegenüber 5555 ehelichen betragen, übertreffen an Zahl in einem Bezirke sogar die ehelichen, in einem andern dagegen betragen sie nur 4 %. Die Sache ist übrigens nicht so schlimm, wie es aussieht, da in den weitaus meisten Fällen die Eltern der sogenannten unehelichen Kinder ganz treu sich zusammen halten, aber nicht dazu zu bringen sind, sich kirchlich trauen zu lassen. In andern Gegenden liegt es im Volkscharakter, dass die Eheleute sehr leicht, selbst ohne besondern Grund, auseinander laufen, und dann oft wieder andre Ehen eingehen. Natürlich sollte dagegen mit Kirchenzucht vorgegangen werden, aber gerade die Konkurrenz der Römischen macht die Ausübung der Kirchenzucht so sehr gefährlich, da es den

Leuten zu nahe liegt, dann eben zu der römischen Gemeinde überzugehen, wenn sie solcher Zucht sich unterwerfen sollen. Auch an mancherlei Aberglauben fehlt es nicht. So sucht man in einer Gegend den Sterbenden oft den bösen Geist, der die Krankheit verursacht haben soll, vor seinem Code mit Gewalt auszuweisen, eine sehr gewaltsame Prozedur, die häufig den Tod beschleunigt. In einer anderen Gegend glaubten die Christen, dass in ein paar wilden Bütteln, welche ihre Aecker sehr schlimm verwüsteten, die Geister ihrer Vorfahren wohnten, und wollten darum den Tieren kein Leid anthun. Es mussten schliesslich Leute eines andern Stammes gedingt werden, um diese schädlichen Tiere zu fangen.

Unter den übrigen Gemeinden sind bei weitem die bedeutendsten diejenigen auf Amboina, Ceram und den benachbarten Inseln, die zusammen auch 6000 Seelen zählen. Von diesen Gemeinden wurden eine grosse Zahl im Jahre 1899 durch ein furchtbares Erd- und Seebeben heimgesucht, welches in manchen Gegenden alle Kirchen fast unbrauchbar machte, ja zum Teil, wie z. B. die an der Opaputh-Bai auf Ceram völlig verschlang. Nur in einigen der Gemeinden hat dieser gewaltige Schaden inzwischen wieder ausgebessert werden können, in vielen Gemeinden muss man sich noch mit Nothkirchen behelfen oder Gottesdienst im Freien halten. Dass in einzelnen Bezirken, wie z. B. in Cimar Kupang die Zahl der unehelichen Geburten fünfmal grösser ist als diejenige der ehelichen, das liegt an der bösen Vernachlässigung dieser Gemeinden, der zu Folge keine Eheschliessungen stattfinden konnten. Man muss aber treulich anerkennen, dass die weiten Entfernungen und daneben auch das böse Klima eine ordentliche Versorgung der Gemeinden auf diesen kleinen Inseln sehr erschweren.

Über den Stand der römischen Missionsarbeit in Indien kann ich leider keine vollstündigen Angaben bringen. In einer Uebersicht über dieselbe gibt Hr. Schuurmans in Haarlem auf Grund etwas älterer officieller Regierungszahlen die Zahlen folgendermassen an: Missionare: 50, Brüder 18, Schwestern 123. Auf anderer Weise wird dagegen in den „Katholischen Missionen“ die Zahl der Missionare mit 229 angegeben, ein Unterschied, den ich mir nicht zu erklären vermag. Von eigentlicher Missionsarbeit der Römer in heidnischen oder mohamedanischen Gegenden hört man noch immer sehr wenig, desto mehr aber von den Versuchen, in die evangelischen Gemeinden einzudringen. Wehmütige Gefühle muss es erregen, wenn man liest, dass in den Passumahlanden auf Sumatra, wo die Missionare der luth. Miss.-Gesellschaft von Amsterdam durch die Römischen verdrängt wurden, diese letzteren jetzt eine Gemeinde von 118 Seelen haben. Die Römischen arbeiten mit besonderem Fleiss an den grossen Plätzen und dort wie auch sonst überall haben sie ihr ganz besonderes Augenmerk auf die sogenannten Halbeuropäer gerichtet, von denen ja manche Leute meinen, dass ihnen einmal die Zukunft in Nied. Indien gehöre.

Über die Arbeit auf den nördlich von der Minahassa gelegenen Sangir- und Labuan-Inseln ist folgendes zu berichten. Die beiden Veteranen in dieser Arbeit, Hr. Dr. Engel und Hr. Kelling sind inzwischen beide heimgegangen. Der erstere verstarb am 4. Jan. 1897 zu Manganitu auf Gross-Sangir. Sehr schön ist es, dass diese beiden Veteranen, die 40 Jahre lang hier unermüdlich gearbeitet haben und auch grossen Segen in solcher Arbeit haben erleben dürfen, an ihren Söhnen nun treff-

liche Nachfolger gefunden haben. So ist der junge K. G. F. Steller nun der Nachfolger seines Vaters in Manganitu geworden in der grossen Diocese, welche jetzt 17000 Christen zählt. Wie sehr allerdings hier noch alles in den Anfängen steht, erkennt man u. a. daraus, dass unter diesen 17000 nur 1170 vollberechtigte Gemeindeglieder sind. Die Sittlichkeit lässt noch viel zu wünschen übrig, und auch die Crassheit sucht macht viele Not. Neuerdings sucht auch der Islam hier einzudringen. Etwas besser steht es in den 22 zu Cabukan gehörenden Gemeinden, die unter 6125 Christen doch etwa ein Sechstel vollberechtigte Gemeindeglieder zählen. Dem dortigen Missionar Schröder stehen 25 inländische Gehilfen und ebenso viele Aeltesten und Diakonen zur Seite.

Auf Cagulandang verstarb am 14. August vorigen Jahres F. Koning 70 Jahre alt. Einen Nachfolger hat er, so viel ich sehen kann, noch nicht erhalten. Dagegen ist sein Sohn Martin auf Gross-Sangir in Camako als Missionar angestellt, und sein Sohn Paul auf der Insel Siauw in Ulu, wo er 8250 Christen in Pflege hat. Im Ganzen zählte man auf den Sangirinseln 43,354 Christen, was gegen die Angaben vor drei Jahren eine Zunahme von ca. 4000 bedeutet.

Auf den Calaut-Inseln, wo die Arbeit von Anfang an mit viel grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, hat offenbar auf den beiden älteren Stationen, Moronge und Beo ein sehr erfreulicher Fortschritt stattgefunden und ausserdem ist noch eine dritte Station, Rainis auf Karakelang hinzugekommen. Christen zählt man jetzt auf den Calaut-Inseln 8400, so dass auf beiden Inselgruppen zusammen 51750 wohnen.

Wenden wir uns nun den eigentlichen Missionsgesellschaften zu und beginnen in gewohnter Weise mit der Arbeit der alten Rotterdamer G. (Niederlandsche Zendelinggenootschap). Das wichtigste Ereigniss war wohl die schon oben erwähnte Reise des Direktors Gunning. Derselbe besuchte Anfang 1900 zuerst seine Stationen auf Java, ging dann nach Deli und kehrte durch die Bataklande nach Batavia zurück. Dann reiste er von Java aus nach der Minahassa auf Celebes und besuchte dann noch mehrere Inseln im östlichen Archipel bis nach Neu-Guinea, um dann zur Schlusskonferenz nach Ostjava zurückzukehren. Man darf wohl hoffen, dass diese lange und sorgfältig vorbereitete Reise des jungen tüchtigen Direktors noch reiche Früchte tragen wird, und zwar wohl nicht nur für seine eigene Gesellschaft, sondern überhaupt für die Arbeit der evangelischen Mission im ganzen indischen Archipel. Wir wollen aber nicht von der alten Ordnung abweichen und so füge ich erst noch das hinzu, was betreffs der Minahassa von der Arbeit der Rotterdamer Gesellschaft zu sagen ist. Dieselbe hat jetzt, nachdem die Station Limpotto, wo Missionar Hulstra leider so gut wie nichts ausgeführt hatte und darum entlassen wurde, aufgegeben worden ist, nur noch das Seminar in Comohon, auf welchem die Lehrer für die 138 Missionsschulen ausgebildet werden, welche der Gesellschaft noch auf Celebes verblieben sind. Ausserdem gehen von dieser Schule auch noch manche Gehilfen aus für die Gemeinden. Die Zöglinge dieser Anstalt arbeiten in den Gemeinden neben den Lehrern, welche das Gouvernement anstellt. Die Missionsdruckerei ist inzwischen von Canawangko nach dem Hauptplatze Menado verlegt, wo sich auch die Mädchenschule befindet, welche jetzt unter der Leitung eines Direktors trefflich zu gedeihen scheint und auch von der Regierung

anschnliche Unterstützung erhält. Natürlich haben es die Römischen nicht unternommen, ihr gegenüber eine ähnliche Schule, welche von Nonnen geleitet wird, zu betreiben. Auf dem neu begonnenen Gebiete in Mittelcelebes, Posso, arbeiten die beiden Nonnen stetig weiter, haben aber ihre Aufmerksamkeit noch in erster Linie auf ~~die~~ ~~Arbeiten~~ ~~gerichtet~~. Sie haben dort bis jetzt 6 Filialen mit eben so ~~in~~ ~~Schulen~~ und 120 Christen.

Das weitaus wichtigste Arbeitsfeld hat diese Gesellschaft jetzt in Ostjava, sie 7 Hauptstationen mit 8700 Christen und 2500 Schülern zählt. Zwei dieser Stationen sind erst neuerdings angelegt, nämlich Segaran und Paru Redjo. Der Direktor Gunning hielt es für besser, den alten Missionar Kremer von Kediri zu entlassen, seine Entlassung zu nehmen. Die dortige Handwerkerschule und das ~~eben~~ ~~haus~~ wurden in Folge dessen nach der Station Swaru verlegt. Ihre besten Erfolge hat diese Mission überall da erzielt, wo es ihr möglich war, durch Erwerb ~~von~~ ~~unbebautem~~ ~~Land~~ neue Dörfer anzulegen, wohin sich dann die Leute, und es nicht nur Christen sammelten. Da wo man solches nicht hat thun können, haben die Christen so ungeheuer zerstreut, dass es nicht einmal möglich ist, sie samstags zur Kirche zu vereinigen, geschweige dass davon die Rede sein könnte, sie unter beständigem Einfluss und Zucht zu halten. Darum sucht man nun auch, wo es noch angeht, solche neuen Niederlassungen zu gründen, und darum gilt Swaru und Passurman als der hoffnungsvollste Bezirk, weil hier noch weitere derartige Anlagen möglich sind. Natürlich bringt aber eine solche Anlage für den Missionar eine grosse Last von äusserlichen Sorgen und Streitigkeiten der zusammengelaufenen Leute mit sich, und ausserdem bleibt es immerhin bedenklich, dass dadurch auch weltliche Beweggründe beim Christwerden eine grosse Rolle spielen, sowie es durch solche besondern Christendörfer der Einfluss der Christen auf ihre heidnische Umgebung sehr vermindert wird. Andererseits muss man anerkennen, dass unter den dortigen Verhältnissen, zumal da die ganze Verwaltung und Rechtspflege in den Dörfern in Händen der mohamedanischen Häuptlinge und Priester liegt, dieser Weg der beste zu sein scheint. Das Hospital in Modjo Warno fährt fort ein mächtiges Hilfsmittel für die Arbeit zu sein. Ausserdem hat die Reise des Direktors allerlei Neuordnungen und Verbesserungen zur Folge gehabt, so eine neue Konferenzordnung, durch welche den Missionaren grössere Selbständigkeit gegeben und ein besserer Zusammenschluss erzielt wird. Auch soll in Modjo Warno eine Schule zur Heranbildung von eingebornen Predigern errichtet werden. Besonders ist es zu hören, dass im Bezirke von Swaru die Christendörfer einen abweichenden Eindruck machen, als die der Mohamedaner und dass die „Armenen“ welche durch freiwillige Gaben in der Erntezeit gefüllt werden, sich als eine grosse Wohlthat für die Armen erweisen. Am meisten Mühe macht wohl der Bezirk von Kediri mit seinen 17 zerstreuten Gemeinden. Sowohl mit dem Verstande als mit der Sittlichkeit sieht es hier noch am schwächsten aus. Ein Hauptgrund dafür liegt ohne Zweifel in dem hier besonders stark verbreiteten Opiumrauchen. Brachte doch die Opiumpacht in dieser einen Residentie bisher 100 fl. monatlich auf! Ob es nun, seitdem die Regierung das Opium als monopol an sich genommen hat, besser werden wird, das muss die Zukunft lehren.

Ausserdem hat diese Gesellschaft noch zwei weitere Arbeitsfelder. Das eine ist die kleine, zwischen Sumba und Timor gelegene Insel Savu. Nachdem

diese Insel längere Zeit ohne Missionar gewesen war, ist sie jetzt seit mehreren Jahren wieder besetzt. Bisher sind von den 20000 Bewohnern ca. 4000 Christen geworden. Der Missionar Letteboer schreibt, es würde nicht schwer fallen, die ganze Bevölkerung äusserlich zu Christen zu machen, doch würde damit wenig oder nichts gewonnen sein. Eine grosse Schwierigkeit liegt in dem ungesunden Klima, das weder Europäer noch auch die Gehilfen aus Amboina vertragen können. Der Missionar soll jetzt, ähnlich wie das in der Minahassa geschehen ist, „hulprediker“ werden, d. h. in den Dienst der Staatskirche übergeben und man verspricht sich davon gute Folgen, weil das dazu beitragen würde, ihm mehr Ansehen zu verschaffen unter diesem schlaffen und trägen Uoike.

Das andere Arbeitsfeld hat die Gesellschaft unter den Karo Batak zwischen Deli (Ostsumatra) und dem Cobassee. Auf diesem Gebiete ist inzwischen zu dem einzigen früheren Missionar noch ein von der Rhein. Mission zeitweilig abgestandener Missionar, Guillaume, und neuerdings noch ein dritter, Namens Neumann hinzugekommen. Missionar Guillaume hat das Hochland, wo die Karos wohnen, wiederholt besucht, hat auch wenigstens an einigen Stellen Eingang gefunden und war bereit, ihn oder doch seine inländischen Gehilfen aufzunehmen. Leider aber hat die Regierung bisher noch die Erlaubnis zu einer Niederlassung auf dem Hochlande verweigert und nun sucht statt dessen der Sultan von Deli mit Macht den Islam dort Eingang zu verschaffen. Uebrigens sind die sittlichen Zustände unter diesen Karo-Batak geradezu entsetzlich und ist zu befürchten, dass dieselben dadurch für den Islam prädisponiert sind. Getaufte giebt es bis jetzt auf diesem Gebiete erst ca. 60.

Wir kommen nun zu der sogenannten Neuen Rotterdamer Gesellschaft, oder mit ihrem rechten Namen: Nederlandsche Zendingvereeniging, welche ihr einziges Arbeitsfeld in Westjava hat. Die Ausdehnung dieser besonders schwierigen Arbeit ist ziemlich dieselbe geblieben: Es sind noch ebenso wie vor 4 Jahren 9 Hauptstationen mit 10 europäischen Missionaren, zu welchem 19 Filialen gehören. Die Zahl der Christen ist nicht unerheblich, nämlich von 1464 auf 1724 gestiegen und das will um so mehr sagen, weil in diesen Jahren grade hier Rom auch von dem nahen Batavia aus sich grosse Mühe gegeben hat, in die kleinen Gemeinden einzudringen. Als Hauptmittel mussten dazu einige Unzufriedene dienen, unter denen ein gewesener inländischer Gehilfe, Namens Nathanael, am meisten Unheil angerichtet hat. Nicht nur auf seiner eigenen früheren Station Pondok Malati wusch er die halbe Gemeinde zum Abfall zu bewegen, sondern ebenso auch auf zwei anderen Filialen, Celar und Pasir, alle drei zu Meester Cornelis gehörig, brachte er einen argen Riss in die kleinen Gemeinden. Wenn sich auch etliche der Abgefallenen hernach wieder zurecht finden, so gehen andererseits doch auch immer wieder neue Familien zu Rom über, das ihnen auch hier die Sache in aller Weise bequem zu machen sucht, ihnen die Kirchen baut etc.

In dem zur Station Cjideres gehörigen Filial Pilangsari (nicht Djati, wie der Ort in der letzten Uebersicht irrtümlich genannt war, Djati VII. ist der Name des Distriktes) hat sich die kleine Gemeinde gut gehalten, aber keine bedeutende weitere Ausdehnung gewonnen. Der Missionar von Cjideres, Uerhoeven, hat auf seiner Station ein nettes kleines Krankenhaus angelegt, welches sich eines sehr regen Zuspruches erfreut: im letzten Jahre behandelte er 8000 Patienten. Hoffentlich erweist sich

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Die Gereformeerde Kerken haben ausserdem noch zwei Stationen auf Java nämlich in Batavia und in Surabaya, doch geschieht nur auf der ersteren neben der Versorgung der europäischen Gemeinde auch eigentliche Missionsarbeit, während der Pastor auf Surabaya nur mit den Europäern beschäftigt.

Endlich haben sie auch noch auf der Insel Sumba eine Mission. Dort waren durch eingewanderte Savunesen zwei kleine Christengemeinden entstanden, und nach allerlei Wechselfällen kam die Missionsarbeit auf dieser Insel endlich an die Gereformeerde Zendingsvereinigung und somit jetzt an die Gereformeerde Kerken. Dieselben haben unter diesem wilden blutgierigen Volk zwei Stationen, Melolo und Kabaniru, und zählen die beiden Gemeinden nach den neuesten Angaben 683 Seelen. Auch Rom und der Islam suchen hier festen Fuss zu fassen.

Die nächste Nachbarin der letztgenannten Mission auf Java ist die Baptistischer Mission, oder wie sie auf Java heisst, die Salatiga-Zending. Dieselbe hat es mit ähnlichen Schwierigkeiten zu thun, da auch in ihrem Gebiet Sadrach der einflussreichste Mann ist, der auch aus ihren Gemeinden viele zu den Irvingianern herüber holt. Die Salatiga-Mission zählt 7 Hauptstationen mit 8 europäischen Missionaren und 40 Filialen mit 41 inländischen Helfern. Die Zahl der getauften beträgt 935 und ausserdem besuchen noch etliche hundert die Gottesdienste und 114 stehen im Taufunterricht. Man sieht dass hier die Erfolge trotz der Schwierigkeiten doch besser sind als bei der Gereformeerde Kerken-Mission.

Nicht weit davon, in der Provinz Japara haben die Mennoniten, oder inländisch „Doopsgezinde,“ ihr Arbeitsfeld, in welchem neben dem jungen Missionar Janz noch immer dessen alter Vater steht, der nun schon 50 Jahre dort hat arbeiten dürfen. Ausserdem hat die Gesellschaft hier noch drei weitere europäische Arbeiter. Ihre Erfolge verdankt diese Mission auch zum gutem Teile dem in Ostjava geübten lichen Landunternehmungssystem. Alle, die auf dem Besitz der Mission sich niederlassen, müssen wenigstens äusserlich sich der christlichen Zucht und Sitte fügen und auch die Gottesdienste besuchen. In Folge dessen giebt es hier neben den 352 getauften Christen 893 „Namenchristen“, also zusammen 1245 Seelen unter dem Einflusse der Mission auf der Hauptstation Mergaredjo, und auf der zweiten Station Kedong Pendjalin 405 Christen. Die Schulen zählen zusammen 250 Kinder und ein kleines Krankenhaus mit einem javanischen Hausvater thut auch gute Dienste. Auch hier versuchten es die Römischen sich einzudrängen, aber nur mit geringem Erfolge. An einem Orte Pulo Diati, wo sie ein Kirchlein gebaut hatten, zogen sie sich später wieder zurück und verkauften sogar ihr Kirchlein an den Missionar Hilbert.

Bekanntlich hat diese Gesellschaft ausserdem noch ein kleines Gebiet auf Sumatra im südlichsten Teile des Bataklandes. Von den beiden dortigen Missionaren hat zuerst Nickel schon vor 2 Jahren das Land verlassen, will aber wieder dahin zurückkehren; im März 1901 ist dann auch Wiebe abgereist, so dass im Augenblicke nur der junge Missionar Chiessen dort steht, der die beiden Gemeinden in Huta Bargot (151 Seelen) und Muara Siponggi (68) einstweilen so gut es geht, wird versorgen müssen. Die Hoffnungen des Missionar Wiebe unter dem Stamme der Ulus haben sich leider nicht erfüllt.

Von der Arbeit des Java Comites auf Java selbst ist nicht viel zu berichten. Die beiden Missionare Hendriks und Spiegel, die unter den Maduresen arbeiten, haben im Sommer Pasken und Bondowosso zusammen 81 Christen gewonnen. Es scheint mit Missionar Hendriks doch besser zu gehen, als man hätte erwarten können. In Bondowosso findet das Krankenhaus unter der Bevölkerung vielen Anklang, aber die Wirkung für die Missionsarbeit will sich noch nicht recht zeigen. In dem dem Landgut des Herrn Ottolander entstandene Gemeinde, die gleichfalls von Missionar Spiegel bedient wird, zählt 96 Seelen. Also alles ziemlich noch wie vor 4 Jahren.

Dagegen hat sich auf dem Arbeitsgebiete des Java-Comites auf Sumatra sehr viel zugetragen in diesen 4 Jahren. Der Missionar Dammerboer auf Huta Rimbaroe hat in dieser Zeit zwei neue Mitarbeiter bekommen. Der eine von ihnen, ein Sohn des bekannten Missionares van Hasselt auf Neu Guinea, hat auf dem der Filiale von Huta Rimbaroe, in Si Martorkis eine zweite Station angelegt. Die wenigen Christen, die er dort vorfand, hat er bisher nur erst zwei durch die Taufe hinzu fügen können. Herbst 1900 ist dann noch ein dritter Missionar namens Eggink hinaus gesandt, und es besteht die Absicht, dass dieser seine Station in der Landschaft Pargarutan, zwischen Huta Rimbaroe und Sipirok errichten wird. Die Zahl der Christen hat hier in den 4 Jahren kaum zugenommen.

Die Utrechtsche Missionsgesellschaft hat zu ihren drei früheren Gebieten auch ein viertes bekommen, in Südcelebes. Auf Neu Guinea ist die wichtigste Veränderung, die inzwischen eingetreten ist, die wirkliche Etablierung der holländischen Herrschaft durch Niederlassung einiger Beamten. Natürlich hat dies für die Missionsarbeit, wie überall, ebenso gut Vorteile wie Nachteile gebracht. Jedenfalls erfreuen sich die Missionare jetzt einer bessern Kommunikation und eines grösseren Schutzes, so haben die Raub- und Mordzüge wohl fast ganz aufgehört. Von den ehemaligen Stationen ist eine, Andey jetzt Filial geworden, in Mansinam konnte der alte Missionar van Hasselt sein Kirchlein fertig stellen und einen zweiten Ältesten einsetzen. In den 4 Stationen zählt man zusammen 180 Christen, 115 Schulkinder und ca. 1000 heiden sich im Taufunterrichte.

Zum unbedingt wichtigsten Arbeitsfelde dieser Gesellschaft hat sich in dieser Zeit Almabeira entwickelt. Zwar auf der seither bedeutendsten Station, Duma, hat der Gründer der unermüdlche van Dijk am 17. Juni 1900 heimgegangen ist, hat sich nicht viel verändert. Dagegen ist auf der nördlichen Halbinsel von Almabeira, nachdem Missionar Hueting im Jahre 1897 die Station Cobello wieder besetzte, eine ganz merkwürdige Bewegung entstanden, die sich dann auch auf die Gebiete der von dem „van Baarde“ besetzten Station Loloda und Kau ausgedehnt hat. Nachdem Missionar Hueting hauptsächlich durch seine ärztlichen Hilfeleistungen Eingang bei den Leuten gefunden hatte, kamen erst einzelne, bald aber ganze Dörfer, die sich zum Unterrichte und zur Taufe meldeten. Diese Leute verbrannten ihre Götzen, gaben freiwillig Schulen und Lehrerwohnungen und diese Bewegung breitete sich Tag für Tag immer weiter aus. Es ist wahr, die Sache geht scheinbar allzuschnell und es wird wohl richtig sein, dass diese Leute sich zunächst nur von ihren Götzen aber noch nicht von ihren Sünden bekehrt haben. Aber man darf doch wohl hoffen, dass die Sache einen gesegneten Verlauf nehmen wird, da es hier zum

Glück nicht an den nötigen Mitarbeitern, inländischen Gehilfen von Amboina, ist und auch die Gesellschaft grade neuerdings zwei weitere Missionare dorthin geschickt hat. Allein im Jahre 1900 konnten hier 442 aus den Heiden getauft werden und die ganze Mission mit Einschluss der 180 Seelen von Duma zählt jetzt 3663 Christen von denen freilich, abgesehen von der Gemeinde von Duma, erst 21 vollberechtigte Gemeindeglieder waren. Im Taufunterrichte standen noch 1500 Leute und in den Schulen befanden sich 448 Schüler. In der That ein ganz ausserordentlich schnelles Wachstum! Man zählt im ganzen ausser den 4 Stationen 37 Gemeinden, an denen 32 inländische Lehrer arbeiten.

Man begreift es sehr gut, dass sich die Gesellschaft veranlasst sah, von ihrem andern Gebiete, der Insel Buru, einen der beiden dortigen Missionare nach Almabeira zu versetzen, da man der Meinung ist, dass dort auf Buru wohl ein Missionar der allerdings auch sehr ausgedehnten Arbeit gerecht werden könnte. Dort auf Buru zählt man jetzt 7 Filiale, 8 inländische Gehilfen, 1162 Christen von denen 192 vollberechtigte Gemeindeglieder sind. In den Schulen befanden sich hier 256 Schüler und 417 standen im Taufunterrichte.

Dagegen hat die Gesellschaft auf ihrem seit 1897 neu begonnenen Arbeitsfelde unter den Buginesen von Südcelebes bisher noch keinen Erfolg zu verzeichnen. Die beiden dorthin gesandten Missionare haben zwei Stationen, Canetti und Canetteija angelegt, finden aber, dass die Buginesen noch fest in den Banden des Islam liegen, der durch zahlreiche Malims und Hadjis vertreten ist. Es lag ja sonst nahe genug, grade hier einzusetzen, da es schon seit 50 Jahren eine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Buginesische gibt.

Der von der Missionsgemeinde zu Ermelo ausgesandte Missionar Wijnveld, welcher in Sawah Coento in den Padangschen Bovenlanden unter den Strafgefangenen arbeitete, ist inzwischen gestorben und damit diese Arbeit zum Stillstande gekommen.

Die beiden Missionare der holländisch lutherischen Mission auf den Batu-Inseln bei Sumatra haben ihre Arbeit ziemlich ungestört fortsetzen können; nur wurde Missionar Landwehr zeitweise durch Krankheit gezwungen, seinen Posten auf Sigata zu verlassen, welche Insel sich als recht ungesund herausgestellt hat. Auf beiden Stationen haben sich die kleinen Gemeinden inzwischen erfreulich vergrössert, sodass auf Pulo Cello jetzt 79, auf Sigata 23 Christen sind. Fridenschmidt hat auf Cello auch ein kleines Krankenhaus errichtet, hat auch eine biblische Geschichte in der Sprache der Batu-Inseln drucken lassen, da es sich herausstellte, dass die niassischen Bücher doch nicht gut gebraucht werden können.

Wir kommen nun zu der Arbeit der Rheinischen Mission. Auf ihrem ältesten Arbeitsfelde Borneo, ist auch in diesen Jahren wenig von Fortschritten die Rede gewesen, im Gegenteil, es haben sogar zwei Stationen, Pangela und Kwala Kuron, von denen die eine schon länger bestanden hatte, die andere aber erst in der Anlage begriffen war, aufgegeben werden müssen. Bei Pangela war es das ganz besonders gefährliche Klima, welches zu diesem ungünstigen Resultate führte. Drei junge Missionare haben diese Gegend einer nach dem andern verlassen müssen, nachdem sie durch die bösen Fieber arbeitsunfähig geworden waren. Zugleich stellte sich immer mehr heraus, dass das Gebiet ein

ebene, dabei arg verstreute Bevölkerung und noch dazu unter diesen wenigen
 mehrere verschiedene Sprachen hat. Es stellt sich überhaupt immer deutlicher
 heraus, dass wir weiter im Innern der Insel überall nur eine ganz dünne Be-
 völkerung und dabei eine arge Sprachzersplitterung antreffen. Dazu kommt, dass
 bisher gewonnenen Gemeinden ein gar schwaches Fundament darstellen für
 weitere Ausdehnung ins Innere. Nicht nur die Gehilfen leisten nicht viel und
 kann kaum irgendwo zu selbständiger Arbeit verwandt werden, sondern nicht
 nur als Dienstkleute oder zum Rudern kann man für die im Innern neu an-
 zulegenden Stationen die nötigen Kräfte bekommen. Gerade dieses letzteren Um-
 standes wegen konnte sich der Missionar auf Kwala Kuron nicht halten. So wird
 denn zunächst alle Versuche, um die Arbeit weiter ins Innere auszudehnen,
 fallen müssen. Nur am Mittellaufe des Kapuas legt Missionar Borch jetzt noch
 eine neue Station an, nachdem in jener Gegend schon seit Jahren von Mandomai
 gearbeitet ist und eine ziemliche Anzahl Christen dort schon gewonnen sind.
 Wichtig aber gilt es, im Bereiche der älteren Stationen, wo die Bevölkerung
 am dichtesten ist, energisch weiter zu arbeiten, und hier ist die Arbeit auch
 diesen Jahren keineswegs vergeblich gewesen. Die Zahl der Christen ist in
 der Zeit von 1741 auf 1957 gewachsen, ebenso ist die Zahl der Schüler von 605
 auf 738 gestiegen und drei neue Filialen konnten angelegt werden. Bedenklich für
 die Zukunft ist es, dass die Mohamedaner auch im Bereiche dieser Stationen immer
 mehr zunehmen und dass andererseits so wenig davon zu spüren ist, dass die
 Gemeinden an innerem Gehalte und an Charkraft wachsen. Auch das ungesunde
 Klima macht sich immer wieder als ein böses Hindernis geltend. In diesen Jahren
 haben wieder fünf Missionare des Klimas wegen das Land verlassen, alle noch
 im besten Jahren. Ein Glück ist es, dass wir solche Arbeiter wenigstens zum
 Teil noch auf Sumatra verwenden können, wo sie sich dann bald erholen. Eben-
 so hat auch die Missionsschwester, welche unter den chinesischen Mädchen auf
 Celebes eine nette Arbeit hatte, aus demselben Grunde das Land verlassen
 müssen.

Die Arbeit unter den Batak s auf Sumatra hat auch in dieser Zeit eine
 bedeutende weitere Ausdehnung erfahren. Es wurden eine ganze Anzahl neuer
 Stationen angelegt. Bei dem Besuche, welchen ich im Herbst des Jahres 1898 auf
 dem meinem ehemaligen Arbeitsfelde machen durfte, stellte sich mir vor allen
 Dingen die Notwendigkeit heraus, das Gebiet zwischen Silindung und dem Coban-
 g weiches seit der Zerstörung unserer dortigen Stationen durch den Aufstand
 der Bataks im Jahre 1883 längere Zeit nur durch inländische Gehilfen besetzt ge-
 wesen war, dass aber seitdem friedliche Zeiten gekommen sind, immer stärker be-
 besetzt wird, vor allen Dingen wieder mit europäischen Missionaren zu besetzen.
 Die Stationen Pangaribuan und Si Caellaet waren ja schon angelegt, aber das ge-
 liche noch lange nicht. So ist denn jetzt Sipahutar und Cintong ni huta wieder
 angelegt, die Station von Silaetlaet ist nach Butar verlegt, und auch die neue
 Station Kompanan, die von dem Gebiete Baliges abgezweigt ist, kann einen Teil
 der sogenannten Steppe mit versorgen. Andere Stationen müssen noch folgen.
 Außerdem wurden zu den Stationen auf dem noch freien Gebiet an der anderen
 Seite des Cobanens zwei neue, Lumban na bolon in Uluan und Palipi auf Samosir

hinzugefügt, und zwischen den älteren Stationen am See, in der Landschaft Si Corang, die sich früher geweigert hatte, einen Missionar bei sich aufzunehmen, eine Station angelegt. Endlich konnte auch noch in der Padang Bolak eine neue Station in Lobu Katonga begründet werden, in einer fast ganz mohamedanischen Gegend. Zu gleicher Zeit wuchs die Zahl der Filiale von 133 auf 175, und zwar waren diese Neuanlagen überall veranlasst durch den Wunsch der Leute, einen Lehrer zu bekommen und im Christentum unterwiesen zu werden, was überall alsbald mit Schulehalten und Unterrichten der Lernbegierigen begonnen werden konnte.

Andererseits hat es aber auch nicht an mancherlei Heimsuchungen, Furcht und Enttäuschungen gefehlt. Gerade in den letzten zwei Jahren sind die Bataklande von allerlei Krankheiten heimgesucht worden: unter den Tieren die bis dahin unbekannte Tollwut aus, und zahlreiche Menschen, auch viele Christen, die von den tollen Hunden gebissen worden waren, starben eines furchtbaren Todes; dann kamen die Masern, der Cyphus und endlich die Cholera. Gerade die letztere verursachte eine wahre Panik, leider auch unter den Christen, und manche von ihnen liessen sich mit fortreissen und suchten ihr Heil wieder bei den alten heidnischen Mitteln. In der Padang Bolak nahmen die Mohamedaner die Gelegenheit der Abwesenheit des Missionars wahr, liessen einige höhere mohamedanische Geistliche aus dem benachbarten Sipirok kommen, und wussten eine Anzahl schwacher Christen und Taufbewerber zum Abfall zu bewegen. Ebenso macht der Islam auch im Batangtoru-Chale neue Anstrengungen, mehr Feld zu gewinnen. Andererseits aber gelang es auch, aus den Mohamedanern wieder manche zu gewinnen und zwar nicht nur auf den alten Stationen Bungabondar und Sipirok, sondern ganz besonders auch auf der neu angelegten Station Si Manossor, wo sich unerwartet schnell eine ansehnliche Gemeinde gebildet hat. Auf den jetzt fünf Stationen im treten Bataklande am Cobasee hat die Arbeit noch sehr viel zu leiden unter den fortwährenden Fehden der einzelnen Dörfer und Stämme, doch wachsen die kleinen Gemeinden in Pangombusan und Djandji Matogu, und in Dainggolan auf Samosir konnten die Erstlinge getauft werden.

Es sind aber noch andere bedeutsame Erweiterungen der Arbeit zu berichten. Mit der ärztlichen Mission konnte ein schöner Anfang gemacht werden. 1899 liess sich der Missionsarzt Dr. J. Schreiber in Pea Radja, Silindung, nieder und land sofort einen so gewaltigen Zulauf, dass er sich genötigt sah, baldigst ein Krankenhaus zu bauen. Weil er nicht imstande war, die grosse Arbeit allein zu bewältigen, so ist ihm jetzt in Dr. Winkler ein zweiter Missionsarzt zur Hilfe gesandt, der ursprünglich für Nias bestimmt war, aber hier auf Sumatra noch dringender nötig erschien.

In Coba stellte sich die Notwendigkeit heraus, für die zahlreichen Aussätzigen, die von ihren heidnischen Angehörigen nicht selten lebendig verbrannt werden, irgendwie Hilfe zu schaffen. Ein hochherziger holländischer Menschenfreund gab die Mittel dazu und so wurde nicht weit von der Station Cagubott ein Aussätzigen-Asyl, Kuta Salem genannt, errichtet, und in demselben eine ganze Anzahl dieser Unglücklichen untergebracht. Es besteht dabei aber die Absicht, dass die batakischen Christengemeinden für den Unterhalt dieser ihrer unglücklichen

bedürftigste herangezogen werden sollen. Für die Predigt des Evangeliums erweisen sich manche dieser Armen besonders empfänglich und dankbar. Einige von ihnen hätten schon ehe jetzt diese Anstalt errichtet wurde, getauft werden können. Leider wurde das eine Haus ab, ist aber sofort wieder aufgebaut worden.

Wetter hat ein schon seit längerer Zeit gehegter Plan zur Ausführung, nämlich die Errichtung einer Handwerkerschule, welche den zahlreichen christlichen Jünglingen, die, nachdem sie die Elementarschule durchgemacht haben, gerne noch weiter irgend etwas lernen möchten, die Gelegenheit bieten soll, ein nützliches Handwerk zu erlernen. Diese Schule hat unter der Leitung des Missionars Böhmschmidt sehr schnell einen stattlichen Anfang gemacht und zählt schon 20 Schüler. Wenn der Missionar Pohlig, auf dessen Station, Si Antar, sie errichtet ist, von seinem Aufenthalte hier in Deutschland erst wieder drüber ankommen wird, darf man eine weitere gedeihliche Entwicklung dieser wichtigen Anstalt erwarten. Er lernt hier noch allerlei dazu, was er dann später dort lehren will.

Das Seminar wurde von Pantjur napitu verlegt und zwar nach der nördlichsten Station im Chale Silindung, Sipoholon. Es wurden neue und bedeutend bessere Gebäude errichtet und haben die beiden Missionare Warnock und Harder, beide Theologen, dort die Arbeit schon wieder aufnehmen können. Die holländische Regierung, die unsere Missionsschulen auf Sumatra sowohl wie auf Nias und Nangap mit reichlichen Subsidien unterstützt, hat uns auch zu diesem Neubau eine reichliche Unterstützung gewährt.

Ganz besonders erfreulich ist endlich noch, dass sich unter den Batak selbst auf Anregung der eingeborenen Prediger eine kleine Missionsgesellschaft gebildet hat, die in den Gemeinden vielen Anklang und eine rege Unterstützung gefunden und auch schon begonnen hat, ihre Evangelisten in die benachbarten noch ganz heidnischen Landschaften zu senden. Zur Anlage von eignen festen Stationen hat sie es allerdings bisher noch nicht gebracht.

Die Zahl der Missionare in der Batakmission ist inzwischen von 30 auf 46, die der Schwestern auf 12, die der Christen von 37 000 auf 46 000, die der Schüler von 6585 auf 8163 gestiegen.

Verhältnismässig noch bedeutsamer ist das Wachstum der Arbeit auf Nias in dieser Zeit gewesen. Hier hat die Zuwendung des Volkes in diesen 4 Jahren noch weit grössere Dimensionen angenommen, und obgleich 4 neue Hauptstationen und 6 neue Filialen angelegt wurden, so haben doch noch längst nicht alle dringenden Bitten der Heiden um Lehrer erfüllt werden können. Von den neuen Stationen ist die eine, Sogae Adu weiter nach Süden auf der Ostküste der Insel, die andere Labussa weiter südlich auf der Westküste, die dritte, auf den kleinen aber sehr bevölkerten Dakoinseln, westlich von Nias und die vierte Colomboli, in der wichtigen Landschaft Moroo, mehr in der Mitte der Insel. Namentlich auf den beiden erst genannten Stationen sind die Erfolge ganz überraschend schnell und gewaltig gekommen, doch haben die beiden Missionare eine grosse Vorsicht in Erhaltung der Laute beobachtet. Besonders merkwürdig ist es, dass das Evangelium von Labussa aus auch unter den so berühmten Iraono Huna, den ärgsten Kopfwechsellern der Insel, Eingang gefunden hat. In Sogae Adu hatte Momeyer, nach-

dem er seine Erstlinge, 200 Seelen getauft hatte, noch an 1000 weitere im Causunterrichte und seine grosse Kirche, zu deren Erbauung er sich schon so lange gezwungen sah, ist sonntäglich gefüllt. Er würde diese grosse Arbeit gar nicht bewältigen können, wenn ihm nicht einige tüchtige Gehilfen zur Seite standen hätten. Es wird jetzt vor allen Dingen gelten, noch mehr Filialen anzulegen. Dafür aber gilt es natürlich mehr inländische Gehilfen zu bekommen. diesem Zwecke hatte der leider vor einem Jahre verstorbene Missionar Thomas das Seminar in Humene schon bedeutend vergrössert. Nach seinem Tode ist dasselbe jetzt nach Ombolate verlegt, weil sich Humene als ungesund auch für die Zöglinge erwiesen hat. Uebrigens giebt es für die Zukunft der ganzen Arbeit auf Sumatra gute Hoffnung, da sich die dortigen inländischen Gehilfen bisher fast alle sehr gut bewährt haben. Auch das ist sehr erfreulich und hoffnungserweckend, dass das Gouvernement auf unsre Bitten hin angefangen hat, seine Herrschaft weiterhin auf die Insel fühlbar zu machen, was schon anfängt gute Wirkung zu haben zur Verminderung der Kopfabschneiderei und zur Vermehrung der Sicherheit und Ordnung. Die Zahl der Missionare ist hier von 12 auf 16 gestiegen, die der Christen von 2700 auf 5020 — daneben noch ca. 3000 im Causunterrichte — die Zahl der Schüler von 367 auf 611.

Endlich sei noch erwähnt, dass die Rhein. Mission sich veranlasst gesehen hat, auch durch den wiederholt ausgesprochenen Wunsch des Gouvernements von Sumatras Westküste, eine neue Arbeit auf den weiter südlich gelegenen Mentawai-Pageh-Inseln zu beginnen. Missionar Lett ist eben jetzt dabei in der Sitakap-Strasse, zwischen Nord- und Südpageh, die erste Station anzulegen. Die ersten Eindrücke von Land und Leuten sind recht ermutigend.

Zum Schluss darf ich doch nicht unterlassen zu erwähnen, dass die Stellung der holländischen Regierung zur Mission inzwischen eine noch freundlichere als zuvor geworden ist. Schon der jetzt abgetretene Minister der Kolonien, Cremer, hat ein sehr bemerkenswertes Circular erlassen, in welchem er die Residenten und andre Verwaltungsbeamten in Indien aufforderte, der Mission doch ja nicht irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen und der jetzige Minister, Herr Asch van Wijk hat seinem Interesse für die Missionsarbeit schon wiederholt öffentlichen Ausdruck gegeben und will sich namentlich der Missionsschulen noch in ausgedehnterem Masse bedienen für den allgemeinen Volksunterricht. So sind also die Aussichten der Mission in Niederl.-Indien zur Zeit ganz besonders günstig.

Die Gesamtzahl der evangelischen Christen in Niederl.-indien dürfte man jetzt wohl auf 380 000 schätzen.



Litteraturbericht.

Schulze: „Abriss einer Geschichte der Brüdermission.“ Mit einem Anhang, enthaltend eine ausführliche Bibliographie zur Geschichte der Brüder-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

erstens durch Weglassung der rein kompilatorischen, litterarisch wertlosen Arbeit und zweitens durch blosse einmalige Registrierung der die sämtlichen betheligen kirchlichen Arbeitsfelder behandelnden Schritten. Und nun schliesse ich mit dem Wunsche, dass Schulzes gediegene Arbeit weithin Verbreitung finden und zum Studium der Brüdermission Anregung geben möge.

Proceedings of the General Conference of Protestant Missions in Japan. held in Tokyo Oktober 24—31, 1900. With extensive supplements. Tokyo. Methodist publishing house. 1901. — Der Bericht über die Konferenz, den die H. M. Z. 1901, 140 ff. gebracht, hat über ihre Verhandlungen bereits genügend orientiert. Die jetzt erschienenen Protokolle enthalten nicht nur die sämtlichen Vorträge mit den ihnen folgenden Diskussionen (p. 1—680), sondern auch einen umfangreichen Anhang (p. 681—1015), welcher enthält 1) einen volkswirtschaftlichen Bericht über die seit 1883 durch Codesfälle erlittenen Verluste von 21 Missionsgesellschaften; 2) den für die 1883er Konferenz abgefassten historischen Bericht Dr. Verbecks mit Ergänzungen bis 1900 erstattet von 24 Gesellschaften; 3) eine Liste der sämtlichen japanischen Orte, welche von den protestantischen Missionsorganisationen besetzt sind, leider nicht geographisch sondern nach Kirchengruppen und Missions-Gesellschaften geordnet und 4) eine nach verschiedenen Gesichtspunkten spezialisierte Statistik. — Eine für den Missionstheoretiker wie Missionshistoriker wertvolle Quellenschrift, von der nur zu wünschen gewesen wäre, dass man die Verhandlungen methodischer und übersichtlicher gruppiert und nicht z. B. die sogenannten devotional papers in die missionstheoretischen Abhandlungen eingegliedert hätte. Auch in den Diskussionen hätte manches ohne Schaden weggelassen werden können.

Warnock.

Lögstrup: Det danske Missionselskabs Historie i 80 Aar (Kopenhagen 1901 273. S.) Der Sekretär der dänischen Missionsgesellschaft, Pastor Lögstrup, dessen fleissiger Hand die nordische Missionslitteratur schon manche Gabe verdankt, hat die dänische Missionsgemeinde mit einer Darstellung der Geschichte der dänischen Missionsgesellschaft in den 80 Jahren ihres Bestehens beschenkt. Die Schrift zerfällt in 3 Teile: Dänemark, Indien, China. Mit grosser Liebe schildert der Verfasser die Entstehung der Gesellschaft unter Pastor Rönne teils durch das Aufleben der Missionsgedanken in der evangelischen Christenheit, teils durch die Erinnerung an die grosse Zeit der dänisch-hallischen Mission in Crankebar. Langsam, sehr langsam aber war die Entwicklung der neuen Gesellschaft. Die Arbeit in den alten dänischen Missionsgebieten, Grönland und Indien, kräftig aufzunehmen, hinderte das bürokratisch-rationalistische königliche Missionskollegium in Kopenhagen; Versuche, in andern dänischen Kolonien oder anderwellig zu missionieren, blieben ohne Erfolg oder schlugen gänzlich fehl, und unter so vielen Enttäuschungen erlahmte der Missionseifer. 1860 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der dänischen Missionsgesellschaft. Ein Klageruf über die geringe Beteiligung Dänemarks an der Heidenmission findet Widerhall, nun regt es sich im Lande, grosse Missionsversammlungen kommen auf, Dr. Kalkar übernimmt die Leitung, und das Jahr 1862 bringt eine Missionsschule und eine eigene Mission in Indien unter den Camulen. Aber nicht ungestört ist die Entwicklung, es geht durch mancherlei Krisen hindurch. Ein deutscher Leser, der den kirchlichen

in Dänemark ferner steht, würde es gern sehen, wenn der Verfasser den Einfluss der kirchlichen Entwicklung in Dänemark auf die Mission näher darlegen könnte. Aber der Verfasser hat für seine dänischen Landsleute geschrieben, wir wissen, wie die Grundtwig'sche Richtung, die der Mission zurückhaltend gegenüberstand, aufkam und wieder zurücktrat, wie dann die „Innere Mission“ (vom Haupt, Pastor W. Beck, kürzlich gestorben ist) grossen Einfluss gewann und zur Förderung der Heidenmission beitrug, und da mag es für sie eher ausreichen, wenn dem Verfasser sich die einzelnen „Uormänner“ der dänischen Missionsgesellschaft in ihrer Eigenart und Thätigkeit zeichnen zu lassen. Ausser Dr. Kalkar (für uns Deutsche der ehrwürdige Probst Uabl der bekannteste aus dieser Reihe.

In Indien ist es bei schwierigen Verhältnissen trotz fleissiger Arbeit nur langsam vorwärts gegangen, mit in Folge der grossen Verluste, welche die dänischen Missionen, besonders ihre grösste, Siloam, durch Abfall zum Katholizismus erlitten haben. Die Ursache lag darin, dass die eingeborenen Katecheten vielfach die Mission durch unerfüllbare Hoffnungen auf irdische Uortelle anlockten; deshalb wurde bei einer gründlichen Sichtung 1898 mehr als die Hälfte von ihnen verabschiedet, ein schmerzliche, aber hoffentlich auf die Dauer heilsame Massregel. Der Verfasser führt uns durch die 7 Stationen der dänischen Missionsgesellschaft hindurch, und lässt uns in ihr Entstehen und Wachsen, in ihre Kämpfe und Leiden hineinsehen. Wir sehen die Arbeit an dem niederen Volke, das „Kinder“ bleibt sein Leben lang, und die Arbeit an der gebildeten Hindujugend in Madras; wir freuen uns mit Schwester Sara über den Erfolg ihrer Spitzenklöppelschule in Siloam, die sich zu einem ganzen „Klöppeldorf“ erweitert, wir fühlen den Schmerz von Missionar Andersen in Cabor über die wirtschaftliche Lage seiner Leute, der ihn zur Gründung einer Arbeiterkolonie treibt; wir begleiten die Missionare auf ihren Reisen in den Gebirgen, nehmen innigen Anteil an den Leiden, die das Klima im Flachlande ihnen und ihren Familien bringt, und folgen ihnen gern in ihre Erholungshäuser auf gesunder Berghöhe.

Der 3. Teil behandelt China, wo die dänische Missionsgesellschaft 1892 eingeladen hat zu arbeiten, bewogen durch die Erfolge von Hudson Caylor und des Danesch, ein fruchtbareres Missionsfeld als Indien zu gewinnen. Nationale, ethnologische, praktische Gesichtspunkte kamen bei der engern Wahl des Arbeitsgebietes in Betracht; schliesslich wurde die Halbinsel Liautong ersehen und nach Vereinbarung mit den Presbyterianern in der Mandschurei durch Stationen in Port Arthur und Dagusan (1896) und später in Sjujang und Jönhwangtöng besetzt. Aber kaum hatten sich die Missionare eingelegt, die ersten Seelen gewonnen und ihre ärztliche Thätigkeit sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht, so unterband die russische Okkupation von Port Arthur der Mission dort die Lebensadern, und 3 Jahre später vertrieb der Boxeraufstand die Missionare von den 3 „oberen“ Stationen. Beschwerlich war ihre Flucht, aber Dankbarkeit für ärztliche Thätigkeit, die Gabe eingeborener Christen an der Grenze Koreas und die Unterstützung der Presbyterianer in Korea bahnten ihnen Rettungswege, wenn auch die Stationen teils geplündert, teils zerstört wurden. Das alles erzählt uns der Verfasser in liebevoller Ausführlichkeit — man fühlt, wie der Missionsgemeinde diese neue Mission als Verlust gemessen ist. Den Schluss bildet ein hoffnungsvoller Ausblick auf den

Neubeginn der Arbeit — Wenn nicht die schwere russische Hand ein Veto einbringt — Das Buch ist mit Bildern der Missionare, der leitenden Männer, der Statistiken u. s. w., sowie mit 2 Kartenskizzen — mit zum Teil leider kleinster Miniaturausführung — versehen. Auch so will es der heimischen Missionsgemeinde Arbeit und Freude näher bringen, entsprechend seinem Motto: Ohne Kenntnis keine rechte Liebe, ohne Liebe keine rechte Kenntnis.

P. Berlin.

Dilger: „Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum.“ Eine vergleichende Untersuchung auf Grund der heidnischen Urkunden. Von der sächsischen Missionskonferenz gekrönte Preisschrift. Leipzig 1901. Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis Mk. 8. Vorliegende Schrift ist eine Bearbeitung des von der Königl. sächsischen Missionskonferenz im Juli 1900 ausgegebenen Chemas zu einer Preisschrift über die „religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder nach den Ueden, Upanisads und der brahmanischen (besonders Uedānta) Philosophie.“ wobei zugleich eine „Beurteilung derselben vom christlichen Standpunkt“ verlangt war. Dem Verfasser ist der Preis zuerkannt worden. Dass bei der Behandlung eines solchen Stoffes grosse und fast unüberwindliche Schwierigkeiten vorliegen, weiss jeder, der einmal versucht hat, nach den Ueden oder Upanisads, oder auch nach den Aussprüchen der Uedānta irgend eine religiöse Frage auf einen klaren Ausdruck zu bringen. Bei dem eigentümlichen Denken der Hindu weiss man nie mit völliger Sicherheit anzugeben, ob eine etw. Bildrede oder ein Ausdruck wirklich die letzte Meinung von der Sache wiedergibt. So oft findet sich völlig Widersprechendes dicht nebeneinander. Mit dem logischen Denken eine Brücke zu schlagen, ist ein vergebliches Bemühen. Indess ist für den Geist des Hindu die Brücke vorhanden in der Souveränität des Denkens, das gegenüber die Wirklichkeit nur ein Korrelat des Scheins ist. Aus diesem Grund fliesst die Willkür und Launenhaftigkeit des indischen Denkens, über die sich weniger Eingeweihte um deswillen täuschen, weil die oft klassische Form der Gedanken und der Gedankenentwicklung einen grösseren Ernst des Denkens zu ver raten scheint als wirklich vorhanden ist.

Wenn nun jemand unternimmt, die Quintessenz der indischen Gedankenwelt zur Darstellung zu bringen, so kann er einer gewissen Rücksichtslosigkeit nicht entbehren, mit der er die Illusionen, welche die indischen Denkformen erwecken, von der nackten Wirklichkeit ablöst, die dann freilich aller Poesie entkleidet nur wie ein dürres Skelett vor uns liegt. Der Verfasser hat diesen Weg nicht gewählt. Er bemüht sich mit grossem Ernst, allen den verschiedenen Denkphasen der indischen Gedankenwelt irgendwie gerecht zu werden, die Widersprüche, wenn nicht zu lösen, so doch zu erklären, und überall einen irgendwie verständlichen Sinn herauszufinden. Seine Arbeit wird ihm die Achtung aller derer erwerben, welche die Schwierigkeit der Materie irgendwie kennen. Es wäre sehr zu wünschen, dass in Indien selbst dies Buch eine eingehende Würdigung und Beachtung fände. Wenn in den Kreisen der dort „Erwachenden“ die Illusion eine grosse Rolle spielt, als könne man die altindische Religion von den Toten erwecken, so wird nach der Lektüre dieses Buches ein einigermaßen nüchterner Denker diese Meinung aufgeben müssen. Denn es erweist sich, dass das so produktiv scheinende indische Denken in Beziehung auf die wirkliche und letzte Wahrheit, um die es sich in dem Leben

Leben der Menschen handelt, völlig unproduktiv ist, dass der Hinduismus auf die wichtigsten Fragen, die das menschliche Herz und der menschliche Geist stellt, keine Antwort zu geben vermag.

Der Verfasser meint aber mit Recht, dass auch den christlichen Ländern des Abendlandes ein Dienst mit seiner Arbeit geleistet sein möge. Wenn Stimmen aus dem Abendlande den Vedantismus anpreisen, und ihn ebenbürtig neben das Christentum, wenn nicht gar über dasselbe stellen, wenn die Zahl derer, die ohne tiefere Kenntnis, angezogen von flachen Gemeinplätzen, und den Hinduismus als abgestossenen Milchbruder, dem Buddhismus, verwechselnd oder verwechselnd, lästerliche Blicke werfen nach der „abgeklärten indischen Philosophie“, nach dem „Frieden des Nirvana“, sich mit jedem Tage zu mehren scheint, so muss angenommen werden, dass dies bei vielen, wenn nicht bei den meisten, auf bewusster Feindschaft gegen die christliche Wahrheit, sondern auf Unwissenheit beruht und auf unwissender und unbegründeter Wertschätzung des Hinduismus beruht, der ihnen in fremder, bestrickender Form entgegentritt und ihnen tödlicher erscheint als der nackte Materialismus. Das ist eine Täuschung, die zur Enttäuschung und Verzweiflung werden muss. Solche Bethörte können durch die Darlegungen des Verfassers zu dem ewig frischen Quell des Evangeliums zurückgeführt werden.

Aber auch für den Christen, der frisch und froh seines Glaubens lebt, wird die Lektüre dieser Schrift nicht ohne Gewinn sein. Wenn er durch Vergleichung einer so betrachteten nichtchristlichen Religionen sich aufs neue darüber Rechenschaft abgibt, was er an seinem Glauben, an dem Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen hat. Wird er sich auf diese Weise seines kostbaren Besitzes neuerdings wieder klar bewusst, so wird er sich auch umsomehr getrieben fühlen, an der Verbreitung der Werke sich zu beteiligen, was diesen Reichtum, ohne Verlust für die jetzigen Christen, den nichtchristlichen Völkern bringen will. Zugleich wird die Darstellung der Grundgedanken des philosophischen Hinduismus den Freunden der Mission einen Einblick verschaffen in die mächtigen geistigen Bollwerke, die sich der Missionsarbeit in Indien entgegenstellen. Sie werden dadurch instand gesetzt, die schwierige Arbeit der Missionare, die Kämpfe, welche die Bekehrung eines in dieser Gedankenwelt aufgewachsenen Hindu begleiten, besser zu verstehen und die Entscheidung des ganzen Missionswerkes in diesem Lande mit tieferer Teilnahme verfolgen zu können. Möge die Hoffnung des Verfassers in Erfüllung gehen, dass nach diesen dreigenannten Richtungen hin seine Schrift Dienste leiste. Er hatte sich bei seinen Ausführungen auch vielfach mit deutschen und englischen Indologen auseinander zu setzen und hat, indem er einerseits ihre Forschungen benutzte, andererseits aber einen selbständigen Weg sich zu bahnen suchte, zur Klärung mancher Fragen nicht unerheblich beigetragen. Hätte der Verfasser lediglich einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt und hätte er nur für Europäer schreiben wollen, so hätte sich methodisch und sachlich mehr empfohlen, die Vergleichung der christlichen Religion mit den Anschauungen der Hindu in die Darstellung des Hinduismus selbst zu verweben und einzufügen, wie das in englischen Arbeiten, die dasselbe Problem behandeln, geschehen ist. Aber da die vorliegende Arbeit auch von beidseitigen Indiern gelesen werden und ihnen die Möglichkeit bieten soll, sich

über die christliche Religion in Beziehung auf die wichtigsten Fragen im Zusammenhange zu orientieren, so konnte der Verfasser nicht anders verfahren, als die einzelnen Punkte der christlichen Offenbarungsreligion in gesondeter Ausführung den hinduistischen Anschauungen gegenüberzustellen.

Die Stoffeinteilung und Entwicklung ist klar und einfach. Es wird von der theologischen Grundlage der Erlösung, dem Gottesglauben, gebandelt, hierbei der Gottesglaube des philosophischen Hinduismus dem christlichen Gottesglauben gegenüber gestellt. Was die vedischen Göttergestalten anlangt, so weicht sich der Verfasser in Gegensatz gegen die Auffassungen Max Müllers, welcher die vedischen Götter für Imaginationen eines gewissen monotheistischen Urgedankens ansieht. Wenn der berühmte Gelehrte diese eigentümliche Auffassung des göttlichen Wesens dem Namen Henotheismus bezeichnet, so kann man ja gegen diesen Namen Einwendungen machen, aber der Gedanke, den er auszudrücken versucht, ist zweifellos richtig. Die vedische Götteranschauung ist nicht schlechthin Polytheismus, sondern das ist ihr Eigentümliches, dass sie die Wurzeln ahnen lässt, die sie mit dem Monotheismus verbindet. Wenn Dilger später (S. 146) darauf aufmerksam macht, dass Dr. Muir im vierten Band seiner Sanskrittexte eine ganze Reihe von Stellen anführt, in denen der Reihe nach Varuna, Indra, Agni, Surya, Soma, Parjanya und Visnu mehr oder weniger deutlich als Schöpfer der Welt gefeiert werden, so führt ihn das selbst zu dem Zugeständnis, dass in den älteren vedischen Liedern „in echt henotheistischer Weise“ bald diesem, bald jenem Gott die Schöpfung der ganzen Weltalls zugeschrieben wird. Damit aber verliert sein Gegensatz gegen Max Müller das thatsächliche Motiv, denn dass die spätere Anschauung polytheistisch ist, hat Max Müller nicht geleugnet; obwohl man auch die spätere Gestaltung des Polytheismus in Indien nicht schlechthin mit dem Polytheismus anderer Völker in eine Linie stellen kann, weil sich die Erinnerung an den Einen oder an das Eine auch da in leisen Gedankenklängen kund giebt. Wenn wir S. 25 lesen: „Grade die henotheistische Art, die der Reihe nach fast alle Götter als Schöpfer der Welt preist, weist um so deutlicher auf die polytheistische Anschauung zurück, welche diesen Ergüssen zu Grunde liegt“, so verstehen wir nicht recht, wie der Verfasser dies begründen will, da er doch auf S. 251 von einem Lied des Atharvaveda sagt, dass es mehrfach an den 139. Psalm erinnere, und dass die henotheistische Tendenz hier wie in allen diesen Liedern charakteristisch hervortrete. Er fügt hinzu: „Der Sänger weiss, dass Varuna, oder sagen wir: Gott allgegenwärtig und allwissend ist, und dass er die Sünde rächt.“ Wir sehen, wie schwer es ist, in diesen Dingen zu einem klaren und abschliessenden Urteil zu gelangen. Daran ist aber der Verfasser nicht schuld, sondern sein Schwanken in dieser Beziehung ist einer der Beweise für die Ehrlichkeit seiner Forschung, da er nicht umhin konnte, das Schwankende des indischen Gottesbegriffs in seiner Darstellung widerzuspiegeln. Dennoch möchte ich mir erlauben, für eine etwaige Neubearbeitung behufs einer zweiten Auflage anheimzugeben, ob der Verfasser nicht deutlicher hervortreten lassen wolle, worin der spezifische Unterschied des vedischen Polytheismus gegenüber dem vulgären Polytheismus anderer Völker liegt.

Von den vedischen Göttergestalten geht der Verfasser über zu der Frage des „absoluten Selbst der theosophischen Spekulation.“ Hier befinden wir uns jenen

gegenüber, in denen der Polytheismus in den Pantheismus übergeht.
 Mir ist so erschienen, als sei es dem Verfasser schwer geworden, diejenige
 Prägnanz zu ziehen, die aus der theosophischen Anschauung vom Brahman
 resultiert. Denn hier vollzieht sich eine der furchtbarsten und verhängnisvollsten
 Umkehrungen, die der menschliche Geist je gegangen ist. Ich halte es für zweifellos,
 daß die indischen Denker der ältesten Zeit das Brahman für das Resultat ihrer
 Meditation gehalten haben. Das ist etwas viel Grauenhafteres als die Imaginationen
 des Monotheismus oder auch des Polytheismus, weil damit das menschliche Denken
 in Wollen den Thron der Gottheit einnimmt und nicht nur Götter schafft, sondern
 auch die Gottheit. Dilger nennt es ebenso paradox als charakteristisch, wenn
 das Brahman „geboren aus Anstrengung und Kasteiung“ genannt wird und fügt hinzu,
 daß man hier Anstrengung und Kasteiung nicht konkret fassen dürfte als das
 Tun eines einzelnen oder vieler einzelner Büßler. Der Dichter werde sich dieselbe
 Idee abstrakt gedacht haben als das über allen einzelnen Bussübungen schwebende,
 allumfassende Prinzip der Selbstkasteiung. Mit dieser Abstraktion sucht der Verfasser die
 mystische Tatsache abzuschwächen und unserem Denken zu vermitteln, daß der Hinduismus
 im Denken und Wollen des Menschengenies das Prinzip für das Werden der
 Welt sieht. Die Titanengelüste des hinduistischen Denkens und die Prometheus-
 tragödie des hinduistischen Wollens sind noch heute in Indien zu beobachten,
 doch sie auch viel von ihrer ursprünglichen Kraft verloren haben. Wir stehen hier
 vor einem Rätsel, das der bloße Intellektualismus nicht zu erklären vermag. Man
 kann nicht sagen, daß der Verfasser das hier vorliegende Problem in der Tiefe
 erfaßt hat.

Sehr gelungen erscheint mir die kurze Darstellung, in welcher der Verfasser
 Gott als den Einen, dann Gott als persönlichen Geist, und dann Gott als die heilige
 Dreieinigkeit im christlichen Sinne bespricht.

Im zweiten Teil wird die kosmologische Voraussetzung der Erlösung be-
 handelt und die Anschauung des philosophischen Hinduismus von der Welt nach
 den vedischen Liedern und dann nach den Upanisads zur Darstellung gebracht.
 Besonders interessant ist es, wie der Verfasser das dualistische und monistische
 Nebeneinander der philosophischen Schulen schildert, indem er damit ringt, die schillernden
 und widerspruchsvollen Gedankengänge der indischen Philosophen, die oft genug
 nicht weiter sind als Sophismen, dem abendländischen Denken näher zu bringen.
 Auch hier wird die Anschauung des Christentums in einem gesonderten Abschnitt
 gegenübergestellt.

Im dritten Teil wird die Anschauung vom Bösen als die anthropologische
 Voraussetzung der Erlösung behandelt. Wenn wir den Darlegungen des Verfassers
 folgen, so sind wir imstande zu beobachten, wie das indische Denken den Be-
 freit der Sünde allmählich aufzulösen suchte. Dieser doktrinären Auflösung gegen-
 über erscheint die Lehre von der Seelenwanderung wie ein mythologisches Element,
 das aus Negation und Position zugleich hervorgegangen ist. Man hat einen Weg
 gesucht, um die Macht der Sünde ebenso zu bejahen als zu verneinen. Die Ver-
 löschung gehört dem Denker, der den Weg der mystischen Versenkung zu finden
 sucht, die Bejahung dem gewöhnlichen Volk. Wo irgend die Lehre von der Seelen-
 wanderung erscheint, da ist sie die Huskuntt einer vorhandenen Verlegenheit. Das

kennt als den Weg zu Gott, lässt es als die einzige Religion
Menschheit zu retten vermag.

ist zum Studium solchen, die für eine wissenschaftliche Mission
fragen Interesse haben, aber auch gebildeten Missionaren
auf das angelegentlichste empfohlen werden.

G. Stosch.



Über die Leiden und Verluste der Berliner Mission durch die
Krieg konnte wegen Erkrankung des Verfassers leider in die
Druck gehen.

D. H.



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



stellen. Für diesen Beweis kommen nur diejenigen Lehren in Betracht, welche Gegenstand der missionarischen Verkündigung an die Heiden sein können, die Lehre von dem Wesen Gottes, von der Gottheit des Menschen Jesus, von der Versöhnung.

Wo der Mission polytheistischen Anschauungen gegenübersteht, hat sie den Nachdruck auf die Verkündigung des Einen Gottes zu legen. So handelte Paulus in Athen der Dämonie der Athener gegenüber. Wie der Apostel auf dem Areopag an den Altar des „unbekannten Gottes“ erinnerte, so vermag die Mission an das in irgend welcher Gestalt überall vorhandene ahnende Bewusstsein von einer göttlichen Einheit über der Göttervielheit anzuknüpfen. Da dieses Wesen den Göttern mehr als Ahnung denn als völlig ausgedachter Begriff, mehr als blinde und stumme Macht denn als wirkende Person in der heidnischen Anschauung lebt, so gilt es, diese schattenhafte und schwankende Idee in ihrer persönlichen Machtvollkommenheit zu zeigen. Das kann nur nach dem Vorbilde des Apostels geschehen, der von dem göttlichen Wesen der heidnischen Ahnung als von einer unpersönlichen Macht redet; *ὁ ἀγνοοῦντες εὐσεβείτε, τοῦτο ἐγὼ καταγγέλλω ὑμῖν*, aber ohne vermittelnden Übergang die Persönlichkeit Gottes als Welterschöpfers bezeugt. Der persönliche Gott, als der absolute Eine, nicht durch abstrakte Begriffe der Allmacht, der Allgegenwart, der Ewigkeit, der Aseität, der Unveränderlichkeit geistig zu veranschaulichen, sondern nur in der Bezeugung der Schöpfung Himmels und der Erde durch die Schöpfermacht des Einen, Unbekannten, von dem gilt (Röm. 1, 20): *τὰ ἀόρατα αὐτοῦ ἀπὸ κτίσεως κόσμου τῶν ποιήμασιν νοούμενα καθοράται, ἥτε αἰδῖος αὐτοῦ δύναμις καὶ θεϊότης*. Damit der Eine Gott nicht nur von den Gedanken, sondern von dem Gewissen anerkannt werde, fügt der Apostel dazu die Bezeugung Gottes als des Richters der Welt. Wie sich die Welterschöpfung zu dem Denken der Heiden verhält, so verhält sich das zukünftige Gericht zu ihrem Gewissen. Beide Thatsachen haben eine für sich zeugende Macht, sie bezeugen den persönlichen Gott in seiner Beziehung auf die Menschheit.

Je mehr der Polytheismus aus pantheistischen Anschauungen hervorgegangen ist oder sich mit ihnen berührt, desto schwerer ist seine Bekämpfung und Überwindung. Dem Pantheisten fehlt der Begriff der Wahrheit im Sinne der Wirklichkeit. Wahrheit ist ihm lediglich gedachte Wirklichkeit. Daher stammt die Neigung, alles in Mythen

... und jeden Gottesbegriff in einen mythologischen umzuge-
 ... daher das leicht erlangbare Zugeständnis, die christliche Religion
 ... das Pandämonium der Wahrheit zuzulassen; denn wahr ist, was
 ... irgendwo als Wahrheit gedacht wird. Die Elastizität
 ... pantheistischen Denkens entwindet sich jedem Argument, indem
 ... dasselbe als das Resultat eines subjektiven Denkprozesses zwar
 ... anerkennt, aber doch nicht für verbindlich achtet. So tief sinnig und
 ... das System der Uedanta erscheint, so ernst und pathetisch
 ... Darstellung, so darf es doch nur als ein grandioses Gedanken-
 ... angesehen werden. Es ist alles Chesis darin und nirgends ein
 ... Beweis. Der darin Geschulte ist an die Souveränität eines aprioristischen
 ... gewöhnt, welche Welten vergehen und entstehen lässt, welche
 ... und Nichtsein in einem wagemutigen Denkverfahren gegeneinander
 ... und für identisch erklärt. Um einen in solche Bollwerke von
 ... Uerschanzten für die überzeugende Macht der Wahrheit
 ... unzugänglich zu machen, kommt zu seiner unerschöpflichen
 ... noch eine mehr als sokratische Überzeugung von der
 ... Möglichkeit, zu dem letzten Grunde des Seins zu gelangen. Die
 ... eines unlösbaren Rätsels steht am Ende seiner Gedankenwege,
 ... eine Generalabsolution für die empfundene Unzulänglichkeit
 ... des Denkens. Der Pharisäismus des Wissens rechtfertigt sich selbst
 ... den Pharisäismus des Nichtwissens. Hier ist alles so gestaltet
 ... geartet, dass es unmöglich scheint, mit Gründen eines andersartigen
 ... diese Festung zu erobern.

Man wird an das moralische, unmittelbar persönliche Bewusstsein
 ... dürfen. Aber auch dies ist schwierig. Der pantheistisch
 ... Hindu hat ein doppeltes Persönlichkeitsbewusstsein¹⁾, eine
 ... die mit dem Leibe ohne Hoffnung stirbt, und eine andere Ich-
 ... die zwar unvergänglich, aber nicht ihrer selbst mächtig ist. Denn
 ... sie steht unter der Gewalt eines Fatums, das pantheistisch gedacht ist
 ... ebenso wie das wogende „Meer der Geburten“, auf dem die Seele auf
 ... und nieder getragen wird. Die psychologischen Anschauungen sind
 ... nicht überall völlig dieselben, aber sie mischen überall materialistische
 ... und pantheistische Farben mit dem Erfolge, dass die Verantwortlichkeit
 ... des Menschen hinfällt. Selbst jenes „Verdienst“, dessen Konsequenz
 ... im Fehlen oder Vorhandensein eine höhere oder niedrigere Geburt ist,
 ... besteht aus pantheistischem Gewebe, aus Allgemeinem, nicht aus Be-

1) Stosch. „Im lernen indien. S. 147 fol.

sonderem. Es ist der Schattenwurf des Fatums, nicht das sittliche Resultat persönlichen Handelns. Mit Stolz behauptet der gelehrte Hindu, er werde einem Europäer nie gelingen, zu verstehen, was das Fatum sei. Wir verstehen es wohl und sehen, dass in diesem in allen Farben schimmernden Phantom die Selbstverantwortlichkeit der Seele begraben liegt.

Dieser der Persönlichkeit im weitesten Sinne feindlichen Anschauung gegenüber die Persönlichkeit Gottes beweisen zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen. Der Hindu hat seine eigne Volksgeschichte mythologisiert, wie sollte er nicht den persönlichen Gott und seine persönlichen Thaten in einen Mythos verwandeln. Schon sprachlich ist es sehr schwierig, die Persönlichkeit Gottes zum Ausdruck zu bringen, weil die Gottesnamen, wenigstens im Tamulischen, sämtlich pantheistischer Sinnes sind¹⁾. Die Schöpfung der Welt kann für den nur ein Mythos sein, dem die Welt nur eine Imagination ist. Und das göttliche Bewusstsein ist nur ein Phantasiebild für den, dessen moralisches Bewusstsein in dem unzerreißbaren Gewebe fatalistischer Notwendigkeit gefangen liegt.

Dennoch giebt es einen Weg, dem Pantheisten höherer und niederer Ordnung, dem Denker ebenso wie dem in Träumen befangenen niederen Volk die Persönlichkeit Gottes näherzubringen. Es ist der Vatername Gottes im biblischen Sinne, der an einen überall vorhandenen Begriff, oder wir sagen besser, an ein überall vorhandenes religiöses Bedürfnis anzuknüpfen vermag. Die Sehnsucht nach dem Kinder-Verhältnis zu Gott ist es, die hie und da auf Augenblicke die pantheistischen Schleier zerreisst. Vater und Mutter sind für den Hindu hohe Namen. An ihrem Klange erwacht das Gemüt, auch das religiöse Gemüt. Diese Namen auf Gott zu übertragen ist dem Hindugeist nichts Fremdes. Namentlich die indische Mystik hat ergreifende Töne der Sehnsucht nach dem väterlichen und noch mehr nach dem mütterlichen Wesen Gottes.

Ich führe einige Verse des tamulischen Dichters Tajumanaver, der Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts in Critschinopoly gelebt haben soll, in der Übersetzung von D. Graul an:

„Fest an dir in stummer Andacht rank ich
Und gleich mutterlosem Rind doch krank' ich —
Allerhöchstes Wesen!

Wenn ich mich als frei und froh auch brüste,
Irr' ich doch noch immer in der Wüste,
Allerhöchstes Wesen!

1) Stosch. Im fernen Indien. S. 140 fol.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Motive nicht träte, auf deren Klärung und Erweckung es allein kommt. Diese Motive können nur getroffen werden durch das schließliche Zeugnis von Jesu als dem vom Vater Ausgegangenen. Die Sendung Christi ist ein nüchterner Beweis nicht nur für die Existenz des Vaters im Himmel, sondern für die Vaterliebe, die sich der Menschen annehmen will. Ich habe den Eindruck des öfters beobachtet, den es macht, wenn bezeugt wird, es sei ein grosser Lehrer von Gott gekommen, der gesagt habe, er kenne Gott und habe ihn gesehen. Ich habe Gott Vater genannt und habe die Menschen gelehrt, um seinen willen an die Vaterliebe Gottes zu glauben. Dieses Zeugnis wird nicht nur verstanden, sondern es trägt in sich eine überzeugende Kraft. Es kommt alles darauf an, die Person und Erscheinung Christi in ihrem Wesen den Zuhörern zu veranschaulichen. Dazu dienen viel weniger die Wunder Jesu, als seine Worte, nicht nur die leichter verständlichen und populären, sondern auch gerade die tiefen, erhabenen Selbstzeugnisse Jesu. Sie wirken wie eine Offenbarung. Dem sehnsüchtigen vom Pantheismus gefangenen Geiste tritt hier eine durch und durch persönliche und völlig wesenhafte Geistesmacht entgegen, ein ruhiges klares Licht von Gedanken, die eine unauslöschliche Leuchtkraft haben, weil sie aus einer unbesiegbaren und unvergänglichen Realität stammen. Eine keimkräftige Geisteswirklichkeit wird empfunden. „Je näher man diesen Dingen kommt“, sagte mir ein Heide, „desto wahrhafter werden sie.“ Das sich selbst offenbarende Geheimnis der Person Jesu wird zum Zeugnis vom Vater, der ihn gesandt hat. Es ist unmöglich, den Worten Christi einen irgendwie pantheistischen Sinn zu geben oder jene Realitäten zu mythologisieren, von denen er redet. Der Hindu läßt hier rede eine unantastbare, reine Wirklichkeit zu ihm. Er kann das Leben für einen Traum halten. Aber die Worte Christi für einen Traum zu halten, wird ihm um so unmöglicher, je länger er sich mit ihnen beschäftigt. Er sieht den Vater, der sich in der Person und in den Worten dessen spiegelt, den er gesandt hat. In Christo findet er den Glauben an den lebendigen Gott.

Das ist überall der Weg zu Gott. Auch der niedere Götzen-diener, dem über den Göttergestalten der Eine lebendige Gott erscheint, der Schöpfer und Richter der Welt, vermag dies Bild nur in Christo festzuhalten; allein durch Christus vermag er in ein persönliches Verhältnis zu Gott zu treten. Es mögen hier mehr die Wunderthaten

1) Stosch. Im lernen Indien. S. 210 fol.

... seine göttliche Sendung verbürgen, dort mag die Hoheit und ...
 ... in den Worten Christi einen Strahl der Gottheit in die ...
 ... werfen, überall geht der Weg zu Gott durch Christus. Nur durch ...
 ... werden die Heiden an Gott gläubig¹⁾). Das ist die Erfahrung ...
 ... wie die Lehre der Schrift.

Suchen wir aus diesen Darlegungen ein Resultat für den locus
 Deo der wissenschaftlichen Dogmatik zu erheben, so erscheint die
 ... von den Eigenschaften Gottes, die einen breiten Raum in der
 ... einnimmt, nicht von entscheidender Bedeutung für die Wertung
 ... Bestimmung des christlichen Gottesgedankens. Die Erfahrung der
 ... bestätigt durchaus das Recht der Forderung Schleiermachers, die
 ... welche der Lehre von Gottes Eigenschaften gegeben werde,
 ... nicht ihr Verhältnis zu den Thatsachen des Christentums ver-
 ... um den Schein zu unterhalten, als ob sie eine davon ganz
 ... abhängige Theorie wäre.²⁾ Nicht in Eigenschaften, sondern in Werken
 ... sich die Selbstoffenbarung Gottes, nicht auf dem Wege theo-
 ... Wahrheit, sondern auf geschichtlichem Wege. Für zwei that-
 ... Manifestationen Gottes finden wir im Bewusstsein der Heiden,
 ... es nicht durch pantheistische Denkformen verdunkelt ist, un-
 ... eingetragenes, eingeborenes Verständnis, für die Welterschöpfung und das
 ... So wird die Dogmatik, wenn sie das für erwiesen oder
 ... zu erachten vermag, die Begriffe des Schöpfers und Richters
 ... prinzipielle Bestimmungen des göttlichen Wesens zu halten haben,
 ... denken sich ebenso wie an dem Werk der Erlösung die mannig-
 ... Eigenschaften Gottes entfaltet. Das gilt namentlich auch von
 ... Bestimmungen, die die Schrift ausdrücklich als Uollaussagen für
 ... Wesen Gottes giebt. Dass Gott Geist ist, wie Christus im Gegen-
 ... gegen die beschränkten Vorstellungen der Samariterin erklärt;
 ... θεός, lässt sich dem heidnischen Denken nicht in metaphysi-
 ... Sinne verständlich machen, sondern nur im Zusammenhang mit
 ... Thaten Gottes, aus welchen sich ergibt, dass Gottes wesent-
 ... Andersartigkeit gegenüber der natürlichen Welt³⁾ ihn zum Meister

1) Vergl. act. 16, 31. 34 πιστευσον ἐπὶ τὸν κύριον Ἰησοῦν und πιστευαίως
 ... des Glaube an Jesus wird dem Kerkermeister zum Glauben an Gott. Desgl.
 ... 2, 12 κυρίως Χριστοῦ — ἀθεοί. Desgl. 1. Petr. 1, 21 διὰ Χριστοῦ πιστοῦς εἰς θεόν.

2) Der christliche Glaube I. § 31.

3) Vergl. Jes. 31, 3, wo es von Ägypten heisst, es sei אֱרֶם וְלֹא-אֱרֶם
 ... und von den Rassen Ägyptens, sie seien בְּשַׁר וְלֹא-רֹחַ.

der Welt mache, der die Welt mit seiner Gegenwart durchdringt. Er Schöpfer und Erlöser und Vollender ist, der aber mit seiner Macht alles das ablehnt, was sich von ihm nicht durchdringen will. Ebenso wird sich nur an dem Heilswerk Gottes zeigen lassen, dass er die Liebe ist (1. Joh. 4, 8. 16) und nur an seinem sächlichen, geschichtlichen Gegensatz gegen jede Finsternis, dass er Licht ist, (1. Joh. 1, 5). Auch das Attribut des Lebens, das die Schrift gibt, lässt sich dem heidnischen Denken nur durch das heilsgeschichtliche Zeugnis nahebringen. — So ist es nicht die Darstellung des immanenten, sondern des offenbarungsgeschichtlichen Wesens Gottes, die sich dem heidnischen Denken gegenüber als souverän und überzeugend erweist. Das ist für die Dogmatik nicht ohne Belang. Wie die Schrift so rechtfertigt auch die Missionserfahrung eine dogmatische Methode, die von den offenbarungsgeschichtlichen Erweisungen Gottes auf ein transcendentes Wesen schliesst, nicht jene andere, die aus dem philosophisch und metaphysisch entwickelten Wesen Gottes seine geschichtlichen Erweisungen ableitet. Nicht der philosophische, sondern der geschichtliche Beweis ist für die Dogmatik massgebend und hat ihre Formgebung und Stoffanordnung ebenso wie ihr inhaltliches Urtheil zu gestalten und zu bilden. Der metaphysische oder, wenn man will, theosophische Wertbegriff Gottes bildet nicht die Prämisse, sondern das Resultat der dogmatischen Gesamtuntersuchung.

Wenn weiter die Missionserfahrung die entscheidende Bedeutung der Vaterschaft Gottes für das menschliche Empfinden ebenso wie für das Denken darthut, so wird die dogmatische Wissenschaft auf einem bereits betretenen Wege gerechtfertigt. Dem Vaternamen Gottes gebührt in einem System christlicher Dogmatik eine beherrschende und gestaltende Stellung. Wenn aber Christus auch nach den Erfahrungen der Mission als der vollgiltige Zeuge, für den Vater, sich erweist, so ist das nicht nur im Sinne der Lehroffenbarung, sondern der wesentlichen Mittlerschaft zu verstehen. Denn es ist seine Person, die seinen Worten die mittelnde Kraft giebt. Der Inhalt seiner Worte ist seine Person und der Inhalt seiner Person ist der Vater. Zeigt sich der Vaternamen Gottes nach dem überzeugenden Eindruck, den er auf das heidnische Denken hervorbringt, als die höchste und vollkommenste Entfaltung des Gottesbegriffs, so ist das nur im christlich-religiösen, nicht-im allgemein religiösen Sinne der Fall und darf darum von der Dogmatik auch nur in diesem Sinne entwickelt werden. Die Vater-

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



und Sterben am Kreuz, von seiner Auferstehung am dritten Tage und seinem Tode wirkt auf empfängliche Heiden genau in dem Sinne, in dem sich Christus als des Menschen Sohn bezeichnete, im Sinne seiner Einzigartigkeit, einer nie sonst erlebten menschlichen Hoheit, Echtheit und Reinheit, im Sinne des Wunders, dass solche Macht mitten in der Menschheit erstanden ist (Matth. 9, 8: εἰδούσαν τὸν θεὸν τὸν διὰ τῆς ἐξουσίας τῆς αὐτῆς τοῖς ἀνθρώποις). Die Seelengrösse und Hochherzigkeit Jesu, sein unmittelbares und wie ein Quellstrom des Lebens erscheinendes Gottesbewusstsein, die Einfachheit seiner Worte bei ihrer geheimnisvollen Tiefsinn, die Demut und Schlichtheit bei solcher Hoheit und Grösse, die anziehende Macht seines ganzen Lebens, seine Geschiedenheit, die bei aller Wunderbarkeit in keiner Weise den mythologischen Geschichten heidnischer Heroen und Göttergestalten gleichen, die erstaunliche Fülle produktiver Gedanken und sittlicher Antriebe, die von ihm ausgehen, das alles wird von Heiden unmittelbar und ohne Reflexion empfunden. Wir fühlen und erfahren es, dass der Christus, den wir genau nach den Motiven und in den Grenzen seines historischen Lebensbildes verkündigen, noch heute eine Macht über die Seelen hat. Sein Lebensbild ist unvergänglich. Es hat nichts schattenhaftes und zerfliessendes. Dieses Leben ist Geschichte im eminenten und unvergleichlichen Sinn.

Wenn Christus sich des Menschen Sohn nannte, so spricht darüber der klare Entschluss einer Philanthropie, die sein Geschick mit dem Geschick der Menschheit unlösbar verband. Seine milde gütige Liebe zu den Menschen, seine Sympathie mit allem menschlichen Elend wird von den Heiden wie ein Odem aus einer reinen und hohen Sphäre des Seins empfunden. Hier ist eine Liebe ohne Beimischung von Selbstsucht, eine Liebe, die bei aller Zartheit mächtig ist, eine neue, bisher nie erlebte schöpferische Initiative der Liebe in Erbarmen, in Geduld, in erlösender und rettender Kraft. Als ich einem Heiden das Wort Jesu nannte: „des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist“, sagte er in freudiger Verwunderung: „Ist das das Evangelium?! dann ist es süß!“ Das tiefe und unzerstörbare Bedürfnis der menschlichen Seele, geliebt zu werden, kommt hier zu Tage, und das Bedürfnis, zu lieben. Petrus schreibt an Christen, die in weiter Ferne von dem historischen Schauplatz des Lebens Jesu lebten: ὅτι οὐκ ἰδόντες ἀγαπᾶτε (I. 1, 8). Er giebt damit einer der erquickendsten und am meisten ermutigenden Erfahrungen der Mission

stück. Die Liebe zu Jesu in denen, die ihn nie gesehen haben, ist ein geistliches Wunder. Sie entbindet die edelsten Regungen der menschlichen Seele. Sie ist reiner und höher geartet als alle andre Liebe, denn sie ist Dankbarkeit für ein göttliches Licht, das die Seele ohne ihn leiblich zu schauen. So hebt die innere Erfahrung von der Gottheit Christi innerlich an, nicht dadurch, dass sie gelehrt wird, sondern dadurch, dass sie unmittelbar erfahren wird.¹⁾ Ist die innere Erfahrung von der göttlichen Hoheit Christi, so würde die Behauptung, er sei Gottes Sohn im Sinne der Wesensgleichheit, die Menschen und Befremden hervorrufen, oder sie würde eine Deutung im Sinne des Aberglaubens erfahren, die auf das Ernsteste vermieden werden muss. Die Methode, die Christus in seiner Selbstoffenbarung angewendet hat, die die Apostel in ihrem christologischen Zeugnis bezeugen haben, bewährt sich auch in der modernen Mission. Die Erkenntnis der Gottheit Christi wächst aus dem Verständnis seiner Menschheit.

Diese Beobachtung dürfte wichtig genug sein, um auf die wissenschaftliche Darstellung der Christologie einen Einfluss zu erlangen. Es ist zweifellos, dass es für das systematische Denken einen Vorzug hat, die Gottheit Christi unter Berufung auf Schriftworte a priori zu statuieren. Aber wenn dann die göttlichen Attribute auf die vorzeitliche Existenz Christi angewendet werden, so ist es sehr schwer, sie in das richtige Verhältnis zu der geschichtlichen Erscheinung Christi zu bringen. Die christologische Christologie hat das versucht und die Reformation und ihre Anhänger haben diesen Weg weiter verfolgt. Aber schon der Umstand, dass es zu einem Gegensatz zwischen Kryptikern und Kenotikern hat

¹⁾ Vergl. hierzu die Worte von Chiersch aus seiner „Kritik der neutestamentlichen Schriften“ (Erlangen 1845), die durch die Erfahrung der Mission vollkommen bestätigt werden: „Die neutestamentliche Offenbarung unterscheidet sich in der Weise, wie sie die Wahrheit an den Menschen bringt und vor ihm entfaltet, vollständig von der kirchlichen Dogmatik, ja von jedem menschlichen Systeme. Sie tritt nicht unermittelt mit den höchsten und geheimnisvollsten Lehrsätzen von der Menschheit, von der Gottheit und Menschwerdung Christi hervor, sie vermeidet es vielmehr, dem Menschen diese Mysterien in einer auf seinen Verstand berechneten und ohne weiteres dem Gedächtnis anzuvertrauenden fertigen Form nahe zu bringen. Sie beobachtet in ihrer Enthüllung eine in ihrer Art einzige Vorsicht und Zurückhaltung. So sehr kommt es ihr darauf an, jeden Anlass zu dem zu vermeiden, was wir heute Orthodoxie nennen. Diejenige Erkenntnis, welche das neue Testament weihen und begründen will, ist eine auf Erfahrung (höhere Empirie).

kommen können, zeigt, dass das Problem nicht gelöst ist. Denn es ist nicht, dass eine andere Methode dies Problem wird lösen können, da bei ihm Momente in Frage stehen, welche dem menschlichen Geist unzugänglich sind. Aber vielleicht ist es doch möglich, der Erkenntnis näher zu kommen, wenn die Menschheit des Gottessohnes zum Ausgangspunkt und zur Grundlage der Untersuchung gemacht wird. Es geht dann freilich die Menschheit Christi nicht lediglich im Sinne eines einzelnen menschlichen Charakters in Betracht gezogen werden, wie der Name des Menschensohnes ihn als Repräsentanten der Gattung erscheinen lässt. Paulus hat darum diesen Namen in den des „andern Adam“ umgeprägt. Demgemäss erschöpft sich das Verhältnis der Menschheit zur Menschheit in dem Verhältnis Gottes zu dem Menschen Jesus. Und das Verhältnis der Menschheit zu Gott wurzelt und kulminiert in dem Gottesverhältnis des „andern Adam“.

Das ist denn auch der Eindruck, den die geschichtliche Erscheinung Jesu auf uns macht, dass sein Gottesverhältnis von absoluter Reinheit ist und dass die Gemeinschaft mit seinem Vater sein ganzes Wesen durchhaucht. Ist Gott Geist, wie es der Herr selbst bezeugt, dann wohnt in ihm der Geist ohne Mass und damit die Gottheit in ihrer ganzen Fülle. Eben die Geistesart der Gottesfülle ermöglicht und verwirklicht die willentliche Beschränkung seiner Machtfülle. Sein soluter Geist ist seiner selbst mächtig. Was des absoluten Geistes Wesen ist, das ist sein Wesen. Als Christus sagte: Ich und der Vater sind eins, da meinte er die Wesenseinheit auf dem Grunde der Willenseinheit, also die Geisteseseinheit. — Der andere Eindruck, den die geschichtliche Erscheinung Jesu auf uns macht, ist der der verkörperten Liebe. Er

gegründete Intuition. Ihr Gegenstand ist Christus. Er selbst, als Persönlich ist das Mysterium Gottes, das $\muυστηριον\ της\ ευσεβειας$. Ihn soll der Christ kennen lernen, so wie ein Sohn von seinem Vater, wie ein Freund von seinem Freunde sagen kann, dass er ihn kenne, wenn er durch persönlichen Umgang, durch eigene Erfahrung Blicke in sein Inneres, in sein tiefstes Wesen gethan hat, durch welche er sich an ihn gefesselt fühlt. Diese Erkenntnis Christi aber, welche das Leben und deren Steigerungs- (Uerinnerlichungs-) Möglichkeit eine unendliche kann eben nur successiv auf dem angedeuteten Wege gewonnen werden (wo die Möglichkeit einer hohen Konzentration und Beschleunigung der inneren Erfahrungsfortschritte wohl vereinbar ist). Eine rasch antizipierte, der eigenen Erfahrung voraneilende Annahme, dass Christus Gottes eingeborneter Sohn sei, durch den alle Dinge geschaffen, will die heilige Schrift so wenig als Christus zu veranlassen.“

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Das Vorhandensein oder Fehlen des persönlichen Schuldbewusstseins prädisponiert den einen für Verständnis, den andern für Unverständnis der Versöhnung gegenüber. Es ist sehr schwer, vor dem Schuldbewusstsein der Heiden eine prinzipielle Vorstellung sich zu bilden. Auf der einen Seite ist es zweifellos, dass es überall in irgend welcher Gestalt sich findet, wie die allgemein vorhandenen Satisfaktionen dieser Art beweisen. Auch das Heidentum hat ergreifende Bekenntnisse der allgemein menschlichen und persönlichen Schuld. Auf der andern Seite ist nichts so selten und nichts so schwer hervorzurufen, als ein Schuldbewusstsein, das sich unter dem Wort des Evangeliums in Bussfertigkeit im neutestamentlichen Sinne wandelt, so dass aus ihr der Glaube hervorgeht. Das Zeugnis von der Sünde gehört zu den schwierigsten missionarischen Aufgaben. Ein Bewusstsein von ihr als einer feindlichen Macht, oft genug ein verzweifertes Bewusstsein darf überall vorausgesetzt werden. Aber es ist schwer, dasselbe wirklich zu finden und in den Weg der Rettung zu leiten, weil es sich vor sich selbst verbirgt. Darum wird die Versöhnung in ihrem Wesen und ihrer göttlichen Wirkkraft nur von wenigen Auserwählten erkannt.

So könnte die Frage entstehen, ob die Dogmatik durch die Wahrnehmung nicht veranlasst werden müsste, die Wirkung der Satisfaktion von einer speziellen göttlichen Erwählung abhängig zu machen. Damit wäre die Universalität des Erlösungswerkes aufgegeben und die Lehre der lutherischen Reformation, welche die Gnadenwahl mit der allgemein giltigen Versöhnung identifizierte, wäre unhaltbar. Aber einmal gründen diejenigen in der Heidenwelt, die die Versöhnung durch den Glauben ergreifen, ihre Heilszuversicht nicht auf ein spezielles, sondern auf das allgemeine Heil und sodann wirkt der Ruf: „lasset euch versöhnen mit Gott“ wie eine Heroldsstimme, deren liebevoller Ernst von allen ernstern Hörern in gewissem Masse empfunden wird, weil sie alle das in ihnen waltende Verderben in gewissem Masse fühlen. Diese Stimme weiss nicht nur einzelne Auserwählte, sondern ganze Dörfer und Städte zu finden. Sie richtet sich nicht nur an Individuen, sondern an Familien, an Geschlechter, an Völker. Die Mission steht und fällt mit der Universalität der Versöhnung. Stände die Versöhnung unter der Beschränkung einer speziellen Erwählung, die die einen annimmt und die andern verwirft, so könnte die Mission nicht das sein, was sie ist und was sie sein soll.

Die Versöhnung ist universell, aber sie wirkt individuell; der

ihre allgemeinen Wirkungen werden erst dann perfekt, wenn sie individuellen werden. Wo aber ihre Wirkungen sich in einem Leben lebendig erweisen, da wird dieser, je tiefer und gesünder sein geistliches Verständnis ist, um so gewisser davon überzeugt sein, dass er seinen Heilsstand der für alle gemeinten Versöhnung verdanke. Die Dogmatik wird zwar die universale Bedeutung der Versöhnung mit ihrer individuellen, in engen Schranken sich vollziehenden tatsächlichen Wirkung dialektisch auszugleichen wissen, wird aber die scheinbare Incongruenz anzuerkennen haben, dass dem auf die Rettung des menschlichen Geschlechts gerichteten Willen Gottes, welcher sich in der Versöhnung vollzogen hat, nur eine geringe Zahl von Geretteten entspricht. Diese Incongruenz wird, wie für das Glaubensbewusstsein, so für das dogmatische Denken nur gehoben werden können, wenn die Lehre von der Erwählung ebensowohl, wie die Versöhnungslehre in eschatologisch-historischem Sinne erörtert wird, das heisst in einem Rahmen, welchem das von der heiligen Schrift verheissene Zukunftsgeschick der Völker mit eingeschlossen ist. Die Eschatologie, die einer weiteren wissenschaftlichen Ausgestaltung dringend bedarf, lehrt, wenn sie richtigemgemäss lehrt, einen zukünftigen Stand der Dinge, der so geartet ist, dass er die universale Macht der Versöhnung in Christo unter den Völkern zur thatsächlichen Erscheinung bringt.

Als Gesamtergebnis unserer Darlegungen werden wir bezeichnen können, dass sich der christliche Gottesbegriff allen andern Gottesanschauungen gegenüber siegreich erweist, dass die Menschheit Christi in der Masse, als sie verstanden wird, auch bei den Heiden zur Erkenntnis der Gottheit Christi führt und dass die Versöhnung in Christo eine geistige Wirkung ausübt, durch welche ihre universale Bedeutung bestätigt wird. Das ist nicht nur für die Apologetik, sondern auch für die Dogmatik von Wichtigkeit.

Es sei mir erlaubt, im Folgenden kürzer und nur andeutend darauf hinzuweisen, dass auch für die mehr esoterischen Dogmen die Mission nicht allein möglich vermag. In Neophyten tritt der Geistesprozess der innern Aneignung und Heiligung in einfachster Gestalt auf. Seine Gesetze lassen sich darum dort leichter beobachten, als in der heimatlichen Kirche, wo Gewohnheit, Erziehung, Vorurteil und weltliche Werden und Sein beeinflusst. Dass Busse den prinzipiellen Bruch mit der Sünde, also *protonota* bedeute, und dass die Liebe zur Gerechtigkeit der alleinige Beweggrund der Erneuerung sei, dass die Sündenvergebung die Grundlage der Wiedergeburt und aller Stadien des Heilsweges sei, dass die Heiligung eine göttliche autoritative und schöpferische Bewegung sei, welche von dem Christen als ein Werk göttlicher Dankbarkeit ergriffen werde, dass somit die Dankbarkeit

das menschliche und persönliche Prinzip der Heiligung bilde, dass der Glaube selbst das Wesen nach Vertrauen sei und dass dieses Vertrauen sich nicht in unmittelbarer Mittelbarkeit, sondern durch die Vermittlung des göttlichen Wortes erzeuge, erzeuge und vertiefe, das sind Beobachtungen, welche der theoretischen Erkenntnis des Heilsstandes manche Anregung zu geben vermögen. Wo die dogmatische Darstellung die Rechtfertigung als eine Entwicklungsstufe in dem historisch-genetischen Prozeß der Heilszueignung erscheinen lässt, wo die justificatio etwa als das Gesamtresultat der vocatio, illuminatio, conversio, regeneratio erscheint, wie bei Hellen, befindet sich die dogmatische Auffassung in einem Widerspruche zu den Erfahrungen der Mission, die an ihren Neophyten beobachten kann, dass bereits in dem Initiationsakt der Taufe, also dem Sakrament, das grundlegend im Dienste der vocatio ad salutem steht, die Vergebung der Sünden, das ist die justificatio, wirksam und vom Glauben ergriffen wird. Demnach ist bereits der Glaube der Taufbefähigten justificata im prinzipiellen und wurzelhaften Sinne. Die weitere Entwicklung des Heilsstandes ist Bewährung, Vertiefung und Entfaltung derselben. Denn der Glaube, der die Vergebung Gottes in Christo ergreift, erleuchtet die Gedanken, die illuminatio, die Entschlüsse des Willens in der täglichen conversio. Die ganze geistliche Bewegung, die in der Taufe anhebt, und unter der Wirkung des göttlichen Wortes und des an ihm sich nährenden und fortwährend sich erneuernden Glaubens in einem Prozesse der Durchdringung, Durchbildung und Wandelung allmählich alle inneren Kräfte der Seele und alle Regungen des Geistes erneuert, ist die regeneratio, deren Voraussetzung, deren sie auf allen Stadien der Entwicklung sie begleitendes Motiv die justificatio bildet. Luther hat in der Erklärung des 3. Artikels den Heilsweg in die Vergangenheit gelegt, als sei er bereits vollendet. So kühn das ist, so sehr bewährt es sich an den Erfahrungen der Mission. Im Christusglauben des Täuflings, der die Taufe nur darum gesucht hat, um Vergebung der Sünden zu empfangen und den zu belehren, er werde sie erst später auf Grund einer etwaigen Erleuchtung, Bekehrung und Wiedergeburt erlangen, ein geistliches Sacrilegium bedeuten würde, liegt in der That die ganze Heilsentwicklung wunderbarlich vollendet vor. Oder soll man sagen, man dürfe nur Erleuchtete und Bekehrte und Wiedergeborene taufen? Das würden gerade die lutherischen Dogmatiker am wenigsten sagen wollen. Darum bedarf die mechanisch gedachte, komplizierte und mit manchen Widersprüchen behaftete Lehre der Dogmatiker vom Heilsstande einer Revision im Sinne Luthers und im Sinne der Erfahrung wirklichen Lebens, dessen Werden und Entwicklung zu beobachten die Mission sonderlich imstande ist. —

Wie anders würde sich die Missionsarbeit gestalten ohne Taufe. Es fehlte dann an der für alle erkennbaren Grenzscheide zwischen Christentum und Heidentum. Es fehlte an dem Abschluss des christlichen Unterrichts. Es fehlte an dem entscheidenden Wendepunkt der Bekehrungen. Es fehlte an einem göttlich sanctionierten Unterpfande ewiger Gnade. Es fehlte an der Möglichkeit, ein Gebilde von den jungen Christen mit göttlicher Machtvollkommenheit zu verlangen. Es fehlte der lebendige Mittelpunkt in dem Leben der jungen Gemeinden, der Grundmesser ihres Wachstums, die göttliche Grundlage aller Seelsorge und aller Gemeindeführung. Es fehlte die Grenzscheide zwischen Licht und Finsternis, das göttliche Fundament des Seelenlebens und der geistlichen Entwicklung, kurzum es fehlte

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



grösster der Schrecken 1899 der Krieg. Alles, was die Propheten Israels ihren Volksgenossen um ihrer Sünden willen einst droht haben, Menschen, Hunger, Pest, Seuchen, Krieg, Verbannung, das alles jetzt über die Mission in Südafrika hereingebrochen. Wie jene Babels Wassern sassen und weinten, wenn sie an Zion gedachten, trauern jetzt im Blick auf Südafrika die, welche gern wollen, dass Zion des neuen Bundes dort gebaut werde. Die Kriegsnot begann mit der Invasion der Buren in

Natal.

Diese erfolgte alsbald nach Ablauf der für das Ultimatum gestellten Frist am 11. Oktober 1899. An dem denkwürdigen Morgen vorüberziehend, kamen die Buren nach der Missionsstation Königberg. Ausser ihnen aber kamen hunderte von Arbeitskaffern, welche von den Goldfeldern in Transvaal, zum Teil ohne ihren Lohn empfangen zu haben, entlassen waren, auf die Station und trieben hier ihr Unwesen. Um die Ordnung aufrecht erhalten zu können, liess sich der Missionar Aug. Prozesky von den Buren, welche das eroberte Land in Verwaltung nahmen, obrigkeitliche Vollmacht geben, und dass er, obwohl englischer Unterthan, als Beamter der Burenregierung fungiert hat, wurde ihm von den Engländern, als diese wieder in den Besitz des Landes gelangt waren, als Verrat angerechnet. Er wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu 1 Jahr Gefängnis und 10000 Malakka Geldstrafe verurteilt. Diese Strafe hat der 61jährige Missionar Eshowe in Sululand verbüsst. Ein für ihn von der Missionsgesellschaft eingereichtes Gnadengesuch ist nicht berücksichtigt worden. Da er aus Natal ausgewiesen, befindet Prozesky sich gegenwärtig auf einer Reise nach Deutschland.

Durch die Kämpfe bei Glencoe und Dundee wurde die Armee des Generals Yule auf Ladysmith zurückgeworfen. Dadurch wurde der Kriegsschauplatz weiter nach Süden verschoben und die Stationen Emmaus, Hoffenthal, Emangweni und Stendal in seinen Bereich gezogen. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Sulus. Besonders gefährdet war Emmaus, da ein grosses Proviantlager dort nur eine halbe Stunde davon entfernt aufgeschlagen war, und noch gefährdeter die wichtige Hussenstation Bethany, diese Musteransiedlung der treuesten christlicher Sulus, die, kaum eine Meile von Spionskop gelegen, einen Stützpunkt für die englischen Operationen in den fünf

den Kämpfern vom 24. Januar 1900 bildete. Von Stendal schrieb
 Meyer Manzke:

„Am Tage der Schlacht bei Kolenso (15. Dezember 1899) hielt ich wie immer
 predigend; aber der Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre über-
 waltete meine Stimme. Das ganze Haus erzitterte so, dass die Balken knackten wie
 einem schweren Gewitter.“

Aber wie durch ein Wunder Gottes wurden unsre Natalstationen
 erheblichem Schaden bewahrt. — Schlimmer erging es den Stationen

Norden der Kapkolonie

Kimberley, Beaconsfield, Pniel und Douglas. Kimberley wurde
 am 15. Oktober von den Buren belagert. Nach allen Seiten
 wurde Bahn-, Post- und Telegraphen-Verbindung abgeschnitten, und
 Wasserwerke wurden unbrauchbar gemacht. Die Missionsstation
 lag in der Nähe des Forts ausserhalb der Umwallung. Deshalb er-
 liehen alle ihre Bewohner den Befehl, sie zu verlassen und in die
 Wildnis zu ziehen. Da ihnen hierzu nur eine halbe Stunde Zeit gelassen
 wurde, so raffte jeder das nötigste zusammen. Kleider und Esswaren,
 Decken geschlagen, auf den Köpfen und Kinder, in Tücher gebunden,
 auf dem Rücken: so zogen die Leute ab. Hinter der aufgescheuchten
 Herde schritt der Missionar und seine Gattin. Bald bot die Station ein
 Bild der Verwüstung dar. Denn alle Häuser, welche nicht wie die
 Festungsgebäude massiv gebaut waren, wurden abgebrochen, die Garten-
 zäune niedrigerissen und die Bäume abgehauen. Das geschah aus
 militärischen Gründen. Missionar Meyer und die Seinen fanden Unter-
 kunft in dem leerstehenden Hause eines befreundeten Deutschen. Die
 übrigen Christen mieteten gegen hohen Zins kleine Wohnräume. Da
 die Stadt auf eine Belagerung nicht vorbereitet war, so fehlte es sehr
 an Lebensmitteln. Sie wurden von der Verwaltung nur in be-
 stimmten Mengen unzenweise an Weisse und Schwarze verkauft. Von
 Fleisch ab gab es kein Rindfleisch mehr.

Die Abhaltung von Sonntags- und Wochengottesdiensten mietete Meyer
 im Saalbau. Auf seinen Amtsgängen flogen öfters Kugeln über seinem Kopfe
 hinweg oder schlugen neben ihm ein. Doch Gottes Hand schützte ihn. Furchtbar
 wurde der Long Tom. Während der Tod ringsum seine Ernte hielt, konnte
 der Missionar am Weihnachtshelligabend in der Caufe von 27 Erwachsenen
 eine Gottesernte einsammeln. — Am 15. Februar 1900 wurde Kimberley
 durch einen klünnen Ritt des Reitergenerals French nach viermonatlicher Belagerung
 wieder befreit. Meyer erhielt nun Erlaubnis zur Rückkehr auf seinen Platz. Kirche und
 Missionar waren von den Entsatztruppen mehrfach beschädigt worden. Doch

wurde dafür eine Entschädigungssumme gezahlt. Leider durften die Bewohner der niedergerissenen Häuser sie nicht wieder auf dem alten Platz aufbauen, sondern mussten sich weiter entfernt niederlassen."

Ein sehr wechselvolles Schicksal hatte die Station Douglas. Sie liegt am Oranje, 10 km nach seinem Zusammenfluss aus Vaal und Modderfluss. Das Burenkommando, das anfangs hier lag, wurde am Neujahrstage 1900 nach heftiger Gegenwehr durch englische Truppen vertrieben, und am 2. Januar rückte ein englischer Oberst in den Ort ein, erklärte jedoch alsbald, er könnte sich in Douglas nicht halten. Am 3. Januar erhielten sämtliche Farbige Befehl mit den Truppen mitzuziehen. Da verlor Missionar Petrick seine ganze Gemeinde. Dem Abzuge aber wurde den Farbigen erlaubt, den „Rebellen“ alles zu nehmen, was ihnen beliebte. Das thaten sie denn auch gründlich in Gemeinschaft mit den britischen Soldaten. Stumme Zeugen ihres Schaltens waren erbrochene Kaufläden und ausgeraubte Burenhäuser. Gross war die angerichtete Verwüstung. Kaum waren die Engländer fort, da rückte auch schon ein neues Burenkommando von Transvaal unter van Graam ein. Es blieb fast fünf Monate und bildete die neue Gemeinde des Missionars. Sonntäglich war seine Kirche gefüllt mit diesen wetterharten Männern, die mit der Büchse in der Hand, dem Patronengurt über die Schulter, andächtig der Predigt lauschten. Im Februar fanden die Kämpfe am Modderfluss statt; in Douglas kam es nur zu Scharmützeln.

Aber Lebensmittel gab es überhaupt nicht mehr. Als guter Schütze übte Petrick sich und die Seinen von der Jagd. Einmal, es war am 21. Mai, kam er jedoch beim Jagen in die grösste Gefahr. Er hatte auf einen Springbock angelegt und wollte gerade losdrücken, da fiel ein Kanonenschuss. Petrick hörte die Granate über sich hinsausen. Sie verkündete ihm den Anmarsch englischer Truppen. Patrouillen streiften an ihm vorüber, und jeden Augenblick fürchtete er, entdeckt zu werden. Doch gelangte er noch glücklich und unbemerkt nach Hause, wo seine Frau schon in grosser Sorge um ihn war. Das Burenlager war leer, die Buren spurlos verschwunden. General Warren rückte ein. Noch an demselben Tage wurden sämtliche Männer des Ortes, mit Petrick ihrer vier, zu ihm beschieden. Warren sagte: „Wer ein treuer Unterthan ihrer Majestät der Königin von England ist, trete auf meine rechte Seite!“ Die drei andern thaten es, Petrick blieb auf seinem Platze. Betragt antwortete er: „Ich bin Unterthan des deutschen Kaisers!“ „Wissen Sie nicht, dass Sie im englischen Gebiete auch den Gesetzen der Königin zu gehorchen haben?“ „Das weiss ich, das habe ich auch gethan!“ „Dann ist es gut!“ Es war jedoch nicht gut. Denn folgenden Tags erschien ein Hauptmann mit zwei Soldaten, um bei Petrick Haussuchung zu halten, da er beschuldigt wäre, Esswaren für die Buren aufzubewahren. Alles wurde durchstöbert; doch diente

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Anblick fliehender weisser Leute machte die Schwarzen in Springfontein nervös. Auch sie fühlten sich nicht mehr sicher und flohen. 1899 war die Station wie ausgestorben. Seit Januar 1900 nahm die deutsche Ambulanz dort Quartier. Ein Hospital wurde eingerichtet. Missionar Sandrock wurde zum Proviantmeister für Leib und Seele bestellt. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm vom deutschen Kaiser die Rote Kreuzmedaille verliehen. Auf die Kunde vom Vormarsch der Briten zog die Ambulanz Mitte März ab. Die Station wurde ein grosses Heerlager.

„Unser Besitztum,“ schrieb Sandrock am 2. Mai 1900, „ist von allen Waffengattungen wie von Heuschreckenschwärmen bedeckt. Wohin sich das Auge richtet, ist alles öde, das Feld ist von Pferdehufen zerstampft, alle Zäunungen sind verschwunden.“

Jetzt sind auf der Station zudem noch zwei grosse Flüchtlingslager, eins mit Tausenden von Weissen, eins mit Tausenden von Farbigen. Täglich hat der Missionar Kirchhofsdienst, mit Arbeit ist er überbürdet.

Er schreibt: „Tausende von Farbigen sind jetzt hier auf unserm Platz. Reformierte, Wesleyaner und solche von unsern Transvaalstationen. Meine Gemeinde ist jetzt also eine wahre Union der verschiedenen Kirchengemeinschaften. Die Kirche ist stets übervoll. Auch das tägliche Brot hat uns der Herr gegeben. Das verdanken wir dem energischen Auftreten unseres Generalkonsuls in Kapstadt.“

Aber die Preise sind fast unerschwinglich; im Januar 1900 musste der Missionar für 18 Pfund Mehl 50 Mark bezahlen. Persönlich ist Sandrock höflich behandelt worden, hatte aber viel Kreuz in der Familie. Frau und Kinder waren häufig krank, zuletzt am Typhus. Ein Sohn ist auf Ceylon, ein anderer ebenfalls Kriegsgefangener. Der angemeldete Schaden der Station beziffert sich auf 35968 Mark.

Nach dem Vormarsch des Feldmarschalls Roberts über den Otaga und nach der Besetzung von Johannesburg am 30. Mai und von Prétoria am 5. Juni 1900 verbreiteten sich die Schrecken des Krieges über das Hauptfeld der Berliner Mission in Südafrika, über

Transvaal.

Die Distriktsstadt Leydenburg, eine Station mit 1800 Getauften, wurde im Juli 1900 von den Engländern besetzt. Die Farbigen erhielten von ihnen ein Burenfeld zur Beackerung. Sie meinten, das Acker sei für immer ihr Eigentum. Missionar Bauling belehrte sie, dass die endgiltige Regelung der Verhältnisse erst nach Friedensschluss eintreten werde. Ferner ermahnte er in einer Predigt die Frauen und Mädchen seiner Gemeinde ernstlich, in dieser Zeit der Versuchung gegen

ard die Soldaten standhaft zu bleiben. Das wurde
n angerechnet.

ehn Tage im Gefängnis zu Leydenburg gelegen hatte, wurde
geführt. Während der vierzehntägigen Fahrt dorthin erfuhr er
handlung. Er durfte sich niemals vom Reisewagen entfernen.
on Pretoria wurde er wie ein gemeiner Verbrecher von zwei
nem Gewehr eskortiert. Nochmals musste er hier 8 Tage im
sitzen und zwar in demselben Raum mit zweien seiner Söhne,
erfachten hatten. Welch ein Wiedertreffen! Sein dritter Sohn
ink der Einsprache Konsul Biermanns aus dem Gefängnis ent-
h täglich auf dem Polizeibureau melden. Das Missionsgehöft
e in eine Schanze umgewandelt. Die Christen zerstreuten sich
ling musste mit ihren jüngeren Rindern in die Kaffernkirche
nmer sehr heiss, im Winter sehr kalt, ein ungesunder Aufent-
öchentlichen Briefe ihres Gatten erhielt sie nicht. Nach mehr
ung durfte sie endlich nach Pretoria kommen, Bauling, durch
gebeugt, kam durch eine schwere Lungenentzündung an den
ch Gottes Gnade half ihm wieder auf.

lin, wo Missionar Düring eine Gemeinde von rund
ummelt hat, brach die Heimsuchung am 4. Dezember
er Missionar wurde mit seiner Familie nach der Stadt
ft. Doch war seines Bleibens hier nicht. Nach
urde er mitten in der Nacht aus dem Schlaf geweckt
il er die Neutralität gebrochen hätte.

m Regen wurde er fortgeschleppt und in eine enge schmutzige
ren, in welcher er anfangs auf den blossen Dielen liegen
stieren war umsonst. Elf Tage lang musste er darin aus-
e er nach Pretoria gebracht. Mehrere Juden hatten ihn be-
Burenlager, auf einem Wagen stehend, Hetzreden gegen die
und die Buren mit Proviant versehen. Besonders die zweite
ch; litt doch der Missionar mit seiner Familie selbst Hunger.
ng erwies dann auch die Unrichtigkeit der Anschuldigungen.
erfolgte die Freisprechung; aber die Erlaubnis zur Rückkehr
hielt der Missionar nicht. „Da sitze ich also“, schrieb er, „in
langener getrennt von meiner Familie. Ich habe jetzt weder
e, noch Station, noch Heimstätte, noch Sachen, noch Bücher,
ch bin nur ein „Flüchtling!“ Endlich erhielt er auf Betreiben
ass zur Reise in die deutsche Heimat, die er nach 32jähriger
lande zum ersten Male wiederssehen sollte, und auch die Er-
le von Heidelberg zur Mitreise abzuholen.

war auch die ganze farbige Christengemeinde von
ihrt worden. Das Missionsgehöft und die Hälfte der
Farbigen, wurden mit allem, was noch darin war,

verbrannt. Düring verlor sein ganzes Eigentum. Der Schaden der Mission beläuft sich auf 106 409 Mark.

Auch Heidelberg blieb nicht verschont. Der dortige Missionar Müller war nach Natal gereist, um seinem verurteilten Schwiegervater dem Missionar H. Prozesky, beizustehen. Die Rückkehr wurde ihm verweigert. Nur einen kurzen Besuch durfte er seiner Station abstauben. Er fand sein Haus geplündert und verwüstet, die Anpflanzungen zerstört. Von den Bäumen, die seine während des Krieges beimgegangene Gattin gezogen hatte, standen nur noch die nackten Stümpfe. Auch in Natal durfte Müller sich nicht frei bewegen und sah sich daher genötigt nach Deutschland zu reisen.

Von Neu-Halle wurde Frau Missionar Kahl mit 5 ihrer Kinder um Mitternacht im offenen Ochsenwagen im Januar 1901 nach Pretoria abgeführt. Ihr Gatte war mit den drei andern Rindern gerade nach Waterberg gefahren, um dort Lebensmittel zu kaufen. Der Aufforderung sich in Pretoria zur Verantwortung zu stellen, leistete er nicht Folge, sondern blieb in Waterberg. Drei Briefe, welche er an den deutschen Konsul absandte, gelangten nicht an ihre Adresse. Endlich am 3. April erschien eine englische Truppe in Waterberg. Kahl wurde verhaftet. Fünf Tage, vom Karfreitag bis Osterdienstag, verbrachte er im Flüchtlingslager in Irene. Dann verstattete man ihm auf Intervention des Konsuls in Pretoria zu bleiben, vorerst als Kriegsgefangener. Hier hatte seine Gattin inzwischen eine kleine Wohnung zu einem Monatszins von 150 Mark gemietet. — Kahl war beschuldigt, die Buren unterstützt und sie beherbergt zu haben. Seine Station Neu-Halle lag an der Heerstrasse von Machadosdorp, dem zeitweiligen Sitz der Transvaalregierung, nach Nylstrom. So war es natürlich, dass eine Burenpatrouille unter Botha mehreremale bei ihm übernachtete, zumal Kahl als einziger Weisser in weiter Umgegend wohnte. Der gegen ihn geführte Prozess hat jedoch Gründe nicht erbracht, um deretwillen er, wie ihm gedroht war, nach Ceylon hätte deportiert werden können. Die erbetene Rückkehr auf seine Station wurde ihm nicht gewährt. Sowohl sein Privateigentum als auch das Missionseigentum in Neu-Halle blieb konfisziert.

Auf seiner Station Waterberg (mit rund 1000 Getauften) wurde Missionar Jensen am Montag, den 15. April 1901, ohne jede Veranlassung gefangen genommen und sehr übel behandelt.

Man brachte ihn mit Frau und 6 Kindern nach dem Bahnhof Nylstrom. Mehrere Tage und Nächte musste die Familie in einem Güterwagen zubringen ohne

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Kaufmannswaren, das übrige in Geldscheinen, die nach Frieden ausgezahlt werden sollten. Der Staatssekretär betonte bei dieser Gelegenheit, dass die deutschen Missionen in keiner Weise getötet werden sollten. Es gereicht den Burenführern zum Ruhm, dass diesen Grundsatz während des ganzen Krieges tatsächlich befolgt — Am 23. Juli 1901 traf nun im Berliner Missionshause das Telegramm ein: „Botschabelo geräumt, Missionare in Middelburg. Kommentar dazu brachte vier Wochen später ein Schreiben des deutschen Freundes in Middelburg. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli wurde eine englische Kolonne in Botschabelo. Die Missionare wurden von den Betten geholt, nach Middelburg geschafft und hier im Arrest gefangen gesetzt. Am Morgen brachte man ihnen den Frühstück in einem schmutzigen Vieheimer und behandelte sie in jeder Hinsicht unwürdig. Kaum war jedoch ihre Befangennahme in der Stadt bekannt geworden, so bemächtigte sich der Einwohner eine grosse Entschlossenheit. Man beschloss die sofortige Loskaufung der hochgeschätzten Missionare. Ein englischer Kaufmann zeichnete dazu allein 100 000 Mark auf. Bald war eine Bürgschaftssumme von 200 000 Mark gesichert. Der deutsche Freund trat bei dem kommandierenden General energig ein, seine Landsleute ein, und mittags schon erschien ein Major vom 1. Regiment um die Gefangenen in Freiheit zu setzen mit der Erklärung, es läge in ihm nichts vor. Die Männer waren somit frei, aber nun kam die Rede um die zurückgelassenen Frauen und Kinder. Nach ernstem Vorstehen erlaubte der General den Missionaren nach Botschabelo zurückzukehren und ihre Familien sowie die notwendigsten Bedürfnisse zu versorgen. Während alles hier beim Einpacken beschäftigt war, begannen die Bedeckung mitgegebenen Soldaten unter den Augen ihrer Offiziere zu plündern. Man erbrach Kisten und Schränke und nahm, was man forttragen konnte. Auch die Kirche verschonte man nicht: diese wurde erbrochen, das heilige Brot umhergeworfen, der Gottesdienst gewaltsam geöffnet, die Altarlichter gestohlen und den Kaffeehandel angeboten. Die Missionsleute fanden in Middelburg keine Unterkunft. Die Station steht aufsichtslos da.

In Ermelo wechselte das Regiment zwischen den kriegführenden Parteien zehnmal im Laufe des Jahres. Verschiedene Gefechte ereigneten sich in der Nähe der Stadt; einmal flogen die Bomben über die Stadt. Während der Kriegszeit wurde zu Weihnachten 1900 die neue Missionskirche eingeweiht. Der 10. August 1901, der Jahres

...ung Jerusalems, wurde für Ermelo verhängnisvoll. An diesem
 ...teilt die Bingerschaft Befehl, die nötigsten Sachen zum Abzug
 ...nehmen. Während diesem Befehl nach vorangegangenem vergeb-
 ...Protest auch von Missionar Walter Folge geleistet wurde, machten
 ...in seinem Hause und unter seinen Augen etwa ein Dutzend Sol-
 ...den schaffen, durchwühlten Schränke und Kasten, stahlen, was
 ...beliebte, spielten auf dem Klavier und machten einen Heidenlärm.
 ...Ochsenwagen ging es dann im langen Wagenzuge mit 64
 ...nen unter starker militärischer Bedeckung fort von Ermelo. Hinter
 ...Abziehenden loderten Flammen und Rauch der brennenden Stadt
 ...Man passierte Bloemfontein, eine Aussenstation Walters. Auch
 ...Kirche, Gehilfenwohnung und Missionarshäuschen niederge-
 ...nt. 6 Tage ging es bei Hitze, Wind und Staub bis zur Bahn-
 ...Wanderfontein. Des Nachts wurde unter dem Wagen geschlafen.
 ...Wanderfontein, wo der Regen in Strömen fiel, wurden die „Flücht-
 ...“ auf die Bahn verladen und zwar immer mehrere Familien mit
 ...und Pack in einen offenen Güterwagen. Eine Nacht musste auf
 ...verbracht werden, dann kam man ans Ziel, in das Zeltlager
 ...Dakmoral. Walter mit seiner Familie genoss das Lagerleben indes
 ...kurze Zeit. Der deutsche Konsul erwirkte ihm und seiner Familie
 ...der Erlaubnis zum Reisen auch freie Bahnfahrt nach der Berliner
 ...Christianenburg in Natal. Hier erharret der Missionar das
 ...des Krieges und die Rückkehr auf seine niedergebrannte Station.
 ...Bange Stunden hat Superintendent Krause in Pietersburg seit
 ...2. Ostertage 1901, wo die britischen Truppen einrückten, mit den
 ...leben verlebt. Tagelang lagen die Bündel für jedes seiner Rinder
 ...im Garten. Denn er sollte sich laut Ordre stündlich zur
 ...Abreise nach Pretoria bereit halten. Indes gewann er durch
 ...Ehrfurcht gebietende Erscheinung, sein ruhiges feines Wesen und
 ...vorzügliches Englisch das Vertrauen der höheren Offiziere. Er
 ...bleiben, und dadurch wurde nicht nur seine Station bewahrt,
 ...es würden, wenn er fortgeführt wäre, höchstwahrscheinlich auch
 ...andern Missionare in Zoutpansberg nach Pretoria geschafft und ihre
 ...zerstört worden sein. Denn in Zoutpansberg, dem grössten,
 ...Empopo nördlich begrenzten Distrikt von Transvaal; haben die
 ...überall gehaust.
 ...General Grenfell kam dahin mit 10 000 Soldaten und 5000
 ...Letztere erhielten Befehl, den Distrikt von Weissen

zu säubern. Das liessen sie sich nicht zweimal sagen. / Nachdem in der Nähe von Csakoma einen deutschen Farmer, der sich der Gefangennehmung durch sie widersetzte, ermordet und sein Vieh weggetrieben hatten, sollte diese Station an die Reihe kommen. Der Juni 1901, ein Sonntag, war als Tag der Ermordung des Missionar Wessmann festgesetzt. Die Flussübergänge sollten besetzt werden, um ein Entrinnen unmöglich zu machen. Wessmann wurde jedoch im geheim von einem Nachbarhäuptling gewarnt, sodass er mit den Seinen noch rechtzeitig fliehen konnte. An dem betreffenden Sonntag erschienen die Kaffern auch wirklich auf Csakoma, fanden aber das Nest leer. Wessmann kehrte bald wieder auf seinen Posten zurück. — In gleicher Lebensgefahr befand sich Missionar Herbst auf Mphome. Auf dieser Station wurden im Jahre 1899 nicht weniger als 388 Personen, darunter 316 Heiden getauft, während ausserdem 247 Erwachsene im Taufunterricht standen. Am letzten April 1901 verrieten Schüsse gegen das Missionshaus, auf welchem die deutsche Fahne wehte, dass Cruppen in der Nähe seien. Bald erschienen denn auch die Engländer. Dem Missionar wurde vorgeworfen, dass er die Buren begünstige. Er wurde ins Lager befohlen. Dort bot sich ihm eine unangenehme Überraschung: mehrere bekannte Häuptlinge und eine ungeheure Menge bewaffneter Kaffern sah er als Bundesgenossen der Engländer. Diesen Heiden sollte ein Fest bereitet werden, und der Missionar erhielt den Auftrag, dazu drei Ochsen von den christlichen Kaffern seiner Station liefern zu lassen. Kaum war Herbst wieder daheim angelangt, so pfiffen Kugeln von allen Seiten um sein Haus und Bomben flogen über das Dach hin. Jeden Augenblick konnte eine davon das Leben aller Insassen vernichten. Diese flüchteten in ein geschützt liegendes Hinterzimmer. Schier unglaublich ist es, dass gegen den auch sonst noch viel geängstigten Missionar die Beschuldigung erhoben wurde, jene Schüsse seien vom Missionshause aus auf die Engländer abgegeben worden. Später wurde Herbst hauptsächlich auf den Betrieb des hinterlistigen Häuptlings Mamobolo, der den Briten anerkanntermassen „gute Dienste leistete,“ als Kriegsgefangener nach Pretoria geschafft, wo er z. Zt. noch sitzt, während seine Familie allein, der Willkür der heidnischen Kaffern preisgegeben, in Mphome weilt.

Nicht so gnädig wie Wessmann und Herbst blieb der Missionar Daniel Heese jun. auf Makapaanspoort vor dem Tode bewahrt. Er hatte einen befreundeten, schwer kranken Engländer; der Gefährlichkeit

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

glänzenden Sieg. Sekukuni selbst entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Der Sieger, ein Stockheide, rächte sich nun ganz an seinem Nachbarhäuptling, dem alten Moreoane, der in nächster Nähe der Station wohnte, wegen seiner Verbündung mit Sekukuni. Der Moreoane wurde mit vier Söhnen und drei Räten ermordet und furchbar verstümmelt. Sein Kraal samt dem Christendorfe wurde eingeplündert. 200 Christen wurden gefangen weggeführt und dem Häuptlingsschatschi, vier Meilen von Lobethal wohnhaft, übergeben. 20 Wundete, Heiden und Christen, pflegte der Missionar. Dieser im Kampfgewühl unversehrt geblieben und das durch Gottes besonderen Schutz, denn Sekukuni war sein Erzfeind. Mehrmals hatte er ihm gedroht, ihn zu töten und die Station einzuäschern. Einmal hatten die Sekukunischen ihre Speere schon auf den Missionar angelegt, ein zweites Mal hielt der König selbst ihn zwei Tage in einer Hütte gefangen und versuchte ihn zu vergiften. Noch ist die Lebensgefahr für ihn nicht vorüber. Seit zwei Jahren völlig isoliert und als einziger Mensch auf Lobethal hat der Einsame unter vielen Gefahren und Entbehrungen treu auf seinem Posten verbarrt, obwohl er jeder Zeit hätte fliehen können. Der junge Mann hat die Feuerprobe als Missionar bestanden.

In Malokong kam es bald nach Ausbruch des Krieges zwischen den beiden feindlichen Brüdern, Hans und Backeberg, zu einem Kampfe um die Oberherrschaft. Aber durch ein Burenkommando wurden die Kämpfer zum Frieden gezwungen. Von neuem entbrannte der Streit im Oktober 1900. Die Christen wurden von beiden Parteien aufgefordert mitzukämpfen. Sie lehnten es entschieden ab: „Wir sind als Ehrliche Friedenskinder und vergiessen kein Blut!“ Seit dem schwebten sie in steter Gefahr. Auf den Rat ihres Missionars Sonntag hielten sie sich des Nachts in den Bergen auf. Tagsüber aber waren sie auf der Station unter dem Schutze des Missionars. Bei einem nächtlichen Zuge des Häuptling Hans auf eine Schar von Christen in den Bergen. Als er bei ihrer Weigerung mitzukämpfen blieb, richtete er ein Bataillon unter ihnen an. Unter den Blutzugegen war auch der betagte und weise Heller Salomo Koata, eine Säule der Gemeinde, der viele seiner Stammesgenossen zum Herrn geführt hat. Die eingeschüchterten Gemeindeglieder verließen nun ihre Wohnstätte und flohen auf andre Missionsstationen, nur wenige blieben. Mit ihnen hielt Sonntag Wacht über die Station, bis er von der Ermordung des Missionars Heese nach Makapaanspoort überführt werden mußte. Übrigens wurde auch Missionar Sonntag von Hans, als er

„Wundre dich nicht, wenn ich dich eines Tages vor deinem Hause erschossen lasse!“

Über Medingen hat das Damoclesschwert gehangen, von Seiten der Heidenkönigin Motjatji her, in deren Land die Mission liegt. Missionar Reuter hält unter den obwaltenden Verhältnissen nicht für angängig und stellt ihn für bessere Zeiten in Aussicht. Aber vielsagend ist sein Dank an die Missionsfreunde:

„Ihre Gebete haben Medingen im wahren Sinne des Wortes vor dem sicheren Untergang gerettet. Gott der Herr hat greifbare Wunder gethan, sodass wir an dem Staub sinken müssen und sagen: „Der Herr hat Grosses an uns getan.“ Die Gefahr ist aber noch nicht vorüber.“

Das hier Mitgeteilte ist nur ein Bruchteil der Crübsale, welche die Berliner Mission durch den Krieg erfahren hat. Denn last jede Station und fast jeder Missionar, auch die in der Kapkolonie, haben eine mehr oder weniger schweren Leidensgeschichte zu erzählen. Der Masse des Schadens, welchen die Mission durch Requirierungen, Plünderungen und Verwüstungen erlitten hat, ist z. Zt. noch nicht zu übersehen, und inwiefern England die Ersatzforderungen anerkennen und begleichen wird, ist noch ungewiss. Zwei Haupt- und eine Reihe kleinerer Missionen sind niedergebrannt, 5 Stationen ganz oder teilweise zerstört, 14 Stationen ihrer Missionare beraubt und zum Teil verlassen. 304 Missionen und Predigtplätze in Transvaal und im Orange-Staat durften seit nun fast zwei Jahren nicht mehr von den Missionaren besucht werden. Viele von ihnen sind aufgelöst und die Bewohner in alle Winde zerstreut. Mühsame Sammelarbeit wartet der Missionen nach Friedensschluss. Mehr als die Plackerswet je hätte erwarten können, hat der Krieg zerschlagen. Die sittlichen Gefahren für die Christen und Heiden, namentlich aber für die hirtlosen Völker, sind gross. Die Durchführung der bewährten Gemeindegänge auf den Stationen war den Missionaren oft unmöglich geworden. Englische Offiziere und Nichtoffiziere schalteten und walteten in ihrem Sinne. 8 unserer Missionare befinden sich z. Zt. noch in Gefangenschaft, 4 sind ihr entgangen, einer ist ermordet. Von Missionarssöhnen, die mit den Buren gefochten haben, ist einer gestorben, 9 sind kriegsgefangen, davon 4 auf Zeylon. Mangel und Preise für Lebensmittel sind durch Absperrung der Einfuhr, Vernichtung der Viehbestände, Ausfall der Ernten sehr hoch gestiegen. Die Entlassenen haben Krankheit, Not und Tod von Weissen und Schwarzen

zur Folge gehabt. Bereits sind auch die Fleuschredien und die Pest wieder auf verschiedenen Stationen in Transvaal und im Freistaat aufgetreten, während die Beulenpest in Mosselbay und East London in der z. Zt. mit einem Missionar besetzten Kapstadt ihre Opfer Menschenleben gefordert hat. Der Mangel an Kleidung wird von den Missionarsfamilien schon schwer empfunden, während die farbigen Christen zum Teil wie vor ihrer Bekehrung in blossen Schurzellen hergehen müssen. Der Mangel an sonstigen Bedürfnissen, wie Streichhölzern, Elbt, Seife, Papier, Cinte, welche die Missionare übrigens aus Granatwurzeln selbst herstellen, lassen sich eher empfinden als das Fehlen des Weines, das an einigen Orten die Feiern des heiligen Abendmahls unmöglich gemacht hat. Der Postverkehr nach manchen Stationen über Jahr und Tag völlig unterbrochen und nach allen auch jetzt noch durch die Zensur stark beschränkt, so dass die wahre Lage vieler Stationen in der Heimat erst nach Friedensschluss bekannt werden wird. Da Zeitungen und Druckschriften aller Art in Transvaal und dem Freistaat nicht hineingelassen werden, so haben die Missionare über die Weltereignisse, wie z. B. über die Wirren in Europa seit langem nur gerüchtweise etwas erfahren.

In mancherlei Nöten hat es der treue Gott doch auch an Beweisen seiner Liebe nicht fehlen lassen. Hie und da hat er die Nacht des Elends durch freundliche Lichtstrahlen seiner Gnade erhellt. Aus dem Folgenden schreibt Missionar Reuter unter dem 20. Oktober 1901:

„Von Oktober 1899, als von Ausbruch des Krieges bis heute, Oktober 1901, konnten dennoch 312 Seelen getauft werden, darunter 143 Erwachsene. Es kommt noch, dass ich am nächsten Weihnachtsfest wieder ein grosses Gottesdienst mit etwa 50 Seelen halten werde. Die Sakramente wurden mehr begehrt denn je. Die Sonntagsschule mit mehr als 200 Kindern ist in voller Blüte. Auch die Gaben, obgleich die Not und die Armut gross waren, doch noch reichlicher gegeben denn je. Nur einige Zahlen: vom Oktober 1899 bis Oktober 1901 Abendmahlskollekte 1024 Mk., Missions- und Dankesgaben 310 Mk., Erntedankfestgaben 1000 Mk., in Summa 2325 Mk.“

Auf der am 18. August 1899 neu begründeten Station Krugersburg konnte Missionar Endemann während der Kriegszeit 136 Erwachsene und 52 Kinder taufen. Auf einigen Stationen, namentlich Riversdale, wirkte der Krieg sogar günstig auf das geistige Leben der Gemeinde. Als eine Freundlichkeit Gottes muss es auch angesehen werden, dass unsere Missionare in Bloemfontein, Springfontein, Pretoria, Johannesburg und Krügersdorp durch Geldsummen, welche ihnen

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Chätigen hatte Dr. Laws die längste Dienstzeit, 25 Jahre, ein Zimmermann Bandawe 19, Dr. Elmslie 16, ein Zimmermann und der Vorsteher der Druckerei 11, ein Zimmermann und Missionar Mac Alpine je 8, ein Buchdrucker und Missionar Dewar je 7, 9 Personen je 3—6 und 8 Personen je 1—2 Dienstjahre. In diesen Zahlen spiegelt sich der grosse Wechsel und Verbrauch an Kräften, der durch das Klima verursacht.

Wie ersichtlich arbeitet die Livingstoniamission mit einem verhältnismässig kleinen Stabe akademisch gebildeter Missionare. Im Jahre 1901 waren es 8 Geistliche, unter denen Laws, Elmslie, Prentice, zwei gleich Ärzte sind, und 3 nicht ordinierte Ärzte; ihnen standen aber auch nichtstudierte Männer, Lehrer, Handwerker und Landwirte, und Schwestern zur Seite. Von den 13 Handwerkerbrüdern kommen auf die Anstalt Livingstonia. Von ihnen sei ausser dem Dr. Thomson nur der Leiter der Landwirtschaft genannt, Malcolm Moffat, er ist ein Enkel von Robert Moffat, dem Schwiegervater Livingstones. Wenn so die Zahl der europäischen Kräfte eine relativ bescheidene ist, so ist die Zahl der eingeborenen Gehilfen desto grösser, sie betrug 367 (Lehrer und Lehrergehilfen.)

Dass von diesen Lehrern noch 43 ungetauft oder zum Teil im Taufunterrichte sind, ist ein neuer Beweis dafür, wie eifrig man bestrebt ist, die Erweckten zur Arbeit heranzuziehen und welchen Druck man auf die christliche Beeinflussung der Jugend legt. Trotz aller Hindernisse haben die Schotten ihr Schulwesen zur Blüte gebracht. Neben Lesen und Schreiben nimmt in den einfachen Dorfschulen der Religionsunterricht den breitesten Raum ein. Oft kamen auch Erwachsene, namentlich wenn in einer Gegend das Christentum populär wurde, und setzten sich zu den Kleinen, um zu buchstabieren. Den besten Erfolg erzielen die auf allen Stationen unterhaltenen Kostschulen, weil sie die Zöglinge vom heidnischen Wesen fern und in steter christlicher Zucht halten. Die Kinder nähen und waschen ihre Kleider selbst, reinigen ihre Schlafräume und halten die Wege in Ordnung; eine Frau köchelt für sie, ein älterer Lehrer führt die Aufsicht. Nach Dunkelwerden müssen sie zu Hause bleiben, morgens und abends wird Andacht gehalten. Es ist natürlich, dass gerade aus diesen unter den Augen der Missionare aufgewachsenen Kostschülern nachmals Lehrer hervorgehen. Die Wertschätzung der Schule ist beim Volke im Steigen, sodass z. B. im Bezirke von Bandawe ein Schulgeld von 25 Pfg. eingeführt werden konnte. Namentlich ist der Andrang in Livingstonia gross, längst nicht alle, die sich melden, können Aufnahme finden. Die Lust Englisch zu

trägt wohl dazu bei, das Englische kommt in Livingstonia mehr zur Herrschaft. Im Jahre 1900 betrug die Gesamtschülerzahl 11929. Das Seminar in Livingstonia liefert jährlich 30 Lehrer und befriedigt damit das Bedürfnis; die von dort kommenden stehen an Tüchtigkeit über der bisherigen Lehrerschaft.

Für das geistliche Amt bereitet sich der jetzt an der Schule in Livingstonia wirkende Charles Domingo vor; ein anderer, Jakob Mamba, starb 1900, als er eben seine theologische Prüfung bestanden

Der theologische Lehrplan umfasst von homiletischen Übungen Pastoralanweisungen abgesehen, Einleitung ins Alte Testament, des Neuen Testaments, systematische Theologie, Kirchengeschichte. Man findet man es nötig, die Studenten mehr im Gebrauche der in der Volkssprache zu üben. „Es ist offenbar,“ heisst es im Bericht, „dass ihre Bildung im Englisch ein Fach in ihrem Geiste ausmacht und ihr Unterrichten in der Volkssprache aus einem anderen Fach besteht, während zwischen beiden wenig oder gar keine Verbindung besteht.“

Auf ihrem Arbeitsgebiete hat es die Livingstoniainmission mit einer ganzen Anzahl verschiedener Sprachen zu thun. In der wichtigsten, Tschinyanja, hatte Dr. Laws das Neue Testament vollendet. Um die Mängel dieses ersten Entwurfes zu beseitigen und allen Dialekten des Tschinyanja gerecht zu werden, ist ein Bibelausschuss aus Mitgliedern aller beteiligten Gesellschaften thätig. Von Dr. Laws wurden Genesis und Bunyans Pilgerreise in Tschinyanja und eine Grammatik dieser Sprache geliefert, von Dr. Laws Wörterbücher von den Sprachen der Tschinyanja, Tschonga und Ronde, von Dr. Emslie Grammatik, Bibeltexte und Schulbücher für die Tschinyanja, auch Vorarbeiten in der Sprache der Cumbuka, eines nördlich von den Tschinyanjanen, diesen unterthänigen Stammes. Missionar Bain schrieb Übersetzungen für die Ronde und Wanda, fand aber leider nicht Musse seine reichlichen Kenntnisse verschiedener Sprachen schriftlich niederzulegen. Neuerdings wird auch an den Sprachen der Nenga, Wemba und Namwanga (letztere beiden in und um Nyassa gesprochen) gearbeitet. Einen Einblick in die sprachliche Arbeit gewährt die Liste der 1900 in Livingstonia gedruckten Bücher: für Nyanja Genesis und Psalmen, für Ngoni Ev. Marci, für Namwanga und Cumbuka Lesebücher.

Entsprechend der Zahl europäischer Missionare giebt es auch verhältnissmässig nur wenig Hauptstationen. Wesentlich von einem Punkte aus evangelisiert man unter jedem Stamme, indem man an diesem die Jugend erzieht, Lehrer bildet und die Dörfer mit eingebornen Missionaren besetzt. Von Livingstonia abgesehen, welches nur für seine unmittelbare Umgebung einige Bedeutung als Station hat, waren es die Hauptstationen und von diesen ist Karonga klein ge-

blieben, Mwenzo aber (auf der Hochebene zwischen Nyasa, Tanganika) noch in den Anfängen, sodass Bandawe für die T und Ekwendeni für die Ngoni die eigentlichen Vollstationen sind. Erst Ende 1900 ist die Jubiläumsstation Kasungu angelegt und hauptsächlich weil Belabr vorlag, dass die Römischen das Gebiet setzten, und 1901 ist das Ehepaar Donald Fraser (Frau Fraser approbierte Ärztin) nach Hora gegangen, um auf diesem längere verlassenen Posten solide Gebäude zu errichten und von da aus Mission im südlichen Drittel von Ngoniland zu leiten, vielleicht eine Ausdehnung nach Westen und Süden vorzubereiten. In Bandawe weihte Dr. Laws, als er aus Schottland zurückkam, Anfang August die neue massive Kirche ein und sah auch den Neubau des Hofes weit vorgeschritten. Zu Bandawe gehören 22, zu Ekwendeni 30 Karonga 1, zu Mwenzo 5 Missionstationen.

Mit den Taufen ging es in der Livingstoniamission anfangs langsam. Sie zählte Ende 1900 1331 Abendmahlsberechtigte und getaufte Anhänger, meist Kinder, im Taufunterrichte standen aber 100 Personen und die Zahl der Erwachsenentaufen stieg 1900 auf 100. Nach der breiten Grundlegung des Werkes und Durchdringung des Volkes mit christlichem Geiste wird die Taufzahl in steigender Progre wachsen. Wie schon länger in Bandawe und Ekwendeni, so ist auch in Livingstonia ein Kirchenrat der Gemeinde eingesetzt worden, welcher nicht nur die Sammlungen leitet und Kirchkasse und Missionskasse verwaltet, sondern auch die Evangelisation im Bezirke leitet und Kirchenzucht übt (43 Älteste und Diakonen in allen 3 Gemeinden). Die Aufbringungen der Heidenchristen beliefen sich 1900 auf 100 Mark. Die Schotten haben auch aus Missionaren und eingeborenen Ältesten ein Presbyterium Nord-Livingstonia gebildet. Das Presbyterium Süd-Livingstonia sollten die kapländischen Missionare einrichten, aber abgelehnt.

Wir fügen hier die Angaben über die kapländisch-reformierte Mission ein; sie zählt 5 Stationen (Mwera, Kongwe, Akoma, Ukwando, Magwero), 378 Getaufte, 579 Taufbewerber, 81 Evangelisten, 10 Schiller.

Mit Recht betonen die Schotten in ihren Jubiläumsberichten sowohl die zahlenmässigen Erfolge, sondern die in allen Verhältnissen zu Tage tretende Umwandlung. Die Zeiten des Sklavenhandels, Blutvergiessens sind vorbei, die Stämme pflegen friedlichen Ver-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

energisch gegen den herzlosen Egoismus, der über der Jagd nach Gewinn Wohl der Eingeborenen mit Füßen tritt.

4. Die Versammelten sind weit davon entfernt, einer Verhärtschung der Eingeborenen das Wort zu reden; sie wissen, dass dieselben Kinder sind, die die Erziehung bedürften. Aber sie verlangen, dass in dieser Erziehung Menschlichkeit mit der Zucht und Berechtigung mit der Strenge sich verbindet, und Weisheit und Geduld geübt wird gegenüber den ungewohnten Anforderungen man an sie stellt.

5. Speziell treten die Versammelten dafür ein, dass den Eingeborenen genügender Schutz gegen Misshandlungen gewährleistet; dass ihnen nicht sklavischer Zwang die Arbeit verleidet; dass ihnen ein zureichender und dauerhafter Landbesitz erhalten; dass die Anwerbung und Behandlung der tagelohn-Arbeiter unter sicherer Kontrolle gestellt; dass vor etwaigen Strafexpeditionen eine gründliche Untersuchung angestellt und bei Strafausübung jede Brutalität gemieden; dass die Einfuhr des so verderblichen Branntweins, wenn nicht verboten, doch wenigstens erschwert werde.

6. Die Versammelten danken der deutschen Staatsregierung, dass sie in den deutschen Kolonien der Fürsorge für den Schutz und das Wohl der Eingeborenen ernsthafte Aufmerksamkeit widmet; aber sie wünschen ihr den Rücken zu stärken, indem sie die vorstehenden Proteste und Wünsche auf die Tagesordnung der nächsten Diskussion setzen.



Chronik.

Die Uganda-Eisenbahn fertig. Am 20. Dezember des vorigen Jahres erreichte die erste Lokomotive Port Florence am Uiktorianyanza, den Endpunkt von Mombas nach Uganda führenden Eisenbahn und in 1 1/2 Stunde erteilte Telegraph das Auswärtige Amt in London die Nachricht von diesem für Ostafrika epochemachenden Ereignis! Am 8. August 1896 wurde an der Küste die Schiene gelegt; es hat also nur 4 1/2 Jahre bis zur Vollendung dieses Riesensiedebaus gedauert. Ja, dieses Riesensiedebaus. Noch nicht, das macht ihn dazu, dass er eine Strecke von 880 Km. durchquert, sondern dass er durch ein Terrain geführt wird, in welchem er Höhen bis zu 2300, ja einmal bis zu 2500 Meter zu überwinden hatte, zu denen es an den schwierigsten Partien steil auf- und wieder abwärts ging. Der höchste Punkt, Mau, 2500 Meter, befindet sich nur 130 Meter entfernt von dem Endpunkte der Bahn, Port Florence, der 1200 Meter hoch ist, sodass diese auf der letzten verhältnismässig kurzen Strecke einen Fall von 1300 Metern, d. h. einen Ab- und Aufstieg zu überwinden hat, der den höchsten im Cunnel der Gotthardbahn (1155 Meter) fast erreicht. Und dieses Werk ist durchgeführt in einem völlig uncivilisierten und zum Teil ungesunden Lande, ohne die Hilfsmittel für die Arbeiter wie für die Arbeit, welche ein altes Kulturland in der That eine respektable Leistung. Nun gebe nur Gott, dass sie Afrika Segen gereiche. Die Reise von Mombas nach Port Florence beansprucht nach

ung der ganzen Erste 2^{1/2} Tage, und demnächst wird man vermittelt Anschlusse-
 pfahr, Menge, die Hauptstadt Ugandas, von der Küste aus in 3^{1/2} Tagen er-
 rechen, während bisher die Karawanen für diesen Weg — wenn alles gut
 70 Tage brauchten. — Mit grossartigen Plänen zu Eisenbahnbauten im
 Osten Afrikas von den Stanleyfällen aus trägt sich auch der Kongostaat; über sie
 wenn die ausgearbeiteten Projekte vorliegen.

Mit Spannung sieht man der Veröffentlichung des indischen Bevölkerungs-
 zensus von 1900 entgegen. Bis jetzt sind nur aphoristische
 zur allgemeinen Kenntniss gebracht worden, welche noch keinen sichern
 mit dem Gesamtfortschritt der Mission in Indien gestatten. In einzelnen
 des riesigen indischen Missionsfeldes stellt sich dieser Fortschritt als be-
 heraus; so ist von 1890—1900 die Zahl der Christen (beider Konfessio-
 nen, z. B. in Pandschab von 53537 auf 71854; in Assam von 16844
 33967; in den Centralprovinzen von 13308 auf 25571; in den Nordwest-Pro-
 vinzen von 99518 auf 102955; in Bengalen von 192484 auf 278366; in Madras
 1580179 auf 1934480. Freilich sind auch die 250000 Europäer mit einge-
 rechnet. Die Zahl der eingeborenen Christen beider Bekenntnisse in 1900
 veranschlagt auf 2700000 berechnet. Speziell über die evangelischen liegt der
 noch nicht vor; soviel ist aber sicher, dass ihre Vermehrung die der Be-
 völkerung überhaupt weit übertrifft.

Humor in der Mission. Als unger Missionar Präses Dr. Nottrott — er-
 hielt die Mitteilungen aus der Gossner'schen Mission — vor 4 Jahren in der Heimat
 fuhr er einst auf der Bahn mit einem biederen Gothaer zusammen, mit
 sich folgendes ergötzliche Gespräch entwickelte: Der Mitreisende begann:
 „Woher kommen Sie?“ „Das kann wohl sein.“ war die Antwort, „wo kommen Sie
 her?“ „Na, raten Sie einmal.“ „Nun, vielleicht von Australien?“ „I, wo
 ich denn so weit übers Wasser gehen.“ war die Antwort, „na, so weit
 Sie nicht raten.“ „Dann vielleicht aus Russland?“ „Zu den Russen? Na,
 wollen wir auch bleiben lassen; na, Sie raten es doch nicht, ich komme,
 aus Sie sich, aus Karlsbad; da sind Sie doch noch nicht gewesen?“ „Nein, da
 ich noch nicht.“ „Na, wo denn?“ „In Indien.“ „In Indien? Na, was
 machen Sie denn da für ein Geschäft?“ „Ich bin Missionar.“ „Missionar? Sagen
 Sie denn das was mit Maschinen?“ „Nein.“ war die Antwort, „mit Seelen.“
 „Machen?“ „Ehm, hm, — na, wie viel haben Sie denn gemacht, mir können
 Sie das Vertrauen sagen.“ „Vierzig Tausend.“ „Sind das Thaler oder Märkel-
 —“ „Seelen.“ „Seelen, ich dachte, so hiesse da draussen bei Sie das
 Geld.“ „Sehen Sie einmal, davon habe ich ja noch niemals was gehört.“ Freilich
 im Laufe des Gesprächs, dass der gute Gothaer von Mission auch
 nicht die mindeste wusste.

Die deutschen Kolonien und die römische Propaganda. — Das Januar-
 von „Kreuz und Schwert“ behandelt in seinem einleitenden Artikel, welcher

die Überschrift trägt: „Eine Missions-Konferenz“ und konstatiert, dass die Bewegung des Osnabrücker Katholikentages, eine solche ins Leben zu rufen, praktischen Erfolg gehabt hat, die Frage: „wie grosse Mittel sind erforderlich“, um eine gründliche und dauerhafte Regelung der Fürsorge für die (katholischen) Missionen in den deutschen Kolonien zu gewährleisten. Der Verfasser des Artikels verlangt dann, dass „unsere 19 Millionen deutscher Katholiken jährlich zu ihren bisherigen Leistungen 1 Million Mark hinzufügen sollten. Damit werden jährlich 20 neue Stationen errichtet werden können, also das Doppelte wie in den letzten Jahren.“ Der Verfasser sagt: „Wir sind überzeugt, dass diese Million“ „für einen so katholischen und gleichzeitig so patriotischen Zweck“. Denn — und deshalb nehmen wir von diesem Artikel Notiz — haben bekanntlich Kolonien, deren Umfang etwa 4mal so gross ist als das deutsche Reich. Die Bewohner dieses ungeheueren Gebietes sollen katholisch werden. Ganz wird uns das ja nicht gelingen, denn die Protestanten zahlreicher Schattierungen beanspruchen dasselbe für sich. Es kommt nur darauf an, wer die Meiste erreicht. Jedenfalls nehmen wir pflichtgemäss das ganze Gebiet für die wahre Kirche Christi in Anspruch.“

In der Februar-Nummer wird dann die Parole ausgegeben: „Unsre Kolonien katholisch“, ehe „der Same der katholischen Lehre“ „vorher von dem importierten Unkraut des Irrglaubens und der Unsittlichkeit überwuchert und ersticht wird“. Um die Million zu bekommen, sollen die deutschen Katholiken fortan ihre Gaben weder dem Xaverius-Verein noch dem Verein der heiligen Kindheit zuwenden, sondern ausschliesslich auf die Katholisierung der deutschen Kolonien konzentrieren. An Deutlichkeit lässt dieses Programm des mit dem Schwerte alliierten Kreuz nichts zu wünschen übrig.



Missions-Rundschau.

Westafrika. I.

Von R. Grundemann.

Indem wir den Faden der Rundschau von 1898 (S. 86 ff.) aufzunehmen überblicken wir zunächst kurz den Fortschritt, welchen die dort ausführlich besprochenen europäischen Kolonialbestrebungen seither gemacht haben. In der Hinterlande von Lagos und der Goldküste wäre es zwischen Engländern und Franzosen beinahe zu ernstlichen Verwicklungen gekommen. Durch den Pariser Vertrag vom 14. Juni 1898 wurde durch eine Vereinbarung der Streit beigelegt. Von der Linie Say (am Niger) — Barua (Tschadsee), die England früher beanspruchte, hat es sich im Westen ein gut Teil nach Süden zurückziehen müssen, doch hat es Sokoto gehalten und sein Gebiet im Umkreise von 100 engl. Meilen im Durchmesser. Im Hinterlande der Goldküste ist der schwarze Volta als englisch-französische Grenze bestimmt; was jenseits des N. Br. liegt hat England preisgegeben. (E. M. Rep. 99, 43).

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



659 (1899) niederging, sind die seit Jahrzehnten gemachten Anstrengungen d. Verfall aufzuhalten noch immer nicht erfolgreich gewesen. In dem letztgenannten Jahre hatte man die höhere Schule in Bathurst neu eingerichtet und versprochen viel von den Nationalarbeitern, die in ihr herangebildet werden sollten. Dann kam die Schreckenszeit des gelben Fiebers, das sich auch hierher verbreitete. Der einzige weisse Missionar war auf Urlaub. Infolge der Quarantäne erreichten die Preise der Lebensmittel¹⁾ einen fast unerschwinglichen Stand. Die auf die Schule gesetzten Hoffnungen wurden durch den Tod des Lehrers vernichtet. Von den Schülern blieben nur 10. Doch waren die Gottesdienste besucht und selbst die Mitgliederzahl hat sich ein wenig gehoben, auf 730. In diesem Jahr ist eine neue Station mit einem farbigen Gehilfen eröffnet zu Ballangbar — auch ein Versuch, das Werk wieder zu beleben.

Am Rio Pongo (Franz. Guinea) steht es mit der von der anglikanischen Kirche Westindiens mit Beihilfe der S. P. G. betriebenen Mission auch nicht gut da bei dem wirtschaftlichen Niedergange Westindiens die dortigen Gemeinden im imstande sind, das Werk weiterzuführen. In Konakry hat ein schwarzer Prediger Mc. Even, die englisch sprechenden Afrikaner der verschiedenen Denominationen auf eigene Hand zu einer Gemeinde gesammelt und eine Kirche gebaut. Das hohe Leben macht trotz mancher Schatten einen günstigen Eindruck. Leider starb der Prediger; man hofft, dass er einen Nachfolger finde. Die Schliessung von einigen Stationen stand in Aussicht. (S. P. G. Rep. 97, 144.) Seither scheint die S. P. G. grössere Anstrengungen zu machen, um das alte Werk zu erhalten. Zu den beiden farbigen Pastoren, die sie seit 1877 resp. 1888 dort erhält, ist 1901 ein (wie es aus der statist. Cafel scheint) weisser Missionar gesendet worden, der in Domingia seinen Sitz hat. Die Erhaltung der dortigen Gemeinde hat bei den sprachlichen Anforderungen der französischen Behörden und dem Andrängen der römischen Missionen viel Schwierigkeit. In den letzten Jahresberichten erscheint übrigens einer der farbigen Missionare auf der Station Rambia, die auf britischem Gebiete liegt. Seine Arbeiten waren durch den Aufstand 1898 sehr gehindert, da die Bevölkerung floh, wurden aber nach hergestellter Ruhe wieder aufgenommen. Aus dem neuesten Jahresbericht ist nur zu ersehen, dass 10 000 M. zu einem Kirchbau angewiesen worden sind.

Sierra Leone. Der vom Bai Bureh angestiftete Aufruhr von 1898, welcher wie schon in der letzten Rundschau gemeldet ist, einem weissen Missionar E. M. S. und 5 farbigen amerikanischen Missionaren das Leben kostete, und der nur mit viel Anstrengung gedämpft werden konnte, hat die Mission im Protectorat für mehr als Jahresfrist zum Stillstande gebracht. Nur Port Cokkoh (60 km von Freetown) konnte schon im Dezember 1898 wieder besetzt werden. An diesem früher blühenden Handelsplatze zeigt sich Geschäftsrückgang. Englisch sprechende

¹⁾ Die Bevölkerung der Kolonie ist grossenteils auf Import angewiesen. Dass in $\frac{3}{4}$ Jahrhunderten die christliche Zivilisation noch nicht imstande gewesen ist, in der christlichen Gemeinde das Verständnis für richtigen Ackerbaubetrieb zu wecken und zu pflegen, zeugt von verfehlter Praxis und von Versäumnissen, wofür wir hier nur kurz andeuten können.

ma-Leonier, unter denen Schnapshändler sind, die viel Schaden anrichten, werden erster Reihe mit Predigt, Sonntagsschule u. s. w. von der Mission versorgt. Sie erweisen sich durch kirchliche Beiträge dankbar; aber für Gewinnung der umwohnenden Heiden und Mohammedaner sind sie nicht zu haben. Für diese werden Gottesdienste in Timne gehalten, besucht von 30 Personen. Die Arbeit auf 3 Missionen wird als hoffnungsvoll bezeichnet. Vor dem Aufstande zählte die Gemeinde 136 Christen; jetzt sind nur 12 nebst 4 Katechumenen angegeben. — Roberts wurde erst 1899 wieder aufgenommen. Dort besteht nun wieder eine Landschule mit 8 Schülern; zur Predigt kommen einige, die aber sonst den Sonntag nicht feiern. Evangelisationsversammlungen wurden gehalten in der Umgegend und auf weiteren Reisen in 138 Dörfern — aber machten wenig Eindruck. Beide (die dazu verwendeten schwarzen) Prediger wie Hörer bedürften noch der Taufe.“ Freilich ist da die Evangelisation verfrüht. — Ein neuer Anfang wurde 1900 in dem Limba-Gebiete mit der Besetzung von Katimbo gemacht. Dort waltet noch die volle heidnische Finsternis. Der am weitesten vorgeschobene Posten ist im Gebiet der schon mohammedanischen Valunka, etwa 80 km weiter. NO. Die Station ist von Sinkunia nach Manonkhon verlegt. Der Missionar ist jetzt zur Erholung in England; ein paar schwarze Lehrer vertreten ihn. Dies ist die eigentliche Missionshätigkeit der E. M. S. in Sierra Leone.

In der Kolonie wirkt sie bekanntlich nur noch durch die höheren Schulen in Freetown. In Fourah Bai hat sich die Zahl der Zöglinge auf 40 gemehrt infolge einer Stiftung von Stipendien zur Ausbildung von Elementarschullehrern, die der Gouverneur Sir F. Bardenheide machte, ehe er infolge von Uersetzung die Kolonie verliess. Es musste angebant werden. Gerühmt wird der gute Einfluss des von den Zöglingen betriebenen Sports. Die Vorbereitungsschule (Grammar School) wurde von 154 besucht (darunter 76 im Internat). Der moralische Charakter war nicht ganz befriedigend. — In der höheren Mädchenschule findet sich eine überragende Opferwilligkeit. Oft verzichten manche Mädchen auf ein Frühstück, um einen Missionsbeitrag geben zu können. Drei bestanden glänzend das I. Lehrerinnenexamen. Gerühmt werden die Fortschritte im Zeichnen und Malen (1). Doch giebt es noch immer viel Schwierigkeit, strenge Beachtung der Wahrheit und des Mein und Dein (inbezug auf kleine Gegenstände der Mitschülerinnen) einzuschärfen. Auch wahre Reue selbst bei solchen, die der Übertretung überführt sind, findet sich selten. Diese Mädchen (sagt der Bericht) gehören zu den besten des weiblichen Teils der Sierra-Leone-Bevölkerung. — Die bereits lange verselbständigte anglikanische Kirche zählt neuestens 11876 Seelen.¹⁾ Der Zuwachs kommt wohl daher, dass ein paar abgefallene Gemeinden zurückgekehrt sind. Wir müssen uns aber immer wieder daran erinnern, dass Sierra-Leone, eines der ältesten Missionsfelder, noch kein christliches Land ist. Selbst wenn man die sämtlichen Besucher des Gottesdienstes bei den Methodisten mitzählt, kommt die Zahl der Christen auf etwas über 61000 — während die Einwohnerzahl 100000 beträgt. Der Bericht klagt über die Tausende von Heiden, „die dicht vor unsrer Thür in tiefster Finsternis leben.“ Wohl werden bedeutende äussere Fortschritte angeführt. Die Steuer ist

1) Einschliesslich der Missionsgemeinden 13079.

auf 2367 000 Mk. gestiegen und die Einfuhr hatte einen Wert von mehr als 13 Millionen. Seit 1899 ist die Eisenbahn eröffnet, die nach dem Innern (etwas langsam) vorschreitet. Die Hüttensteuer, die 1898 zu dem Aufruf der Regierung gab, wird jetzt ohne Schwierigkeit erhoben. Dennoch kann man an den Gebiete keine ungetrübte Freude haben. Ist doch nur ein kleiner Fleck und wenige Punkte an der Küste vom Evangelio erleuchtet — und das ganze übrige liegt in tiefer Dunkelheit, in der der Islam starke Fortschritte macht. Die Visionen der alten Missionstreunde sind hier jedenfalls nicht erfüllt worden — nicht durch die Qualität der heutigen Sierra-Leone-Christen, die grossenteils Heiden sind. Zwar wird allerlei schönes von ihnen berichtet. Sie sind sehr freigebig für die Mission. Ein Bazar brachte 2600 Mk. Die Gottesdienste und Sonntagsschulen sind gut besucht. Die christlichen Feste werden gern gefeiert. Auch die Feier des Jubiläums der Missionsgesellschaft erfolgte mit Enthusiasmus und viel Gepränge.²⁾

Die Wesleyaner erfreuen sich trotz schwerer Schädigungen durch den Aufstand, dank der Opferwilligkeit der Gemeinden, einer sehr befriedigenden Finanzlage. Die im letzten Jahre um 18 000 Mk. gestiegenen Einnahmen betragen über 160 000 Mk. Zwei Methodistengemeinden in Freetown, die sich seit 50 Jahren getrennt hielten, haben sich der Wesleyanischen Kirchengemeinschaft wieder angeschlossen. Daher die Erhöhung der Mitgliederzahl auf 6769. Obwohl der geistliche Zustand der Gemeinden nicht ungeteilte Befriedigung gewährt, fehlt es nicht an erfreulichen Zeichen. Hier und da werden Heiden nach gründlicher Vorbereitung getauft. Die nur von farbigen Predigern im Protektorat (Limbah, Chimbe und Scherbro) getriebene Mission erholt sich schnell von den Zerstörungen des Aufstandes. Ein neues Zentrum im Hinterlande ist zu Bandajuma besetzt worden (Rep. 1901, 114.)

Auch die United Methodist Free Church hatte furchtbar gelitten. Eine Station im Mendi-Gebiet wurde völlig zerstört und mehrere Personen von der Mission grausam ermordet. Jetzt sind die zerstörten Stationen im Mendi wiederhergestellt, und die weiteren Aussichten sind sehr günstig. Von den Gemeinden in der Kolonie wird stetiger Fortschritt gemeldet. (Gesamtzahl der Kirchenglieder: 2620).

Liberia, die Negerrepublik, in der kein Weissler stimmfähig ist und nicht einmal Grundbesitz erwerben darf, ist ein vielsagendes Beispiel davon, wie abhängig von der Mission eine Verbindung mit dem doktrinären, politischen Liberalismus wird. Die ausgedehnteste Arbeit haben hier die Methodist-Episkopalen, bereits auf eine 67jährige Thätigkeit zurück schauen. Ihre Gemeinden aber scheinen noch immer auf die amerikanisierten Schwarzen beschränkt zu sein, die auf

1) Sonderbar ist der nächtliche Fackelzug, mit dem 1000 Christen den Prediger aus dem Bette holten um ihm zu danken, wobei sie die Doxologie sangen. E. M. S. Rep. 54 f.

2) Auch von den folgenden Feldern der E. M. S. gilt dasselbe. Wir begnügen uns hier mit der einmaligen Andeutung.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Missionare. Sonst finden sich in West-Afrika nur noch wenige Europäer unter ihnen. Selbst bei der E. M. S. sind unter 78 Ordinierten in ganz West-Afrika nur 18 Europäer, bei den Methodisten unter 46 nur 9. Die Baseler dagegen sind hier unter 69 noch 46 — eine Zahl, die sich im letzten Jahrzehnt fast um das Doppelte vermehrt hat. Auch die Schülerzahl hat sich von 3022 auf 5395 gehoben — allerdings nicht ganz im gleichen Schritte mit dem Zuwachs der christlichen Gemeinden. Auch sonst waren wir von diesem Felde vorwiegend erfreuliche Botschaften gewohnt. Hier erwartete man um so weniger ausgedehnte Sichtungen, wie anderswo, infolge von Massenbekehrungen nötig werden, da solche hier noch nicht vorgekommen sind und der Zuwachs der Gemeinden (abgesehen von der natürlichen Vermehrung) durch die Taufe vieler einzelner, lange vorbereiteter Personen erfolgt. Aber auch in solchen Gemeinden sammelt sich trotz sorgfältigster Pflege ein Rest von allerlei heidnischem Wesen an, das, trotzdem es verborgen gehalten wird, doch einmal an den Tag kommt und dann ernste Zuchtmassregeln notwendig macht. In neuerer Zeit haben sich die Ausschlüssungen auf der Goldküste vermehrt, und betragen in den am meisten betroffenen Bezirken bis über 50%. Es handelt sich meistens um den Kampf gegen die Sinnlichkeit der Neger (J. B. M. S. 27), die hier neuerlichst durch Musikbanden mit europäischen Instrumenten mächtig gefördert wird. Viele Christen, besonders jüngere Leute, vermögen dieser Verführungsmacht nicht zu widerstehen. Leider müssen auch immer wieder einzelne (oder selbst eine grössere Zahl — J. B. 1901, 24) von den Gehilfen entlassen werden. Es sind jedoch nicht alle Ausgeschlossene für die Gemeinde verloren. Manche kommen später busstfertig zurück, und die Aufnahme wird gern gewährt, wenn sich ernstliches Streben zur Besserung zeigt.

Anzuerkennen ist das wachsende Verständnis der Gemeinden für ihre Verpflichtung zu kirchlichen Leistungen. Manche Kapelle und manches Lehrhaus ist in den letzten Jahren repariert oder neubaut worden, oft mit ansehnlichen Opfern der Gemeinde. Auch die neue, hübsche Pretorius-Gedächtniskirche zu Akroem entstand aus eigenen Gedanken der eingeborenen Christen, bei denen der verstorbene Visitator noch nicht vergessen ist. — In dem Stationsgebiete von Odumase, das früher ein sehr harter Boden war, begannen sich gegen den Schluss des Jahrhunderts merklich die Thüren zu öffnen. In Akroem konnte die lange aufgegebenen Missionsstation Kyebi wieder besetzt werden. Die Heidentaufen mehren sich dort. Das Evangelium wird so bekannt, dass schon Schriftworte als Autorität ins Volksbewusstsein eingedrungen sind.

Ein wichtiges Ereignis ist die Gründung eines zweiten Lehrer- und Predigerseminars in Akroem. Obwohl das bestehende Seminar zu Akroem 70—80 Zöglinge zählt, vermochte es die Zahl der erforderlichen eingeborenen Arbeiter nicht zu liefern — auch ein Zeichen für die kräftige Entwicklung der Missionskirche. Sehr erfreulich erscheint uns der bei dieser Gelegenheit gefasste Beschluss, in den beiden Anstalten den Unterricht in der griechischen Sprache vom Lehrplan zu streichen. Es wäre zu wünschen, dass derselbe auch auf manchen andern Missionsfelde aufgegeben würde. An das Griechische ist schon sehr viel vergebliche Mühe und Arbeit verwendet worden. Die schönen Erwartungen, die man davon für Bibelverständnis und Bibelübersetzung hegte, sind bis auf wenige

Alle Annahmen gründlich getäuscht worden. Der erwähnte Beschluss geht dahin, eine gründlichere Einführung in die Bibel in der Landessprache an Stelle des griechischen Unterrichts zu setzen.

Als das wichtigste Ereignis, das die gesamte Mission auf der Goldküste in Mitleidenschaft gezogen hat, ist der Aufstand in Asante zu nennen. In dem nördlichen Reiche hatte sich die Mission langsam entwickelt. Der Stolz der dortigen Fürsten bildete ein bedeutendes Hindernis, und in der Hauptstadt Kumase war der Erfolg gering. Aber im Lande weit und breit fand die Predigt viel Ankommen. So rühmte Missionar Ramseyer, dass er auf einer 32tägigen Reise nach Norden und Nordwesten ungehindert das Evangelium verkündigen konnte. Auf einigen Ausposten mehrten sich die kleinen Christengemeinden. Die Zukunft für die weitere Entwicklung hoffnungsvoll.

Als ganz andere Wendung trat ein, als der Gouverneur der Goldküste, Ramseyer, in Kumase die zur Begrüssung versammelten Häuptlinge von Asante durch die Verweigerung der Auslieferung des goldenen Königsstuhles tief verstimmt hatte. Diese Veranlassung zu dem blutigen Aufstande gab, der ihn mit seiner kleinen Familie, sowie die Missionsgeschwister, in grosse Gefahr brachte. Bei abendlichem Rückwege mussten sie in dem kleinen Fort vom 18. April bis zum 1. Mai eine furchtbare Belagerung aushalten. In der höchsten Not wurde der Gouverneur durch einen Heldenmuth gewagt, und er gelang. Unter entsetzlichen Mühsalen kamen die Missionsgeschwister zur Küste, bis auf Bruder Weller, der unterwegs den Feinden erlag. Die schöne neue Station zu Kumase wurde verbrannt; das alte Kumase war schon vorher versprengt worden. Auf einer der Ausposten erduldeten ein Katechist, treu im Glauben, den Märtyrertod. — Auf der Goldküste gab es viel Unruhe und Aufregung. Bei den Heiden loderte die Habsucht wieder auf. Dagegen zeigte der deutliche Unterschied der Christen die Frucht des Evangeliums. Glücklicherweise blieb der Aufstand auf Asante beschränkt. Dennoch war das Missionswerk auch in den andern Landschaften durch die herrschende Unruhe behindert. Daraus erklärt der letzte Bericht die verhältnissmässig geringe Zahl der Heidentaufen, die jedoch immer noch 859 betrug.

Bisher ist Kumase und einige andere Plätze von einer grösseren britischen Besatzung besetzt. Asante ist nicht mehr Protektorat, sondern der Kolonie Gambia angeschlossen. Von der Station Abetifi aus ist auch bereits die Missionsarbeit durch eingeborene Gehilfen wieder aufgenommen und die heldenmüthigen Geschwister Ramseyer sind nach einem Erholungsjahr in der Heimat wieder hinausgezogen, um in Kumase die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Anlage einer zweiten Station in Asante ist beschlossen. Neuerlichst aber kommen von der Goldküste bedrohliche Nachrichten, dass es fraglich ist, ob die Herstellung und Erhaltung der Mission vor einem neuen kriegerischen Ausbruch möglich sein wird.

Ein ganz neues Moment, mit dem auch die Mission zu rechnen bekommt, ist die seit Wiederherstellung der Ruhe begonnene Ausbeutung der Goldlagerstätten in der Reihe von Gesellschaften mit angeblich über 300 Millionen Mark. Tausende von Scharen von Goldgräbern strömen zusammen. Die Hauptminen liegen südlich von Abetifi. Durch eingeborene Gehilfen ist die Missionsarbeit unter

den schwarzen Goldgräbern schon eingeleitet. Bei dem neuesten, und sind übrigens die Aktien sehr gesunken.

Eine besondere Erwähnung verdient das grösstenteils zur der Kolonie gehörende Woltagebiet mit der Hauptstation Anum. Dort Mission durch eingeborene Gehilfen weit nach Norden ausgebreitet. Jahren wohnt ein schwarzer Pfarrer in Kratschi, der zahlreiche Gegend besucht und an mehreren bereits Taufbewerber hat. Die sch plante Anlage einer neuen Hauptstation konnte bis jetzt leider noch führt werden. Sie wird aber nicht ausbleiben können, da sich gerade a Gebiete die Verhältnisse für die Mission ungleich günstiger gestalten, südlichen, englischen, wo Anum liegt.

Aus dem Wesleyanischen Berichte über die Mission an ist nicht viel zu entnehmen. Auch sie hatte eine nun zerstörte Station Ausser den Schrecken des Krieges wird hier noch eine furchtbare P erwähnt. Der letzte Bericht bringt viel Erfreuliches. Zwischen den kann man hier und da Spuren von recht dürtigen Zuständen in de Gemeinden finden — z. B., wenn aus dem Distrikte Cape Coast g von ernstlichen Bemühungen, die Jugend „von einer blos formalen J an das Christentum zu einem tieferen geistlichen Leben zu führen“. sonderes Ereignis wird die Eröffnung einer Mädchenschule erwähnt. derselben auch Schneidern, Kochen, Waschen u. s. w. gelehrt. Ak gegeben, tüchtige christliche Hausfrauen heranzubilden. — Auch die Wes eine besondere Mission bei den Goldminen.

Im Ewhegebiete wurde die Norddeutsche Mission, die bisher ihren Stützpunkt in dem englischen Keta hatte, durch die teilwei ihres dortigen Missionshauses (in der Brandung, welche viel Land veranlasst, denselben nach Come, auf deutschen Grund und Boden, Eine Kirche steht dort schon seit Jahr und Tag. Auch für die deuts wird darin Gottesdienst gehalten. Ein guter Weg erleichtert den Ver Inlandstationen. Dort ist die 5. Europäerstation Agu hinzugekon Russenstation von Ho. Die Gemeinden sind stetig gewachsen. Rundschau von 1898 erst 1258 Seelen zählt, giebt der neueste Be nebst 170 Taufbewerbern. — Wenn hier auch noch viel Krankheitsnöte so durfte der Cod in vier Jahren doch nur eine Person von den A raffen, eine von den Diakonissen, deren 6 jetzt noch auf dem Feide s Mission hat viel zu leiden von der sehr rührigen katholischen Konku wie auch der von Norden her vordringende islam ihr Schwierigkeiten



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



leben stehen. Die Missionsliteratur bedarf der umkleideten Miniaturbilder, die die Beliebigkeit genau bekannt machen, und bei dem nische Mission auf Dias in den letzten Jah spezialisierte Einführung in ihren Betrieb von

Krauz: „D. Ernst Faber, ein Wort und seine Werke“. Mit einem Bilde Fabers des allgemeinen evangelisch-protestantischen Verlag. 1901. 0,50 Mk. Dieses mit und siebenjährigen Mitarbeiter gezeichnete Bild M. R., beschäftigt sich ganz vorwiegend mit die ja wesentlich seine missionarische Lebens sowohl der Chinesen wie der Missionare in „Abriss des Lebens D. Fabers“ ist etwas zu züglich seiner Trennung von der Rh. M. G. A. M. Z. 1900, 148 aufmerksam gemacht haben“ war nicht der Hauptgrund der Entz kurzen Abriss ist der Inhalt des gediegenen gliedert: 1) Allgemeines über Fabers literarische Werke Fabers (über Konfucius, Mencius, Cicero Christen unter den Heiden; China in historisch des protestantischen Missionars in China). 3) (5 und eine Menge bedeutender Aufsätze). 4) Teil kompendiöse). Sie alle werden inhaltlich volkstümlicher Missionstraktat, es gehört in lich lesen es ihrer viele und bekommen dann der es verstanden hat, den Abendländern das Christentum wie neben ihm kaum ein anderer

Falke: „Zum Kampfe der drei Welt Christentum). Ein Katechismus für wahrheitsuch geb. 1,50 Mk. Dies nur 102 S. starke, in Frag ist ein popularisierter Extrakt aus dem bekannte grösseren Werke des Verfassers: „Buddha, Mol drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen“, der kurz und klar Aufschluss giebt über „die ge Lebensbild der drei Religionsstifter“ und über „lich-religiöse Einwirkung“. Der die geschichtlic beschäftigt sich am ausführlichsten mit der Zu Abhängigkeit der Evangelien von den buddhist Teil erweist nach verschiedenen Seiten hin die die Persönlichkeit der beiden anderen Religions Religionen miteinander vergleichende Schlussat sowohl als die am segensreichsten auf ihre alleinige Inhaberin der Wahrheit. Die S. 8 ge nicht völlig zutreffend. Das Christentum hat r

haben über wenigstens 530 Millionen. Und „die Zahl der Heidenchristen, die der evangelischen und katholischen Kirche im verflossenen Jahrhundert ge-
 „belangt“, „betrifft sich nach neuester Schätzung“ nicht „auf 7 Millionen“, sondern
 alle Kirchen zusammen genommen wohl auf das Doppelte.

Speelstra: „Sind die Buren Feinde der Mission?“ Deutsch von
 Jowalter, Berlin 1902. 0,10 Mk. Obgleich diese begeisterte Apologie der
 ihrer Stellung zur Mission im einzelnen manchen historischen
 zur gerechten Beurteilung der Haltung derselben sowohl den Eingeborenen
 der Christianisierung gegenüber beibringt, so trägt sie doch im Ganzen einen
 ungeschicklich parteilichen Charakter und schliesst, indem sie bis zur missio-
 nen Ueherrlichung der Buren geht, weit über das Ziel hinaus. Der Raum
 ist mir nicht, Seite für Seite der Broschüre nachzugehen, ich müsste dann min-
 eben so lang werden wie sie. Nur zweierlei sei bemerkt: 1. dass der
 Gegensatz zwischen der Stellung der Buren zur Mission und ihrer Behandlung
 der Eingeborenen in der älteren Zeit und im letzten halben und speziell im letzten
 Jahrhundert teils gar nicht, teils nicht deutlich genug zum Ausdruck ge-
 in und ihrer Feindschaft gegen die englischen Missionare in einseitiger Weise
 ist und 2. dass alle Sympathie, die wir heute mit den, so tapfer für ihre
 kämpfenden und unter englischer Misshandlung so schwer leidenden Buren
 die Chatsachen der älteren Geschichte nicht aus der Welt schaffen kann.
 aus dieser Broschüre wird ersichtlich, wie schwer es ist, in Zeiten aufge-
 politischer Sympathien und Antipathien sich den Gerechtigkeits- und Wahr-
 zu wahren, und die augenblickliche Parteinahme nicht in die Geschichte
 hineinzutragen.

„Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1902.“ Leipzig und
 „Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1902.“
 Verlage der betreffenden Konferenzen, das erste 192 S. stark in ähnlicher Weise
 und gediegen wie in den früheren Jahrgängen, das zweite, ohne den pro-
 en Anhang 96 S. umfassend, beschränkt sich abgesehen von den Jahresberichten
 erliner Missions-Gesellschaften, einer Rundschau über die deutschen Missions-
 halten und einer kurzen Übersicht über die deutsche Mission und Litteratur
 0/1901 auf „missionshomiletische Kontroversen“ und „Stoffe zu Missions-
 ren“. Da beide zu den bekannten periodischen Missionsschriften gehören,
 rüge ich mich von nun an hierorts mit der einfachen Anzeile.

Fries: „Geschichten und Bilder aus der Mission.“ Heft 20. Halle,
 hausbuchhandlung 25 Pfg., in Partien 20 Pfg. Auch diese jährlich er-
 nden gelben Hefte sind hinreichend bekannt; es genügt also anzugeben, dass
 liegende Heft neben 3 Bildern 2 Aufsätze bringt: „James Chalmers, ein
 Christi unter den Wilden Neuguineas“ und „Denkwürdige Tage der Living-
 Mission“. Das Heft verdient wieder die weiteste Verbreitung.

Richter: „Die Mission und die nichtchristlichen Völker.“ Heft 1.
 Beiträge zur Missionskunde“. Buchhandlung der Berliner evangelischen
 Gesellschaft. Kurz zusammengefasst behandelt dieses 23 Seiten starke
 den die Fragen: sind Natur- und Kulturvölker in gleicher Weise Objekt der
 ? Antwort: ja. Hat die Mission ihnen gegenüber die gleiche (effiziente)

Aufgabe? Antwort: ja. Ist trotzdem eine Modifikation der Missionsaufgabe dem Bildungsstande der Natur- und der Kulturvölker anzuerkennen? Ja, ja, und zwar in der doppelten Richtung: „nach der historischen Entwicklung und nach der sozialen Ausgestaltung der Mission.“ Soviel in der Kürze über die inhaltvollen Fragen etwas gesagt werden kann, alles klar und in den Grundzügen richtig.

Wie es scheint, soll diese Serie von „Beiträgen zur Missionskunde“ Art Pendant zu den „Basler Missionsstudien“ werden. So sehr nun auch die Bereicherung der Missions-Flugschriften-Litteratur durch allgemein verständliche Abhandlungen über wichtige missionstheoretische Fragen zu bewillkommen ist, möchte ich doch zweierlei zur Erwägung zu geben mir erlauben: 1) ob der Sammelband wirklich gedient ist, wenn jede Missions-Gesellschaft eine Fülle dieser Broschüren-Litteratur herausgibt? Werden es nicht nachgerade der Broschüren zu viel, der Absatz und wird die Wirkung nicht durch die Menge geschwächt? Ist nicht weniger — besser? Und 2) Sollte die Herausgabe solcher Broschüren beschränkt werden auf Fragen, die der Klärung bedürfen, die zeitgemäss sind — die etwas Neues zur Sache herbeibringen, im übrigen aber die Erörterung missionstheoretischen Fragen den Fachzeitschriften überlassen bleiben?

Haller: „Theorie und Praxis der konstituierten Missionskonferenzen.“ Basel. Missionsbuchhandlung. 1902. 0,20 Mk. Der Verfasser, Schriftführer der in 1900 begründeten Südwest-Württembergischen (Horber-) Missions-Konferenz, behandelt seinen Gegenstand, von einer sehr kurzen „geschichtlichen Einleitung“ einem ebensolchen „Schlusswort“ und einem vierfachen „Anhang“ abgesehen, in 2 Hauptabschnitten: 1) Theorie der Missions-Konferenzen: Begriff; Aufgabe; Stellung zu andern Missionsorganisationen; Stellung zur Kirche; Stellung zu Volks- und Staatsleben; und 2) Praxis der Missions-Konferenzen: Thätigkeiten; äussere Einrichtung. Der Anhang enthält: einschlägige Litteratur; tabellarische Übersicht über die (19) deutschen Missions-Konferenzen (nach Döhle); Übersicht über die Thätigkeiten derselben; Satzungen der Halle'schen und der Horber Missions-Konferenz. Zweck der 32 Seiten umfassenden Schrift ist: „in solchen Gegenden, wo keine festen Missions-Konferenzen (besonders in den südwestdeutschen Ländern) bestehen, zur Gründung von solchen anzuregen, Missionsverständnis, welche da und dort namentlich in den Kreisen der Missions-Leitung und -Vereinen obwalten, zu beseitigen, endlich die Mitglieder von Missions-Konferenzen in ihrem Eifer für die Sache zu bestärken.“ — Was der Verfasser sagt ist allerdings, einige Definitionen ausgenommen, (namentlich nach dem Döhle'schen Aufsatz in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift. 1899, 493 ff.) nicht neu, aber klar, meist richtig, und für werdende Missions-Konferenzen recht brauchbar. Bezüglich der Halle'schen Missions-Konferenz enthält das Schriftchen einige Defekte,

1) Und dagegen protestiere ich, dass „eine Gefahr für die Eigenart einer Missions-Konferenz darin liege, wenn sie regelmässig grössere Beiträge an eine oder mehrere Missions-Gesellschaften abliefern“ (S. 15). Die Halle'sche Missions-Konferenz hat das seit ihrem Bestehen „regelmässig“ — und zwar in beträchtlicher Höhe, in diesem Jahre ca. 2800 Mk. — gethan, weil sie von den Mit-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Gesamtorientierung folgt der umfangreiche spezielle Teil, der alle einzelnen, der Regierung, von Privatunternehmern und von den Missionen besetzten, schaften und Stationen und über sie alles Wissenswerte registriert. Eine willkommene Illustration sind die übersichtlichen Karten, welche den einzelnen Kolonialgebieten beigegeben sind. Neben den spezialisiertesten Personalverzeichnissen enthält das fleissige Werk auch noch eine (wesentlich Personal-) Übersicht über Kolonial-Behörden, Kolonial-Gesellschaften und Vereine und über die Missionsgesellschaften. — Uns interessieren natürlich besonders die die Missionen betreffenden Abschnitte und Notizen. Was die deutschen Missionen betrifft, so sind in den Kolonialgebiete behandelnden Partien im Ganzen die Angaben richtig, nur ist was mitgeteilt wird, sehr ungleichmässig: namentlich die Statistik das eine ausführlich, das andere Mal nur stückweise, oder sie fehlt ganz. Am dürftig kommen die nichtdeutschen evangelischen Missionen weg, die auch nicht alle besonders bei den Marshall- und Karolineninseln, vollzählig angegeben sind. Samoa erhält man den unrichtigen Eindruck, als ob die katholische Mission die wiege, während sich doch ihre Anhängerzahl zu der Zahl der evangelischen etwa wie 1 zu 5 verhält. Samoa ist längst christianisiert, und die später gedrungene katholische Mission hat wesentlich unter der evangelischen Bevölkerung proselytiert. Auch in der am Schlusse des 2. Bandes befindlichen Generalübersicht über die „Missions-Gesellschaften“ findet sich dieselbe Ungleichmässigkeit: das Mal nur Personalien, das andere Mal Angabe der Einnahme, Ausgabe, Missionsgebiete, litterarische Organe etc. Beiläufig bemerkt ist hier auch ein unbegriffener Fehler untergelaufen: Von der Baseler Mission wird eine Einnahme von 1620 Franken und eine Ausgabe von 72229 Franken registriert. Wird, wie zu erwarten steht, später eine neue Ausgabe veranstaltet, so dürfte es sich empfehlen, dass Verfasser, wie er sich mit vielem Fleiss ein authentisches handschriftliches Material aus den Kolonien gesammelt hat, sich auch an die Missionsfachleute bzw. an die Missions-Gesellschaften wende, um durch sie die in den kolonialamtlichen Berichten sich etwa findenden Lücken in authentischer Weise sich ausfüllen zu lassen. Erst durch Vollständigkeit und Ebenmässigkeit der Mitteilungen in allen seinen Partien erhält solch ein Sammelbuch wirklichen Wert.

Gareis: „Deutsches Kolonialrecht. Eine orientierende Schilderung aussereuropäischen Erwerbungen des deutschen Reiches und Darstellung ihrer Rechtsordnung nebst dem Text und Erläuterungen der diese Schutzgebiete betreffenden Gesetze und Kaiserlichen Verordnungen. 2. Aufl. Giessen 1902. 4 Mk. geb. Mk.“ Das ist ein ausführlicher Titel, der sofort den Inhalt des Buches angiebt, wo die gesamten kolonialen Institutionen, Betriebe etc. unter dem juristischen Gesichtspunkte behandelt, dabei aber auch Geschichtliches und Statistisches über die Schutzgebiete einfließt. Der erste allgemeine Teil (S. 1—158) beschäftigt sich mit juristischen Begriffen Schutzgebiet und Schutzgewalt, den verschiedenartigen Rechtsrechten und den Rechtsnormen (dem Texte der Gesetze und Verordnungen mit Bemerkungen), der zweite besondere Teil (S. 159—230) mit den einzelnen deutschen Schutzgebieten. Es ist eine wahre Flut von Gesetzen und Verordnungen, mit denen unsere junge Kolonialära die Schutzgebiete bereits überschwemmt hat; Gareis hat nur eine Auslese, Professor Zorn hat eine Sammlung von 462 herausgegeben

von Ribow-Zimmermann veranstaltete Sammlung umfasst bereits 5 Bände! Es ist selbstverständlich nicht die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, uns auf eine juristische Stellung einzulassen; aber 2 Laien-Bemerkungen kann ich doch nicht unterlassen: 1. sollte die Kolonial-, Gesetz- und Verordnungsmaschine nicht ein wenig gelockert werden? und 2. verlohnt es sich nicht der Mühe zu untersuchen, ob die kolonialen Gesetze und Verordnungen überhaupt und besonders soweit sie sich auf die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen beziehen, den fremdartigen kolonialen Zuständen auch wirklich angepasst sind? — In der Einleitung bespricht der Verfasser die Frage nach dem Recht der kolonialen Erwerbungen überhaupt; aber dass darüber kurze juristische Antwort, die er giebt, denjenigen befriedigt, für den das auch eine moralische Seite hat, wird nicht gesagt werden können. Voraussetzung des Kolonialrechts scheint doch zu sein: die Eingeborenen sind rechtlos. Wenn ich ein Jurist wäre und ein Kolonialrecht schrieb, so würde ich in demselben die der Kolonialpflicht gegen die Eingeborenen gedenken und zwar in einem besonderen Kapitel sowohl unter dem prinzipiellen Gesichtspunkte wie in dem praktischen Nachweise, in welchen Massnahmen sie sich zu bethätigen habe.

In einem besonderen Anhang zur Einleitung des allgemeinen Teils giebt der Verfasser auch eine Übersicht über „die christlichen Missionen in den deutschen Kolonialgebieten“ (S. 43—55) nicht in ihrer Beziehung zum Kolonialrecht, sondern einfach als Statistik. Notabene ist eine solche Zusammenstellung nicht die erste dieser Art. Gegen das über die an erster Stelle stehenden katholischen Missionen Gesagte ist nichts einzuwenden, aber bezüglich der protestantischen Missionen sind verschiedene Irrungen und Defekte untergelaufen. Von meinem „Abriss“, dessen 4. Auflage Gareis benutzt hat, ist mittlerweile die 7. erschienen; es ist nicht zutreffend, wenn er bemerkt: „Neuere und umfassende Detailzählung fehlt zu lobben.“ Diese neuere und umfassende Detailzählung wäre auch in der „deutschen Missions-Zeitschrift“ zu finden, und durch direkte Anfrage bei einem Kolonialbeamten zu erfahren gewesen. In die Übersicht A. der protestantischen Missionen hätte weder die alte deutsch-hallische Mission noch die Jänickesche (nicht: „Jänichesche“) Missionsschule gehört und die Berliner Missions-Gesellschaft hätte nicht 2 mal aufgeführt werden sollen. Die Brüdergemeine hat nicht erst 1800 sondern schon 1732 auswärtige Missionen begonnen¹⁾ und von der Gossner'schen und Hermannsbürger Mission kann nicht gesagt werden, dass sie „überhaupt wenig“ in Betracht kommen. Entweder musste die Übersicht A. ganz weggelassen oder sie musste vollständig gegeben, d. h. alle deutschen evangelischen Missionen hätten aufgeführt werden. In Abschnitt B. folgen dann nur die in den deutschen Kolonialgebieten arbeitenden evangelischen Missionen. (Unbegreiflich ist mir, wie leicht von der Rheinischen Mission auf Neuguinea schreiben kann: „Die Mission hat auf ihrem Gebiete 3 Sprachen, und in allen 3 Sprachen besitzt sie für die Kolonialisten gedruckte Bibeln.“ Soviel ich weiss besitzt weder die Rheinische noch die Hermannsbürger Mission eine Bibelübersetzung in irgend einer Neuguinea-Sprache). Nur sind die deutschen im Ganzen richtig registriert, aber von den nichtdeutschen

¹⁾ Der Verfasser hat an der betreffenden Stelle meines „Abriss“ den früheren Abschnitt über die Brüdergemeine übersehen.

fehlen bei Kamerun die amerikanischen Presbyterianer, bei den Marshallinseln die bedeutende Mission des Amerikanischen Board unvollständig, bei den Karoliner gar nicht erwähnt, bei Samoa fehlt die ausgedehnte protestantische Mission, Londoner und der Wesleyanischen Missions-Gesellschaft ganz, und bei Kiau ist überhaupt keine Mission, weder der beiden deutschen noch der japanischen Presbyterianer gedacht. Wenn einmal in ein solches Buch, das Anspruch auf wissenschaftliche Akkuratess macht, eine Missionsübersicht aufgenommen wird, dann muss sie auch lückenlos und zuverlässig sein.

Brose: „Die deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1900“. 1901. 1 Mk. Eine mit staunenswertem Sammelfleiss zusammengestellte, lose und übersichtlich geordnete Generalschau über die gesamte allgemeine, spezielle Buch-, Broschüren- und Zeitschriftenliteratur, soweit sie in irgend-Beziehung zu dem Kolonialwesen steht, mit Einschluss der Missionsliteratur, die kolonialliterarische Arbeit ein wertvolles Hilfsmittel.

Plehn: „Tropenhygiene“ mit spezieller Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Ärztliche Ratschläge für Kolonialbeamte, Offiziere, Missionare, Expeditionsführer, Pflanzer und Faktoren. 20 Vorträge, gehalten am Seminar orientalischer Sprachen im Wintersemester 1900/1901. Jena 1902. 5 geb. B. Ein nicht bloß allgemein verständliches, sondern auch fesselndes medizinisches Buch für alle Berufsklassen der in den Tropen lebenden Europäer. Ich gebe Überschriften über die 20 Vorlesungen; sie werden genügen, um zu zeigen, anziehend ihr reicher Inhalt ist: das Tropenlima im allgemeinen. Das Klima der tropischen Kolonien Deutschlands. Einfluss des Tropenklimas auf den menschlichen Organismus und Akklimatisation. Die Malaria der Tropen. Die Entstehung der Malaria und die Art ihrer Übertragung. Die Verhütung der Malariaerkrankung. Verlauf und Behandlung der tropischen Malaria. Das Schwarzwasserfieber. Cholera und Pest in ihrer Bedeutung für die deutschen Kolonien. Tropische Hautkrankheiten, Magen- und Darmkrankheiten in den Tropen. Tierische Parasiten des Menschen in den Tropen. Schlangen- und Pfeilgift in den Tropen. Krankheiten der Augen und Ohren. Verletzungen. Vorbereitung für den Kolonialdienst. Ausreise. Tropenhäuser. Stationsanlagen in den Tropen. Tropisches Stationsklima. Expeditionshygiene. Tropenapotheke. Warnock.



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Confirmations-Geschenke

aus dem Verlag der

Wupperthaler Traktat-Gesellschaft (E. Bie)
Barmen.

Chümmel, H., weil. Pastor in Barmen.
Kommet her zu mir! Eine Gabe für junge Christen. 2. Aufl. Mit Vorwort von Gen.- Sup. D. Baur. 14 Bogen. Sehr eleg. geb. m. Goldschn. M. 3,—.

Der „theol. Litt.-Ber.“ sagt: Ein Buch, das sich durch seine glänzende und gediegene Ausstattung, noch mehr aber durch den goldenen und gediegenen Inhalt für Konfirmanden beiderlei Geschlechts empfiehlt.

Dasselbe, billige Ausgabe unter dem Titel **Konfirmandenbuch.** 24. Aufl. (75. bis 84. Tausend.) Brosch. 40 Pf., einf. geb. 60 Pf., eleg. geb. m. Goldschn. M. 1,20.

Schöttler, J. Emil Frommel. Schlichte Bilder aus seinem Leben. 4. durch einen Anhang vermehrte Auflage. Mit 5 Bildern. Eleg. geb. M. 2,40.

Einer besonderen Empfehlung dieses trefflichen Lebensbildes, das man in die Hand jedes Konfirmanden wünschen möchte, bedarf es nicht mehr. Es findet immer noch viele Freunde.

Blomberg, J. D. Diener und Streiter
Jesu Christi Geb. M. 1,20.

Ein frisch geschriebenes Büchlein zur Stärkung des Gottvertrauens.

Bunyan, J. Pilgerreise zur Seligkeit. 14. Aufl. (39.—42. Tausend.) 25 Bildern und der Lebensgeschichte des Verfassers. 2 Teile in einem Band. Fein geb. M. 2,60, m. Goldschn. Dasselbe, billige Ausgabe, kart.

Werner, H., Pastor. **Die Heilung.** 2. Aufl. 9 Bogen. 40 Pf., 90 Ex. M.

Kleine Schriften zur allgemeinen

Arnold, Dr. Fr. Konfirmation. 7. Aufl. 15 Pf., 100 Ex. M.

Bramsfeld, Sup. F. Kleines Kommunionbuch. 4. Aufl. 23 Bogen. 30 Pf., fein geb. 60 Pf.

Jaspis, Dr. S. Erinnerung an die Konfirmation. 48. Aufl. (Tausend.) 15 Pf., 100 Ex. M. Dasselbe sehr fein geb. m. 50 Pf.

Ryle, J. G. Ein Wort der Ermahnung an Jünglinge. 2. Aufl. 100 Ex. M. 10,—.

Voemel, Pfr. H. Sei gütig. Mahnwort an die erwachsenen Kinder. 3. Aufl. 15 Pf., 100 Ex. M. 10,—.

Wilhelm Schröder,

Pfarrer in Hohensolms

Aus der Kinderstube für Zeit und Ewig

Eine Gabe für junge und alte Eheleute.

Eleg. geb. mit Goldschn. 1,50 Mk.

Das ist ein sinniges Buch, das soeben in eleganter geschmackvoller Ausstattung auf den Tisch gelegt wird. In anmutiger, natürlicher Sprache plaudert der Verfasser über das, was ihm die Kinderwelt mit ihren grossen und kleinen Ereignissen gegeben hat, und es ist lieblich, ihm zuzuhören. Ungezwungen spinnen sich ihm die Gedanken, und ungesucht findet er den Zusammenhang zwischen Zeitlichem und Ewigem. Die Tätigkeit zeigt er uns die Richtlinien einer frommen Kinderzucht, die sich darauf richtet, dass die Kinder zur Gottseligkeit geführt werden. Der Verfasser weiss sehr wohl zu beobachten; der Leser wird zurückversetzt in die frühesten Tage und Monate des Kindes und bekommt Schritt für Schritt einen lebendigen Eindruck von der überaus Wahrhaftigkeit, mit welcher jener zu sehen und zu schildern versteht. Für die Mütter und alte Mütter, ich glaube auch für Väter und Grossmütter wird die Lektüre dieses Buches ein Genuss sein. Seine vornehme Ausstattung macht es besonders geeignetes Gelegenheitsgeschenk bei der Geburt oder Taufe eines Kindes.

P. Arnold

ist eine rechte Freude, dass von der kleinen Missionsencyklopädie
E. Strümpfel

jedermann heute von der Mission wissen muss

innerhalb $\frac{3}{4}$ Jahren 15 000 Exemplare verkauft sind.
Tausend erscheint soeben.

Wäre das Buch doch einmal eine Auflage von 100 000 Exemplaren
erreichen, dann wäre unser Volk gewiss ein gut Stück weiter
Kenntnis und der Wertschätzung dieser grossen Reichgottesarbeit.
Das Buch kostet ja nur 1 Mk. (10 Exempl. Mk. 9.—), eleg.
geb. Mk. 1.50 (10 Exempl. Mk. 13.50).

Bitten uns die Herren Geistlichen doch mithelfen, es in ihren
Kirchen zu verbreiten!

✠
rosch.
Mk. 1.—.
Exemplare
9.—
9 Illustr.
1 Karte.

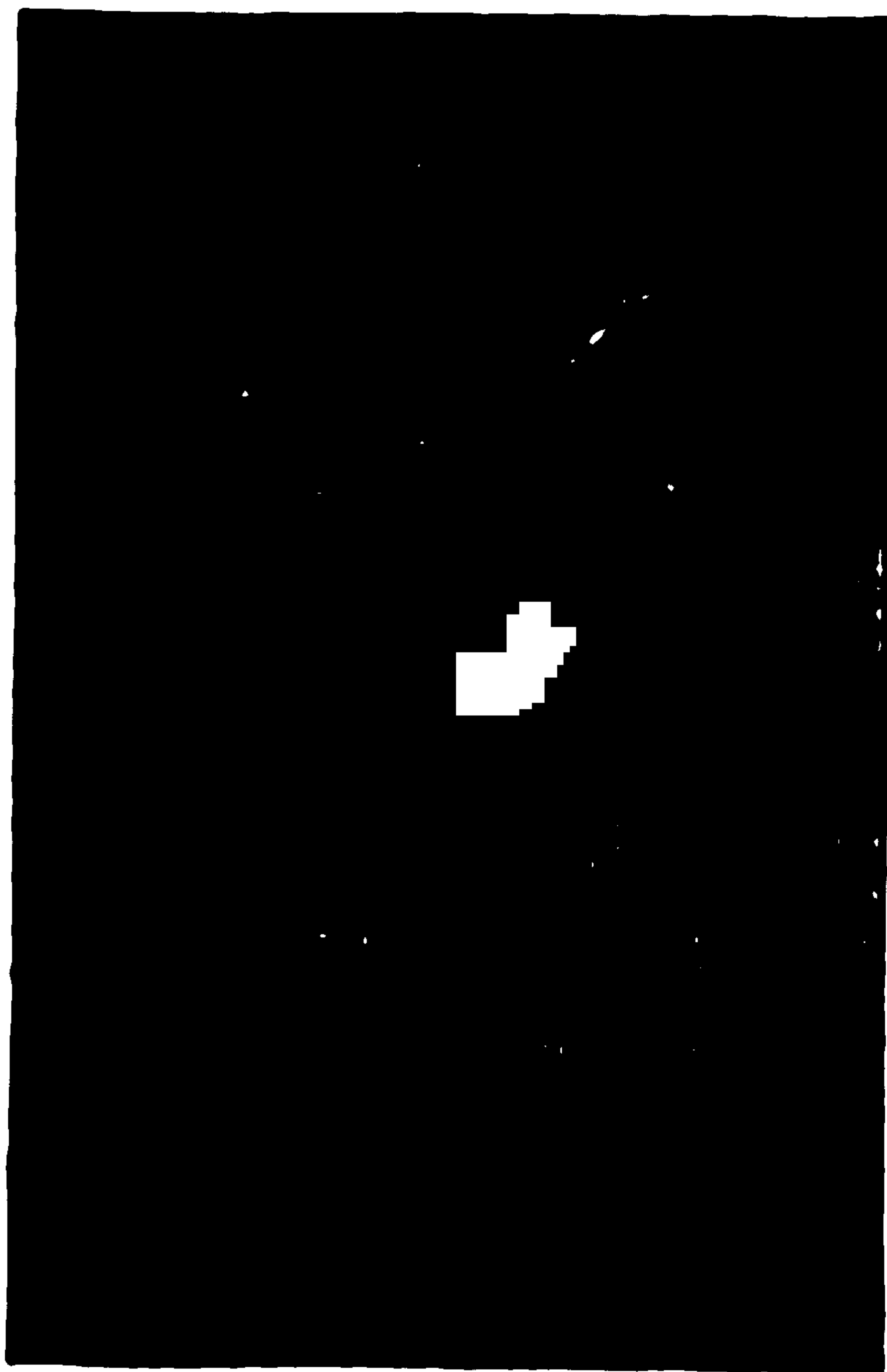


Abbildung des schönen Einbandes.

✠
eleg. geb.
nur Mk. 1.50.
10 Exemplare
Mk. 13.50
mit 29 Illustr.
u. 1 Karte.

✠
Bitte lassen Sie sich eine Sendung in Commission kommen
stellen Sie sich eine solche

Worte des Lebens.



Tägliche Andachte

herausgegeben von P. Dr. Co

Mit Geleitwort von General-Superint. D

16.—20. Tausend erscheint so

26 Bogen 8^o auf gutem Papier in

Twbd. Mk. 1.50, in Leder m. G. M

10 Exempl. kosten nur Mk.

Auf dem Gebiete der Haus kann noch viel geschehen, dies Buch sich ganz besonders zu einer Mas telling, sein Inhalt ist kurz und p die äussere Form gefällig und ge der Preis enorm billig.

Einzelne Gemeinden u. Kolportagen bezogen bereits viele hundert Ex

Vielfach wird das Buch von den Gemeinden neben der Traubibel jungen Paar mit überreicht, eine Einrichtung, die Nachahmung ver

Ich habe zu diesem Zweck eine Familienchronik anfertigen lass



Passendes

Confirmationsgeschenk

Der Krankenfrend schreibt: Als ein echtes Familienbuch möc dieses neue Andachtsbuch jeder Familie und Stationsschwester empfehlen. sich durch seine Anlage, seine kurzen, kernigen Andachten s Massenverbreitung.

Das Deutsche Pfarrerblatt schreibt: Die Andachten sind kern gläubig und tragen den Bedürfnissen unserer Zeit Rechnun Umfang ist gerade recht. Möchte dieses Andachtsbuch in recht vielen F Eingang finden, und auch von den Leitern der christlichen Kolpo Schriftenvereinen etc. vertrieben werden.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über €4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für €
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Georg Heinrich Meyer (Deutscher Dorfschreiber)

Berlin SW. 46, Bernburgerstrasse 3.

Hervorragende literarische Neuigkeiten.

Adolf Bartels, Jeremias Gotthelf. Sein Leben und seine
M. 2.—, geb. M. 3.—. Die erste erschöpfende
über Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius), die seine Persönlichkeit und
Lebenswerk von einem höheren und Weiteren und zugleich dem
litterarhistorischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Grössere zusammen-
fassende Proben aus Jeremias Gotthelfs Werken sind eingeschaltet, damit eine
Einführung in den Dichter stattfindet.

Diese Biographie des grössten deutschen Bauerndichters sollte in
Pfarr- und Lehrerbibliothek auf dem Lande fehlen.

Fritz Lienhard, Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. Vorzugsp
Ostern geh. nur M. 2.50 (später M. 4.—), geb.
(später M. 5.—).

Der Reichsbote (am Schluss eines längeren Aufsatzes): Es ist
nicht möglich, den vielseitigen Inhalt der Aufsätze des Lienhardschen
werkes — wir haben von fünfzehn Artikeln nur drei analysiert — in dem
Rahmen eines Referats erschöpfend zu charakterisieren. Unser Artikel
anregen zur Anschaffung und zur Lektüre des Lienhardschen Buches,
niemand vorübergehen darf, dem die dürftige und nüchterne Diesselt
Litteratur unserer Tage zu Herzen geht. Überall erquicht in dem Buche die
gesunde, nach Wahrheit ringende Persönlichkeit des Verfassers: überall
das Leitmotiv, das alle Aufsätze durchtönt — die Sehnsucht nach dem
monischen Dichter und Künstler, der in seinen Werken „das volle Leben
„die ganze Schöpfung Gottes“ widerspiegelt.

Fritz Lienhard, Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch. Zweites bis
Causend. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Glänzend beurteilt von der gesamten Presse aller Parteien.

Heinrich Schnrey, Die Dorfmusikanten. Volksstück mit Gesang
und Tanz in drei Aufzügen. Mit Benutzung
Heinrich Schaumberger's Musikantengeschichten. M. 2.—.

Heinrich Schnrey, Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und
pflege. Im Auftrage und unter Mitwirkung
schusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande bearbeitet und herausg
Zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M.

Dr. Friedrich Spitta, Professor der Theologie zu Strassburg. I
und Kunstpflege auf dem Lande. E
rungen aus einem rheinischen Gemeindeleben. Der Gemeinde
Heft 1, 40 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlenswerte Geschenkbücher
von **Andreas Murray.**

Leben in Christo. Bestes Geschenk für Verlobte und Eheleute. 3. Aufl. Mit Vorwort v. C. Schrenk. 4. Nr. 3.—, geb. Nr. 4.—, ff. geb. Damast u. Goldschnitt Nr. 4.50.

Das Bibelwort wird hier den Eltern zum rechten Erquickungsausschüttung, das zu ihrem hohen Berufe Kraft darreicht.

Losse Hohepriester. Auslegung des Hebräerbriefes. Als tägliche Andachtsbuch sehr zu empfehlen. 4. Nr. 4.—, geb. Nr. 5.—.

Wolf schreibt: Das Buch zeichnet tiefe Innigkeit und wahrhaft herzliche Wärme bei aller Klarheit der Darstellung.

Selbst. 6. Aufl. Schön brosch. mit Rotzahn. 40 Pfg., kart. 60 Pfg., geb. mit Goldschnitt Nr. 1.—, Particen billiger.

Jesus ist hier groß und herrlich, freundlich und barmherzig. Der Mensch muß Vertrauen zu ihm fassen und kann nicht eher ruhen, bis er in Ihm „zu Hause“ gefunden hat.

Mein Wille. Preis brosch. 60 Pfg., kart. 80 Pfg., geb. Nr. 1.20, geb. mit Goldschnitt Nr. 1.40.

für alle, die den Willen des Vaters erfüllen wollen, besonders aber für die Jugend erwecklich und tröstlich.

Im Christo. Gedanken über den Beruf der Kinder Gottes, heilig zu sein, wie Er ist. 5. Auflage. Nr. 1.20.

Warte in der Gnade. Ein Büchlein für Christen, die voran gehen wollen. 2. Auflage. Eleg. brosch. Nr. 1.20.

Wirst du nicht glauben? Worte der Belehrung u. Ermunterung für jeden Tag eines Monats an alle, die den Glauben suchen. Preis brosch. Nr. 1.20, geb. Nr. 2.—.

Die heiligen Kleinod. Übersetzt von Pfarrer Diegler. Preis brosch. 80 Pfg., geb. Nr. 1.40, Goldschnitt Nr. 1.60.

Alle Pfingstsegen. 2. Auflage. Brosch. Nr. 1.—, kart. Nr. 1.25, geb. Nr. 1.80.

zeigt unser Verschmachten — führt aber auch gleichzeitig zur rechten Stärkung.

Warte auf Gott. Wegweisung zum Schwersten, zum „Stillesein.“ Preis brosch. 80 Pfg., geb. Nr. 1.40, geb. mit Goldschnitt Nr. 1.60.

Thema: Sei stille zu Gott und warte auf Ihn, beherrscht alle Bekehrung. — Gewiß ist dies Warten auf Gott ein sehr zu beachtender, aber vielbeachteter Zug des rechten Christenlebens.

Schrenk's Werke.

Allein durch den Glauben.

Preis br. 80 Pfg., kart. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.40, mit Goldschnitt Mk. 1.60

Alles und in Allem Christus.

(Kober, B.)

Preis br. 80 Pfg., kart. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.40, geb. mit Goldschnitt Mk. 1.60.

Wen dürstet, der komme.

(Erzieh.-u. E.)

Preis kart. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.80.

Je 12 Reden. Aus reicher geistlicher Erfahrung geschöpfte Glaubenszeugnisse, die auf festem Schriftgrund ruhend, in das praktische Leben das helle Licht des Evangeliums fallen lassen und auf das eine, was not ist, mit ganzem Ernst dringen.

Jungfrauenleben im Lichte des Wortes Gottes.

Preis br. 20 Pfg., geb. mit Goldschnitt 80 Pfg. Basel.

Wir sahen seine Herrlichkeit.

Betrachtungen über das hohepriesterliche Gebet.

4. Auflage 1901. 15.—17. Tausend.

Br. 80 Pfg., kart. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.40, m. Goldschn. Mk. 1.60.

Allen, die tiefer eindringen möchten in das Verständnis dieses Gebetes, empfehlen wir das Studium dieses Büchleins.

Wie soll ich zum heil. Abendmahl geben?

Wie steht es mit deinem Beten?

Zwei Vorträge. Preis 15 Pfg. Partieen billiger.

Wie wird Christus am besten ergriffen?

2. vermehrte Auflage.

Vortrag, gehalten auf der Studenten-Konferenz in Frankfurt. Preis 10 Pfennig.



Sch

Einze

à 10 P

1. All
sollen
Besten

2. Die
in Sime

3. Der
und die

4. Ein
Reif

5. Bo

6. Schö
„30

7. Die
Abra

8. B
deinem

9. Die

10. Die
Zer

11. Wt
ich Gotte

12. Co

Preis

100 Stück

1000 Stück



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Enden der Erde zu; sie können sich nicht aus dem Wege gehen, müssen sich mit einander vertragen, ja verständigen, sie sollen können sich sogar vielfältig zur Erreichung ihrer Ziele behilflich. Sie stehen auch vielfach in freundlichem Verhältnis zu einander. Kolonisation erleichtert oder ermöglicht der Mission manchmal den Eintritt in ein neues Arbeitsfeld, ermöglicht oder erleichtert ihr sogar manchmal ihre Arbeit, während die Mission der Kolonisation zu Pionierdienste thut. Sie ist bei solchem Dienst auch überall willkommen ist auch sonst willkommen als nützliche Ratgeberin, sie wird auch oft genug zur unbequemen, ja gefürchteten Mahnerin, wenn für die Rechte der eingeborenen Bevölkerung eintritt. Sie kann darf aber auf diese Thätigkeit nicht verzichten um der christlichen Willen, die durch Uergewaltigung der Eingeborenen überseeischer nur zu leicht schwere Schulden auf sich laden, deren Uergeltung oder später sie treffen muss; sie darf auch nicht darauf verzichten der Ausbreitung der europäischen Herrschaft und Kolonisation die im eignen wohlverstandenen Interesse die Eingeborenen und Rechte schonen sollten. Für die Mission selbst aber ist die Eingeborenenfrage und auch die Frage ihres Eintretens für die Eingeborenen wahre Lebensfrage. Wir wollen uns deshalb heut hier ermutigen stärken zu der Ausübung der schweren Pflichten, die Gott uns in die Hinsicht auferlegt hat, indem wir betonen, dass die Übernahme der Anwaltschaft für uns eine Notwendigkeit ist, und zugleich auch Aufgaben erwägen, die uns aus der Übernahme solcher Anwaltschaft erwachsen.

I.

Man ist berechtigt die Frage aufzuwerfen: Weshalb brauchen die Eingeborenen überhaupt einen Anwalt? Deshalb, weil die Europäer ihnen gegenüber nur zu sehr zur Gewaltthat neigen! Für ist ein Grund mit der Thatsache gegeben, dass die Europäer, hierbei in Betracht kommen, der hochstehenden, geistig hochbegabten indogermanischen Rasse angehören, die geneigt ist, auf die Angehörigen anderer minderwertigen Menschenrassen trotzig und hochmütig herabzusehen. Wir kennen alle die grossartige Schöpfung Kaulbad welche die Völkerscheidung zu Babel darstellt. Auf diesem Gemälde kommt auch die innere Entfremdung der Rassen von einander zum Ausdruck. Die Kinder Sems fliehen erschreckt vor den Händen und der reine germanische Jüngling blickt auf die Schwarzen her

Abscheu und Verachtung. Unserer germanischen Natur ist noch diese Verachtung der tiefer stehenden nichteuropäischen Völker pflanzt. Der Indogermane sieht in dem Angehörigen dieser Rassen seinen Nächsten. In Indien tritt uns dieser Gegensatz im Verkehr höher stehenden Kasten mit den Parias entgegen, und wir selbst uns im Verkehr mit Mongolen, Papuas, Hottentotten und Negern fast von diesen Leuten abgestossen. Es haben die Europäer deswegen Natur niemals Befallen an der biblischen Wahrheit gefunden, aller Menschen Geschlechter von Einem Blut herkommen. Die Missionen in Südafrika scheuten sich früher nicht zu behaupten, dass Buschleute und Hottentotten vom Teufel erschaffen seien, oder wiesen auf hin, dass alle Eingeborenen Afrikas dem Geschlechte Hams angehören, welches von Gott verflucht sei. Gebildete Europäer aber halten heute vielfach die Fabel aufrecht, dass diese Völker von den Affen abstammen. Damit ist eine Entschuldigung gefunden für alle Auswüchse und Gewaltthaten, zu denen man diesen Völkern geneigt. Wenn Buschleute, Neger und Papua nur höher entwickelte Tiere sind, die keine unsterblichen Seelen haben, dann kann man nicht mehr von Rechten sprechen, die ihnen zukommen, sie sind dann frei, der Willkür ihrer Dränger preisgegeben.

Als weiterer Grund für den Gegensatz zwischen diesen Völkern und uns fällt der Umstand ins Gewicht, dass sie anderen Glaubens, sie Heiden sind. Alle Religionen verlangen von ihren Anhängern, sie ein gewisses Mass von Milde gegenüber den Mitbekennern des Glaubens walten lassen, auch wenn sie solche als Feinde oder Unterworfenen zu behandeln haben. Weder Christen noch Mohammeden durften Angehörige ihres Bekenntnisses zu Sklaven machen. Dieser lernende Umstand fehlt bei dem Zusammenstoss von Europäern mit christlichen Völkern; die Kämpfe mit ihnen erhielten deshalb oft fanatisch religiöses Gepräge. Zu manchen Zeiten haben christliche Missionare und Kolonisten geglaubt, dass sie Gott einen Dienst erwiesen, wenn sie Heiden ausrotteten. Die verweltlichte römische Kirche, der die Kraft des Geistes mangelte, die Heiden durch das Evangelium zu gewinnen, weil das Evangelium ihr verloren gegangen war, machte und macht noch heute den Arm der weltlichen Obrigkeit ihren Zwecken dienstbar, und hat oft genug Werkzeuge der Gewalt geweiht und durch die Gewalt gesegnet. Aber auch evangelische Christen haben z. B. in Amerika und Südafrika, für Gewaltthaten an den Ein-

geborenen eine Beschönigung gesucht in unevangelischen Lehren, z. B. in der Lehre von der prädestinierenden Gnaden- und Zorn-Wahl Gottes.

Es fehlen aber auch nicht andere allgemein menschliche Beweggründe, welche die Europäer reizen, an unterworfenen überseeischen Völkern Gewalt zu üben. Wie einst die Römer unsere Vorfahren, so sehen wir heute die Naturvölker als Barbaren an. Unsere höhere Bildung, unser erweitertes Wissen, unsere verfeinerte Lebensweise, unsere große Macht, lassen uns niedriger stehende Völker verachten. Auch der einzelne Europäer, fühlt sich dem fremden Volke gegenüber nur zu leicht als Übermensch, der dem von ihm Überwältigten kein Schonen, ja kein Mitleid schuldig ist. Solch Übermenschentum artet dann auch hier nicht selten in förmlichen Wahnsinn aus, für den wir Deutsche in unserer bekannten Gründlichkeit auch bereits eine besondere Bezeichnung gefunden haben. Der „Tropenkoller“ ist bei uns zu trauriger Bekanntheit gelangt, seit wir die Herrschaft über heiße Länder angetreten haben. Und neben dieser hoffärtigen Gesinnung, die in harter und unrechter Beurteilung und Behandlung der Unterworfenen in die Erscheinung tritt, ist es die Gewinnsucht, die uns zu allerlei Gewaltthaten treibt. Der Spekulant, der Händler, der Landmann, der sein Vaterland verlässt, will, wenn er auswandert, für das, was er mit seiner Heimat verliert, möglichst schnell und reichlich entschädigt sein; das Land und die Güter der Fremden sollen ihn bezahlen; und in dem hier nach solchem Gewinn fragt man oft nicht danach, welche Schmach man auf sich ladet, wenn man ganze Völker oder Stämme entmenscht oder ungezählte Scharen von Menschen durch Opium und Branntwein an Seele und Leib vergiftet. Und dann thut die Fleischeslust das ihre. Ein Schleier sei über das gebreitet, was Europäer auch im Dienst der Fleischeslust an Eingeborenen überseeischer Länder gesündigt haben und noch sündigen.

Und diesem Europäertum, diesem Strome gewaltigen und vielfach gewaltsamen Weltverkehrs stehen drüben Menschen gegenüber, die durch die ihnen anhaltenden Schwächen, durch Mangel an Klugheit, Zuverlässigkeit und Charakterfestigkeit Gewaltthaten höher stehender Völker oft geradezu herausfordern. Das Staatswesen dieser eingeborenen Völker, teils noch im ersten Stadium der Entwicklung, teils alt und morsch geworden, ist unserer Macht und Klugheit nicht im entferntesten gewachsen. Ihre einfachen Verteidigungsmittel sind unseren mörderischen Waffen gegenüber unbrauchbar. Da ist die Leichtigkeit, mit der hier diploma-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

tum kannte, und die holländisch ostindische Kompanie hat sich selb-liches zu Schulden kommen lassen. In Südafrika unterdrückte sie den freien Handel und beutete die Kolonisten aus, gestattete aber dafür die Eingeborenen auszubeuten und zu Sklaven zu machen. Eben- haben in den letzten beiden Jahrhunderten die Indianer Nordamerikas und die Bewohner der Südsee-Inseln es oft genug spüren müssen, daß die meisten Christen Amerikas, Englands und Australiens ihnen gegenüber weder von Recht noch von Barmherzigkeit etwas wissen wollen. Am Sklavenhandel beteiligten sich römische und protestantische Christen in gleichem Masse und mit gleicher Grausamkeit, und wenn der schandliche Opiumhandel in China zunächst nur einer Regierung, der indobritischen Reiches zur Last fällt, so haben sich an dem eben- schändlichen und verderblichen überseeischen Brantweinhandel mehr oder weniger alle christlichen Völker beteiligt.

Gott sei Dank, die Zeiten sind andere geworden. Wir erkennen es dankbar an, dass der Sklavenhandel abgeschafft ist, dass auch die Sklaverei verschwindet, und dass in der neueren Zeit die christlichen Mächte sich mehr und mehr bestreben, in ihrer Kolonialpolitik bessere Grundsätze zu folgen. Man scheut sich, den Eingeborenen ihr Leben und Eigentum offen mit roher Gewalt zu rauben, sondern bringt es lieber mit einem Schein des Rechts an sich. Das geschieht in dem Bewusstsein, dass das christliche Volk in der Heimat offene Unbill nicht mehr dulden will. Schwarze Thaten geschehen auch heute noch, aber sie fliehen das Licht und werden möglichst verheimlicht. Das Gewissen der christlichen, besonders der protestantischen Völker ist erwacht und lehnt sich auf gegen Unrecht und Gewaltthat, auch wo es sich um Eingeborene handelt.

Viele Faktoren haben mitgewirkt, um diesen Umschwung herbeizuführen. Zuerst die christliche Bewegung, welche unter deutschen mennonitischen Einwanderern in Pennsylvanien am Ende des 17. Jahrhunderts ihren Anfang nahm. Da wurde, wie Dr. Schreiber sagt, die christliche Idee der allgemeinen Menschenrechte gleichsam wieder entdeckt, so dass es schon damals zu einem Protest der frommen Ansiedler gegen die Negersklaverei kommen konnte. Dann begann unter den Quäkern in England eine gleiche Bewegung, die endlich dazu führte, dass im Laufe des vorigen Jahrhunderts die Sklaverei in allen christlichen Staaten abgeschafft wurde. Mitgewirkt hat dabei auch die Bewegung, welche von Frankreich ausgehend im revolutionären Kampf

altberbrachten Schranken den Gedanken der Freiheit, Gleichheit Brüderlichkeit unter den Massen verbreitete. Neuerdings aber hat stille aber stetig erstarkende Arbeit der christlichen Mission die Eingeborenen der überseeischen Länder dem mitleidigen Empfinden der weißen Völker näher gebracht.

Und doch hat es auch in neuester Zeit bei den kolonialen Unternehmungen an Ausschreitungen und Gewaltthaten gegen die Eingeborenen keineswegs gefehlt. Man braucht nur an die Greuel zu denken, die im Kongostaat verübt worden sind, und im Blick auf unsere Thätigkeit an Namen zu erinnern, die eine traurige Berühmtheit zu haben, um zu erkennen, dass die Neigung zu Grausamkeiten gegen Eingeborenen gegenüber leider noch immer in bedeutendem Masse vorhanden ist. Zum Überflus wird dies dadurch bewiesen, dass sich neuer wieder Pläne in Bezug auf Behandlung der Eingeborenen unternimmt ans Licht des Tages wagen, obwohl ihnen schreiende Ungerechtigkeit zu Grunde liegt. Ich erinnere an das wieder neuerdings geübte Zwangsverfahren, wodurch die Eingeborenen zum Arbeitsdienst auf den Plantagen der Erwerbsgesellschaften oder bei den Kaufleuten gepresst werden sollen. Alle Beweggründe, welche die Europäer zu solchen Gewaltthaten von jeher gereizt haben, sind auch heute noch vorhanden und stehen als gefahrdrohende Wolken über der Entwicklung der Kolonien. Deshalb bedürften die Eingeborenen auch jetzt noch eines Anwalts, der ihre Sache führt und sie beschützt.

II.

Dem Umstande nun, dass die Zeiten sich geändert haben, verdanken wir es, dass ein Forum da ist, vor dem ein Anwalt der Eingeborenen auftreten und bei dem er Gehör finden kann. Dieses Forum sehen wir in der heutigen christlichen Welt, im besonderen in dem Volk, welches in Berührung mit den Eingeborenen kommt, weiter in der Regierung, welche solchem Volk Verantwortung schuldig ist. Denn die zu feindseliger Bedrängung der Eingeborenen führenden Kolonisten müssen in Schranken gehalten werden durch die europäischen Regierungen, denen sie unterstehen. Wo solche Regierung fehlt, die zwischen Kolonisten und Händlern einerseits und den Eingeborenen andererseits vermittelt und die Eingeborenen schützt, treten heute noch die alten Gewaltthaten wieder auf. Um der Eingeborenen willen muss man wünschen, dass die europäischen Kolonien

recht lange noch mit ihren Mutterländern verbunden, also unter Oberaufsicht derselben bleiben. Was würden wir in Beziehung Unterdrückung der Eingeborenen erleben, wenn unsere Kolonien genug wären, sich selbständig zu machen, und wenn dort unsere Leute stark genug wären mit den Eingeborenen zu thun, was beliebt. Jetzt wird das Verhältnis beider zu einander durch die deutsche Reichsregierung bestimmt und beaufsichtigt. Vor diesem Forum müßten Klagen der Eingeborenen zunächst zum Austrag kommen.

Es wäre nun gewiss am wirkungsvollsten, wenn die Eingeborenen selbst ihre Sache führen, wenn sie hier selbst bittend klagend auftreten könnten. Allein leider sind sie für dies schwierige Geschäft noch viel zu schwach. Sie stehen dabei vor einem fremden Volk, dessen Sprache und Sitte sie nicht kennen, dessen Rechtsansichten ihnen fremd sind. Das Thun und Handeln der Europäer ist ihnen so unverständlich, dass sie nicht wissen, wo dabei das Gute aufhört und das Unrecht anfängt. Sie finden die Wege nicht, um ihre Stimme am rechten Ort Gehör zu schaffen, finden auch den Ausweg nicht, der Erfolg verbürgt. Das ist der Fall im grossen wie im kleinen, inbezug auf das Verhältnis der Leute zur Reichsregierung zum Bezirksamt, zum Gouverneur wie zum Unteroffizier. Sie dulden meist lieber das Unrecht als dass sie klagen, weil sie fürchten müßten durch Ungeschicklichkeit beim Klagen sich Strafen zuzuziehen. Eingeborenen fremdländischen Unterthanen einer christlichen Macht deren Beamten, oder auch Händlern und Kolonisten gegenüber Rechte selbst vertreten können, müssen sie durch längere Berührung mit Europäern, durch gleichmässige gesetzliche Behandlung und durch Aneignung der Elemente, die allgemeine Bildung vermitteln, dazu erzogen sein. Zu solcher Erziehung gehört Zeit und bei den Eingeborenen gehört dazu Mühe und guter Wille. Man ist aber in vielen Kolonien keineswegs gewillt, den Eingeborenen solche Erziehung zu gewähren, grade weil man sie den Übergriffen der Weissen gegenüber imstand unmündiger Kinder erhalten will. Die Kolonialbevölkerung deshalb fast überall dagegen, dass Eingeborene sich eine einigermaßen höhere Bildung aneignen. Bezeichnend ist hierfür z. B. die Bestimmung des holländischen Gouverneurs Janssen, der in der Kapkolonie im Jahr 1804 verfügte, dass kein Eingeborener im Schreiben unterrichtet werden dürfe, der nicht dazu besondere Erlaubnis vom Gouverneur erhalten habe. Erschwert wird den Eingeborenen die Abwehr von Unbill

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Zeugen bei Unthaten zugegen sein, und wo Privatleute eine Kolonie zu dauerndem Wohnsitz erwählt haben, werden sie sich nur entschliessen, das Odium, Anwälte der Eingeborenen zu sein, auf sich zu nehmen. Wir richten aber an alle, die in unseren Kolonien wohnen, die dringende Bitte, ihrer Pflicht gegen Gott und Vaterland eingedenk zu bleiben und mit uns zu stehen gegen Gewaltthat und Unrecht, wenn auch die darunter seutzenden Menschen schwarze oder braune Haut haben.

Vor allem aber hat die christliche Mission die Pflicht, für die Eingeborenen einzutreten, tritt sie doch für diese Leute ein durch ihr Bestehen, durch ihr ganzes Werk. Wir treten für die Eingeborenen ein, indem wir ihnen das Christentum bringen, dessen Besitz die grösste Vorrecht ist, dessen wir uns erfreuen. Wenn Paulus, der Heidenapostel, den Ausspruch thut: Sollte Gott, welcher seines einzigen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns alle gegeben, uns mit ihm nicht alles schenken, so können wir auch nicht sagen: sollten wir den Angehörigen fremder Völker denn etwas missgönnen und vorenthalten, wenn wir ihnen unser Bestes, den Segen des uns in Christo geschenkten Heils, gönnen und mitteilen? Menschwürdige, christliche, ja brüderliche Behandlung der Eingeborenen ist die notwendige Folge ihrer Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche. Deshalb sind alle Feinde der Eingeborenen ganz folgerichtig auch Feinde der christlichen Missionsthätigkeit. Es erklärt sich mit sich auch das Wort, welches ich aus dem Munde von Kolonisten zu hören müssen: dass Eingeborene getauft würden, könne man sich gefallen lassen, aber zum heiligen Abendmahl sollten sie nicht zugelassen werden.

Die christliche Mission ist der Anwalt der Eingeborenen, deshalb sind auch alle Organe der christlichen Mission berufen, die Vertreter der Eingeborenen auf sich zu nehmen; und zwar ganz besonders da, wo diese Organe dem Volk angehören, welches sich Gewaltthaten gegen Eingeborene zu Schulden kommen lässt. In diesem Fall wird die allgemeine christliche Pflicht, welche uns gebietet, den Armen und Elenden beizuspringen, gestärkt durch die patriotische Pflicht gegen das eigene Volk und Vaterland. Wir können und dürfen es nicht mit ansehen, dass unser Volk Blutschulden auf sich ladet, dass Söhnen und Thränen Unterdrückter es vor Gott verklagen, oder dass es Schuld auf sich ladet dadurch, dass es Verbrechen ungesühnt lässt, die einzeln

Ungehörigen begangen haben. Wir dürfen dazu nicht schweigen, deshalb nicht, weil wir glauben, dass sich solche Schulden früher oder später rächen werden; denn die Misshandlung und das Untertreten der Eingeborenen, gefährdet die gesunde Entwicklung unserer Kolonien, gerade der Mission so viel liegen muss. Wir können es nicht dagegen zu zeugen, weil in der Missionsgemeinde ein gut Gewissen des besseren Teils unseres Volkes verkörpert ist. Dieser unseres Volkes verlangt es von uns, dass wir nicht Unrecht befehlen, sondern dass wir es ans Licht ziehen, damit es bestraft werde. Die Mission kann dazu die Augen nicht schliessen, da sie nach Lage und Lage von diesen Vorkommnissen meist sehr gut unterrichtet ist. Sie darf sich nicht zur Mitwiserin und damit zur Mitschuldigen von Verbrechen machen dadurch, dass sie ihnen schweigend zusieht. Die Mission besitzt auch die Kenntnis der Verhältnisse, die nötig ist, um die betreffenden Vorgänge richtig zu beurteilen. Es sollte daher Volk und Regierung es mit Dank begrüßen, wenn die Mission in Fragen, die die Eingeborenen betreffen, ihre Stimme abgibt.

Die Mission hat aber auch um ihrer selbst willen die Pflicht, für die gleiche Behandlung der Eingeborenen einzutreten. Sie hat die Aufgabe, den Eingeborenen das Evangelium zu predigen, welches ein neues Mass von Gleichheit aller Menschen lehrt, welches lehrt, dass alle Menschen unter der Sünde sind, alle aber auch erlöst durch das Blut, welches auf Golgatha vergossen ist. Die Mission verkündigt, dass alle Menschen, die da glauben, zu Einem Leibe getauft und in einem Geist getränkt werden sollen, damit alle als Bausteine im Tempel des lebendigen Gottes seiner Herrlichkeit teilhaftig werden. Die Mission lehrt deshalb mit Paulus, dass im Reiche Gottes nicht ist Jude, Jude, Barbar, Scythe, Sklave, Freier, sondern alles und in Christus. Kol. 3, 11.

Soll die Mission diese Lehre vom Wert jeder einzelnen Menschen, von der Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott und von der Bruderschaft aller Christen predigen, ohne diese Lehre in Thaten umzusetzen? Das würde ihre Worte Lügen strafen und die Frucht ihrer Predigt in Frage stellen.

Weiter: Die Mission hat die Pflicht die Eingeborenen zu ermahnen, dass sie nach Pauli Vorschrift (Röm. 13) der Obrigkeit unterworfen sind, die Gewalt über sie hat, auch dass sie jedem Europäer als Gliede des herrschenden Volkes die schuldige Ehrerbietung be-

weisen. Das ist oft schwer, weil die europäische Oberherrschafft den Leuten doch fast überall mit Gewalt aufgezwungen ist und mit Gewalt aufrecht erhalten wird. Die Mission kann aber diesen Dienst nur mit Freudigkeit und mit Erfolg thun, wenn die Eingeborenen von dem herrschenden Volk mit Gerechtigkeit behandelt werden. Gebet und Danksagung nach apostolischer Vorschrift können die Untertanen nur da mit Freudigkeit für die Obrigkeit bringen, wo die Obrigkeit ihres Amtes wartet und dazu hilft, dass die Beter ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Gottseligkeit und Ehrlichkeit. Jedenfalls muss die Mission den grössten Anteil nehmen an der sorgfältiger, gedeihlicher Entwicklung der eingeborenen Bevölkerung, woherher deretwillen sie überhaupt da ist, für die sie ihre ganze Kraft einsetzt und ihre mühevollen, opferreiche Arbeit thut. Die Heiden sieht sie als Berufene, als verheissungsvolles Ackerland, die gewonnenen Heiden taufen als Pflegebefohlene, die sie weiter zu fördern und zu erziehen hat. Kein anderer Stand kann soviel wahre, selbstlose Theilnahme am Wohlergehen und der Entwicklung der Eingeborenen haben, deshalb ist es verständlich, dass die Mission sich nicht scheut, gegebenenfalls für die Eingeborenen als Anwalt einzutreten.

Fragen wir weiter nach den Werkzeugen, nach den Menschen, durch welche die Mission der in Rede stehenden wichtigen Pflichten nachzukommen nügen soll, so kommen in erster Reihe unsere draussen stehenden Missionare in Betracht. Sie leben mit den Eingeborenen, sie erleben und kennen deren Denkweise, Sitten und Bedürfnisse. Sie sind unfreiwilligen Zeugen vom Thun und Treiben der drüben wohnenden und verkehrenden Europäer, ihrer Landsleute, sie sind deshalb berufen, zwischen beiden aufeinanderstossenden Massen zu vermitteln. Die Vertretung der Eingeborenen zählt aber zu den schwierigsten Aufgaben, die dem Missionar gestellt sind. Es gehört dazu ein grosses Mass von Selbstverleugnung und von Liebe zu den Eingeborenen. Es gehört dazu auch tiefere Bildung, welche richtiges Erfassen der gegenseitigen fremden Verhältnisse ermöglicht. Nicht selten findet man Missionare, die nach dieser Seite hin ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, die sich von der draussen herrschenden Luft benebeln lassen und deren Urteil über die Eingeborenen das Urteil der Kolonisten wieder spiegelt unter denen sie leben. Es giebt aber andere, die innerlich ganz mit den Eingeborenen verwachsen und deshalb mit ihnen denken und fühlen lernen. Solche können es nicht lassen, für die Armen u

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Widerhall von Stimmen, die von Missionsleuten ausgegangen. Die Mission hat weiter die Aufgabe, für die Menschenrechte der geborenen den Beweis der That zu führen. Wir sollen die Eingeborenen nicht etwa nur von der Wahrheit des Christentums überzeugen, sondern erwachten Glauben hin taufen, und meinen, damit sei unsere Aufgabe an ihnen erfüllt. Wir müssen sie auch weiter im christlichen Leben fördern und zur wirklichen Bethätigung ihres Glaubens durch treuen fürsorglichen Fleiss erziehen. Unsere Christen müssen für die Sache ihres Volkes durch ihr Leben eintreten. Ganz besonders sollten die Stationsstationen, wo die Mission Grundherrin ist, wo die Mission also in der Lage ist, erzieherische Kräfte nach allen Seiten wirken zu lassen, in diesem Sinne leuchtende Städte auf dem Berge sein. Die Mission hat deshalb auch die Pflicht, das Schulwesen auf ihren Gebieten möglichst in der Hand zu behalten, und soll mit allem Ernst danach trachten, auf dem Gebiet des Volksschulwesens Erfolge zu erzielen, welche schliesslich die beste Apologie für die Erziehung der Eingeborenen sind. Wird es auch gelingen, Eingeborene soweit zu fördern, dass sie die Sache ihres Volkes selbst führen, oder einzelne Glieder ihres Volkes gegebenen Falls selbst vertreten können. Die Mission wird auch den Eingeborenen als treue Beraterin zur Seite stehen müssen. Sie weist einem unterworfenen Volk und auch den einzelnen Gliedern eines solchen Volkes den besten Dienst, wenn sie vor ungesetzlichem Widerstand nach Kräften warnt und den Ausbruch solch rohen Widerstandes verhütet, der schliesslich immer zum Nachteil der Schwächeren endet. Sie muss also immer vor Selbsthilfe warnen, sie darf aber den Eingeborenen die Wege zeigen, auf denen sie in ordnungsmässiger Weise Abhilfe dieses oder jenes Notstandes erlangen können. Es ist überaus wichtig, die Eingeborenen davon zu überzeugen, dass sie die Europäer nicht mit roher Gewalt wieder zurückdrängen können, dass es aber für sie wohl möglich ist, sich durch fleissigen Gebrauch ihrer Kräfte, durch Arbeit und durch Aneignung höherer Bildung eine bessere, geachtete Stellung im kolonialen Leben zu erringen.

Die Mission wird sich auch gelegentlich beteiligen müssen. Ihre Einwirkung auf die Gesetzgebung, sie wird auch mit Vorstellungen und Bitten herantreten müssen an die Regierung, sie wird manchmal in der Lage sein Missverständnisse aufzuklären und zu vermitteln. Es ist selten ist es Missionaren durch solche Vermittelung Beamten gegenüber gelungen, Blutvergiessen zu verhüten oder zur Herstellung

uns beizutragen. Wenn es aber durchaus geboten erscheint, wenn alle anderen Mittel, Missstände abzuschaffen, versagt haben, oder es gilt Verbrechen an's Licht zu ziehen, werden die Organe der Mission sich auch nicht scheuen dürfen, mit Klagen gegen Privatpersonen und selbst Beamte vorzugehen. Dabei sollte aber stets die grösste Vorsicht und Gewissenhaftigkeit walten. Vorsicht ist besonders da geboten, wo die Anklage sich auf blosser Gerüchte oder auf Mitteilungen der Eingeborenen stützt, die bekanntlich nur selten die Tragweite von Tatsachen oder Übertreibungen ermessen. Gewissenhaftigkeit ist geboten, weil unbegründete Klagen Ruf und Ansehen des Klägers schädigen, im unserem Falle das Vertrauen beeinträchtigen, welches die Mission genießen soll. Eine unberechtigte Klage gegen Beamte dürfte gerade sein, auf längere Zeit hin ihre und ihrer Vorgesetzten Stimmung in deren Ungunsten zu beeinflussen. Die grösste Vorsicht aber ist geboten, wenn man glaubt mit Klagen oder auch nur abfälligen Urtheilen über Zustände und Verwaltung in den Kolonien an die Öffentlichkeit treten zu müssen. Die deutschen Missionen dürfen nicht vergessen, dass bei uns missliebige Äusserungen über die Regierung und ihre Organe, seien solche Äusserungen nun mündlicher Art oder geschehen durch die Presse, vielmehr beachtet und übel genommen werden, als z. B. in englischen Kolonialverhältnissen der Fall ist. Wir müssen uns daher darin finden, dass wir unserer Regierung oder auch Gouvernements der einzelnen deutschen Kolonien gegenüber mit Zurückhaltung und Vorsicht aufzutreten haben, als das bis jetzt in manchen fremden Kolonialländern nötig gewesen ist. Das darf uns aber nicht abhalten, wo es geboten erscheint, Missstände auch öffentlich im Reichstage, in der Presse oder in Versammlungen zur Sprache zu bringen, oder an denselben Stellen berechtigten Wünschen Ausdruck zu geben. Der Sturm der Entrüstung, der schon manchmal über unser Volk gegangen ist, wenn der Schleier hinweggezogen wurde, über schwarze Thaten, die drüben geschehen waren, gebreitet lag, hat gezeigt, dass unser Volk Unrecht und Gewaltthat gestraft sehen will, wenn sie an Eingeborenen begangen sind.

Es bleibt uns noch übrig die Forderungen wenigstens in ihren Umrissen anzudeuten, welche die Mission zu Gunsten ihrer Schutzobjekte stellt. Die Feinde der Eingeborenen suchen häufig jedes Mittel für diese Leute dadurch zu verdächtigen und leichter Hand abzuwehren, dass sie uns unterschieben, wir träten thörichter Weise für

gesellschaftliche und politische Gleichberechtigung der Eingeborenen den Europäern ein. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir verlangen die Gleichberechtigung aller Menschen im Reiche Gottes, aber nicht im Reiche dieser Welt. In letzterem mögen Rang- und Standesunterschiede bestehen mit ihren verschiedenen Ansprüchen und Pflichten. Wir eifern uns nicht dafür, dass in Eisenbahnen und Strassen Europäer und Farbige durchaus in einem Abteil fahren müssen, dass jedes Hotel gehalten sein soll, Leute beider Rassen aufzunehmen. Wir halten es auch nicht für förderlich, dass Europäer schwarze Frauen heiraten, sondern geben gern zu, dass es für die Erziehung der eingeborenen Rassen nötig und heilsam ist, sie so zu behandeln wie ihre fremde Sitte, ihr geringerer Bildungsgrad und ihre Stellung als Unterworfenen erfordern. Wir verlangen ebensowenig, dass den noch tiefer stehenden Eingeborenen in einer Kolonie gleiche politische Rechte mit den europäischen Herren des Landes verliehen werden, man drüben ohne weiteres allgemein gleiches Stimmrecht bei politischen Wahlen einführe; hat man doch bei uns in Deutschland lange gezögert, das gleiche Stimmrecht auf alle Klassen auszudehnen, und scheint es doch selbst bei uns noch sehr fraglich, ob das unerschlossene Gewähren des Stimmrechts für unser Vaterland ein Segen sein wird. Wir verlangen aber mit ganzem Ernst, dass den Eingeborenen Menschenrechte gewährt werden.

Wir verlangen also für die Eingeborenen das Recht auf Besitz. Wir verlangen deshalb, dass man ihnen ihren Besitz an Land, Häusern und Herden nicht raube, damit sie sich auf Grund der Anfänge von Kultur, die sich bei ihnen finden, weiter entwickeln können. Wir glauben, dass damit der Entwicklung der Kolonien ungleich besser gedient wird, wenn man Erwerbsgesellschaften gestattet, den Leuten das Land langsam unter Häusern und Füßen fortzunehmen. Die Eingeborenen können ihren Ackerbau auch meist da noch mit Vorteil betreiben, wo sich den Europäern der Anbau schlecht oder gar nicht lohnt, und entwickeln sich als Kleinbauern besser als sie sich als Tagelöhner entwickeln werden. Wir verlangen auch, dass es den Eingeborenen gestattet werde, ihren Besitz zu vermehren, dass es ihnen also nicht verwehrt werde, Land zu pachten oder zu kaufen. Wir verlangen für die Eingeborenen das Recht des freien Erwerbes und sind deshalb gegen Einföhrung direkten gewaltsamen Arbeitszwanges, der erfahrungsmässig den Leuten die Lust an der Arbeit meist gründlich verleidet. Ein neuerer Kolonial-

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Straf-Expeditionen, bei deren Vorgehen doch meist das Blut unschuldiger Leute vergossen wird. Wir wollen nicht, dass unsere Schutztruppen sich auf ihren Märschen und unsere Kriegsschiffe bei ihren Fahrten zum Schrecken friedlicher Dörfer machen. Wir verlangen, dass alle Ausschreitungen und Grausamkeiten, an jedem, der sich ihrer schuldig macht, nicht nur an Kaufleuten, sondern auch an Reisenden, Beamten und Offizieren in gerechter und strenger Weise bestraft werden. Wir verlangen, dass man endlich Mittel finde, den Opiumhandel in Ostasien und den Branntweinhandel in Afrika zu beschränken und allmählich abzuschaffen. Wir wissen uns im Streben nach diesen Zielen eins mit der Mehrheit des deutschen Volks und eins auch mit unserer Regierung, welche gerade in der letzten Zeit Schritte zur Beseitigung der Sklaverei und zur Regelung der Arbeiter-Verhältnisse gethan hat, welche auch der Forderung und Ausgestaltung des Schulwesens ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Eine Eingabe betreffend die Menschenrechte der Eingeborenen, welche der Ausschuss der deutschen Missionen am dem 14. September vorigen Jahres bei der Reichsregierung eingereicht hat, wird von der Reichsregierung einer eingehenden Erwägung unterzogen. Wir hoffen, dass wir auch in Zukunft im Einverständnis mit ihr an der Erziehung der Eingeborenen werden arbeiten können. Wo die Mission eintritt für das Wohl der Eingeborenen, so tritt sie auch ein für das Wohl unserer Kolonien, denn von der Entwicklung der Eingeborenen hängt schliesslich zum guten Teil die gedeihliche Entwicklung unserer Kolonien ab. Wenn wir aber für unsere Kolonien arbeiten, so arbeiten wir für die Weltmachtstellung des deutschen Vaterlandes.

Ob aber in unseren eigenen Kolonien oder anderwärts, überall wird und muss die Mission der Anwalt der ihr zugewiesenen Eingeborenen sein, und bei dieser ihrer Thätigkeit darf sie auf die Unterstützung und den Segen dessen trauen, der da sitzt zur Rechten der Majestät in der Höhe als der rechte Anwalt unser aller.



James Chalmers.

Eine biographische Skizze.¹⁾ Von D. G. Kurze.

I. Aus der Jugendzeit.

Es war an einem Sonntagabend des Jahres 1856. Die Spitzfenster der Presbyterianerkirche in der schottischen Stadt Inveraray hell erleuchtet; denn der alte Pastor Meikle hatte seine Sonntags- um sich versammelt, um ihnen eine Missionsstunde zu halten. Stet flossen die Worte von den Lippen des ehrwürdigen Mannes, der den Knaben von der an wunderbaren Führungen und Durch- Gottes so reichen Missionsgeschichte der Witi-Inseln erzählte, und merkte es an dem Mienenspiel und an der gespannten Aufmerksamkeit der jugendlichen Zuhörer, dass sie das Erzählte auf's tiefste ste. Meikle schloss seine Ansprache mit den Worten: „Ich möchte wissen, ob unter euch Jungen einer ist, der Lust hat, einmal zu werden. Will einer von euch zu den wilden Heiden und ihnen von Gott und seiner Liebe erzählen?“

Der Pastor hatte sicherlich keine laute Antwort auf seine Frage der Mitte seiner Schüler heraus erwartet, sondern mit seinem Wort einen Stachel in ihr Herz senken wollen. Ein frischer, helläugiger unter seinen Zuhörern sprach aber im gleichen Augenblick still: „Ich will!“ und als nach Gesang und Gebet die Jugend wieder eilte, da machte sich jener Knabe von seinen Gefährten los, an einer einsamen Stelle hinter einer Mauer auf die Kniee und das Gelübde, dereinst als Missionar in seines Heilandes Dienst zu

Der Knabe war James Chalmers, der später so berühmt ge- die, im vorigen Jahre von den Wilden ermordete Neuguinea- war.

Die schottischen Hochlande haben der evangelischen Kirche schon manchen tragenden Glaubensboten geschenkt; auch James Chalmers Wiege stand in Bergen Schottlands; dort ward er 1841 zu Ardrishaig am Loch Fyne geboren.

Quellen: J. Chalmers & W. Wyatt Gill, Work and Adventure in New Guinea 1877 to 1885 (London 1885); J. Chalmers, Pioneering in New Guinea (London 1887); J. Chalmers, Pioneer Life and Work in New Guinea (London 1895); J. Chalmers, Explorations in South-Eastern New Guinea (Proceedings of the Royal Geographical Society 1887, p. 71—86); W. Robson, James Chalmers, Missionary and Explorer of Rarotonga and New Guinea (London 1891); „The Chronicle of the London M. S.“, Jahrgang 1866—1901; The Annual Report of the London M. S., Jahrgang 1867—1901.

Bald nach seiner Geburt siedelten seine Eltern, schlichte, einfache Leute, nach der Stadt Inveraray über. Wenn es je ein fröhliches Kind gab, dessen Kopf lustiger Streiche und Einfälle stak, so war es James. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Glenaray-Schule, wo er wegen seiner Aufmerksamkeit eine Prämie sich erwarb und später sogar dem Lehrer beim Unterricht der Abschiedsgabe mit zur Hand ging. Wo es ein Spiel galt, das besondere Waghalsigkeit und Ausdauer erforderte, da konnte man gewiss sein, dass Chalmers seine Kameraden anführte. Seine Mutter lebte in beständiger Sorge, wenn sie ihren wilden Jungen draussen wusste; hatte man ihn doch zweimal halbtot aus dem Wasser gezogen. Er selbst hatte als ganz junger Bursche auch schon vier Mal vom Ertrinken gerettet.

Obgleich seine Eltern der schottischen Staatskirche angehörten, besuchte der junge Chalmers die Gottesdienste in der Vereinigten Presbyterianerkirche in der Vaterstadt, wo der eben erwähnte Pastor Meikle eine besondere Anziehung auf ihn ausübte. Nach seiner Schulzeit brachte ihn sein Vater auf dem Bureau eines Rechtsanwalts in Inveraray unter, eine Stellung, die dem abenteuerlichen Sinne James nicht sonderlich behagte. Darum kam er in seinem 16. Lebensjahre mit noch mehreren Kameraden auf den Gedanken, heimlich zur See zu gehen. Die zur bestimmten Nacht brach herein, und jeder hatte sich sein kleines Bündel zurechtgelegt, das er mit ins Boot nehmen wollte. Schlaflos wälzte sich James um seinem Lager hin und her; unablässig musste er an seine Mutter denken, dass ihr Herz wohl brechen werde, wenn sie die Nachricht erhielte, dass ihr Sohn davon gegangen sei, ohne von ihr Abschied zu nehmen. Dies gab den Ausschlag; er liess die Freunde ziehen und blieb in Inveraray. Sein Herz war in jenen Tagen gleichgiltiger gegen Gottes Wort geworden; nur ab und zu besuchte er noch den Gottesdienst und seinem alten Pastor ging er am liebsten schon dem Wege.

Da kamen im Jahre 1859 von Nordirland zwei Erweckungsprediger nach Inveraray, deren Ansprachen unter Alt und Jung in der Stadt eine grosse Bewegung hervorriefen. Auch Chalmers konnte ihrer Einwirkung nicht entziehen, und es war ein deutliches Zeichen der Umwandlung, die mit ihm vorging, dass er seinen Seelsorger wieder aufsuchte und ihm sein Herz ausschüttete. Es entsprach der impulsiven Natur Chalmers, dass er, nachdem er selbst Frieden gefunden hatte, auch andere zu Genossen seiner Freude machen wollte. So trat er als vollberechtigtes Mitglied in die Vereinigte Presbyterianerkirche ein und beteiligte sich eifrig als Mitarbeiter an der Sonntagsschule und bei allen Arbeiten der christlichen Gemeindepflege. Am Schluss seiner Bureaustunden hielt er hin und her in den Häusern während der Bauungsstunden, die manchen der Kirche wieder näher brachte. Schliesslich wurde ihm an einer Presbyterianergemeinde der grossen Fabrikstadt Glasgow das Amt eines Stadtmissionars übertragen, d

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

vertauschte seine triefenden Kleider mit dem Anzug eines Kollegen und stand halbe Stunde später auf der Kanzel der Dorfkirche, um seine Mission zu halten.

Während der ersten Zeit seines Highgater Aufenthaltes war der heisseste Wunsch Chalmers, von seiner Gesellschaft als Missionar nach Afrika ausgesandt zu werden. Sein berühmter Landsmann Livingstone, hielt sich damals gerade in England auf und rüstete zu neuen Reisen in den „dunklen Erdteil“; so war es sehr natürlich, dass auch Chalmers gern seinen Spuren gefolgt wäre. Doch die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft hatten ihn für eins ihrer Arbeitsfelder in der Südsee, für Rarotonga, ausersehen, und Chalmers fügte sich willig in die ihm zunächst nicht sehr sympathische Entscheidung.

Da noch geraume Zeit verstrich, ehe das Missionsschiff „John Williams“ — das erste Schiff mit dem Namen des grossen Südseemissionars war — an den Klippen der Insel Pukapuka gescheitert — in See stechen konnte, bot sich Chalmers und seinen Kollegen Saville die höchst willkommene Gelegenheit, Woolwich unter Leitung des Missionsveteranen W. Gill, der lange Zeit auf den Cook- oder Hervey-Inseln gearbeitet hatte, die Rarotonganische Sprache zu lernen; gleichzeitig trieb er auch medizinische Studien, was ihm späterhin sehr zu statten kam. Gleich nach seiner Ordination und kurz vor seiner Reise auf das Missionsgebiet trat er mit Jane Hercus, der Tochter eines Kaufmanns in Greenock, in die Ehe. Sie ward ihm nicht nur eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine verständnisvolle Mitarbeiterin auf dem Missionsgebiete. Kühnheit und Mut konnte sie sich getrost mit ihrem Gatten messen.

II. Auf der Fahrt in die Südsee.

Am 4. Januar 1866 trat das prächtige Missionsschiff „John Williams“ II, das aus den Missionsgaben (223 803 M.) der Jungfrau Grossbritannien erbaut worden war, von Gravesend bei London mit dem Ehepaar Chalmers und noch 4 anderen Missionarsfamilien an Bord seine erste und, wie sich bald zeigen sollte, zugleich letzte Reise in die Südsee an. Gleich in den ersten Tagen hatte das Schiff eine schwere Probe seiner Seetüchtigkeit zu bestehen, indem es im Meer von einem furchtbaren Sturme überrascht wurde, in welchem 21 Schiffe, darunter die grosse „London“, mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Der „John Williams“ wurde so dicht an die Klippen der französischen Küste angetrieben, dass selbst der Lotse an seiner Rettung verzweifelte, aber das wackere Schiff bot Sturm und Wogen Trotz und rettete sich in den Hafen von Weymouth, wo die vom Unwetter verursachten Schäden ausgebessert wurden.

Chalmers befand sich an Bord ganz in seinem Elemente. Bei jeglichem sah man ihn auf Deck, wo er den Matrosen zur Hand ging oder sich ihnen etwas erzählen liess. Als bald begann er auch Missionsarbeit unter diesen Ceerjaden, indem er sie regelmässig zu einer Bibelstunde und zu Gebetsandacht im Vorderkastell versammelte. Einige von den rohesten wurden durch sein liebeiches und doch zugleich mannhaftes Werben ihre Seele zur Umkehr gebracht, wie einer seiner Reisegefährten noch nach dem Code bekräftigt hat.

Sein überschäumendes Kraftgefühl liess ihn oft, zum Entsetzen seiner jungen die gefährlichsten Stellen droben im Takelwerk oder vorn auf dem Bugspriet aussuchen. Mit Vorliebe sass er oben in schwindelnder Höhe im krummen Krabenneste des Hauptmastes, um sich in das Studium der Rarotonganischen Bibelübersetzung und eines Lexikons jener Sprache seines künftigen Berufsfeldes zu vertiefen. Von Weymouth aus folgte nun noch eine stürmische Reise nach Copen, bis endlich die Küste Südaustraliens vor den Augen der von Wind und Wellen zusammengestrühten Seefahrer auftauchte. Wie in England, so wurde auch in den Hauptstädten der australischen Kolonien, in Adelaide, Melbourne, Perth und Sydney, die der „John Williams“ nach einander anlief, das neue Schiff von Missionstrenden mit grosser Begeisterung begrüsst. Chalmers benutzte diesen Aufenthalt in Sydney, um Abend für Abend Missionsansprachen zu halten; Sonntags predigte er in drei Kirchen. Grosse Freude bereitete ihm und seinen in Sydney das Zusammentreffen mit einigen, dort ihren Ruhestand suchenden Missionaren von Rarotonga, aus deren Munde sie manche belehrende Schilderung über ihr Missionsgebiet zu hören bekamen.

Am 21. August 1866 sagte dann der „John Williams“ Australien Lebewohl und kam nach 14tägiger Fahrt nach Aneitjum, wo er beim Einlaufen in den Hafen auf ein Riff aufrannte. Chalmers blieb mit seiner Frau an Bord, um dem Kapitän Williams und dessen Gattin mit Rat und That zur Hand zu stehen. Zuerst hielt man den Schaden für gar nicht so bedeutend; aber nach wenigen Stunden zeigte sich, dass das Schiff stark leckte. Drei ängstliche Stunden hindurch arbeiteten die hilfreichen Aneitjumer an den Pumpen, das eindringende Wasser zu bewältigen, während die Missionare zusammen mit der Mannschaft das Schiff durch Ausladen zu erleichtern suchten. Chalmers arbeitete abwechselnd an den Pumpen und beim Löschen der Ladung. Am 8. September liess er und sein Kollege Saville eine Schar stämmiger Eingeborener auf den Deck des Schiffes antreten, die nach ihrem Beispiele gleichzeitig von einer Seite nach der andern rennen mussten, bis das Schiff langsam von dem Riff abliess und das tiefe Wasser hinabglitt.

Die eingeborenen Christen weigerten sich, die geringste Vergütung für ihre geleistete Arbeit anzunehmen; ja zweiundzwanzig von ihnen erboten sich sogar, während der gefährlichen Rückfahrt des Missionsschiffes nach Sydney, wo sich ein gutes Dock zur Reparatur befand, die Pumpen zu bedienen. Eingeborene brachten ungeladen geteerte Decken über das umfangreiche Leck, und die gerade nach Copen Aneitjum berührende „Dayspring“, das Missionsschiff der Presbyterianer, begleitete den „John Williams“ nach Sydney, um im Notfall wenigstens

die Bemannung des Schiffes retten zu können. Natürlich machte das die Fahrt mit. Wäre der „John Williams“ nicht so aussergewöhnlich solid gewesen, so hätte er sicherlich die lange Fahrt nicht überstanden. Als das Missionsschiff wieder seetüchtig war, nahm es zunächst die in Aneityum gelassenen Missionsgeschwister und die Ladung auf's neue an Bord und segelte nach der Loyalty-Gruppe und von da nach Niue, wo das kurze Dastehen des „John Williams“ II. enden sollte.

Bei der Ankunft vor letzterer Insel — in den ersten Tagen des Jahres 1867 — war das Wetter recht ungünstig; aber dann klärte es sich auf, so dass nach einigen Tagen mit dem Löschen der Ladung begonnen werden konnte. Am 8. Januar morgens verliess der Kapitän mit sämtlichen Passagieren das Schiff und verbrachte den Tag am Lande; am Abend kehrten die Ausflügler wieder an Bord zurück; nur Missionar Lawes blieb mit seiner Frau auf Niue. Dabei einbrechender Nacht Windstille ein, und eine zunächst ganz unmerklich einsetzende Meeresströmung trieb das eine Stunde vom Lande entfernt liegende Schiff gegen die von der Brandung umtoste steil abfallende Felsenküste Niue's hin. Der erfahrene Kapitän liess kurz nacheinander sämtliche drei Boote flott machen, um das Schiff aus der gefährlichen Nähe des Landes hinwegzubugsieren. Aber obwohl die Matrosen mit last übermenschlicher Kraft hinter die Riemen legten, zog das Schiff langsam seine verderbliche Bahn weiter. Um 9 Uhr zogen sich Kapitän und die übrigen Missionsehepaare mit der Frau des Kapitäns in die Kajüte zurück, um auf den Knien in heissem Gebete Gott um Rettung des seinem Dienste geweihten Schiffes anzuflehen. Die Nacht war dunkel und über Niue lagerten dichte Witterwolken, die sich von Zeit zu Zeit entluden. Als das Brüllen der Brandung immer lauter wurde, gab endlich schweren Herzens der Kapitän nach 11 Uhr den Befehl zum Verlassen des Schiffes, und wenige Minuten, nachdem die 72 an Bord befindlichen Personen — unter den letzten, die das Schiff verliessen, war Chalmers — in die drei Boote verteilt waren, wurde der „John Williams“ als ein brennendes Wrack von den empörten Wogen auf das Riff hinaufgeschleudert. Nun folgten für die Schiffbrüchigen noch ein paar bange Stunden; ehe sie, von den Feuerzeichen der Insulaner geleitet, die einzige Stelle am Strande von Niue fanden, wo es durch freundlichen Eingeborenen möglich war, die Insassen der Boote durch die Brandung an Land zu retten.

Die an Bord gewesenen eingeborenen Missionsgehilfen fanden mit ihren Familien ein Unterkommen bei den Insulanern, während den Europäern sich gastlichen Pforten des Missionshauses in Alofi, dem Hauptorte der Insel, öffneten. Es waren drei lange Monate, die Chalmers mit seinen Gefährten auf der abgelegen vom Weltverkehr gelegenen Insel ausharren musste. Schliesslich waren sie froh, dass ein berühmter Seeräuber, Kapitän Bully Hayes, der das Wrack des „John Williams“ bemerkt hatte, sie in seiner Brigg „Rona“ auf einem Umwege über Tahiti nach Rarotonga brachte.

III. Zehn Jahre Missionsarbeit auf Rarotonga.

Als Chalmers mit seiner Gattin am 20. Mai 1867, also 16 Monate nach ihrer Abfahrt von London, in Avarua den Boden

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



geborenen Geistlichen, der zugleich den Unterricht der Jugend mit sah, besoldete. Ausser der Oberaufsicht über diese gesamte Mission die jedes Jahr zeitraubende und beschwerliche Visitationsreisen nach einzelnen Inseln nötig machte, hatte Chalmers noch die Direktion den Hauptunterricht am Avaruaner Missionsseminar, in welchem einerseits die zukünftigen Lehrer und Missionsgehilfen ausgebildet wurden anderenteils Söhne vornehmer Familien von den verschiedenen Inseln des Archipels eine bessere allgemeine Bildung empfangen, als sie in den Dorfschulen gewähren konnten. Sonntags pflegte Chalmers abwechselnd in einer der fünf Gemeinden Rarotongas zu predigen; an die Predigt und Kinderlehre schlossen sich dann immer allerlei wichtige Besprechungen mit dem Ortspfarrer und den Gemeindeältesten an, so dass er vor Abend selten wieder in's Missionshaus zurückkam. Waren die beiden nächstgelegenen Dörfer an der Reihe, so konnte Chalmers den Nachmittagsgottesdienst auf der Hauptstation versehen.

Auch an Wochentagen nahm der Missionar öfters Veranlassung, seine eingeborenen Mitarbeiter in ihren Dörfern aufzusuchen und sie zu selbstständiger, gewissenhafter Arbeit anzuhalten. In den zwei wichtigsten Ortschaften, Ngataua und Arorangi, pflegte Chalmers mit seiner Gattin, die sich besonders den Frauen der Missionsgehilfen und der heranwachsenden weiblichen Jugend widmete, wenn möglich, ein paar Tage hintereinander zu verweilen. Alle Vierteljahre lud er die eingeborenen Pfarrer und Lehrer zu einer Konferenz auf die Hauptstation ein, um über ihre Erfahrungen und die Bedürfnisse ihrer Gemeinden und Schulen zu berichten. Für die Gemeindeglieder der Hauptstation Avarua hielt der Missionar an bestimmten Tagen Bibelstunden und erteilte auch den Katechumenen die nötige Unterweisung.

Bis zu Chalmers Eintreten in die Missionsarbeit auf Rarotonga war es Brauch gewesen, dass die Zöglinge des Missionsseminars fast durchweg verheiratet waren und mit ihren Frauen und Kindern in kleinen, von Gärten umgebene Häuser auf dem Stationsgrunde wohnten, mit ihren Familien auf Kosten der Londoner M.-G. Lebensunterhalt und Kleidung erhielten. Die Direktoren in London waren im Hinblick auf das Missionsinstitut Malua in Samoa, dessen Zöglinge ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit bestritten, der Ansicht, dass die Rarotonganer Seminaristen dieses gute Beispiel nachahmen sollten. Und Chalmers, diese freundliche und doch so energische Natur, wie er dazu geschaffen, seine Zöglinge mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Mit der lebenswürdigsten Miene von der Welt erklärte er den jungen Männern, dass er für sie und die Ibrigen nur auf sich

die Lebensmittel eingekauft habe; wäre dieser Vorrat aufgezehrt, müssten sie selbst für das Nötige sorgen und zu diesem Behufe in nächster Zeit Plantagen anlegen.

Es traf sich gut, dass der inzwischen verstorbene Häuptling von Avarua im Jahre zuvor dem Missionar Krause ein 80 Acker grosses Stück Buschland als Geschenk angeboten hatte. Als der letztere unter herzlichem Danke für diesen Ausdruck der Liebe dem Häuptling erklärte, er hielte es nicht für weise, als Missionar ein solches Geschenk anzunehmen, übertrug der Häuptling das Land an die Mission, mit der Begründung, dass in späteren Jahren für dieselbe ein solcher Grundbesitz ein beträchtliches Uorteil sein könne. Krause hatte dann von seinen Seminaristen das Land urbar machen lassen wollen; aber seine Kränklichkeit hatte die Ausführung des Planes verhindert. So wurde nunmehr auf Chalmers Betrieb mit dem Urbarmachen jenes Grundstückes begonnen. Bei den ersten drei oder vier Parzellen, die urbar gemacht wurden, leisteten einige Gemeindeglieder aus benachbarten Dörfern wertvolle Hilfsdienste; die Seminaristen machten dann das übrige, indem sie die Streifen urbar und legten darauf Pflanzungen an. Um den Eifer der jungen Leute anzuspornen, gab ihnen Chalmers, der Sitte der Eingeborenen sich entsprechend, von Zeit zu Zeit je nach dem Fortschreiten der Arbeit einen Schmaus. Am Seminar der Mittwoch ein unterrichtsfreier Tag war, so wurde dieser fortan ausschliesslich der Arbeit auf dem Missionsgrundstücke gewidmet; in der nächsten Bestellzeit aber, im Frühjahr, zog die ganze Schar der Seminaristen über die Woche hinaus in die Plantagen, wobei es sich Chalmers zur Pflicht machte, die jungen Leute zu begleiten, um ihre Arbeit zu überwachen und öfter mit Hand anzulegen. Ausser auf dem Missionsgrundstücke arbeitete jeder Seminarist täglich eine Stunde in dem zu seinem Häuschen gehörenden Privatgärtchen. Es dauerte nicht allzulange, so konnte Chalmers voll freudiger Genugthuung nach London berichten, dass das Missionsinstitut sich selbst unterhalte.

An 5 Tagen in der Woche widmete Chalmers je zwei Vormittagsstunden ausschliesslich dem Unterrichte seiner Seminaristen; während der übrigen Zeit hielt seine Gattin mit den Frauen derselben eine Art Fortbildungsschule ab, in welcher diese ausser in den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten auch in Handarbeiten und in der Pflege und Erziehung der Kinder unterwiesen wurden.

Begleiten wir einmal die Missionarfamilie bei dem täglichen Kreislaufe ihrer Tage. Den Beginn des Tagewerkes machte zwischen 5 $\frac{1}{2}$ und 6 Uhr morgens nach Sonnenaufgang — die in der Kirche abgehaltene Morgenandacht der Gemeinde, an der sich das Ehepaar Chalmers regelmässig beteiligte. Nach zwischen 7 $\frac{1}{2}$ und 7 Uhr eingenommene Frühstück folgte die in englischer Sprache abgehaltene Morgenandacht im Hause, an die sich unmittelbar die Ausweisung von Arznei und die Beratung der inzwischen auf der Veranda des Missionshauses versammelten Patienten anschloss. Von 8—10 Uhr unterrichteten der Missionar und seine Gattin die Seminaristen und deren Frauen in den betreffenden Fächern. Während sich hiernach Frau Chalmers mit Hausarbeiten befasste, erteilte er

seinen Seminaristen allerlei Unterweisung in praktischen Fächern, z. B. wie man ein Haus baut oder Hausgerät zimmert und was dergleichen mehr ist, machte sich auf seiner Studierstube zu thun, bis die Glocke das Zeichen zum Essen gab. Nach Tisch gönnten sich Ehalmers eine Erholungspause bis 2 Uhr, der Zeit wo jedermann ein Bad nahm und seine Kleidung wechselte, eine notwendige Gesundheitsmassregel in jenem erschlaffenden Tropenklima.

Dann widmete sich Ehalmers einem Zweige seiner Berufspflichten, wovon wir bisher noch nicht gedacht haben, der Missionsbuchdruckerei, in welcher eingeborene Knaben ganz geschickt unter Aufsicht des Missionars alle Satz- und Druckarbeiten besorgten. Gar manches nützliche Schulbuch, sowie einzelne Bücher der heiligen Schrift sind aus dieser Presse hervorgegangen. Im Jahre 1872 nahm Ehalmers sogar an, ein Rarotonganisches Monatsblatt für seine Christengemeinde herauszugeben, zu welchem er den Stoff allein liefern musste, während ihm seine Gattin wenigstens die Korrekturarbeiten abnehmen konnte. So eifrige Leser fand das Blatt auch bei den eingeborenen Christen im Cook-Archipel und auf den verschiedenen Stationen fand, so lastete die mit der Herausgabe verbundene Arbeit doch zu sehr auf des Missionars Schultern, so dass er es, wenn auch ungern, nach einiger Zeit wieder eingehen lassen musste. Waren die Arbeiten in der Buchdruckerei erledigt und um 4 Uhr eine Erfrischung eingenommen, so machte sich das Ehepaar auf Wanderung, um Kranke und alte Leute, die nicht mehr von zu Hause fort kommen zu besuchen, vielleicht auch einmal die Wohnungen der Seminaristen zu inspizieren und auf dem Missionsgehöfte nach dem Rechten zu sehen. Um 6 Uhr — folgt auf den Sonnenuntergang fast unmittelbar nächtliches Dunkel — wurden Lampen im Missionshause angezündet und die Rarotonganische Hausgemeinde versammelte sich zum Abendsegen um die Missionarsfamilie, die gleichfalls ihre eigene Andacht in der englischen Muttersprache hielt. Bis um 9 Uhr war Ehalmers in der Studierstube für den folgenden Tag vorgearbeitet, und um 10 Uhr ging er für gewöhnlich alle Insassen des Missionshauses ihre Lagerstätte aufgesucht. Mit den Jahren die Seminarklassen sich immer mehr füllten, und als vollkommene Ehalmers sich durch die Verhältnisse gezwungen sah, in Hvarua auch noch eine höhere Knabenschule zu begründen, deren Zöglinge meist als Kostschüler auf dem Missionsgehöfte wohnten, musste freilich die ganze Zeit vor und nach Tisch dem Unterricht verwendet werden.

In Bezug auf die Qualität seiner Christengemeinden machte Ehalmers bald die Wahrnehmung, dass das verlässlichste Element die ältere Generation bildete, welche das Elend des Heidentums an ihrer eigenen Person erfahren hatte und nun die Segnungen des Evangeliums um so besser zu schätzen wusste. Gleich in den ersten Wochen nach seiner Landung war es ihm aufgefallen, dass sich zu den Gottesdiensten wohl die Alten, ferner die jungen Frauen und die Kinder fleissig einstellten, dagegen von den jungen Männern nur vereinzelt zu sehen waren. Wie er von seinem Senior Krause erfubr, führte letztere seit geraumer Zeit ein Zigeunerleben ausserhalb ihrer Dörfer.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

rauschender Getränke warnte. Gleichzeitig sprach er auch den Jünglingen derb ins Gewissen, dass sie die Gesetze mit grösserem Nachdruck handhaben sollten.

Ein Grund, warum die jungen Leute auf die vorerwähnten dauerlichen Ausschreitungen verfielen, lag sicherlich mit darin, dass ihnen an unschuldigem Zeitvertreib fehlte. In der heidnischen Zeit hatte das Volk eine Menge Spiele gekannt, aber die ersten eingeborenen Missionsgehilfen, die auf den Cook-Inseln das Wort Gottes predigten, hatten dieselben samt und sonders in ihrem Überzeuher verpönt, den geringsten Unterschied zwischen unschuldigen Spielen und solchen mit denen unsittliche Gebräuche verknüpft waren, zu machen.

Darum war es dem Missionar sehr willkommen, als nach dem Uebertritt von Cahiti unter der Rarotonganischen Jugend sich plötzlich ein besonderer Eifer für Turnspiele und Freiübungen entwickelte. Dadurch wurden die Männer nicht nur wieder mehr an ihre heimatlichen Dörfer gefesselt, wo sie der Mission leichter beeinflusst werden konnten, sondern sie gewöhnten sich an Arbeit, denn die uniformartigen Turnanzüge, die bald für die Teilnehmer an den Spielen Mode wurden, mussten um ein tüchtiges Stück Geld oder eine entsprechende Menge Kopra von dem weissen Händler erstanden werden. Die Leute waren stolz darauf, als sie zu wiederholten Malen auf Ehalmsers Einladungen ihre Künste auf dem grossen Rasenplatz vor dem Missionshause in Avarua ausüben durften. Sie fanden sich dann an den Sonntagen auch regelmässig in der Kirche ein, und schliesslich richtete der Missionar für das „Freiwilligenkorps“ sogar besondere Bibelstunden ein. So wurden denn für viele junge Männer jene Spiele ein Mittel sich mehr mit dem Worte Gottes vertraut zu machen und zur Erkenntnis des Himmels zu kommen. Andere, bei denen die Wirkung nicht so tief ging, beflissigten wenigstens nach aussen hin eines ehrbaren Wandels.

Eine grosse Anziehungskraft übten auf die eingeborene Bevölkerung die alljährlich im Maimonat stattfindenden Missionsfeste aus, denen die aus allen Dörfern Rarotonga's, ja manchmal auch von andern Cook-Inseln zusammengeströmte Festgemeinde willig für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf den noch heidnischen Südsee-Inseln zu opfern pflegte. Missionskollekten im Betrage von 4000—5000 N. waren für Rarotonga keine Seltenheit. Aber die Bewohner des ganzen Archipels, und zwar Rarotonga an der Spitze, stellten auch willig Söhne und Töchter, die im Missionsseminar in Avarua erzogen wurden für den Missionsdienst zur Verfügung. Uornehmlich war es das feste Land Otago mit seinen wilden Kannibalenstämmen, das eine besond-

den der Riesenseel hinübergeschweift und schon 1869 stellte er seiner Gesellschaft zur Verfügung, um als Pionier des Evangeliums die heidnischen Papua Neuguineas auszuziehen, aber man schob die Inangriffnahme dieses neuen Missionsgebietes noch um ein Jahre hinaus, und als die Missionsdirektion 1873 von seinem einzigen Anerbieten Gebrauch machen wollte, legten sich die andern über Südsee-Missionare ins Mittel und baten dringend darum, möchte Chalmers seine segensreiche Arbeit auf Rarotonga und dazu gehörenden Inseln noch eine Reihe von Jahren fortsetzen. Da kam 1877 von London aus an Chalmers ein neuer Ruf, Neuguinea auszuziehen; diesmal gab es kein Halten mehr. Auf Rarotonga freilich waren die Gemeindeglieder sehr unglücklich darüber, den geliebten Missionar und dessen freundliche Gattin so bald wieder von ihnen zu müssen: aber schliesslich sahen sie doch die Notwendigkeit dieses Opfers ein, und so schied das Ehepaar Chalmers im Mai 1877, zehn Jahre nach seinem Einzuge auf Rarotonga, geleitet von dem Segenswünschen der Gemeinden, von der Stätte seiner ersten Wirk-
samkeit.



Mag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

IV.

Es tritt in der Mission besonders klar hervor, dass die Sakramente keine Beziehung haben zu dem persönlichen Heilsstand der Christen, aber auch zu dem Wesensbestand der Kirche und den gemeindlichen Gestaltungen. Darin liegt vielleicht die Anregung, dass im System der Dogmatik die Lehre von den Sakramenten zwischen der Lehre vom Heil und der Lehre von der Kirche ihre organische Stellung zu finden hat. Das wäre um so entsprechender, weil das sakramentliche Heil in einer Verbindung unsichtbarer Realitäten mit sichtbaren Dingen besteht, so dass hier dasselbe Verhältnis obwaltet, als im Heil der Kirche, welche der Sichtbarkeit ebenso angehört als der Unsichtbarkeit, deren Erscheinungsformen der mehr oder minder getreue

Ausdruck einer im Evangelium real vorhandenen Idee sind. Die Mission zeigt in den mannigfachsten Gestalten und unter den verschiedensten Verhältnissen das Ringen, konkrete Bildungen aus der lebendigen bildenden Kraft des Evangeliums entstehen zu lassen und das nationale Kirchentum mit einem Geist zu durchdringen, welcher der Entstehung, Erhaltung und Mehrung einer *communio sanctorum vere credentium* dient. Nirgends sind die kirchlichen Bildungen vollendet. Wie überall so ist auch hier die Kirche im Werden und nicht im Sein. Die Mission verdankt die tiefsten Anregungen und eindringendsten Bestimmungen für die Gestaltung ihres Kirchentums den Gleichnissen Christi vom Reiche Gottes. Sie wird demgemäss den Begriff des Reiches Gottes für ihre Anschauungen von der Kirche nicht entbehren können. Die Kirche nach ihrer göttlichen Seite, soweit diese in Beziehung zur Welt tritt, ist Reich Gottes, ohne dass der umfassende Begriff des Reiches Gottes sich in dem Begriff der Kirche erschöpfen lässt. Dieses Verhältnis festzustellen, ist eine noch ungelöste Aufgabe der Dogmatik. Es ist sonderlich die Mission, welche die Klärung und tiefere Erfassung und wissenschaftliche Lösung dieses Problems der Theologie zu erwarten Interesse hat. Sie selbst wird zu einer theoretischen Lösung nichts wesentliches beitragen können. Es muss dieselbe nicht ohne eine biblisch theologische Untersuchung umfassender und eingehendster Art geschehen, deren Resultat die Dogmatik formulieren hätte. Wenn wir, S. 59 f., behaupteten, der dogmengeschichtliche Werdeprozess sei im wesentlichen abgeschlossen, so wurde dies ausdrücklich nur im Hinblick auf die soteriologische Seite der Dogmatik gesagt. Wie sachgemäss diese Einschränkung war, zeigt sich hier. Die Notwendigkeit ergibt sich, das Dogma von der Kirche wesentlich zu ergänzen. Nach den Erfahrungen der Mission dürfen wir feststellen, dass ein Kirchenbegriff nicht genügt, der zu dem Begriffe des Reiches Gottes sich entweder ablehnend verhält oder doch in keinem lebendigen Konnex mit demselben steht, wie auch wiederum keine Auffassung des Reiches Gottes genügend erscheint, welche der von Christus vorbereiteten und durch den Geist Gottes ins Leben gerufenen Kirche nicht genügt wird. Denn eben das ist die Erfahrung der Mission, dass lebendige, kirchliche Bildungen nur entstehen, wo diese im Sinne des Reiches Gottes arbeitet, während umgekehrt die Arbeit im Sinne des Reiches Gottes im wesentlichen fruchtlos erscheint, wo nicht kirchliche Bildungen zur Entstehung gelangen. Es wird den

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



welche die Kirche ebenso durchwirkt, wie sie den Dienst der Kirche durch die Durchwirkung der Welt in Anspruch nimmt.

Das Dogma der Dreieinigkeit Gottes habe ich bisher nicht erwähnt. Wenn aber nun am Schlusse dieser Darlegungen, die von dem Ertrag her, welchen die Mission der dogmatischen Auffassung zu bieten vermag, dieses Zentraldogmas Erwähnung gelban wird, so geschieht dies aus dem Grunde, weil die Missionserfahrung davon Zeugnis ablegt, dass ein Verständnis des in der Dreifaltigen Gottes nur möglich ist als Resultat aller übrigen Heilslehren. Aus ihnen aber erwächst dies Verständnis mit innerer Notwendigkeit als Frucht. Die Missionserfahrungen geben nicht die geringste Ermutigung zu spekulativen, aprioristischen Behandlung der Dreieinigkeit Gottes. Es wäre praktisch und theoretisch verhängnisvoller Irrtum, wollte man eine solche mit Umstand rechtfertigen, dass es auch in Indien eine Trimurti gebe, dass aber indische Geist den Denkformen geneigt sein müsse, in welchen sich die Spekulation über die Dreieinigkeit bewegt. Echte Hindu, das heisst solche, die nicht mit ausländischen Ideen genährt sind, wissen nichts von einer Trimurti. Denn wie wir gesehen haben, gehört Brahma einem älteren Göttersystem an als Wischnu und Siva. Und Wischnu und Siva sind einander feindliche Götter,¹⁾ deren jede eine eigenen Anhängerschaft auf den Schild erhoben wird. Die Trimurti ist eine Kompilation vermutlich europäischen Ursprungs.²⁾ Die öffentliche Mission predigt muss sich der Beziehung auf die Dreieinigkeitslehre schlechthin enthalten, weil die Möglichkeit eines auch nur ahnenden Verständnisses solange ausgeschlossen ist, als die Heilslehre in ihrem Zusammenhange nicht Gegenstand des Glaubens und einer innern Erfahrung geworden ist, die den Vater im Sohne gefunden und im heiligen Geiste die Wesenheit beider inne geworden ist. Dann wird die Einheit in der Dreieinigkeit und der Dreieinigkeit in der Einheit, wenn auch nicht ein Geheimnis, so doch der Bann der Undenkbarkeit. Der Weg zur Erkenntnis der Wesenstrinität geht durch das Verständnis der Offenbarungstrinität. Davon geben auch die Erfahrungen der Mission Zeugnis.

S. Die Symbolik gehört nach der einen Seite ihrer Aufgabe zu den historischen, nach der anderen zu den systematischen Disziplinen. Sie kommt für uns hier nur nach ihrer systematischen Seite, als konfessionelle Principienlehre in Frage. Wenn nun diese in ihrer systematischen Abzielung sich der kirchlich irenischen oder kirchlich polemischen Tendenz nicht zu entschlagen vermag, je nach dem sie die Einheit oder die Verschiedenheit der kirchlichen Bekenntnisse betont, so kann es

1) vergl. Graul, Reise nach Ostindien V S. 189 und IV S. 9.

2) Man kann wohl in indischen Vorstellungen Anklänge an die Logoslehre finden, so in dem Vers des Cajumanaver:

„Für dich thronend ob des Heihers Zinne
Bist du, Herr, das „Wort“ zusamt dem „Sinne.“
Allerhöchstes Wesen!“ —

nirgends aber einen Anklang an die göttliche Dreieinigkeit in der göttlichen Einheit

Interesse sein, welche Tendenz nach den Erfahrungen der Mission gerechtfertigt erscheint. Das Urteil wird sich darnach bemessen, ob die Geschichte der Mission die konfessionellen Unterschiede als unbedeutend oder als wesentlich in ihren Wirkungen erscheinen, ob die verschiedenen Lebensverschiedenheiten erzeugen oder nicht.

Dass die Frage nicht im Sinne der grundsätzlichen Polemik beantwortet werden darf, ist zweifellos. Denn das Missionswerk würde bestehen, wenn für die einzelnen Konfessionen ein Nein die Seele Ja wäre. Andererseits ist ebenso klar, dass die Entscheidung im Sinne des consensus quinque saeculorum des Fallt sein kann, weil eine bedingungslose Irenik gegen die Wirklichkeit sein müsste, um sich zu behaupten.

Schon der Blick auf die römische Mission zeigt die Unmöglichkeit einer solchen Grundlage versuchten Irenik. Da diese eine friedliche oder nur gerechte Haltung zu den evangelischen Missionen grundsätzlich ablehnt, da die evangelische Kirche fast überall von den römischen Sendlingen bittere Feindschaft und gehässige Hinderung erfährt, so scheidet die römische Mission für unsere Frage aus. Wer etwa noch die Hoffnung hegt, dass eine Union der römischen Kirche mit der evangelischen Kirche zur Erfüllung des ut unum omnes möglich sei, der wird auf dem Missionsgebiete eines andern überzeugen. Die Früchte der römischen Lehre reifen hier am erkennbarsten, nicht nur in unversöhnlicher Feindschaft gegen das Evangelium und seine Anhänger, sondern auch in der Unfähigkeit im Sinne des Reiches Gottes zu missionieren und Gemeinden im Geiste der Liebe, der innern und lebendigen Einheit zu gründen und zu erhalten. So gross die Scheinerfolge der römischen Mission sein mögen, so gering ihre Erfolge auf ihre Echtheit und höhere Wirklichkeit angesehen.

Wenn somit die konfessionelle Prinzipienlehre, will sie die Erfahrung der römischen Mission für ihr Urteil in Betracht ziehen, aus der Tatsache der noch vorhandenen gemeinsamen Grundlage mit Rom nicht Folgerungen ziehen darf, die die vorhandenen Gegensätze abschwächen, da ja das, was Rom mit der Kirche des protestantismus gemeinsam besitzt, dort in einem völlig andern Geiste gehandhabt wird. So ist die wissenschaftliche Symbolik vielleicht um so zuversichtlicher der Meinung, in bezug auf die konfessionellen Verschiedenheiten innerhalb der evangelischen Kirche werde die Erfahrung der Mission ein durchaus irenisches Urteil geben. Aber auch hier zeigt sich, dass die Lehrunterschiede Lebensverschiedenheiten und divergierende Geistesrichtungen zur Voraussetzung und darum auch zur Ursache haben. Mit einer inwendigen Notwendigkeit gestaltet sich eine Gemeinde anders, je nachdem sie lutherische oder reformierte Missionare leiten. Die lutherische Gemeinden haben auch in der Mission ihr bestimmtes Gepräge. Der protestantismus bringt auf den Missionsgebieten Bildungen hervor, die in jedem ihrer Züge seine Geistesart tragen. Christliche Gemeinden, die nichts anderes als christlich, deren Charakter lediglich eine allgemein christliche Färbung trägt, finden wir auf den Missionsgebieten ebensowenig, wie in der Heimat. So paradox

es klingen mag, so entspricht es den Thatsachen, dass evangelische Ökumenie des Geistes am ehesten da sich findet, wo das konfessionelle Bekenntnis am verschiedensten gewertet wird. Die lutherische Mission denkt und handelt weniger als methodistische Sekten. Die englische Church-Mission, der Sendling der Englands, denkt ökumenischer, als die englische Ausbreitungsgesellschaft (S. B.), welche sich als die Vertrauensmission hochkirchlicher, also sonderlich geistlicher Kreise Englands betrachtet. Je treuer die Missionare ihrem Bekenntnis stehen, je klarer stehen sie auf dem gemeinchristlichen Boden und um so gewisser werden sie für Christus allein werben, während Missionare mit Sektendogmen allzuleicht für ihre Sondermeinungen werben. Je unklarer im Bekenntnis die Mission ist, desto engherziger wird sie ihr Werk treiben, je klarer, desto offener werden in ihrem Handeln die gemeinchristlichen Prinzipien zum Ausdruck gelangen. Bekenntniskirchen sind Charaktere im grossen Styl. Ihr Charakter mag im Einzelnen fehlsam sein, aber er ist besser und wirksamer auch im geistlichen als als Charakterlosigkeit.

Die Irenik würde der Mission einen üblen Dienst leisten, wenn sie die konfessionellen Charaktere auf ein allgemeingiltiges Mass zu reducieren oder unter eine doktrinaire Schablone zu einigen suchte. Wie ein echter Charakter durch das Leben lernt und sich selbst korrigirt, so lässt es sich beobachten, dass auch die Konfessionen in der Mission ihre Einseitigkeiten zurückstellen und sich selbst korrigiren. Die lutherische Kirche zeigt sich in der Mission praktischer, thatkräftiger, hingebender, weniger doktrinär gerichtet als in der Heimat. Die reformirten Missionen zeigen manche Härte des reformirten Bekenntnisses. Die Baptisten sehen sich gegen die Caufe höher und anders zu werten, als es in ihren Prinzipien liegt. Die Brüdergemeinde ist durch ihre umfassende Missionsarbeit ernüchtert und bescheiden geworden. Methodistische Missionare erkennen, dass stürmisches Drängen gegenüber erfolglos ist, und entschliessen sich zu einer geduldigeren Arbeit, zu einem Wirken in der Stille. Trotzdem bleibt überall der Konfessionen Charakter im Wesentlichen bestehen und die Charismen der einzelnen Konfessionen sind nicht zu unterschätzender Faktor in dem Gelingen des Missionswerkes. Die reformirten Missionen entfalten jene Organisationsgabe, die ihren Mutterkirchen in der Heimat eignet. Sie besassen je und je Persönlichkeiten von besonderem Adel, christlichen Gesinnung oder andere von besonderer praktischer Tüchtigkeit. Die Brüdergemeinde bewährt auch in der Mission die Einfachheit und Innigkeit ihrer Auffassung des Christentums und ihre kleine aber konzentrierte Kraft findet eine entsprechende Chür. Es ist dem Methodismus hier und da gelungen, einer rasch aufflammenden Bewegung sich zu bemächtigen, während sich im allgemeinen die Methodisten unter Zwanges und Dranges in der Mission als wirkungslos erweist. Das lutherische Bekenntnis beweist besonders in Indien seine Anziehungskraft auf tiefer angelegte zu systematischem und wurzelhaftem Denken befähigte Charaktere. Die lutherischen Kirchenlieder haben eine eigentümliche Anziehungskraft auch auf das Gemüthsleben der Fremden. Und dem kleinen Katechismus Luthers in seiner tiefen und umfassenden Überzeugungskraft und geistlichen Reife haben andere Konfessionen nicht an die Seite zu setzen. Die lutherische Abendmahlslehre erweist sich als Einigungsband innerlichster Art. Gerade die lutherische Mission erlebt es, d

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

der wissenschaftlichen Behandlung der Symbolik bieten, kann zweifelhaft sein. Sie reden einer bedingungslosen Trennung nicht Wort. Da nachgewiesen ist, dass die Konfessionen unter völlig ändernden Verhältnissen ihren Principien im wesentlichen treu bleiben, dass die mannigfaltigen Aufgaben des Missionsbetriebs eine nicht dem christlichen, sondern in den meisten Fällen auch dem konfessionellen Geiste gemässe Lösung erfahren, so würde es unrichtig sein, den konfessionellen Ausprägungen zu Grunde liegenden Lebensanschauungen zu unterschätzen. Ihr Verständnis und ihre gerechte Beurteilung ist Aufgabe der Wissenschaft.

Andrerseits entspricht eine einseitig konfessionelle Polemik den Verhältnissen der Mission. Es erscheint richtiger, die Principien einer Konfession positiv zu erläutern, als sie lediglich durch die Festsetzung ihrer Gegensätzlichkeit zur Darstellung zu bringen. Die Symbolik wird des komparativen Verfahrens nicht entraten können. Wenn darin der Hauptnerv ihrer dialektischen Beweismethode liegt, wird einmal nicht zum Ausdruck kommen, dass das gemeinsame wichtiger ist, als die Verschiedenheit, und sodann wird es unmöglich sein, die höhere und überwältigende Einheit wissenschaftlich zum Verstehen zu bringen, die für die Konfessionen in dem Begriffe des Reiches Gottes liegt. Dieser Begriff wird freilich erst dann für die Symbolik eine eingreifende Bedeutung erlangen, wenn es der Dogmatik gelungen sein wird, sein Verhältnis zum Begriffe der Kirche festzustellen. Auch ohne völlige Klärung dieses Verhältnisses ist der Begriff des Reiches Gottes für die wissenschaftliche Wertung der konfessionellen Unterschiede nicht irrelevant. Er mag etwa dieselbe Stellung in der konfessionellen Principienlehre einnehmen, die der Begriff des Gewissens in der dogmatischen Darstellung des Heilsstandes behauptet.



Ein Antimissions-Roman.

Beleuchtet von R. Grundemann.

„Et in terra pax“ ist der Titel eines tendenziösen Reiseromans von Kari May, der in Stärke von 18 Bogen, reich illustriert, dem von J. Rünckel herausgegebenen patriotischen Prachtwerke „China — — — ein Denkmal der Streikern und der Weltpolitik“ einverleibt ist. Augenscheinlich war es das Bestreben, nach der eingehenden Schilderung der Kämpfe in China den Ausblick

zukunft in versöhnlichem Tone ausklingen zu lassen und dem weiteren Verkehr europäischer Völker mit Ostasien friedliche Bahnen zu weisen. In der Darstellung des Werkes¹⁾, welche allerlei Unterhaltendes bringt, schien hierfür der beste Platz. Der beauftragte Schriftsteller aber hat seine Aufgabe in einer Weise gelöst, die ihn im schroffen Gegensatz zu allem bisher gebotenen erscheinen lässt.

Von China selbst spricht er sonst nichts; aber die von ihm charakterisierten Missionen strafen die wissenschaftlichen Darstellungen der ersten Abteilung geradezu ab, und die Tendenz des Ganzen ist ein vernichtendes Urteil über die in der zweiten geleitete Bekämpfung der Wirren in China. Der Verfasser zeigt sich als der Entdecker des anscheinend bisher noch unbekanntem wahren Christentums, des Evangeliums der Liebe, durch welches alle Völker des Erdballs mit einander verbrüderet werden sollen. Dass er ganz einseitig gewählte Sprüche aus dem Neuen Testament und sogar die am Kreuze sich opfernde Liebe als Folie für seine phantastischen Zukunftsbilder benutzt, macht die Darstellung, welche in den Gedichten: Eine Herde und ein Hirt ausklingt, zu einer nicht unbedenklichen Gefahr. Dies betrifft besonders die Mission, welche in geradezu empörender Karikatur vorgetragen wird.

Der Verfasser spricht es mehrfach aus und schärft es dem Leser ein, dass die in seiner Dichtung dargestellten Personen nur als Vertreter der verschiedenen Nationen oder Religionen auftreten lässt. Seine Reisebeschreibung in der er selbst die Hauptrollen spielt als ein Weltreisender, der fast an allen berührten Orten zu Hause ist, und die betreffenden Sprachen — arabisch und chinesisch nicht ausgenommen — anscheinend fließend spricht, beginnt er in Kairo. Dort präpariert er zunächst in Omar, dem Eselstreiber, der aber schon einige Jahre Theologie studiert hat, einen Vertreter des Islam, der im Verlauf der Erzählung unter dem Einfluss des Herrn Karl May alles was er von muhammedanischen Schwachheiten und Absonderlichkeiten an sich hatte, gründlich ablegt und sich zu einem prächtigen Menschenbild entwickelt, und ohne Unterschied der Nation und Religion selbst seinen Feinden in edelster Weise Liebe erzeigt. Seine Anhänglichkeit an Herrn May, der ihn mit 5 Mk. pro Tag als Diener gemietet hat, ist rührend und wirkt dass selbst hochgestellte Personen den Versuch machen, dieses Kleinod zu gewinnen, der natürlich kalt lächelnd abgelehnt wird. Dieser Bursche, der übrigens manchmal die nekirische Figur bildet — jede fremde Sprache in ein paar Tagen wenigstens radebrechen lernt und oft sehr klug in die Entwicklung der Geschichte eingreift, vertritt also die mohammedanischen Völker!

Weiter aber hat sich der Verfasser schon die Vertreter der chinesischen Nation in Kairo zurecht gemacht. Dort logieren mit ihm im Hotel Kontinental Monsieur und Mr. Csi, Vater und Sohn, in strengstem Inkognito aus Paris gekommen. Der Vater hat Medizin studiert und macht die schwierigsten Kuren, nicht blos somatische, sondern auch wunderbare psychische. Wir werden gleich hören, wie er mit einer Rede einen Missionar bekehrt. Fu ist vom ältesten Adel, unermesslich reich und

¹⁾ Die erste enthält eine aus Beiträgen vieler Fachmänner zusammengestellte Darstellung Chinas und der Chinesen, wobei auch die Mission (paritätisch evang. und kath.) vertreten ist. Die zweite beschreibt die Wirren, ihren Ursprung, Kampf und Frieden.

Mandarin allerersten Ranges, wie es überhaupt im grossen chinesischen Reich nur 5 giebt, welche Gewalt über Leben und Tod ausüben. (Über diese Einzelheiten ist meines Wissens sonst nichts bekannt.) Vater und Sohn werden als taktvolle Menschen bezeichnet von vollkommener Herzensgüte und selbstloser Freudigkeit geschildert. Der Vater ist von dem „wahren Christentum“ des Verfassers bereits so durchdrungen, dass er sich selbst einen Christen nennt, obwohl in derselben Minute sich als Konfuzianer bekennt. „Das (nämlich dass man nicht zu bekehren braucht) ist eine Sache, welche in China jedermann schon begriffen hat.“ Mit ganz besonderer Teilnahme wird der Ahnenkultus besprochen, kein Kultus sein soll. Die Verbindung mit den Seelen der Verstorbenen spielt in der ganzen Geschichte eine bedeutende Rolle, wobei sich der Dichter stark spiritistischer Richtung bewegt. Doch ist er vorsichtig genug, die Grenze letzteren nicht zu überschreiten. Die Erzählung schliesst damit, dass die Gesellschaft (2 Engländer, 1 Deutscher, 2 Amerikaner, 1 Araber und die Chinesen) im Ahnensaale des Sommerpalastes des Herrn Fu sich versammeln — da der Vorhang.

Jeder der nur einigermaßen die Chinesen kennt, wird beurteilen können, ob Fu und Csi zutreffend als Vertreter dieser Nation gezeichnet sind.

Die christliche Mission vertritt ein amerikanischer Missionar Mr. May. Man mag schwanken, ob man mehr lachen soll über die Unwissenheit, oder grimmen über die Bosheit, mit der diese greuliche Karikatur gezeichnet ist. Das Bild wird noch mehr verdunkelt durch das daneben gestellte seiner Tochter, die als ein Engel der Liebe neben diesem Vater erscheint, ganz wie einst ihre (deutsche) Mutter, die verstorbene Frau Waller, deren Geist in der Entwicklung des Romans mehrfach eine Rolle spielt. Jeder Sachverständige wird Herrn Waller gleich bei seinem ersten Auftreten für verrückt halten. Aber Herr May schneidet diese Annahme wesentlich ab durch die ausdrückliche Erklärung, dass er eine geistige Schwäche nicht habe annehmen können. Später (S. 103) erklärt ihn ein amerikanischer Professor für erblich belastet. So müsse er wenigstens den Chinesen ersuchen seiner religiösen Unduldsamkeit. Dieselbe sei seit Generationen jedem Gliede seiner Familie anerzogen. „Und dabei gehört sein Christentum nicht einmal einem Wissen, kirchlich abgegrenzten Bekenntnisse an, sondern beruht auf den Lehren, welche sich in seiner Familie nach und nach herausgebildet haben und von den Eltern auf die Kinder vererbt worden sind. Dazu kommt, dass er seinem Vater hat versprochen müssen, Missionar zu werden, um durch Verbreitung der religiösen Familientraditionen möglichst viele Heiden zu bekehren und dadurch für sich und seine Vorfahren bei Gott ein Verdienst zu erwerben, welches ihnen im Jenseits angerechnet werden muss.“

Wie kann jemand, der auf etwas Bildung Anspruch macht, es wagen, solche unsinnigen Phantastereien als Charakterisierung amerikanischer Missionare, und sogar der amerikanischen Nationalität auszugeben!

Doch wir müssen Herrn Waller näher betrachten, so wie der Dichter ihn kennen lernte. In der Nähe von Kairo sah dieser, wie W. einen betenden Araber den Omar, am Arm fasste und ihm durch den Dolmetscher sagen liess, dass er nicht dulden könne, dass in seiner Gegenwart mohammedanisch gebetet werde.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Frieden über alles Gute, Edle und Schöne und Mr. Waller verfällt nicht ziges Mal in seinen schnarrenden Con. Auch die Geister der alten Ägypten an der Unterhaltung betheiltigt.

Der zweite Teil des Romans, der sonderbarer Weise den Titel „An des Islâm“ hat, spielt auf Ceylon. Herr May fördert mächtig die Bekehrung seines Dieners Omar, lernt einen amerikanischen Professor, den er Vater von Fräulein Watter, kennen, die mit ihrem leiblichen Vater inzuß ziemlich unwahrscheinlichen Wegen durch Indien reist. Durch Zufall bekommt ihr Notizbuch in die Hand, in dem sich seine Verse finden, denen er beifolgende Fortsetzung beifügt:

Gebt was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit;
Das andre alles sei daheim geblieben.
Grad weil sie einst für euch den Tod erlitt,
Lebt sie durch euch, um weiter fortzulieben.

Diese Zeilen, die für die volle Bekehrung Wallers eine grosse Begegnung gewinnen, kommen wieder in Marys Hand, ohne dass sie etwas vom Inhalt erfährt.

Als Vertreter der englischen Nation treten hier eine Anzahl sehr feige Englishmen auf,¹⁾ die sich im Hotel besonders mit ihrem Spott über die Bekehrung sehr unnützlich machen, ebenso wie sie einen friedlichen Chinesen verspottet werden von dem Dichter samt seinem treuen Omar die Treppe hinuntergeworfen. Später rettet letzterer einen von diesen Herren mit Lebensgefahr aus dem Meer. Infolge dessen kommen auch diese wilden Gesellen zu einer neuen Gesinnung.

In Pulo Pinang trifft der Dichter mit einem alten Freund zusammen, ein Engländer ganz anderer Art. Rattley ist ein junger, unermesslich reicher aus einem der ältesten Adelsgeschlechter, der eine Chinesin geheiratet hat. Yin, ist der Inbegriff aller Schönheiten (glücklicherweise hat sie keine Klumpfüße) dazu ist sie ein Engel in Menschengestalt. Der junge Gatte war daran, mit seiner Familie wegen dieser Heirat zu zerfallen. Nun ist er in seiner eigenen Vaterstadt in der Heimat gewesen und hat mit der Familienvertretung eine Wette gemacht. Er setzt sein ganzes Vermögen ein. Ein Onkel, ein steifer, hocharistokratischer Gentleman, kommt mit nach China. Wird er von dem Zauber der jungen Yin überwunden, so hat Rattley die Wette gewonnen. Dazu scheint wenig zu bedauern denn der alte Herr spricht von Yin immer nur als dem Gespenst. In der abgeräumten Kabinette Rattley's hängt ihr Bild, stets mit frischen Blumen bekränzt. Aber der Onkel hat es noch nicht angesehen.

Dieses Bild muss ein weiteres Mittel zur völligen Bekehrung des Mannes werden.

Inzwischen sind nämlich auch Wallers auf Pulo Pinang gewesen. Der Dichter ist bedenklich an Dysenterie erkrankt und die Ärzte haben als einziges Mittel Bergluft angeraten. Daraufhin hat die Tochter den Patienten nach Aitschin gebracht, wo sie auf den Bergen weit von allem europäischen Einfluss unter Malaien

1) Sie sollen im Segelschiffe von Pondichery nach Point de Galle gekommen sein, um mit der Bahn nach Kolombo zu fahren!

Medicine gefunden haben. Aber der Kranke hat in seiner fieberhaften
 Wunde den Cempel,¹⁾ in welchem sie einquartiert waren, in Brand gesteckt.
 Die Chinesen haben ihn vorläufig von dem drohenden Code errettet. Aber
 10000 fl. Schadenersatz schaffen, bevor der Vater freigegeben wird. Sie
 nach Pulo Pinang in einem kleinen Fahrzeug herüberbringen und ver-
 forderte Summe von einem Bankhause zu erhalten. Ohne Sicherheit
 Zahlung verweigert. Nun tritt Raffley edelmütig ein und verschafft
 Dazu kommt Dr. Csi, der ein unfehlbares Mittel gegen Dysenterie hat.
 sofort Dampf gemacht und die ganze Gesellschaft edler Menschen fährt
 Yin nach Htschin. Unterwegs gewöhnt Herr May den Engländern das
 ab und Weiss auch den Onkel bereits ein gut Teil freundlicher gegen die
 zu stimmen, wozu die Persönlichkeit des vorzüglichen Csi das ihrige thut.
 tenten loszukriegen, macht aber grosse Schwierigkeiten, die schliesslich der
 mit einer verborgenen Macht überwindet. Endlich wird der Kranke ge-
 bei der Edelmüt der Malaien sich in hellem Lichte zeigt. Dem Bewusst-
 Raffleys Kabine eingeräumt und hier vor dem Bilde der Yin beginnt
 unterstützt von Marys treuer Pflege, die somatisch-psychische Kur. Die
 besteht darin, dass Herrn Mays weitere Verse dem Phantasierenden bei-
 werden, der angesichts des Bildes der Yin mit seiner verstorbenen Frau
 steht. Er spinnt die in den Versen gegebenen Gedanken im
 mit der ihm nahen Seele aus und zwar in tadellosen Versen.
 das Bekenntnis des zuvor so eitrigen Missionars:

Vergieb, ich war vom Antichrist bethört!

Er that, als ob er unser Jesus sei! — — — —

Da warstest mich — — — in deiner Stimme ward mein Engel laut

Der Engel unsrer ganzen Christenheit — —

Wohl ein Dutzend ähnlicher Verse rezitiert der Kranke. Dazwischen folgen
 Auseinandersetzungen, in denen der Verfasser u. a. sein Werk „An
 des Jenseits“ empfiehlt.²⁾ Der Chinese wird selbst von den Versen
 dass er in dem noch ungenannten Verfasser einen Menschen entdeckt,
 gleich ein Christ, doch in nicht misszuverstehenden Worten das auszu-
 sagte, was von dem gegenwärtigen Christentume noch nicht ausgesprochen
 obgleich die Menschheit schon seit ungemessener Zeit darauf gewartet hat.“

Der Missionar wird wieder gesund und völlig zu dem „Wahren
 des Dichters bekehrt. Raffley entpuppt sich als Socius des Herrn Ju.
 das chinesische Reich in gleichem Sinne unter Festhaltung alles eigen-
 chinesischen regenerieren. Wie das geschehen soll, wird freilich nicht
 über die Küsteninsel Ocama (die auf der Karte nicht zu finden ist), auf
 Ju wohnt, unter dessen Obhut die Yin zurückgeblieben war, scheint schon
 Paradies zu sein. Noch ehe dasselbe erreicht ist, ist auch der alte,
 so weit bekehrt, dass er dem chinesischen Dr. Csi drei herzhatte

¹⁾ Bekanntlich sind die Htschinesen Mohammedaner.

²⁾ Schon anfangs musste Fräulein Waller seine drei Bände, „Im Lande des
 empfehlen.

Küsse giebt (1), und bald nach der Ankunft geht er mit Yin Hsun in Arm spazieren. Er erklärt sich überwunden, Raffley hat die Wette gewonnen, nun nie wieder wetten.

Mary und Csi empfangen als Verlobte den Segen des beehrten China und die Vereinigten Staaten sind zur innigsten Gemeinschaft. Darüber lässt sich der Verfasser folgenden Weibrauch streuen: „Ab, jetzt ich! Schriftsteller der Schalk! Weltreisender Volksseelenforscher! Alles persönlich der Bücherschreiber! Jede eurer Gestalten ist die Lösung eines menschen- völkerpsychologischen Problems!“ (Welche Bescheidenheit!) Der Wunsch teiligten geht dahin, dass die Schilderung dieser Reise den Titel „Et in temp führen solle. Raffley aber fordert kategorisch, dass sie hier abschliessen begiebt sich in den Ahnensaal und der Vorhang fällt.

Einer weiteren Beleuchtung bedarf dieser utopische Roman des Wolken wandelnden „Volksseelenforschers“ nicht. Dass seine phantastischen „stätten“ zur Lösung eines einzigen „menschen- und völkerpsychologischen lems“ auch nur den geringsten Beitrag liefern werden, wird kein mit der keit vertrauter Mensch zu glauben sich bewegen lassen. Auch die Karikatur fanatischen Missionars, die er sich konstruiert, ist mit so unnatürlichen Sach getragen, dass sie kaum Schaden anrichten kann. Was aber den „Ußher an betrifft, so wird er durch den Propheten dieses neuen Evangeliums sch alisierung schwerlich auch nur einen Schritt näher geführt werden.



Chronik.

John Mott, der Leiter des Student volunteer movement und der bekannten Schritt: „Die Evangelisation der Welt in dieser Generation“, zweitemale eine Reise nach Asien und zwar nach Japan, China, Ceylon Indien gemacht, nicht zu Studienzwecken sondern um die dortigen höheren anstalten (auch die nichtchristlichen) zu besuchen, evangelistische Versammlungen halten und die missionarische Aggression namentlich unter der gebildeten zu organisieren. Diese Reise, die von New-York über San Franzisko und über London nur 5 Monate gedauert hat, von denen die Hälfte auf der selbst entfiel, ist nach den übereinstimmenden Berichten von solcher kraftvoller regung gewesen, dass man sie als ein Ereignis bezeichnen darf. Die Reise vielleicht darin ihren Grund hatte, dass Mr. Mott am 26. Februar schon in Coronto, Kanada, sein wollte, um hier der 4. internationalen Konferenz Student volunteer movement zu präsidieren, wurde dadurch ausgeglichen, alles ausgezeichnet vorbereitet und weise Fürsorge zur Ausbreitung der Anregungen getroffen worden war. Nach Japan kam Mr. Mott in der günstigsten Zeit, nämlich mitten hinein in die grosse christliche Bewegung, infolge der vereinten missionarischen Offensive seit dem vorigen Jahre im ist (1901, 546). Er hielt sich hier einen Monat auf und sprach in Sendai, Kyoto, Osaka, Okayama, Kumamoto und Nagasaki vor etwa 11500 Jüngern

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Bibel-Gesellschaft, die einen Verlust von 60000 Mk. erlitten hat. China Inland-Mission, deren Verlust viel grösser ist. Auf die Anzeige übersandte der Bürgermeister von Kiu Kiang unter dem Ausdruck der Hochachtung der ersteren eine persönliche Gabe von 1600 Mk., der von ihm eine solche von 700 und mehrere angesehenere Mandarine zeichneten Jahresgaben von je 400 Mk. Und infolge der Erklärung ihres Verzichts auf jede Entschädigung seitens der China Inland-Mission erliess der Gouverneur der Provinz Szechuan, die meisten Christenmorde stattgefunden, eine Proklamation, die in den Provinzstädten anzuschlagen befohlen wurde, in der er nicht bloss die Hochberühmte Handlungsweise bewundernd kennzeichnete, sondern auch den Chinesen wie sehr sie sich angesichts derselben ihrer Gewaltthaten gegen die Missionäre schämen hätten und erkennen müssten, dass diese Männer nichts anderes als ihnen umsonst Gutes thun. Er befahle und erwarte, dass die Chinesen aller Berufe und Stände ihrem guten Vorbild hinfort folgten. Von allen glänzenden Rechtfertigungen der chinesischen Mission nehmen die Tageszeitungen, welche 1900 diese Mission so masslos verurteilt haben, nicht die geringste Notiz.

Ein aner kennendes Urteil eines Staatsmannes über die Missionen John Barett, früherer amerikanischer Gesandter in Siam schreibt: „Nach einem fünfjährigen fast sechs jährigen Studium der missionarischen Wirksamkeit nicht bloss in Siam, sondern auch in China und Japan bin ich zweifellos überzeugt, dass die Missionare ein grosses und gutes Werk zur Beförderung sowohl der ethischen als der materiellen Interessen dieser asiatischen Länder ausführen. Die Verbreitung vieler anti-missionarischer Gerüchte hat ihre Quelle in dem oberflächlichen Urtheile in den asiatischen Vertragshäfen. In den Klubs von Yokohama, Tientsin, Shanghai, Hongkong und Bangkok besteht die Neigung, wegwerfend von den Missionaren und ihrer Thätigkeit zu sprechen, ohne dass man eine ernsthaftere Kenntnis von dem hat, was sie wirklich leisten, und welche Fortschritte in erzieherischer, sozialer und evangelistischer Beziehung gemacht sind. Der Durchschnittsbildung hört diese Berede und nimmt eine vorurteilsvolle Meinung mit fort. Dagegen diejenigen, welche die Arbeit der Missionare sorgfältig studieren, und zwar nicht bloss in den Vertragshäfen, sondern im Innern, sind darin einstimmig, dass die Missionsthätigkeit nicht nur nicht eingeschränkt, sondern vielmehr ausgedehnt werden sollte.“



Missions-Rundschau.

Westafrika. II.

Von R. Grundemann.

Das Yorubaland erscheint in dem jüngsten Jahresberichte der L. M. S. mit dem Gebiete der Nigermision zu einem Felde: Westl. Äquatorial-Afrika vereinigt. Recht treffend ist die Bezeichnung nicht; man wird sich aber

ihnen müssen. Sachlich lag die Vereinigung der beiden Sprengel des zu ~~lebenden~~ ~~Bischofs~~ H. Cugwell nahe. Zu den beiden farbigen Assistenten-Phillips¹⁾ und Oluwola ist 1900 J. Johnson²⁾ als dritter getreten, vor ~~in~~ in Lagos. Mit je einem oder dem andern dieser Gehilfen macht ~~ständig~~ Reisen auf seinem sehr ausgedehnten Felde, das in die 4 Bezirke: ~~distrikt~~, innerer Yoruba-Bezirk, Unter-Nigeria und Ober-Nigeria ~~ist~~. Im ersten besteht schon eine selbständige Kirche. In Lagos ist nur ~~sch~~ sprechende Gemeinde unter Verwaltung der Mission, vor der in den ~~die~~ dortigen hohen Schulen in den Vordergrund treten. Auch hier wird ~~den~~ besuch und Opferwilligkeit gerühmt. Über die sonstigen Zustände er- ~~n~~ nicht viel. Auffallend ist, dass die unabhängigen Gemeinden, die 1891 ~~Seelen~~ Seelen verzeichnet sind, 1901 nur 2690 zählen. „Es ist Grund zu befürchten, ~~geistliche~~ geistliche Zustand vieler Christen nicht befriedigend ist.“ Es giebt viel ~~es~~ Wesen. Der Ernst der Heiligung fehlt. Sünden, besonders Fleisches- ~~werden~~ werden leicht genommen. Eine dreiwöchige Evangelisationsarbeit, zu der ~~en~~ Erweckungsprediger aus Abeokuta kommen liess, zog zwar grosse ~~an~~, aber der Erfolg war sehr gering. Besser gelingt es in Badagry, wo ~~missioniert~~ missioniert wird, einem treuen Katechisten, der kürzlich ordiniert wurde, ~~zu~~ Damenchristen Besserung der sittlichen Schäden herbeizuführen. Noch ~~r~~ sind die Berichte vom Idschebu-Lande, wo es in neuester Zeit offene ~~giebt~~ giebt. Eigentlich treibt hier die farbige Lagoskirche ihre Mission; die ~~stellt~~ stellt den Missionar und gewährt sonst noch Unterstützung. Schon ~~ist~~ ist dort eine Bewegung im Gange, die wie ein Präriefeuer um sich griff. ~~Die~~ erst kürzlich vom Christentum berührt waren, wirkten als „selbsterwählte ~~Sammelten~~ Schüler und unterrichteten sie im Lesen und Katechismus. ~~Bewegung~~ Bewegung (in der auch das Singen der volkstümlichen Moll-Melodien mit ~~dem~~ dem Text — meist improvisiert — eine hervortretende Rolle spielt) scheint ~~der~~ der Gottesknaben im Abo-Lande (Kamerun) viel Ähnlichkeit zu haben. ~~Im~~ und Lag rechnete man schon 80 Orte, je mit gegen 80 Suchenden. Von ~~kommen~~ kommen Leute und baten unter Chränen um einen Lehrer. Bischof C. giebt ~~als~~ als die Beweggründe an: 1. Reaktion gegen die Unterdrückung der ~~des~~ des. 2. Neugierde bei angeborener Intelligenz und 3. Crachten nach Uorteil. ~~Man~~ Man auch an solche Beweggründe eine Umwandlung des Volkslebens an- ~~zu~~ zu einer wirksamen Christianisierung wird. Man sollte sich aber ~~den~~ den diese Scharen, die sich im Vorhof sammeln, als geistlich gereifte Christen ~~verpflichten~~ verpflichten. Der Fall, in welchem für einen wegen Unsittlichkeit aus der ~~des~~ des ausgeschlossenen 14 Tage lang täglich besondere Gebetsversammlungen ~~abgehalten~~ abgehalten wurden, (Rep. 1900,66) deutet nicht gerade auf eine recht gesunde ~~—~~ — Der jüngste Bericht erwähnt das Eindringen eines Agenten der United African Church, der eine grosse Zahl von Anhängern sofort taufte.

1) Hat seinen Sitz in Ode Ondo.

2) Derselbe wurde 1900 in London zum Bischof geweiht und hielt beim ~~Eröffnung~~ Eröffnung der E. M. S. die Predigt — ein Schwarzer vor der Weissen Ge- ~~als~~ als beachtenswertes Zeichen von dem Erfolg der Mission.

Abeokuta ist jetzt von Lagos in 4 Stunden mit der Eisenbahn
reichen, die weiter schon bis Ibadan fertig ist und über Ife bis abwärts
fortgeführt werden soll. Sie bringt viel Veränderung in die Bevölkerung: die
glaube bricht zusammen, die Scheu vor den Häuptlingen, die bisher das
Christentum abhielt, verschwindet. Eine neue Kirche wurde 1900 geweiht,
der Gouverneur und viele angesehenen Personen von Lagos mit der Bahn
waren. Auch der König beteiligte sich und kommt seitdem dort regelmäßig
Gottesdienst. Auf dem Turm hat die von den Häuptlingen angeschaffte
Stadtuhr ihren Platz gefunden. Einer der farbigen Pastoren meint, es
daran, dass das Christentum zur Staatsreligion gemacht werde (Rep. 1).
Auch hier ist in der Bevölkerung eine Bewegung bemerkbar. Eine Zeit lang
sie geschürt durch evangelisierende Frauen (22) die unter Leitung einer
Missionarin in mehreren Gruppen auf den Märkten Erweckungspredigten.
Seitdem jene in die Heimat zurückgekehrt ist, wird davon nichts weiter
Es kommen aber immer noch viele und melden sich zum Übertritt. Ein
farbigen Pastoren schreibt: „Wir haben lange um Öffnung der Türen
Jetzt sind wir bestürzt, wenn wir sehen, wie wunderbar unsere Bitte erhört
— Ein Asyl für Aussätzige wurde eröffnet. Selbst der Häuptling der in
wohnenden Mohammedaner beteiligte sich bei der Feier. — Weiter im Innern
Oshogbo als Station besetzt worden. Weisse Arbeiter wirken noch in
Oyo und Ogbomosho.

Wir fügen hier sogleich einige Bemerkungen über die Mission der
lichen Baptisten auf diesem Gebiete bei. Leider liegt uns nur der Jahrbuch
von 1899 vor. Lagos, Abeokuta, Oya und Ogbomosho waren mit Weissen
Es trifft wohl mehr oder weniger auf das ganze Werk zu, was von letzterer
berichtet wird, dass die Verluste und die Fortschritte einander aufwiegen.
dem Hauptgottesdienst werden Sonntags 2—4 Versammlungen auf der Straße
halten. Tausende hören das Evangelium, aber sehr wenige tragen weiter.
Sonntagsschulen und Gebetsversammlungen fehlen nicht. Aber die Gemein-
machen nicht den geistlichen Fortschritt und zeigen nicht den Eifer, den
wünschen möchte. Der Missionar unterrichtet 3 junge Leute, die 7 Mk.
nur 5) zu ihrem Unterhalt erhielten, um sie zu Missionsarbeitern auszubilden.
Wird nur das Neue Testament studiert; in 3 Jahren sollte die Ausbildung beendet
(Rep. 99, XXX.) — „Abeokuta ist immer ein harter Boden gewesen.“ —
einzige Ermutigung, die wir haben, ist die Aufregung über die Eisenbahn.
Einfluss der engl. Regierung, der auf die Herzen der Bevölkerung erweichend
(ib. XXXIII.) Die ganze Mission zählte 341 Mitglieder. 37 Tausend starben
Ausschliessungen gegenüber.

Die Wesl. Methodisten arbeiten auch hier überwiegend mit
Missionaren. Von 20 sind nur 5 Europäer — darunter ein Franzose in
Novo (auf französischem Gebiete) und ein Deutscher zu Klein-Popo. Der
ist von der Süddeutschen Methodisten-Konferenz ausgesendet. — Auch
sehr über den Mangel an besonders gebildeten Arbeitern von wirklich
Hingebung geklagt. Ebenso ist immer wieder von Bemühungen mehr ge-
Leben zu wecken die Rede, besonders bei der jüngeren Generation. — Neu

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



wo zeitweise europäische Missionare arbeiteten. Auf ersterer ist die Häuflein gesammelt, unter einem dort stationierten schwarzen Pastor. Sie aber haben das obige günstige Urteil nicht gerechtfertigt. Sie erweisen ebenso hart, roh und grausam wie die andern Stämme.

Die nördlich von Binue gelegenen Hausaländer, bewohnt von ca. 200000 kräftiger Bewohner mit eigenartiger Kultur, bei denen trotz des dort nach herrschenden Islam sich doch noch viel Heidentum findet, bilden das Ziel englischer Missionswünsche. Über die früheren Versuche können die letzte Rundschau in unserm Blatte (1898, 285 f.) verweisen. Seitdem das grosse Gebiet zum englischen Protektorate gekommen ist, wurde die Sache kräftiger ins Auge gefasst und eine sorgfältig vorbereitete grossartige Expedition geführt von dem für das Unternehmen aufs höchste begeisterten Bischof Livingstone im Dezember nach Lagos ab, um über Dschebba am Niger mit 2700 Mann (darunter 142 Yorubas) nach Kano vorzudringen und dort festen Fuss zu fassen. Der Raum verbietet uns auf die abenteuerlichen Erlebnisse der Expedition einzugehen. Das Ziel wirklich erreicht, aber entschieden abgewiesen wurde, näher einzugehen ist völlig gescheitert. Nach 5/4 Jahren kehrte der Bischof mit 2 seiner Begleiter über Lokodscha zurück. Man tröstet sich mit den indirekten Erfolgen den grossen Verlusten einigermassen Wage halten.

Die Alt-Kalabar-Mission, welche jetzt der United Free Church of Scotland gehört, kann von den älteren Stationen über erfreuliche Zustände berichten. Besonders zu rühmen ist die Erziehungs-Anstalt (Waddell School) in der sehr erfolgreich viele Zweige der Industrie gelehrt werden. Auch fortschreitender religiöser Ernst war bemerkbar. Die Muttersprache ist englisch, da die Schüler verschiedenen Sprachgebieten angehören. Im Norden des Feldes scheint es nicht besonders vorwärts zu geben. (1898, 834 Mitglieder.)

Die Qua-Ibo-Mission, die bereits in der letzten Rundschau (1898, 834) erwähnt wurde, hat sich erfreulich entwickelt, obgleich sie unter dem Mangel an Arbeitern leidet. Jetzt arbeiten 9 Europäer mit mehreren eingeborenen auf 3 Stationen um die 650 Kirchenglieder nebst 320 Katechumenen gesammelt sind. Auf industrielle Arbeiten wird Gewicht gelegt.

Am Kamerun war nach den Baseler Berichten in den letzten Jahren beträchtlicher Rückschlag eingetreten. Auf Seiten der Mission, wie auch der Schwarzen, zeigte sich eine gewisse Enttäuschung. Unter dem freundlichen Gegenkommen der Bevölkerung, das zur Hoffnung auf baldige grosse Erfolge berechtigen schien, entdeckte man immer mehr die entsetzliche Versunkenheit der Negerstämme und sah sich trotz der erfreulichen Anfänge auf mühevoller, langwieriger Geduldsarbeit angewiesen. Die Eingeborenen aber waren in demselben Grade gleichgiltiger geworden, als sie erkannten, dass ihnen die Mission in erster Linie geistliche Güter und nicht nur die Vortheile einer höheren Kultur bringen würde.

1) Der a. a. O. erwähnte Robinson, war dabei — nachdem er in Caprivi die Hausasprache studiert hatte, ein Arzt Dr. Miller. — bei andern weiss ich nicht und ein schwarzer Gehilfe von Lokodscha.

2) Ein dritter war gestorben, der vierte schon — vorher zurückgekehrt.

sich dieser Rückschlag im Abolande, wo sich die betrachtete Bewegung der Gotteskneben vielfach als den Dörfern erlabnte der Eiter und die Christen fielen zurück. In manchen Gemeinden mussten viele auch die weitere Verbreitung des Branntweins bewirkte le noch erhöht durch die wohlgemeinte Unterdrückungen seitens der Regierung. Diese waren mit ihrer höchlichste Instanz der Rechtspflege bei den Heiden ng schien die Freiheit des Fleisches proklamiert zu hat sich durch diese betrübende Wendung nicht irre wurde die Erziehung der Jugend kräftig gefördert. plan, genaue Bezeichnung des Stoffes, bessere Konorden bald merkliche Fortschritte im Schulwesen er-Mädchenpensionat gegründet. Die frühere Regierungsdem evangelischen Afrikaverein überlassen, der sich osse der Mission erweist. Endlich ist in dem hoch-eminar gegründet, das jetzt 23 Zöglinge zählt, die schule zu Bonaberi und Lobethal erhielten.

schützen vor der Nötigung, bei Handelsgeschäften ebmen, hat die Missionshandlung selber ein Geschäft tig entwickelt. Erfreulich ist es, dass die Regierung en unter Kontrolle gestellt hat und stark besteuert.

Jahresberichten die angedeutete Depression in den ante der jüngste bereits von wesentlicher Besserung nmer über die Gleichgiltigkeit der Heiden und die gen ist. In Abolande haben mehrere zurückgegangene gebeten. Auch thun sich in neuen Gebieten die der Ausbau der Station vollendet. Die 9 Erstlinge heilich 2 später wegen Sündenfalles ausgeschlossen errichtete Handelsniederlassung macht viel Schwierig-Sannaga von der katholischen Konkurrenzmission ische gern ausrotten möchte. Zu Ediä hat sie bei ?) viel Eingang gefunden. Aber andere Stämme ogelischen. Auf einigen Russenstationen zeigt sich scheuen Bakwiri sind etwas zugänglicher gewor-luea hat 35 Schüler von denen der † Missionar es Volkes taufen konnte.

des Neuen Testaments in Duala von Br. Schuler ist st ein segensreicher Ersatz für die bisher gebrauchte re evang. Landsleute in den Kamerunstädten haben chen Gemeinde zusammengeschlossen. Seitdem sind sser besucht. Die Missionsgemeinden zählten 2615 ten Jahres betrug 333.

isten, deren Missionsgesellschaft die Rechte einer itten (1900) auf 4 Stationen am Kamerun 2 ver-

heiratete und 3 unverheiratete Missionare nebst 3 unverheirateten Missionarinnen. Die Gesamtzahl ihrer Heidenchristen war 2142. Auch bei ihnen war ein Fortschritt zu verzeichnen. Ausserdem aber giebt es freie baptistische Gemeinden (mit 1695 Mitgliedern), über welche die Berichte nicht gerade günstig lauten.

Im südlichen Teile des deutschen Kamerungebietes haben amerikanische Presbyterianer die Stationen Batanga, Efulen, Elat und Colodorf. Die drei letzteren, 70—150 Kilometer von der Küste entfernt, waren durch Kriege mit den aufständischen Bulu vielfach gestört worden. Die Missionare haben durch ihre Verhandlungen mit den Eingeborenen ihre Dienste geleistet, die von den Behörden dankbar anerkannt wurden. Die Züchtigung jenes wilden Stammes hat heilsam gewirkt. Die Sicherheit im Lande ist befestigt. Zu Efulen konnten 6 Erstlinge aus den Bulu getauft werden; 53 Taufbewerber blieben im Lande. In Elat sind Gottesdienste und Schulen gut besucht. Auf allen Stationen wird ärztliche Mission getrieben, die auch von deutschen Beamten und Kaufleuten in Anspruch genommen wird. Die Station in Colodorf war erst 2 Jahre alt und ist in den Anfängen. Von dort öffnen sich die Chüren zu verschiedenen Stämmen: Ngumba, Yaonda, Bene und Bakoko. Die früher (1898, 36f) erwähnte Mission unter den Zwergstämmen beschränkt sich noch immer auf einige Besuche. Auf verschiedenen Seiten wird schon um Missionare gebeten. Übersetzungen der Bibel (zunächst in Bulu) werden eifrig betrieben. Einige neutestamentliche Bücher sind fertiggestellt. — Diese Mission ist für unser Schutzgebiet von grosser Bedeutung. Die meisten der Arbeiter scheinen Deutschamerikaner zu sein.

Am Gabun und dem nördlicheren Benito hat die ebengenannte Mission ebenfalls ihre Stationen u. z. die viel älteren. Bei der Kürze unserer Reise übergeben wir sie, da nichts neues von hervorragender Wichtigkeit zu berichten ist. Ihre früheren Stationen am Ogowe im Congo Français hat sie bekanntlich dem Pariser M. G. überwiesen. Dort öffnen sich von Jahr zu Jahr die Chüren den einst als wild so verrufenen Pabuin (Fan). Es finden in neuester Zeit in grösserem Masse (27, 31 Personen) statt. Leider giebt der Bericht keine genauere Statistik. Schwierigkeiten bereitet das ungesunde Klima und die lebende katholische Mission.

Am Kongo haben die amerikanischen Baptisten bis jetzt die grössten und gedehntesten Erfolge zu verzeichnen. Seit unserer letzten Rundschau (1898) ist die Zahl ihrer Mitglieder von 1299 bis auf 2784 gewachsen. Sie würde weit grösser sein, wenn nicht manche von den jungen Christen wieder abgewandert gingen oder ausgeschlossen werden müssten. Auf einigen Stationen sind in den letzten Jahren ganze Scharen getauft worden. Zu Palabala fand 1901 ein richtiges Pfingsten statt, bei dem sich die Gemeinde fast verdoppelte.¹⁾ Auf den Stationen, wo jetzt Ärzte stehen, sind die Verheerungen der epidemischen Krankheit, die man als ansteckend erkannt hat, sehr eingeschränkt worden. Dies hat auf die Heiden Eindruck gemacht. Ein Missionar hat, um die Gefahr der Ansteckung zu verhüten, den Gebrauch besonderer Kelche beim heiligen Abendmahl eingeführt.

1) Der amerikanische Bericht, Bapt. Miss. Magazine 1901, 469 sagt: *schwänglich: almost one hundred-fold.*

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

befindet sich zu Bolobo, welche die christliche Anfangsliteratur für verschiedene Sprachen liefert. Dasselbst ist die Station für die beiden Missionsdampfer „Goodwill“, welche die Verbindung der Stationen am oberen Kongo aufhalten, und gelegentlich auf manchen Nebenflüssen Pionierwerk thun. Sie betreiben beträchtlicher Reparaturen. — Von allen Stationen wird bei manchen Gelegenheiten von Fortschritt berichtet. Am grössten ist die Gemeinde zu (Ngombe-Lutete) 280, deren 82 im letzten Jahre getauft sind. Die Gemeinde teilt sich aber auf 37 Ortschaften über ein weites Gebiet. An vielen Orten nur ein einzelner Christ oder zwei. 1425 Kinder besuchen die Cageschulen (Mädchen). Im Ganzen arbeiten am Kongo 33 Missionare und 20 Frauen. B. mit 96 Katechisten und 110 Lehrern. Es sind 492 Mitglieder und 2964 (1634 Mädchen). — Ein wichtiges Werk hat Rev. John Withead zu Lubok liefert: Grammatik und Lexikon der Bobangi-Sprache.

Die Balolo-Mission von Brattan Guinness arbeitet auf ihren 5 Stationen jetzt mit ca. 40 (männliche und weibliche) Arbeitern, von denen jedoch immer dritte Teil zur Erholung in der Heimat weilen muss. Zu den beiden Stationen grösseres nicht mehr ganz leistungsfähig ist, soll ein Livingstone-Gedächtnis kommen. Statistische Angaben werden nicht gemacht, weil sich die Einflüsse heiligen Geistes nicht zahlenmässig ausdrücken lassen. Doch wird gesagt auf jeder der Stationen 2—300 Personen das Evangelium hören. Die Schulen besucht, manche von 100—200. Auf jeder Station ist ein Häuflein von gläubiger Christen (30—35) und lasst ebensoviel Inquirer, denen leider die Kenntnis der Sünde noch sehr fehlt. Der Sprachforschung wegen lebte Missionar ein halbes Jahr lang auf einem abgelegenen Orte. Die weiteren Übersetzungsarbeiten sind aufgeschoben, um die Ergebnisse seiner Studien zu verwenden.

Die Foreign Christian Missionary Convention (Dtsch. Christ) ist in die Arbeit am Kongo eingetreten, indem sie von den Am. die Station Bolengi übernahm, wo nun ein Missionsarzt mit seiner Frau andern Gehilfen wirkt.

Die Schwedische Kongomission hat auf allen ihren Stationen den Fortschritt zu verzeichnen, obwohl der Tod manchen Arbeiter (1899: 7) und aus den Gemeinden hinweggerafft hat. Auch Ausschliessungen (wegen Crank etc.) wurden nötig, doch haben sich die Mitglieder auf 1575 vermehrt. Es wurden 333 getauft. Die Schülerzahl ist auf 3625 gestiegen. Das N. C. in ist fertig übersetzt und gedruckt.

Die Südlichen Presbyterianer haben auf ihrer weit im Innern gelegenen Station Cunbo unter den Bakate bisher 88 Personen getauft. Unter nördlicher wohnenden Bakuba ist die Station Ibange (Ibandsch) angelegt worden. Auch Leopoldville ist besetzt worden.

Angola. Die seiner Zeit von Bischof Taylor gegründete Mission, welche von der Methodist Episkopal M.-G. 1896 als Kongo-Mission übernommen und sodann (nach dem ursprünglichen, etwas hochfliegenden Plane) durch die einiger Stationen in Ostafrika ergänzt wurde, erscheint jetzt im Jahresberichte West-Zentral-Afrika, dem jene Anfänge im Osten als Ost-Zentral-Afrika gegenüber stehen. Die Aufsicht über beide Distrikte, sowie über Liberia, führt Bischof

beschäftigt uns nur der westliche Teil. Die grossen Hoffnungen, die über die vorbereiteten Gründung der Stationen im portugiesischen Gebiete laut sind, sind sehr wenig erfüllt worden. Die Stationen Coanda und Dondo. Zu Quihongoa wurde mit Mühe eine kleine Schule erhalten. Dondo hat viel unter dem Wechsel der Arbeiter gelitten. Malandsche wurde aber in neuester Zeit wieder ausgebessert. Auf der Bergstation hatte sich eine Mädchenschule in gutem Zustande erhalten, war aber im Wechsel der Arbeiterinnen bedroht. Eine neue Station Comba (50 nördlich von Punga Andongo) ist erst 1899 gegründet und mit eingewanderten besetzt. — Man vergleiche die triumphierenden Berichte über die der älteren Stationen (1885, 532). Sapienti sat.

Im Gegensatz zu der eben besprochenen steht die Mission des van Board in Benguela. Auch nach den letzten Jahresberichten bekommt man wieder den Eindruck, den unsere Rundschau von 1898 (S. 368) hatte, die Arbeit sehr tüchtig betrieben werde. Einige independentistische, bezw. lokale Einzeligkeiten nehmen wir dabei in den Kauf. Auf den 4 Stationen predigt und Schule, vom Kindergarten bis zur Evangelistenklasse, in Über- und mit der Presse, sowie in ärztlicher und industrieller Mission und in Hauspredigt in der Umgegend eifrig gewirkt und zwar mit allmählich zunehmender Erfolge. Die Mission hat ihr 2. Jahrzehnt vollendet und scheint unter der Leitung weissen Wurzel geschlagen zu haben. Wäre nicht als Ziel die Gewinnung einer Auswahlgemeinde so sehr betont, könnte man bereits die Früchte der kirchlichen Gemeinschaft einverleibt haben und diese Gemeinschaft der weiteren Entwicklung förderlich sein. Aber jede treue, anhaltende Tätigkeit wirkt als Sauerteig im Volksleben und schliesslich wird man in Dordabunda in weiterer Masse das Wasser nicht wehren können. Die Mitglieder ist bis jetzt nur langsam gewachsen, seit 1896 von 70 auf heute die Durchschnittszahl der Kirchgänger von 445 auf 1248, und in 12 Klassen werden 653 Zöglinge unterrichtet, von denen 260 Mädchen sind. 30 Schüler sind in Chätigkeit.



Litteraturbericht.

Von der neuen revidierten Jubiläumsausgabe des Brockhaus'schen Weltens-Lexikons sind wieder 3 Bände (3—5) erschienen, welche das grosse Werk von dem Artikel „Biseria“ bis zum Anfang des Artikels „England“ führen. Auf's Ganze gesehen ist Inhaltsfülle, Allseitigkeit und Zuverlässigkeit wieder bewunderungswürdig; Geschichte, wissenschaftliche Forschung und Statistik bis auf die neueste Zeit ergänzt; die Illustration in Text-, bezw. Chromolithen, Karten und Textabbildungen eine ebenso reichhaltige wie fast ausnahmslos vorzügliche. Besonders an Karten bieten diese Bände ein wertvolles Material. Eine ganze Serie von Artikeln, die fast $\frac{1}{4}$ Band ausfüllen, schliesst sich

an das Stichwort „deutsch“ an, so dass man in ihnen eine Monographie über die deutsche Geographie, Volkskunde und Geschichte, und zwar sowohl die geographische wie die kulturelle und die kommerzielle. Von besonderem Interesse ist der Artikel über China, der sich eingehend mit den dortigen jüngsten Ereignissen befasst. Dagegen ist gegenüber der allgemeinen Anteilnahme an dem gegenwärtigen afrikanischen Kriege und seiner zweifellos grossen geschichtlichen Bedeutung der Artikel „Buren“ etwas dürftig ausgefallen; auch hätte nicht die englische Schreibung Boers statt Buren gewählt werden sollen. Dass in dem Artikel „Kritik“ der subjektive Standpunkt der modernen freien Theologie sich als der erst herausgeklärte objektive Wesen des Christentums geltend macht, dagegen natürlich Protest erhoben werden. Bezüglich der Einbeziehung der Missionen wieder allerlei Lücken zu konstatieren. Es finden sich ja eine ganze Reihe von biographischen Notizen, so über Blumhardt, Buss, Carey, Christlieb, Colvill, Eliot, Ellis; aber vergeblich sucht man nicht nur nach Buchner, Burns, Ewald, Falvert, Gasalis, Coillard, Dahle, Edkins, sondern auch nach missionsgeschichtlich bedeutenden Namen wie Sam. Crowther und Alex. Duff. Natürlich ist die Brüdergemeinde ihre Mission erwähnt, auch der Erischona ist gedacht, nur nicht dass sie jetzt wieder in China Mission treibt, auch die Church Miss. Soc. ist freilich im Verhältnis zu ihrer Grösse — sehr kurz angeführt; dagegen weder bei „Bremen“ der norddeutschen Mission, noch unter dem Stichwort: „Missionen“ — unter dem fast alle möglichen Gesellschaften genannt werden — der Erischona Missionen überhaupt, noch unter den deutschen Kolonien — auch nicht in Ost- und Südwest-Afrika — der deutschen Kolonialmissionen Erwähnung. Selbst auch die Missionen ganz z. B. bei Kanada und Celebes, die Dschische (Java) ist nicht erwähnt. Bei China ist die evangelische Mission mit ihren nunmehr 200 000 eingeborenen Christen nicht genügend gewürdigt, und in den Literaturangaben fehlen bedeutende Werke evangelischer Missionare, z. B. von Medhurst, Faber, Williamson und zum Teil auch von Martin. Also wieder allerlei Mängel für die nächste Ausgabe.

Warn



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



dies Gleichnis es zeigen, wie ein grosses Ding es ist um einen und klugen Haushalter. Dies Gleichnis gilt also ganz gewiss uns den Erfahrensten wie den Unreifeften, den Alten wie den Jungen.

L

Und was sagt es uns heute? Eines sieht jeder gleich — das ist das Erste, das wir unserm Gleichnis entnehmen: es stellt die Missionsarbeit, alle Missionsarbeit, die Arbeit draussen wie die scheidenste Arbeit daheim, unter die Pflicht der Haushalter. Auch daran giebt's zu lernen. Ein Herrnhuter, ein Basler, ein rheinischer Missionar mag sagen: Unsere Mission hat das und das erreicht, das und das nötig, — solche Rede hat unanstössigen Sinn. Man soll doch nicht vergessen werden: es giebt nur ein grosses Meisterwerk, und das ist eine Reichssache unsers Herrn; die Gesellschaft alle, die Männer alle, die dran mithelfen, sind Haushalter im Hause eines Herrn, der sein Werk gefördert sehen will durch sie. Es hat sein Recht, wenn wir die Mission und ihre Pflege als eine Sache unserer Konferenz ansehen; es hat sein Recht, wenn der Pfarrer sein Amt es als seine Amtsaufgabe betrachtet, Verständnis für die Mission in seiner Gemeinde zu wecken; es hat sein Recht, wenn Missionarvereine und Missionskränzchen die Missionssache als ihr Vereinsinteresse prüfen. Aber die Mission ist mehr als Konferenzsache; um mehr handelt es sich in der Mission als um ein segensreiches Mittel zur Fruchtbarmachung der geistlichen Amtsführung, um mehr als um den Interessengegenstand frommer Vereine!

An meiner Gesellschaftsangelegenheit, an meinem Liebestudium, an meinem Erweckungsmittel, an meinem Vereinsinteresse kann meine Selbstsucht, meine Ehrsucht, kurz mein liebes Ich mit seinen Wünschen seine Rechnung finden. Und dann gilt, was der mittelalterliche Mystiker sagt: „Das mein und ich und mir und mich das hindert Gott.“ Ja das hindert Gott und sein Werk. Sein ist das Reich, selbstlose Dienertreue nur kann es fördern. Die Mission ist eine Angelegenheit unsers Herrn; sie will und muss als solche betrieblig gefördert und besprochen werden. Darüber liesse noch lange sich reden. Doch das Eigenartige unsers Gleichnisses träfen wir damit noch nicht. Von der Notwendigkeit der Dienertreue redet der Herr in mehreren Gleichnissen. Das Besondere unsers Gleichnisses ist, dass der Herr einen treuen und klugen Haushalter als etwas Grosses hinstellt. I

lassen wir achten, wenn wir unserem Gleichnis gerecht werden. Paulus sagt in einem uns allen bekannten Spruche: Nun man nicht mehr von dem Haushalter, denn dass er treu werde. Denkt er anders als der Herr? Gewiss nicht. Aber das gewiss nicht der Fall ist, so muss für den Bereich unsers Gleichnisses Treue und Klugheit im Grunde dasselbe sein. Und so ist's nicht die Klugheit schliesst notwendig die Treue ein. Das ist also so, ist auch auf dem Missionsgebiet nicht so. Aber umgekehrt richtig: auf allen Gebieten, auf die unser Gleichnis angewandt werden kann, ist rechte Treue ohne Klugheit nicht denkbar. Auch in der Missionsarbeit schliesst Klugheit ein, das sagt uns der Blick auf das Arbeitsgebiet; das lehrt uns der Hinblick auf den Haushalter, — dies Doppelte wollen wir zum zweiten und dritten Mal durch unser Gleichnis uns ans Herz legen lassen.

II.

Unser Gleichnis unterscheidet sich von den verwandten Gleichnissen, welche von treuen Knechten handeln, auch dadurch, dass hier nicht von einem Knechte geredet wird, der allein ist mit seiner Arbeit, sondern von einem Haushalter, dessen Arbeit in der Leitung und Überwachung anderer Knechte besteht. Eben deshalb heisst's hier: Wie ein Haushalter ist es um einen treuen und klugen Haushalter! Denn der Haushalter, der „zur rechten Zeit“ jedem Knecht geben soll, „was er braucht“, kann ohne Klugheit nicht treu sein. Ein treuer Knecht, der ohne Klugheit sich nicht zutraute, würde solchen Haushalterposten nicht übernehmen. Darum schliesst die Treue hier von Anfang an die Klugheit ein, d. h. hinreichende Kenntnis der Verhältnisse und ein gesundes Urtheil, das sie richtig zu ordnen vermag. Und auch in der Praxis selbst wird bei einem Haushalter, wie unser Gleichnis ihn uns zeigt, Treue und Klugheit stets verbunden bleiben müssen. Die Arbeit selbst wird den Haushalter dahin drängen, dass er sich bemüht, die Verhältnisse und die Verhältnisse, mit denen er's zu thun hat, immer besser kennen zu lernen und mit wachsender Vorsicht hier, mit gleicher Energie dort sie so zu ordnen, wie es dem Interesse seines Dienstherrn entspricht. Ein Blick auf das Arbeitsgebiet des Haushalters in der Fabrik macht es verständlich, dass hier rechte Treue Klugheit voraussetzt. In gleichem Masse ist's bei aller Arbeit so. Selbst die Fabrik-

arbeiterin, die tagaus, tagein in gleicher Weise die Maschine bedarf kluge Creue. Andernfalls wäre ihre Arbeit längst einer Maschine überwiesen, die nicht nachdenken kann, wenn einmal etwas in Ordnung gerät. Doch die Klugheit, die in diesem Falle und in ähnlichen in Betracht kommt, braucht nicht höher bemessen zu sein als jedes Menschen natürliche Ausstattung es mit sich bringt. Da aber ist ein grösseres Mass von Klugheit von treuer Arbeit trennbar, wo es um Einwirkung auf andre Menschen, insbesondere es um Versorgung und Leitung Unreiferer sich handelt. Jeder jeder Meister, jeder Lehrer, jeder Pfarrer weiss es, dass recht da Klugheit einschliesst.

Es giebt aber kein Gebiet erzieherischer und pastoraler, auf dem dies in so hohem Masse der Fall ist, wie auf dem der Missionsarbeit.

Gewiss, allen Völkern soll das Evangelium gepredigt werden. Aber ist „die rechte Zeit“ schon für alle Völker gekommen? für die islamitischen? Den einzelnen Missionar mag die Zeit berührt lassen; — der ganzen Missionsarbeit liegt sie schwer und nur kluge Creue wird im Einzelfalle recht entscheiden. Jedem soll gegeben werden, „was ihm gebührt.“ Paulus ist dem ein Jude, den Gesetzesfreien ein Gesetzesfreier geworden; — die Welt muss noch heute — freilich anders, als es einst die Jesuiten in Indien und China machten, — den Brahmanen wie den Kaffern, den Japanern wie den Papuas je nach ihrer Art entgegenkommen, damit ihnen das ihnen gebührt. Das aber gebührt ihnen, dass ihnen das Evangelium, das eine alte Evangelium, so gebracht wird, dass sie es leicht verstehen. Da hilft nicht bloss Creue, oder vielmehr: die rechte Creue sich hineingeführt sehen in ein ernstes Studium sehr artiger Verhältnisse, damit sie klug sich in sie finden lernen. Das Creue kann auch die sehr ernste, sehr schwere Frage entscheiden, wie viel wir von unserer mehr als tausendjährigen Geschichte mit uns tragen dürfen in die Heidenwelt.

Und bei alle dem ist erst auf das Nächstliegende, die Missionspredigt hingewiesen. Aber jeder leidlich Unterrichtete weiss, dass im praktischen Missionsbetrieb eine Menge anderer, nicht mit der Predigt selbst zusammenhängender Fragen beachtet werden wollen. Politische, nationale, soziale Fragen spielen unendlich ein in die Missionsarbeit. Eine Frage, in der viele andre

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

kann auch schweigen, kann Aufgaben zurückweisen, denen sie nicht gewachsen ist. Nur soweit können wir förderlich mitarbeiten, eins ist Urteilskraft geht; und für die praktische oder gar leitende Arbeit sind die Besten und Klügsten schon wenn man auf das Arbeitssicht, gerade gut genug.

III.

Vollends gilt das, wenn wir aufsehen auf den Arbeitsherrn Klugheit hat der Haushalter, von dem unser Gleichnis redet, was er hat. Seinen Vorteil wusste er auszunutzen. Kluge Treue hat er nicht: er vergass seines Herrn und schaltete, als habe er nur seine eigene Interesse zu sehen. Nur die Treue gegen den Herrn kann die Arbeit vor Selbstsucht, Eitelkeit und all dergleichen bewahren. Das ist vorhin schon berührt. Jetzt lasst uns nur darauf noch achten, was der Ausblick auf den Arbeitsherrn auch das uns lehrt, dass Treue der Missionsarbeit Klugheit einschliesst. „Wie mich der Vater so sende ich euch,“ sagt der Herr bei Johannes. Das ist uns deshalb überliefert, damit wir unsers Herrn Sendung im Licht der Sendung betrachten, die noch heute Menschen erfahren. Er ist auf anderer Weise nicht von dieser Welt, als er's auch von seinen Jüngern sagt. Das aber soll das Wort: es soll aller Sendung ein Vorbild sein, halten, daran wir sehen, wie gross die Aufgabe ist, die er, der Herr seiner Gemeinde gelassen hat. Wer treu ist, treu dem Herrn, der seiner Gemeinde die Mission geboten hat, der kann auch bei der geringfügigsten Mitarbeit an den auswärtigen oder an den heimischen Aufgaben der Mission es nicht vergessen, dass solche Arbeit eine Fortsetzung der Arbeit sein soll, die unser Herr selbst gethan hat. Das wissen alle: sein Werk war mehr. Im hohenpriesterlichen Gebet, das er auf das Wort: „Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt,“ sogleich das andre: „Ich heiligte mich für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.“ Das aber bleibt's wahr — und das ist die Krone alles Missionsdienstes: die Missionsarbeit ist die Fortsetzung der Arbeit, die er, der Herr, der lebendiger Arbeitsherr noch heute, angefangen hat. Wenn wir nachdenken, so muss es uns vollends deutlich werden, dass Treue der Klugheit einschliesst. Freilich der Herr hat nicht ethnographische oder geographische Studien gemacht. Aber hat er je verstossen gegen etwas Klugheit, treue Klugheit hier fordern konnte? Er hat in göttlichster Einseitigkeit — ja, so kann man sagen! und die Missio-

auch so einseitig sein — sich darauf beschränkt, zu suchen und zu finden, was verloren war; er hat den Erbschlichter nicht spielen lassen, hat von dem Pharisäerdiener mit dem Zinsgroschen sich nicht in das Gebiet politischer Streitigkeiten hinüberziehen lassen. Und doch, wenn man ihn an der Wurzel herausgezogen, hat wohlgethan und gesund gemacht auch von dem Tod Betroffene, — wenn seine Zeit gekommen war. Ja die Frage, in die er sich nicht hineinziehen liess, hat er gelöst. Er hat die soziale Frage seiner Zeit nicht als solche aufgegriffen, und doch die entscheidenden Richtlinien für alle sozialen Fragen gegeben. Und weiter: Jesus hat Israels Grenzen nur ausnahmsweise überschritten, — welche Verwirrung wäre entstanden, hätte er's anders gemacht — Und doch hat er seine Gemeinde auf die Bahn gestellt, auf der hinausgehen konnte, allen Völkern das Evangelium zu predigen. Er hat mit Pharisäern und Schriftgelehrten, mit Zöllnern, Sündern und Heiden, mit Stockjuden, mit Samaritern und Heiden verkehrt und dabei doch nicht aus seiner Bahn gewichen; er hat Sterbezimmer besucht, hat den Hochzeitleuten ihre Freude gemehrt, hat die Erauer der Schwestern in Bethanien aufgehoben, — und ist in der Mitte derselbe geblieben: der, der vor seine Feinde hintreten konnte und sagen: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ — Das ist nicht treue Klugheit bei dem Herrn; der Ausdruck passt nicht für den Heiligen. Aber das ist gewiss: wenn Missionsarbeit in die Welt hinein getrieben werden soll, und das soll sie, so fordert sie die Treue. Treue gegen den Herrn schliesst hier Klugheit ein, an der man lernen kann.

Es ist hier ersichtlich, wie die Klugheit gelehrt wird, die der Herr fordert. Gewiss, wir brauchen offene und willige Augen und auch gegenüber Büchern und mündlicher Belehrung, — denn wir können nicht, was in den Menschen ist, ehe wir uns darum bemühen — aber der Kopf allein thut's nicht. In der Nachfolge des Herrn können wir lernen, die Treue gegen den Herrn muss den Weg weisen, den wir betreten, muss das Ziel bestimmen. Darum sagt der Herr: Es ist ein gross Ding um einen treuen und klugen Haushalter. — Es ist ein gar gross Ding, Weltmission treiben, fördern, verständlich machen zu lassen. Aber das Grösste an dieser grossen Aufgabe ist ihr grosser Herr, — der Herr, in dessen Namen sich beugen sollen aller Menschen Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind. Diese Dinge wollen gross angefasst sein. Darum möge es uns allen,

die wir die Mission lieb haben, aufs Gewissen fallen; was uns
uns inbezug auf die Missionsarbeit zuruft: Wie ein gross' Ding
um einen treuen und klugen Haushalter!



Das wirkliche Defizit.¹⁾

Von Julius Richter.

Es ist eine der besorgniserregenden Erscheinungen des jetzigen
Missionslebens, dass Defizits bei den Missionsgesellschaften in
regelmässiger Folge auftreten, zum Teil geradezu chronisch sind.
Es vergeht neuerdings kein Jahr, wo nicht fast die Hälfte unserer deutschen
Missionsgesellschaften mit erheblichen Fehlbeträgen abschliesst, und
englischen und amerikanischen Gesellschaften geht es nicht besse-
ren unsern. Diese bedrohliche Erscheinung fordert zu einer sorgfältigen
Erwägung ihres Charakters, ihrer Ursachen und der Mittel
ihrer Beseitigung auf.

Scheiden wir von der Betrachtung zunächst die irregulären
Defizits aus, welche eine besondere Behandlung erfordern. Dabey
hören vor allem die böartigen Defizits, die entweder darin ihren Grund
haben, dass das Vertrauen zu der betreffenden Missionsgesellschaft
erschüttert, oder dass die Missionsliebe in den Trägern derselben erloschen
ist. Da die Mission unter allen Umständen Sache der reinen Freiwilligkeit
ist und das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Fremden-
kreis auf dem Vertrauen zur Missionsleitung beruht, so ist bei solchen
Defizits der Wurm ins Lebensmark gedrungen; es ist etwas im Grunde
faul. Solche Defizits gehören glücklicher Weise in dieser Mission
zu den Ausnahmen; Gott bewahre uns vor ihnen! — Nicht unbedeutend
lich ist auch eine zweite Art von Defizits, die dadurch entstehen, dass
zu einer Gesellschaft keine organisierte heimatliche Gemeinde gebildet
sondern die Gaben zum weitaus grössten Teile von Missionstreuern
kommen, die eigentlich an eine andere Gesellschaft angeschlossen sind
und sich dieser verpflichtet wissen, daneben doch aber auch für die
zweite und dritte Gesellschaft beizusteuern sich gedrungen fühlen.

Man blicke, um dies Verhältnis klar zu legen, auf die Brüdergemeine. Sie
hat bekanntlich auch in den Landeskirchen Deutschlands und Englands eine grosse
Zahl zum Teil sehr opferwilliger Freunde. Die Missionsleitung der Brüdergemeine

1) Referat auf der diesjährigen Halleschen Missionskonferenz.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



fast regelmässiger Folge die Missionsgebiete heimgesucht werden. Die heimatliche Missionsgemeinde ist nie müde geworden, für solche unordentliche Nöte auch durch ausserordentliche Mittel Abhilfe zu schaffen. So viel mir bekannt, ist noch nie eine Missionsgesellschaft durch schwere Landeskalamitäten in dauernde Geldverlegenheit geraten. Hat ihr Gott in solchen Notzeiten, welche an ihre körperliche und seelische Spannkraft die höchsten Anforderungen stellten, diesen Beweis der Barmherzigkeit an den Verlorenen damit gelohnt, dass er ihr auch nebenbei reichlich den Tisch gedeckt hat.

Gut, erwidert man, wenn die Defizits weder durch Verminderung der Einnahmen noch durch diese erschrecklichen Nöte entstehen, dürfen sie überhaupt nicht vorkommen, oder sie lassen auf eine mangelhafte Geldwirtschaft der Missionsleitung schliessen. Man übersieht man zwei Punkte, die für jede Mission von weittragender Bedeutung sind.

Jede Missionsgesellschaft hat neben der Missionseinnahme in der Heimat auch noch eine Einnahme auf ihren Missionsfeldern. Einmal sollen die farbigen Gemeinden bei Zeiten angehalten werden für ihre kirchliche Versorgung, für Pastoration, Kirchen und Schulbeizusteuern; und dann bedingen es vielfach die Verhältnisse, dass die Missionsleitung grossen Grundbesitz erwirbt, um überhaupt die Missionsarbeit treiben zu können; in Südafrika ist es in weiterem Masse bieten nur auf den Missionsländereien möglich, Gemeinden der Farbigen zu sammeln und zu pflegen. Und bei diesen Einkünften auf den Missionsgebieten handelt es sich um verhältnismässig bedeutende Summen. Bei der Berliner (I) Mission betragen in den Jahren 1895/97 die Einnahmen in Afrika 217 000—218 800 M., gegen 339—416 000 M. Einnahmen in der Heimat, also $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ des Gesamteinkommens der Gesellschaft floss aus den südafrikanischen Quellen. Nach dem letzten Jahresberichte der Brüdermission betragen pro 1900 die gesammelten heimatischen Einnahmen ihrer Missionskasse 607 856 M., dagegen die Einnahmen auf den Missionsgebieten 690,214 M.; also erheblich mehr als die Hälfte des Einkommens der Brüdermission kam auf den Missionsfeldern ein. Es ist klar, dass damit ein Moment in die Missionsrechnung kommt, welches durchaus dem Einfluss der heimatlichen Missionsgemeinde entzogen ist. Und wenn nun ein grosses Missionsgebiet wie Südafrika so schwer wie im letzten Jahrzehnt heimgesucht wird, wenn sich Heuschrecken und Dürre, Rinderpest

Fieber, Hungersnot und jahrelange Kriegsnot in ununterbrochener Reihe folgen, die farbigen Christen verarmen lassen und erschöpfen machen, die afrikanischen Hilfsquellen verschliessen und die Verhältnisse der Farbigen immer ungünstiger gestalten, ist es ein Wunder, wenn sich die südafrikanischen Einnahmen bedrohlich vermindern und eine südafrikanische Missionsgesellschaft von einem Zuschuss betrogen wird, obgleich die heimatischen Einnahmen gleichgewachsen sind? Es ist ja schwer, wenn dann die heimatische Missionsgemeinschaft zeitweilig die Last Südafrikas mittragen soll, aber die Missionsleitung nicht zu solchem Opfer aufmuntern, wenn die Missionsarbeit nicht ins Stocken geraten soll?

Aber selbst diese sich langhinziehenden Kalamitäten des wirtschaftlichen Niedergangs sind nicht die eigentliche und nicht die Hauptursache des Defizits, sondern diese liegen in dem Besundesten und Unangenehmsten, in dem Schönsten und Erfreulichsten begründet, was die Missionsgesellschaften an sich haben, in ihrem Wachstum.

Nur ein paar Beispiele! Die Berliner Mission hat im Jahre 1891 ihr neues Reich in Deutsch-Ostafrika übernommen; dass sie dort relativ schnell mit ihren Missionaren das Kondeland besetzte, verstand sich von selbst; auch dass sie bald das Dringstonegebirge hinaufstieg und dort für die armen Kinga zwei Stationen errichtete, braucht kaum weiter erklärt zu werden. Allein nun hat die Berliner Mission in Ostafrika nur einen Weg gesunder Weiterentwicklung vor sich, über das Hohe- und Nye-Hochland nach Nordosten; und dieser Weg drohte ihr abgebrochen und verlegt zu werden durch die römische Konkurrenz-Mission, welche sich angedacht, Iringa im Norden und Songea im Süden zu besetzen und diese beiden Stationen durch eine Kette von Zwischenposten zu verbinden. Die Berliner Missionsleitung diesem Vordringen der Römer auch nur ein wenig tatenlos zugesehen, ihre ostafrikanische Mission wäre für immer verfallen und im Wachstum aufgehalten. War es nicht unter solchen Umständen ein Verbrechen, dass die Missionsleitung kurz entschlossen Ordre gab, möglichst das ganze Hohe- und Nye-Hochland zu besetzen? Allerdings haben wir dadurch 7 neue Missionen mehr bekommen, alle diese 13 schnell hintereinander gegründeten Missionsstationen müssen ausgebaut werden, das Missionspersonal ist verdoppelt. Das hat für dies eine Missionsgebiet schnell auf mehr als 70 000 Mark anschwellen lassen. Aber wird nicht jeder verständige Missionfreund zugeben, die Berliner Mission konnte und durfte nicht anders handeln?

Ein anderes Beispiel ist die Gossnersche Kols-Mission. Es ist bekannt, in welcher überraschenden Weise diese Mission im letzten Jahrzehnt gewachsen ist; in jedem Jahre konnten 3000—4000 Taufbewerber getauft werden, und jetzt kann sich noch 25592 Katechumenen im Taufunterrichte. Es ist eine anerkannte Regel missionarischer Weisheit, dass gerade die in solchen Massenbewegungen Scharen gewonnenen Christen besonders sorgfältiger Pflege bedürfen. Ist es da

nicht Pflicht der Missionsleitung, dass sie die allzugrossen Gemeinden von 9000, 10000 Seelen zerlegt und durch Gründung von neuen Missionen neue Mittelpunkte der missionarischen Beaufsichtigung und geistlichen Pflege. Zehntausende von Kols befinden sich auf einer langsamen, aber von Jahr zu Jahr mächtig vorschreitenden Völkerwanderung; schon sind die Landschaften von Gangpur zum weitaus grössten Teile von dieser Kolsewanderung besetzt, die Scharen drängen unaufhaltsam weiter nach Süden und Südosten. Ist es nicht Pflicht von der Missionsleitung, dass sie diesem Strom der Auswanderung folgt und in Biru und Gangpur gleich mit denselben niederlässt? Etwa 3000 Kols sind nach Assam ausgewandert, um dort in den Cheegärten lohnende Arbeit zu suchen; sie sind dort in grosser Gefahr zu verwaizen und ins Heidentum zu fallen. Ist es nicht einfach Pflicht der Barmherzigkeit, diesen in der Irre gehenden Schäflein zu folgen und für sie einen eigenen Mittelpunkt der Mission und Pastoration in Assam zu gründen?

So wird jede Missionsleitung jahraus, jahrein vor Chatsachen gestellt, welche sich ihr als die Konsequenz ihrer bisherigen Arbeit darstellen, der lange erbetene Erfolg ihre Gebete und Mühen darstellen. Da werden sie zurückschrecken und sagen: Diese neue Station würde ja 10000 M. mehr kosten, ich darf sie nicht bauen, bis ich gewiss bin, dass die Missionsgemeinde will diesen Mehrbetrag auch wirklich und regelmässig zahlen? Eine Missionsleitung, die so zaudern und zögern wollte, würde sich gegen das erste Grundgesetz aller Reichsgottesdienste versündigen, sie würde den Glauben verleugnen. Das ist das erste Gesetz an der Mission wie an jeder andern Reichsgottesarbeit, dass sie in sich ein eigenes, göttliches Leben hat, und dieses Leben hat in sich die Bedingung des Wachstums, und es ist die erste und dringendste Pflicht der Missionsleitung, dass sie das natürliche Wachstum des Lebens der Mission nicht hindert und aufhält, sondern gesund nach dem natürlichen gepflanzten göttlichen Lebensgesetze sich entwickeln lässt. Das ist der Reiz beim Studium der Missionsgeschichte, dass man auf jeder Periode ihrer Entwicklung genau verfolgen kann, warum es so gekommen ist, wie eine Periode aus der andern herausgewachsen ist, wie die Samen der Pionierarbeit, der Festwurzelung, der ersten Früchte, der Gemeindegründung, der Volksbewegung, der werdenden Kirche sich mit immer zunehmender Notwendigkeit folgen, sowie aus dem Samen das Reis, der Stängel, die Blätter, Blüten und Früchte herauswachsen. Alles Göttliche wächst natürlich; und die Mission trägt darin den Stempel des Göttlichen, dass sie von innen heraus wächst.

Also ein Defizit entsteht allemal da, wo das Wachstum der heimatischen Missionsgemeinde mit dem Wachstum

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Strom des Verderbens, der von den christlichen Ländern in die gelosen „Schutz“gebiete geleitet wird, Branntwein und Opium christlichen Gewissen müssten ja völlig abgestumpft sein, wenn sie sich angesichts dieser fressend um sich greifenden Übel nicht zur Reaktion getrieben fühlten. Ich erinnere weiter an die immer sichtloser auftretende römische Konkurrenz, die uns wie hier in der Heimat so draussen fast auf allen Missionfeldern jeden Zoll Landes streitig macht, und die wie daheim so draussen zur energiegelassensten Verteidigung des mühsam erworbenen Besitzes, zur energiegelassensten Abwehr der skrupellosen Eindringung auffordert. Ich erinnere an die mit der fortschreitenden Missionsentwicklung sich immer fest und gediegener gestaltende Missionsliteratur, die in deutscher und englischer Sprache nun schon so manches Werk aufweist, das wohl verdient, einen Platz neben den Meisterwerken der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung und der fesselnden Erzählerkunst einzunehmen und zu benutzen den mit diesem Reichtum guter Missionsschriften und Missionsschriften uns in den Schooss geschütteten Segen schlecht, wenn wir ihn nicht dankbar hinnehmen als einen grossen Vorzug unserer Zeit gegenüber den minder begünstigten, vorangegangenen Generationen. Ich erinnere endlich an alle die Anregungen, welche die fortgeschrittene Missionstechnik unserem Missionsleben giebt, die vortreffliche Missionsskioptikon mit seinen farbenprächtigen Bildern, die erhöhte Bequemlichkeit an Missionsfesten und Missionskonferenzen teilzunehmen und Missionaren oder Missionsleuten der Heimat in persönlichen Vertretungen u. s. w. Es ist eine fast unübersehbar lange Reihe von Missionsanregungen, welche Gott in unsere Zeit hineingelegt hat. Es ist eine so grosse Fülle, damit niemand sich vor seinem Gewissen vor seinem Gott entschuldigen könne, wenn er diese wichtige Aufgabe seines christlichen Lebens verkümmern lässt, wenn er in engher Beschränkung sich auf den Pflichtenkreis der Heimat zurückziehen will. Wenn aber und wo immer diese grossen und starken Missionsanregungen lebendig gefühlt und tätig weitergetragen werden, dann und erstarkt das heimatliche Missionsleben, sodass es mit der Missionsentwicklung in gesunder Weise Schritt hält.

Ein Beispiel dafür aus der neuesten Vergangenheit! Noch am Ende des letzten Jahrzehnts befand sich die Pariser Missionsgesellschaft in einem erfreulichen Zustande, sie hatte eine Jahreseinnahme von 362 666 Fr. Im Jahr an immer peinlicher sich gestaltenden Defizits und übernahm die für ihr anfordernden kleinen Missionsaufgaben nur mit grosser Schwierigkeit.

von dem drückenden Gefühl des Unvermögens. Da erwachsen ihr in dem unermesslichen Frankreichs Loillards am Sambesi und in dem grossartigen Hilfs- und Madagascar zwei so grosse Unternehmen, dass der Missionsetat innerhalb von 400 000 Fr. auf mehr als 1 Million Fr. gestiegen ist. Wie ist das möglich? Das französische Missionsleben krankte früher an jener bedenklichen äusseren und inneren Zerrissenheit, die es zu keiner grossen, konzentrierten Kraft- und Energie kommen liess. Da sandte Gott vom Sambesi und von Madagascar zwei Missionsimpulse, und sie schlugen ein. Da war in wenigen Jahren das leidige Gelddefizit beseitigt, sondern es war ein neuer Zug, neue Energie in das ganze Missionsleben gekommen, auch das bedenkliche Defizit war gehoben, das evangelische Frankreich ist aus seiner Lethargie erwacht und hat sich zur Missionsthat aufgerafft!

Was dort drüben unter den unendlich erschwerenden Umständen des äusseren Protestantismus möglich gewesen und Thatsache geworden ist, das ist's, was auch wir brauchen: dass die kräftigen Missionsempfindungen, die unleugbar auch uns auf allen Seiten umgeben, erfasst, innerlich verarbeitet und in Missionsthaten umgesetzt werden. Und da ist es nun nicht zweifelhaft, dass thatsächlich für Missionsimpulse im Herzen des evangelischen Deutschlands eine ideale Resonanz vorhanden ist. Dass Dr. Lepsius und Pastor Cohn für ihre beiden armenischen Hilfswerke innerhalb weniger Jahre geschlossene Freundeskreise gesammelt haben und mit ziemlicher Bestimmtheit jeder auf eine Jahreseinnahme von rund 250 000 rechnen können; dass die grossen, eigenartigen christlichen Persönlichkeiten Georg Müllers von Bristol und Hudson Taylors von der Inland-Mission auf weite Kreise auch der deutschen Missionstreunde einen faszinierenden Eindruck ausüben, dass neue Missionsunternehmungen nach ihrem Muster fast wie die Pilze aus der Erde schiessen, all diese Erscheinungen sind unleugbar Anzeichen, dass in verhältnismässig hohem Grade religiöse Reime vorhanden sind, die in gesundes Missionsleben auszuwachsen können. Aber bei aller Freude über diese Erscheinungen können wir uns nicht verhehlen, dass auch wir mit einem verhängnisvollen Mangel behaftet sind, es fehlt uns gegenüber den Missionstreunden vielfach an jener Nüchternheit christlichen Lebens, die sie das Gesunde, Grosse unserer alten Missionswerke bildet, die sie die offenen Thüren in den von ihnen besetzten Gebieten, die sie die Handreichung ihnen zu Hilfe zu kommen, recht erkennen lassen, die sie in eigenwilligen Unternehmungen nach fremden Wegen zu gehen und sich zu zersplittern, statt sich zu vereinen werden. So vollzieht sich vor unsern Augen

ein betrüblicher Prozess, und wir stehen ihm trauern gegenüber. Macht und Mittel ihm Einhalt zu thun: wo sich starke Missionen regen, werden sie zum grossen Teile in Seitenbäder und Nebensächlichkeiten abgeleitet, wo sie in neuen, oft abenteuerlichen Unternehmungen ihre edle Kraft verpuffen, und die alten Missionsgesellschaften sich den wachsenden Aufgaben und Ausgaben gegenüber und leiden. Sie verkümmern, weil ihnen daheim die Wurzeln ihrer Kraft abgerodet werden, weil sie nicht mehr die ganze, beste Kraft des deutschen evangelischen Protestantismus hinter sich haben. Und über diesen Irrtum täuscht uns keineswegs hinweg, dass weit und breit in den kirchlichen Kreisen durch Haussammlungen, Kirchen- und Missionsfestkollekten, durch Pfennig- und Groschensammlungen die Ausgaben noch wachsen. Wir sind weit davon entfernt, Gaben ihrer Herkunft gering zu schätzen oder sie einer kleinlichen Prüfung ihrer geistlichen Qualität zu unterwerfen; aber nie und nimmer können wir in diesen Kreise und solche Gaben ein grosses, gesundes Missionswerk dahinter müssen die Lebenskräfte der Kirche, Glaube, Liebe und die Anwesenheit der Heiligen stehen: Und ist das wirkliche Defizit ein Defizit des Glaubens, der Liebe, der Opferwilligkeit, der Zucht und so muss uns das mit banger Sorge für die Zukunft und die geistliche Weiterentwicklung unserer alten lieben Missionsgesellschaften beschäftigen.

Und doch haben wir das innerste Wesen des leidigen Problems mit den bisherigen Erörterungen noch nicht erfasst; wir müssen unseren Standpunkt noch höher, freier nehmen, um seine Bedeutung ganz zu überschauen. Die Mission ist doch schliesslich nicht Aufgabe einer Kirche oder jener Gesellschaft, sondern der ganzen Christenheit. Nicht erst jetzt sind wir am Ende unserer Missionserkenntnis angelangt, dass es nicht um bestimmte Aufgaben erkennen, welche Gott dieser oder jener Missionsgesellschaft gestellt hat, sondern dass wir verstehen, welches die Aufgabe der Christenheit unserer Tage sind. Offenbar ist ihre Aufgabe und sie umfasst nicht mehr nur, wie in den früheren Missionsepochen ein bestimmtes Reich oder eine Völkergruppe; bis zu einem gewissen Grade und wie es gedeutet hat jenes berühmte englische Schlagwort ganz recht, dass die Aufgabe der jetzt lebenden Generation, das Evangelium durch die ganze Welt hindurch zu tragen. Und sobald wir uns diesen weltumspannenden Missionsbefehl näher ansehen, zerlegt er sich uns in zwei riesengrosse Aufgaben: Es gilt, in die Dattung der drei Kontinente einen lebensfähigen Keim des Christentums zu

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



oder ein breiter, tiefer, frischer Wasserstrom zur Gesundheit der
 Viele evangelische Christen in allen Landen haben sich in
 Jahren aufgemacht mit grossem Ernst zu beten um Gabe
 des heiligen Geistes; lasset uns mit diesen Betern gemein
 Sache machen, lasset uns mit ihnen beten um grosse Mä
 heiligen Geistes, welche des Herrn heilige Kriege führen; las
 um Männer und Frauen daheim bitten voll feurigen Gebetsge
 gleich Mose, Aron und Hur in der Stille auf dem Berge vor
 Angesicht auf die Streiter draussen den Sieg herabbeten; las
 um völlige Hingabe, um ganze Opfer unsrer Kraft und unse
 mögens beten, dass wir unser Alles an dies eine grosse Ziel
 Das ist das beste, das durchschlagende Mittel gegen jedes Defizit



Vermag die Mission der theologischen Wis schaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

V.

6. Dass das Christentum eine ethische Religion ist in en
 Masse, das beweist die ganze Missionsgeschichte. Sittliche
 vielmehr als intellectuelle sind entscheidend für Annahme od
 werfung des Christentums. Sittliche Rückgänge bringen Glaub
 gänge hervor. Wo das sittliche Leben gedeiht, gedeiht auch
 Glaubensleben. Die Mission verdankt ihre Erfolge zum guten
 ethischen Überlegenheit des Christentums über andere Religionen
 wird sie auch imstande sein, der wissenschaftlichen Behandlung
 Ethik durch ihre Erfahrung zu dienen, wenn es anders mögl
 diese Erfahrung in principiell giltiger Weise festzustellen. Das ist
 leicht und soll hier nur inbezug auf einen Hauptpunkt geschehen

Für die formale und materielle Behandlung der christlichen
 ist es von ausschlaggebender Bedeutung, wie sie das Verhältnis
 christlichen Ethos zu dem gemeinmenschlichen bestimmt, mit w
 Worten, wie sie die Frage beantwortet, ob das christliche Ge
 einen wesentlich andern und höhern Inhalt habe als das natürl
 wissen. Je nach Beantwortung dieser Frage wird die christliche

in den Formen und Argumenten der philosophischen Ethik sich
oder wird sich neue und andersartige Wege zu suchen haben.

Entscheidung dieser Frage ist es nicht ohne Wichtigkeit, wie
Gesichtspunkt der Missionserfahrung aus betrachtet sich dar-
dem Missionar bietet sich die Möglichkeit, das natürliche Ge-
zu beobachten, sei es in seiner von einer bestimmten Religion
unseren Verfassung, sei es in derjenigen, in welche es durch
Umsatz einer heidnischen Religion geraten ist. Wie sich nun das
in seiner ursprünglichen, lediglich persönlich bestimmten Ar-
beit wie sich andererseits das durch falschen religiösen Einfluss
e. Gewissen zu dem Christentum und seinen Forderungen verhält,
zu stellen wird zur Beantwortung der Frage wesentlich beizu-
Umstände sein, in welchem Masse die christliche Ethik von der
Führung der gemeinmenschlichen Sittlichkeit beeinflusst oder unbe-
st bleiben müsse, um ihre Aufgabe zu erfüllen.

Aus der Werdegeschichte des christlichen Gewissens, wie sie die
reichlich zu beobachten Gelegenheit hat, ergibt sich, dass ein
irgends entstehen kann, wo nicht eine Anknüpfung an vorhandene
gen des natürlichen Gewissens möglich ist. Das christliche Ge-
ist nicht eine völlige Neuschöpfung, sondern seinem Wesen
Restitution. Die verblassten Linien eines ursprünglichen Bewusst-
erscheinen in schärferer Zeichnung und Abgrenzung, wo christ-
Einfluss sich geltend macht. Das natürliche Gewissen ist mehr
als positiv geartet, mehr formal als inhaltlich bestimmt. In
christlichen Gewissen überwiegt die positive Gewissheit die Negation.
dem natürlichen Gewissen vorhanden gewesene Form erscheint
mit Inhalt erfüllt. Diese geistliche Umbildung, Erweckung und Er-
des Gewissens ist nur da möglich, wo es gelingt, dasselbe,
es durch religiösen Aberglauben entartet und irre geleitet ist,
selbst zurückzurufen. Dann aber zeigt es sich fähig, die
eines neu gearteten Verhältnisses zu Gott ebensowohl wie
behalten zu werden und damit eine so durchgreifende Wandelung
herbeiführen, dass es als im Besitz höheren Lebensinhaltes zu dem
christlichen Gewissen sich verhält wie eine gestaltete Wesenheit zu
einem nur andeutenden Grundriss. Zu der von fremdem und
religiösen Inhalt ausgehenden Gewissensbeeinflussung aber
das christlich gewordene Gewissen gegensätzlich. Das christ-
liche Gewissen erhebt somit dem natürlichen Gewissen gegenüber als

höher geartet, dem durch heidnische Religionseinflüsse bestimmt wissen gegenüber als völlig anderen Wesens.

Beides, die höhere und die gegensätzliche Artung des christlichen Bewusstseins, lässt sich in dreifacher Beziehung erweisen.

Erstens: es ist einheitlich bestimmt, während der im Heidentum etwa Moral die einheitliche Bestimmtheit fehlt und darum den von ihr beeinflussten die Klarheit und Einfalt des Blickes. Als eines der reinsten und edelsten Beispiele heidnischer Moral wird man den Kural des tamilischen Dichters Ciuvalluvur betrachten dürfen. Das eingehende Studium dieses tief sinnigen Werkes, das in Form ein klassisches und monumentales Gepräge besitzt und als ein konzentrierter Ausdruck mit ethischen Fragen befassten heidnischen Denkers erscheint, hat mich zu dem geführt, der durch die Erklärungen der tamilischen Kommentatoren eben durch praktische, für das Volk bestimmte Bearbeitungen, in welche ich Einblick langte, nur verstärkt wurde, dass es dieser Moral an jedem durchgreifenden Prinzip fehlt. Die einzelnen Tugenden werden gerühmt in der glänzenden Redeweise sittlichen Idealismus. Hier und da finden sich überraschende Tiefblicke in die Natur der Tugend. Aber jede Tugend erscheint isoliert als die vornehmste ihrer Sphäre ohne Entstehungsgeschichte, ohne Zielbestimmung, ein von genialer Einbildungsmoralischer Affekte entworfenes Lichtbild, an dem die Phantasie größeren Wert hat als die Erfahrung. Wie man zu solchen Tugenden gelange, ist nirgends gesagt. Der Kural ist charakteristisch für die Moral des Heidentums. Sie ist auf höchste Tugendlehre, aber nicht Lehre von der Tugend als einheitlichem Verhalten, sondern von isolierten Tugenden, die man nicht anders zu verknüpfen vermag als durch ihre gegenbildlichen Ender. — Solcher Moral der Heiden und Willkür gegenüber erscheint die christliche Ethik als einheitliche Moral und das christliche Gewissen als von einem alles beherrschenden Prinzip bestimmt. Das Prinzip, welches das ethische Verhalten ursächlich und normativ bestimmt, ist der Glaube. Die Erfahrungen der Mission bestätigen durchaus die sittlich erhellende und das sittliche Verhalten beseelende Macht des christlichen Glaubens. Sie bestätigen auch die Harlesssche Auffassung, dass das ethische Verhalten des Christen die bewusste Bewahrung des Heilsbesitzes seine prinzipielle Tendenz habe. Die Tendenz der Bewahrung wird von selbst zum Prinzip der Entfaltung. Die Bewahrung des Einen, was not ist, lässt eine Kraft erwachsen, die sich in steter licher Danksagung gegen den Gott des Heils in allen Lebensbeziehungen äußert und erweist.

Zweitens ist das christliche Ethos den Erfahrungen des christlichen Bewusstseins entsprechend lediglich von Gott aus bestimmt. Es ist darum prinzipiell höher geartet als das sittliche Verhalten nach der Auffassung der philosophischen Ethik. Wenn es dieser auch nicht an dem Willen fehlt, das sittliche Verhalten aus göttlichen Motiven abzuleiten, so ist der bloße Autoritätsbegriff, auf den man sich wendet, nicht fruchtbar genug, um anders als in einem dialektischen Verfahren ethischen Motive aus dem absoluten Willen abzuleiten. Das dialektische Verfahren bringt einen sittlichen Prozess zur Darstellung, der als Abstraktion des Willens von der tatsächlichen Wirklichkeit nicht entspricht. Die philosophische Ethik ist an wirklichen Lebensmomenten, als die schlichteste Auffassung, die das ethische

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Geburten", also das zukünftige Geschick. — Die Zukunfts Hoffnungen und Befürchtungen der natürlichen Moral sind sehr schattenhaft und vagen gegenüber bietet die christliche Eschatologie wesentliche und klar gestellte Vorstellungen, die sich als prinzipiell verschieden von den phantastischen und unhaften Vorstellungen des Heidentums über die jenseitige Welt erweisen. Einfluss die Eschatologie auf das sittliche Leben der jungen Christen haben Zeugen reiche Erfahrungen der Mission. Von dem Augenblicke an, da das Herzen des Heiden der Entschluss zu reifen beginnt, das Christentum anzunehmen ist sein Bewusstsein eschatologisch bestimmt. Es erleidet Einflüsse von einer ungekannten Sphäre. Es thut ahnende Blicke in eine Welt voll Weisheit und nicht Lohnsucht ist es, die die sittliche Kraft spannen lehrt und sie lüftet. Recht hat die philosophische Moral den Lohnbegriff aus den Wesensbestimmungen der Sittlichkeit verwiesen. Das Gute wird erhofft, weil es das Gute ist, das Böse gefürchtet, weil es das Böse ist. Die Verheissungen der christlichen Gottes beruhen wesentlich auf sittlichen Voraussetzungen und vermögen darum das Wissen unmittelbar zu beeinflussen. Das Himmelreich ist die Realisierung des Guten, muss also notwendig sittliche Entschlüsse und ethische Entwürfe hervorrufen und fördern.

So erscheint die christliche Sittlichkeit nach den Erfahrungen der Mission der natürlichen Moral und noch mehr der in religiöser und heidnisch gearteten Moral wesentlich überlegen. Sie erscheint durch die Einheitlichkeit ihres Prinzips, durch ihre göttliche Motivierung und ihre eschatologische Zielbestimmung als ein höher geartetes Lebensgebiet, dem mit der Methode und der Argumentation der philosophischen Ethik nicht Genüge geschehen kann, dem aber auch nicht Recht wird, wenn man es in der christlichen Glaubenslehre behauptet. Die Eigentümlichkeit und Fülle christlich ethischer Momente kann zur Darstellung gebracht werden, wenn die ethischen Fragen lediglich im Anschluss an dogmatische erörtert werden, wie umgekehrt die Dogmatik nicht in die Ethik aufgehen darf. Beides sind selbständige Wissenschaften, wie denn auch die Mission sonderlich davon zeugen kann, dass ethische Lebensfragen ebenso selbständig aufzuheben wie dogmatische Lehrfragen.

7. In der praktischen Theologie findet die Mission ihre oder weniger eng in den Organismus derselben eingefügte Behauptung. Deren Wissens- und Forschungsgebiet wird dadurch wesentlich erweitert und bereichert. Denn nicht nur wird in dem der Mission sonderlich gewidmeten Raum und Mass ihre Theorie entwickelt und ihre Geschichte im Umriss dargestellt, sondern es wird auch den einzelnen Disziplinen der praktischen Theologie zur Befruchtung und in we

menten zur Belebung dienen, wenn in ihnen die Erfahrungen Elemente der Mission, sei es als Parallele oder als Gegensatz in gezeugt werden.

ist für die Homiletik der methodische und inhaltliche Unterschied zwischen der Kultuspredigt und missionarischer Zeugnispredigt von Wichtigkeit. Die Theorie der Gemeindepredigt wird auch insofern durch die Erfahrung der missionarischen Zeugnispredigt gleich mit dem missionarischen Zeugnis wenn nicht bereichert, bestätigt, dass klar hervortritt, wie die inhaltliche und formelle Gestaltung einer geistlichen Rede, will sie anders wirksam sein, unter der Voraussetzung der Überzeugung stehen muss, die sie hervorrufen will. Die Aufgabe der Wahrheit zur Darstellung unter der Zielbestimmung, einen bestimmten Eindruck oder Entschluss, eine Demütigung, eine Erbauung, ein Bekenntnis in den Hörern zu wirken. Je einheitlicher die Zielbestimmung ist, desto wirksamer ist die Rede. Wenn es an der Erfahrung der Homiletik in der Heimat nicht fehlt, so ist doch der missionar noch öfter in der Lage, den unmittelbaren Eindruck seines Zeugnisses in Erfahrung zu bringen. Waren seine Darlegungen tendenziell, ohne die Seele einer bestimmten Zielbestimmung, so konnten sie keinen wirksamen Eindruck hervorbringen. Wenn sich nun der missionar vor die Frage gestellt sieht, ob die Tendenz seines Zeugnisses an Heiden unter allen Umständen darauf gerichtet sein müsse, sie zum Verlassen ihrer Religion, zur Annahme des Christentums und zur Bekehrung durch unmittelbare Aufforderung zu veranlassen, oder ob er nur Erkenntnisse pflanzen und Gewissensbeeinflussung erfordere, deren freie Folge bei dem einen oder anderen Zuhörer zur Anwendung zum Christentum sein wird, so ist die Entscheidung dieser Frage von prinzipieller Bedeutung auch für die Gemeindepredigt. Würde es sich als schriftgemäss erweisen und sich in der missionarischen Praxis durchweg bewähren, dass eine starke persönliche Bekehrung, eine Werbung ohne Schonung der Freiheit, in Heiden echte Reue der Busse zu erzeugen vermag, so müsste erwogen werden, ob auch die Kultuspredigt wesentlich Erweckungs- und Bekehrungspredigt werden müsse, da ja die meisten Gemeindeglieder der vollen Reue ihres Buss- und Glaubensstandes ermangeln. Bedenken wir, was einen Schriftbeweis zu erholen, dass die Apostel, nach dem Zeugnis von Christo gezeugt hatten, auf die Frage ihrer Zuhörer: „Was sollen wir thun, dass wir selig werden“ und erst nach dem die Frage ausgesprochen oder unausgesprochen vorlag, die An-

nahme der Taufe empfohlen, so mag sich der Missionar wohl fragen, was ihm das Recht gibt, von dieser geheiligten Praxis in mangelhaften Bekehrungsversuchen abzuweichen. Ich glaube, dass die Missionserfahrung davon Zeugnis ablegt, dass die geduldigste, nicht methodische Methode der Beeinflussung die wirksamste ist und dass erstens der Busse und des Glaubens aus freier, nicht erzwungener Überzeugung erwachsen. Daraus würde sich auch für die Gemeindepredigt ergeben, dass sie nur in Ausnahmefällen und bei besonderen Verhältnissen starken Tones der Erregung und Erweckung sich bedienen dürfte.

Die missionarische Heidenpredigt ist wesentlich dialogisch und kann nur in seltenen Fällen ein prämeditiertes Kunstprodukt sein, sondern entspringt aus einer gegenwärtigen Konstellation und gestaltet sich demnach gemäss. Sie giebt Antworten auf Fragen, sei es, dass die Fragen wirklich gestellt werden, oder dass sie unausgesprochen bleiben, obwohl sie vorhanden sind. Ist der missionarische Vortrag erfolgt, so schliesst sich an ihn ein Dialog. Obwohl nun die Kultur unter wesentlich andern Verhältnissen erwächst, so mögen wir uns von der Missionspredigt daran erinnern lassen, dass schon die Predigt nicht ohne geistliches Zwiegespräch mit der Gemeinde sein muss und dass die Predigt, obwohl Monolog, dennoch dialogisch oder im eigentlichen Sinne homiletisch gedacht sein muss, wenn sie die Herzen der Hörer erreichen soll.

Der Katechumenat der Missionskirche steht unter ganz andern Verhältnissen doch in denselben Sorgen und Schwierigkeiten, wie die kirchliche Erziehung der Jugend in der Heimat. Die Kirche gebietet, aber erzieht ihre Kinder nirgends ohne Schmerzen. Dass die hier vorliegenden Probleme so tiefgehender Natur sind, dass eine allgemein gültige Lösung schwerlich bald, wenn je, erwartet werden darf, vermag die katechetische Wissenschaft mit der Erfahrung der Mission zu erweisen. Man darf in der Mission durch nichts Ausserliches gehindert sein, die Mission zu einem Akt und Gelübde zu gestalten, wodurch reife, bewusste Christen zu einer bewussten und opferfreudigen Gemeinschaft Christi sich zusammenschliessen, um ein Salz und Licht zu sein für die andern. Aber die Versuche nach dieser Richtung unterliegen grossen Bedenken, dass man nicht Christen erster und zweiter Klasse sondern alle oder anerkennen darf, wenn man nicht das Wesen der Taufe gefasst will. Es zeigt sich auch in der Mission, dass jeder Versuch, auf dem Wege einer irgend wie gearteten Institution eine ecclesiola in ecclesia

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Die Seelsorge ist persönlicher von Seiten des Seelbergers, von Seiten derer, an denen sie geübt wird, als in der Heimatskirche, doch auch wieder sachlicher, weil da wo junges Leben gepflegt wird, der Grund nicht in die Person des Erziehers, sondern lediglich in die Wahrheit gelegt werden darf, wie auch die einzelne Seele weniger isolierten, als einer in den Gesamtorganismus seelsorgerlicher Einwirkung eingefügten Behandlung bedarf.

Für die missionarische Seelsorge ist in den meisten Fällen die soziale Frage von hoher Bedeutung. Ich habe das in einem Missionskonferenz-Vortrag: „Die Mission und die soziale Frage“ besonderer Berücksichtigung der indischen Verhältnisse zur Darstellung gebracht. Dass die prinzipielle Lösung der sozialen Probleme schwierig und fast unmöglich erscheint, wird der praktischen Theologie auch von der Missionserfahrung bestätigt.

In den von der praktischen Theologie behandelten Fragen des kirchlichen Lebensgebietes giebt es kaum ein Moment, das durch die Mission in ihren Betrieb nicht irgend eine Beleuchtung empfinde. Das Beichtwesen, die Kirchenzucht, die Kirchenleitung und Kirchenverfassung, die Kirchpflege, die Schule und ihr christlicher Charakter, der Kultus und die Grundprinzipien, das alles begegnet uns in triebkräftigem Werden und charaktervoller Ausgestaltung in den kleinen aber durchaus nicht unbedeutenden Verhältnissen der Missionskirche. Wir können uns von der Notwendigkeit privater Beichte und privater Absolution vielleicht nirgends so überzeugend überzeugen, als in der Mission. Dass die Kirchenzucht zwar lebensweckend sich erweist, aber doch zum Bestande der Kirche und zur Leitung der Seelen unentbehrlich ist, zeigt die Mission durch ihre Erfahrung. Zu ihrer Ausübung gehört nicht nur der Wille und die Weisheit des Geistlichen. Auch in der Mission bestätigt sich, dass die Kirchenzuchtübung nur in dem Masse möglich ist, als die Gemeinden sich in ihrem Glauben und ihrer sittlichen Anschauung gereift sind. Initiative und ohne Befragen der Gemeinde oder ihrer Vertretung lediglich durch den Missionar geschehende Akte der Kirchenzucht sind nur in den allerersten Anfängen einer Gemeinde rätlich und zulässig. Dass die rechte Zuchtübung ein Ausfluss heiliger Liebe ist und dass sie die Frucht zum Leben bringen kann, beweisen viele Beispiele aus der Missionsgeschichte. Die Grundprinzipien der Kirchenleitung ebenso, wie das Wesen der kirchlichen Verfassung kann man in der Mission deutlicher erkennen, als in den komplizierten Verhältnissen der heimatischen

irriges, mit dem Wesen der Kirche Unverträgliches wird
 gestossen. Das Leben ruft Ordnung und Gesetz hervor.
 heit bestraft sich ebenso unmittelbar als die falsche Ge-
 hablone und Regierung von oben erweisen sich als
 bnlliche. und väterliche Autorität zeigt sich als gestaltende
 wirkende Macht. Dass auch die ärmste, vielleicht eben
 : Gemeinde, bereits Anfänge der Armenpflege zeigt, be-
 Offertorium für die Armen tief im Wesen der Kirche
 . Den christlichen Charakter der Schule allseitig zu
 der Mission nicht leichter als in der Heimat. Besonders
 igen lassen sich in Beziehung auf das Kultusbedürfnis
 Bemütes in den Missionsgemeinden machen. Dass der
 wendige und wesentliche Betätigung christlicher Besinnung
 ottessehnsucht des Herzens im öffentlichen Gottesdienst
 l völlige Befriedigung finde, das wird in den aus den
 elten Gemeinden vielleicht tiefer und ausnahmsloser
 : in der alten Christenheit. Ein dem Kultus fernes
 ebt es dort kaum. Der christliche Kultus, in welcher
) auftreten möge, unterscheidet sich vor allem andern
 d) dadurch, dass er neben dem sakrifiziellen Moment
 mentale zum Ausdruck bringt. Nur die Offenbarungs-
 lem Kultus einen sakramentalen Charakter geben. Heid-
 ist lediglich sakrifiziell. Die Wahrhaftigkeit und Schön-
 nende, erhebende und fördernde Macht des christlichen
 Bemeinde tritt in dem Masse hervor, als das sakramen-
 sakrifizielle Moment in gesunder Weise sich wechsel-
 id in lebendiger Harmonie zum Ausdruck kommen. —
 ewsührung meiner hiermit zum Abschluss gebrachten
 ch in keiner Weise erschöpfend, so mag sie doch ge-
 ten, um zu erkennen, dass die Mission der wissen-
 ologie einen Ertrag zu geben vermag. Der Ertrag wird
 her gestalten, je mehr die Mission Gegenstand wissen-
 resses und wissenschaftlicher Forschung wird.



James Chalmers.

Eine biographische Skizze. Von D. G. Kurze.

IV. Unter den Wilden in Neuguinea.

Über Neuseeland und Sydney, wo Chalmers' Missionsarbeit bei Alt und Jugend begeisterten Widerhall fanden, gelangte er mit zwei verheirateten Rarotonganischen Missionsgehilfen begleitet von einer Missionarfamilie am 30. September 1877 nach Somerset, einem kleinen Hafenorte an der Nordspitze von Queensland, wo sich anfänglich das Hauptquartier der Londoner Neuguinea-Mission befand. Schon vorher hatten die Missionare Macfarlane und Murray, denen sich später Lawes anschloss mit einer Anzahl polynesischer Missionsgehilfen eine Reihe von Missionsstationen auf einzelnen Inseln der Torresstraße auf der gegenüberliegenden Neuguineaküste am Papuagolf gegründet. Lawes selbst hatte sich seit 1874 in Port Moresby, einem geräumigen Hafen an der Südostküste der Insel, niedergelassen. Chalmers erhielt von der Missionsdirektion die Weisung zusammen mit dem Kollegen Macfarlane, der ihn in Somerset mit dem Schoner „Dunedin“ erwartete, den äussersten Südosten der Insel zu durchforschen und an geeigneten Punkten neue Missionsniederlassungen ins Leben zu rufen. Nach einem vorübergehenden Besuche auf den Inseln der Torresstraße, wo Chalmers mit besonderer Teilnahme die Arbeit der eingeborenen Missionsgehilfen verfolgte, ging das Missionsschiff am 21. Oktober 1877 vor der an einer sumpfigen, ungesunden Küstenstrecke gelegenen Festlandstation Boera vor Anker; hier hatte Chalmers die große Freude, nicht nur seinen alten Studiengenossen und Reisegefährten Lawes begrüßen zu können, sondern auch in Piri, dem eingeborenen Missionar von Boera, einen seiner alten Schüler vom Australian Missionsinstitute, wieder zu sehen. Piri hatte mit Hilfe seiner Frau eine kleine, aber schmucke Kapelle in polynesischem Stile sowie für sich ein Haus gebaut und eine Plantage angelegt. In der Kapelle hielt er sowohl Schule für die Kinder, als auch Gottesdienste für die wenigen Erwachsenen, die sich einstellten.

Der nächste Hafen, den sie anliefen, war Lawes Station, Port Moresby, das mit seinen Mangrovesümpfen und seiner kahlen, sandverbrannten Umgebung keinen sonderlich verlockenden Eindruck auf den Besucher machte. Da das Schiff einige Tage liegen bleiben mußte

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

wöhnlich damit dass sie, grüne Zweige schwingend, den sich nach Papua die Worte „Maino, Maino“ (Frieden) und „Misi Lao“ Namen des Missionars Lawes, der als Friedensmann berüchtigt bekannt war, — nachriefen, worauf die letzteren wieder auf und in ihr Dorf zurückkehrten.

Nachdem Chalmers und Macfarlane auf einigen Inseln Ostspitze Neuguineas mehrere Stationen mit eingeborenen Leuten gesetzt hatten, erwählte sich der erstere die kleine Insel Suau am für sich und seine rarotonganischen Gehilfen als Stützpunkt, da aus zu den Papua auf der benachbarten Festlandküste die von Christo hinübertragen zu können. Seine erste Arbeit darin, für sich und seine Gefährten geeignete Wohnstätten zu erlangen. Dabei und überhaupt bei allem Verkehr mit den Papua kam ihm eine wunderbare Gabe, rasch ihre Zuneigung zu erobern, sehr zu Unbewaffnet, höchstens mit einem Sonnenschirm oder einen Speer der Hand, trat er mitten unter die ihre Speere oder Keulen schützend. Papua. Wie oft hing nicht dabei sein Leben nur an einem Augenblick wenn er sich auf Gnade und Ungnade in die Hände blutdürstiger Wilden gab, um ihr Vertrauen und damit die Möglichkeit der Missionarbeit unter ihnen zu gewinnen. Aber Gott liess es ihm gelingen. Sein Name „Camate“ — so hatten ihn die Eingeborenen sich zugelegt — wirkte mit den Jahren an vielen Orten wie eine Zauberformel, auf deren Klang hin die Wilden ihre Waffen beiseite ließen und die landenden Missionsarbeiter freundlich bewillkommneten.

Kaum war die Niederlassung in Suau erfolgt, als die Unvorsichtigkeit des Kapitäns des Missionsschuners „Mayri“, der in der Notwehr einen Suau-Eingeborenen erschossen hatte, die Missionarfamilie in die grösste Verlegenheit brachte. War es zu einem förmlichen Gefecht zwischen der Besatzung des Schiffes und zwischen den Papua am Strande gekommen; da stürzte sich Chalmers, der rechtzeitig aufmerksam geworden war, die Gefahr verachtend, mitten in die Feindlinie, rief den Eingeborenen zu, sie möchten im Buschwalde Deckung suchen und verbot dem Kapitän, weiteren Gebrauch von den Schusswaffen zu machen. Er nahm er sich zweier verwundeter Papua an und begab sich an Bord der „Mayri“, wo der Leichnam des vom Kapitän erschossenen Eingeborenen sich befand. Die Leiche gelandet wurde, erhob sich allgemeines Wehklagen; scharenweise bewaffnete Papua aus benachbarten Inseldörfern herbeigeilt; Speere wurden gegen das Schiff und das Missionshaus geschwungen, und wohlmeinende Rufen Chalmers und seinen Lehrern, unter dem Schutz der Nacht auf dem Meer zu fahren, da sie sicher von den erbitterten Ureinwohnern ermordet werden würden.

Chalmers, auf dessen Gewissen die Verantwortung für das Leben seiner Frau und der Leberfamilie lastete, schwankte eine Weile, was er thun solle, da ihm Chalmers in ihrem Heldenmut und Gottvertrauen den Ausschlag gab. Sie glaubte hin, dass die „Mayri“ nicht verproviantiert und ausserdem zu klein war, das ganze Missionspersonal aufnehmen zu können. Auch würden sie sich die Frucht eines so guten Stützpunktes, wie es Suau in der That für die Arbeit der Südwestküste Neu-Guineas war, für die Folgezeit berauben und die übrigen auf dem Festlande stationierten Missionsgehilfen in die grösste Lebensgefahr setzen. Sie schloss mit den Worten: „Der Herr hat uns hierher gesandt; es ist das, was wir treiben; so wollen wir auch auf seinen Schutz vertrauen!“

So fuhr denn der Kapitän mit der „Mayri“ in der nächsten Nacht allein ab, als am folgenden Morgen die Eingeborenen zum Missionshause kamen, um die Chalmers durch ein Geschenk versöhnlich zu stimmen. Trotz der Niederlage der Missionarfamilie auf Suau legten sich die Papua bei der Abhaltung ihrer traditionellen Kannibalenmahlzeiten nicht die geringste Beschränkung auf; ja sie luden sogar die Davitts, Chalmers als Gast dazu einzuladen. Dieser begegnete den einzelnen Eingeborenen seiner Bekanntschaft, die, von dem Schmause abgesehen, um Hals und Arme Stücke Menschenfleisch geschlungen hatten.

Wenige Zeit nach diesen Ereignissen — im Februar 1878 — sah Chalmers gezwungen, um seine und der Missionslehrer Vorräte zu erneuern, eine Fahrt nach der Queensländer Hafenstadt Looktown zu unternehmen. Er sträubte sich, seine Frau mit den eingeborenen Familien allein unter den Wilden, die eben erst eine so drohende Gefahr abgewehrt hatten, zurückzulassen. Die tapfere Frau weigerte sich nicht, mitzufahren und sagte: „Wir sind auf Christi Befehl hierher gekommen; er ist stark genug, uns vor der Wut der Heiden zu beschützen.“

Als sie nach der Abfahrt ihres Gatten vom Malariafieber ergriffen wurde, kämpfte sie mit übermenschlicher Willenskraft gegen die Krankheit an und ermöglichte es sogar in den spärlichen Ruhepausen den einzelnen Fieberanfällen, sich der ebenfalls am Fieber erkrankenden Leberfamilien mit Rat und That anzunehmen. Ja, sie brachte die missiонерischen Gehilfen aus ihrer Lethargie aufzurütteln und sie von der Krankheitsnot abzuziehen, munterte sie die Kranken mit geistlichen Liedern und einzelnen Kapiteln der heiligen Schrift in der Sprache der Suau-Insulaner zu übertragen.

In diese sorgenvollen Tage fiel ein Gefecht zwischen drei Dorfschaften auf Suau. Vier Tote blieben auf dem Felde, von ihren Leichnamen hielt man am Morgen nach dem Kampfe ein grosses Freudengeschrei ein grausiges Mahl. Als Chalmers auf dem Missionsdampfer „Ellengowan“ wieder abfuhr, trug sein aufmunternder Zuspruch und seine

sachkundige Hilfe viel zur raschen Genesung der Kranken bei der Missionsarbeit nahm einen neuen Anlauf.

Im April 1878 begann Chalmers jene lange Reihe von Fahrten und Wanderungen, die erst mit seinem Tode endeten. Auf denen er nicht nur weite Küstenstrecken von British-Neuguinea, sondern auch einzelne Teile des Innern, die noch nie zuvor der Kunde der Weissen betreten hatte, der Mission erschloss. Überall, wohin er kam, hielt er Ausschau nach günstig gelegenen Plätzen, die sich zur Anlegung von Missionsstationen eigneten. Durch sein freundliches Benehmen und kleine Geschenke gewann er die Herzen der Eingeborenen. Zwischen einander sich befehdenden Stämmen stiftete er Frieden, und wo Eingeborenen in volkreichen Dörfern zusammensassen, pflegte er diese mit seemissionsgehilfen mit seiner Familie zu stationieren. Doch niemals einem seiner eingeborenen Mitarbeiter zu, irgendwo unter den Wilden sich niederzulassen, wenn er nicht selbst zuvor an Ort und Stelle die Verhältnisse geprüft und mit dem betreffenden Papua eine Freundschaft geschlossen hatte.

Man kann Chalmers in gewissem Sinne den „Livingstone der Neuguineas“ nennen; wie jener grosse Reisende und Glaubensbote die Wege für die Mission in Innerafrika gebahnt hat, so ist es, wie man wohl geredet, in erster Linie den gefahrvollen Wanderungen und Entdeckungen Chalmers' zu verdanken, wenn heute auf einem grossen Teile der Westküste Neuguineas von einer dicht geschlossenen Kette von Missionsstationen aus eine Schar evangelischer Glaubensboten mit Erfolg gegen die Bollwerke des Heidentums im Papualande ankämpft. In dem Rahmen einer biographischen Skizze ist es ganz unmöglich, diese mehr denn zwei Jahrzehnte sich erstreckenden Missionsreisen Chalmers' im einzelnen zu verfolgen, wir können nur gleichsam einzelne Seitenproben aus ihnen zum Besten geben. Rücksichtlich der näheren Einzelheiten müssen wir den Leser auf Chalmers' eigene Schriften verweisen. Übrigens geben auch diese nur einen Teil seiner Reiseerlebnisse wieder. Chalmers war kein Mann der Feder, sondern ein Mann der That. Er bemerkt mit Recht in der Vorrede zu einem seiner Bücher, „dass sich im seinem Walbote vor der Neuguineaküste heimischer fühlte, in der Studierstube, und dass seine Hand besser mit dem Rudern als mit der Feder umzugehen wisse.“

Gleich auf einer der ersten Missionsreisen Chalmers' im Jahre 1878 fand seiner Laufbahn ein vorzeitiges Ende. Er hatte eben die Landschaften West-

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



hin und her wogte. Die einen hielten sich darüber auf, dass man die Fremden nahe an das Dorf habe herankommen lassen, ohne sie abzuschlachten; andere erklärten, dazu wäre es immer noch Zeit.

Draussen lag in einiger Entfernung das Boot vor Anker, auf das Chalmers mit seinen Begleitern nun direkt lossteuerte. Zuvor aber öffnete er seine Taschen und verteilte unter die freundlich gesinnten Häuptlinge das bei den Eingeborenen beliebte Bandeisen und warf unter die Menge die Perlen aus. Gleichzeitig schickte er nach den fremden Papua aus Kapunari, und kurz darauf bahnte sich ein solcher Eingeborener mit Gewalt seinen Weg durch die Menge. Von Chalmers mit einem Stück Bandeisen beschenkt, drängte er zusammen mit den Häuptlingen die ganze Volksmenge zurück und gebot Chalmers, schleunigst zu fliehen. Als das Boot durch das seichte Wasser dem Boote zustrebte, riefen die Häuptlinge: „Mach es mach schnell!“ Beinahe wäre im letzten Augenblicke die Rettung noch gescheitert worden; die im Boote befindliche chinesische Besatzung geriet nämlich beim Anblick der mordlustigen Wilden in Verwirrung und hätte bei einem Haare das Boot mit der Breitseite auf den Strand treiben lassen. Aber Chalmers und seine Begleiter führten griffen schnell zu Stangen und Rudern, das Segel wurde beigegeben und unbehindert ging die Fahrt nach Kerepunu, wo der Missionsdampfer vor Anker lag. Eine Woche später erzählte der gutmütige alte Häuptling, welcher sich Chalmers angenommen hatte, seinem Schützling, dass die Leute in der Landschaft Kerepunu gewohnt wären, alle Fremden zu töten.

In demselben Jahre 1878 machte Chalmers seine erste große Landreise von der Suau gegenüberliegenden Festlandküste quer über das gebirgige Ostende Neuguineas nach der Milne-Bai, eine Wanderung, auf der er mit zahlreichen Papuastämmen in freundschaftlichen Verhältnissen trat. Eine schwere Heimsuchung war für ihn der Heimgang seiner edlen Gattin, die Ende 1878 fieberkrank nach Australien gereist war und dort in der Nähe von Sydney am 20. Februar 1879 entschlief. Chalmers erfuhr seinen Verlust erst aus einer Zeitung, die ihm auf dem Dampfer, mit dem er nach Sydney zu seiner Frau fahren wollte, zufällig in die Hände fiel. Als ihm die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft an die Hand gab, auf einige Zeit zur Erholung von dem schweren Schlage nach England zu kommen, lehnte er es ab, mit den Worten ab: „Für mich ist es am besten, wenn ich meinen Kampf in der Missionsarbeit für Neuguinea ersticke.“ Im Sommer 1879 verlegte Chalmers seinen Wohnsitz von Suau nach Port Moresby, wo er von da aus das Innere der Insel und die Küstenstriche am Papuagolfe besser bereisen konnte. Gleich im folgenden Sommer finden wir ihn auf einer abenteuerlichen Wanderung nach dem Owen Stanleygebirge, das er gern wegen Anlage einer Bergstation durchforschen wollte. Im ganzen hatte Chalmers von Port Moresby aus einen Weg

den Länge durch jungfräuliches Gebiet zurückgelegt, als er nach von 6 Wochen dem Kemp Welch-Flusse folgend in Kalo wieder erreichte. Unterwegs wäre er in dem reissenden der das von Chalmers gebaute Floss zertrümmerte, beinahe

jede Gelegenheit, mit fremden Papuastämmen in Berührung zu kommen, war Chalmers gerade recht. So machte er z. B. auf einer einem Lastboote des Motustammes, eine Handelsfahrt von Port nach dem Westen mit, um immer besser mit dem Volksleben vertraut zu werden. Wo er etwas davon hörte, dass ein Stamm von einem stärkeren bedrängt wurde, war er rasch zur Hand und scheute weder Mühe noch Gefahr, bis die feindlichen Stämme miteinander ausgesöhnt hatte.

Am Morgen eines Morgens Papua von Colo die Bewohner des Dorfes Delena in dessen Nachbarschaft sich Chalmers gerade aufhielt. Nachdem er die Frauen und Kinder bei einem eingeborenen Begleiter in seinem Zelt liegen hatte, stürzte er sich unbewaffnet mitten hinein ins Kampfgerüsch mit seiner gewaltigen Stimme das Wort: „Maino“ (Friede) unter die die unter dem Eindrucke der imponierenden Persönlichkeit Chalmers wie geleselt dastanden. Keine Hand erhob sich, als der Missionar mitten durch den Haufen der Krieger hindurchschritt und hier dem einen Papua die Keule, dem anderen den Speer mit sanfter Gewalt entwand. Am Ende des Dorfes gerichtet auf den grossen Zauberer Arua, seinen erbitterten Feind. Aber ob sie die besten Freunde wären, ging er auf Arua zu, nahm ihm die Hand, legte seinen Arm in den seines Feindes und zog ihn mit sich fort in sein Zelt. Hier redete er mit gewinnender Freundlichkeit auf ihn ein, zeigte ihm die Waffen und erklärte, dass er nichts anderes als „Maino“ (Frieden) bringen wollte. Der verblüffte Zauberer versprach, die Waffen niederlegen zu wollen und zu gehen. Aber nach kurzer Zeit trafen andere Kriegerscharen ein, und das Gefecht kam aufs neue in Gang. Wiederum eilte Chalmers ins Dorf, besonders als er hörte, dass das Leben des ihm befreundeten Kriegers bedroht war. Im Nu hatten die fremden Krieger Chalmers umgeben und sauste ein Keulenschlag auf ihn hernieder; da durchbrach ein Papua, Chalmers, den dichten Ring der Feinde und riss den Missionar mit starker Gewalt aus dem Gerüsch heraus. Anstatt sich nun vollends in Sicherheit zu bringen, blieb Chalmers so lange auf die Wilden ein, bis sie sich zur Einstellung der Feindschaft bequemten. Am Abend konnte dann Chalmers in Delena vor dem Feind die frohe Botschaft von dem Friedefürsten verkündigen und sich als barmherziger Samariter an einer Anzahl schwerverwundeter Papua beteiligen. Die Leute von Delena aber machten ihren Herzen Luft mit den Worten: „Wenn Du nicht hier gewesen, so würden viele von uns ihr Leben lassen haben, und die anderen hätten nach Naara auswandern müssen, um dort wiederzusehen.“

In den Ruhepausen zwischen den einzelnen Reisen beteiligte Chalmers an allen Zweigen der Missionsthätigkeit auf der Station Port Moresby, wo sein Freund Lawes am 5. Januar 1881 die sieben Meilen lange unter den dortigen Papua laufen konnte. Chalmers hatte wenige Monate darauf, am 6. März 1881, die Freude, das Ehesakrament den beiden ersten Papuafrauen auf dem Festlande Neuguineas spenden zu können. Arbeit in der Schule und in der Gemeinde, die Anweisung der von Lawes in einem kleinen Seminar vereinigten Papuanenjünglinge füllten seine Zeit völlig aus. Wertvolle Dienste leistete er seinem Vaterlande und zugleich der Papuabevölkerung Neuguineas, indem er bei der Erklärung der britischen Oberherrschaft über den nördlichen Teil der Insel die Kapitäne der englischen Kriegsschiffe als Dolmetscher begleitete und den Eingeborenen den Übergang in die europäischen Verhältnisse nach Kräften erleichterte. Auch in den leider nicht seltenen Fällen, wo Papua polynesischen Missionslehrer, wie z. B. 1881 in Port Moresby, und weisse Reisende ermordeten, sorgte Chalmers bei den englischen Behörden dafür, dass die strafende Gerechtigkeit mit den Schuldigen nicht zugleich Unschuldige traf.

Auch die eiserne Konstitution eines Chalmers musste schließlich durch die Beschwerden seines Reiselebens in dem fieberreichen, miasmatischen Neuguinea ins Wanken kommen, und so liess er sich im Sommer 1886 überreden, nach 20jähriger Arbeit auf dem Missionsebene ein knappes Jahr zur Erholung in seine Heimat zurückzukehren, was durch seine Ansprachen auf Missionsfesten der Neuguinea-Mission in England Freunde gewann. Nach seiner Rückkehr auf sein Arbeitsgebiet schloss er 1888 eine zweite Ehe mit einer verwitweten Frau Harrison, einer vertrauten Freundin seiner verstorbenen Gattin. 1889 verlegte er seinen Wohnsitz von Port Moresby nach Motumotu, einem weiter nördlich am Papuagolfe gelegenen Dorfe, und 1895 nach dem nahe demselben befindlichen Orte Jokea, um den unerforschten Gebieten im Westen näher zu sein.

Ein Jahr später sollte Chalmers die Freude beschieden sein, auf kurze Zeit seinen alten Wirkungskreis, Rarotonga und die übrigen Cook-Inseln wiederzusehen. Er erhielt nämlich den Auftrag, persönlich in den Londoner Missionsgemeinden von Samoa und den Cook-Inseln eingeborene Hilfskräfte für die immer weiter ausdehnende Neuguinea-Mission zu werben. Als der Dampfer „Richmond“ am 12. Oktober 1890 Chalmers und seine Frau nach Rarotonga brachte, ging es durch ein Lauffeuer durch die Inseldörfer, dass ihr geliebter Missionar mit seiner Gattin an Bord des Schiffes sei. Schon mehrere Monate hatte die Bevölkerung diese

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Gemeinden viel Freude erleben. Gar manches schmucke Kirchlein ließ sich die opferwilligen Insulaner von ihrem Arbeitsverdienst als Fischer erbauten, konnte Chalmers einweihen. Auch von anderen heidnischen Inseln in der Torresstrasse wurde der Missionar bestürmt, ihnen doch Missionslehrer zu senden. Gleichzeitig ließ sich aber auch unter der wilden Bevölkerung des Fly-Stromes, den Chalmers manchmal nicht wusste, welcher Hileruf mehr Berücksichtigung verdiente.

Leider hatte seine Gesundheit während des Jahres 1898 einen gefährlichen Sturz und durch ein hartnäckiges rheumatisches Leiden, das er sich während einer strapaziösen Reise durch die Torresstrasse zugezogen hatte, schwer gelitten. Obgleich die Missionsleitung in London Chalmers und seine Frau, die ebenfalls dahinsiechte, dazu eine Erholungsreise nach Karotonga zu unternehmen, konnte er, das Ehepaar doch nicht über sich gewinnen, ihr Arbeitsfeld im Süden zu lassen. Wenigstens wollte Chalmers erst dann an einen Urlaub denken, wenn man ihm einen jungen Kollegen zur Unterstützung sende, der er vorher in die Arbeit einführen könne.

Um aus der Mitte der Eingeborenen sich Hilfskräfte heranzuziehen, hatte Chalmers in Saguane ein kleines Missionsseminar gegründet. Aber die Bitten um Zusendung von Lehrern wiederholten sich an den Uferdörfern am Fly-Strome in so dringender Weise, dass er es nicht anders im Herz brachte, die Papua bis dahin zu vertrösten, wo die Ausbildung seiner Seminaristen vollendet war. So griff er zu einem Notfallmaßnahme um wenigstens das erste Bedürfnis zu stillen. Er suchte sich unter denjenigen 6 Papuaehepaare aus seiner Gemeinde Saguane aus, die die meisten in christlicher Erkenntnis gefördert waren, und sandte sie im August 1900 unter Anführung des Südseemissionsgehilfen Hirtens zum Fly-Strom hinauf, damit sie überall in den Uferdörfern die Botschaft von Christo verkündigten. Im Dezember kehrten sie begeistert von ihrer Missionsfahrt wieder zurück; nur unter Thränen und gegen die Versprechen, bald wiederzukommen, hatten die Heiden sie von dort ziehen lassen. Das Verlangen nach Gottes Wort nahm im Mündungsgebiete des Fly eine solche Ausdehnung an, dass während des Jahres 1900 in 26 Dortschaften Wochentags zweimal und Sonntags dreimal Gottesdienst abgehalten werden musste. Die Schule in Saguane wurde von über 100 Kindern besucht. Besonders erhebend gestaltete sich dort die kirchliche Feier am Neujahrstage 1901; nicht weniger als 700

strömten zum Gottesdienste auf dem Kirchplatze in Saguane zusammen und 139 Katechumenen konnten an jenem Tage in die Gemeinde aufgenommen werden. Es war ein Glück, dass Chalmers im Jahr 1900 in der Person des jugendfrischen und begeisterten John Comkins einen gleichgesinnten Mitarbeiter erhielt, der seinen Senior die bezeichnenden Worte in die Heimat schrieb: „Paulus selbst kann gegen seinen Timotheus nicht liebevoller gewesen sein als Comate gegen mich.“ Ehe das Jahr aber zu Ende musste Chalmers einen bitteren Kelch trinken. Auch seine zweite Frau fiel dem verhängnisvollen Klima Neuguineas zum Opfer; am Oktober 1900 schloss er ihr tief erschüttert an Bord des Missionschiffes „Niue“ die Augen. Sie hatte sich darnach gesehnt, bei Christo zu sein, und die letzten Worte, die über die Lippen der Sterbenden kamen, waren: „Mein Heiland ist mir ganz nahe.“

V. Die Todesfahrt nach Goaribari.

In den ersten Monaten des Jahres 1901 musste Chalmers auf seinen Wohnsitz verlegen. Der ganze Strand von Saguane war nämlich von den Meereswogen hinweggespült worden und dem Missionshause drohte ein gleiches Schicksal. Chalmers beschloss die Überreste der dem Untergang geweihten Station nach der kleinen Insel Daru — ungefähr 16 Stunden südlich von der Fly-Mündung überzuführen und diese zum Mittelpunkt seines grossen Missionsgebietes zu machen. Nachdem diese für Chalmers sehr strapaziöse Unternehmung glücklich überstanden war, galt es, eine Fahrt nach dem Hird-Flusse, der sich im Nordosten des Fly in den Papuagolf ergiesst, zu unternehmen. Schon seit einiger Zeit hatte es ihm auf dem Herzen gelegen, als Friedensbringer zu den dortigen, wegen ihrer Wildheit und Sehdesucht selbst unter den Papua Neuguineas verschrieenen Völkern zu ziehen; bisher hatte noch kein Europäer dort zu landen gewagt.

Von Comkins und einem Dutzend seiner jungen Papuaseminaristen begleitet, kam Chalmers mit dem Missionsschoner „Niue“ am 7. April 1901 bei der Insel Goaribari an, welche den westlichen Mündungsarm des Hird vorgelagert ist. Kaum war das Schiff am Abend des Tages bei Risk Point, dem östlichsten Ausläufer der Insel, vorüber gegangen, als eine zahlreiche Flotille von Papuabooten die

„Niue“ umringte. Da die Eingeborenen trotz der sinkenden Miene machten, an Bord zu klettern, so bewog sie Chalmers kleine Geschenke, die er ihnen zuwarf, sich zurückzuziehen; zugleich er ihnen durch Zeichensprache — die Mundart des dortigen Stammes war ihm nicht geläufig — zu verstehen, dass er sie am folgenden Tage in ihren Dörfern besuchen werde.

Kaum war am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen, die Papua in noch grösserer Zahl erschienen und den Schuner förmlich stürmten, sodass man sich dort kaum rühren konnte. Als alle Versuche, die Eingeborenen zum Verlassen des Schuners zu bewegen, versagt waren, erklärte sich Chalmers, der einer drohenden Katastrophe vorbeugen wollte, bereit, die aufgeregten Papua, deren Augen vor Bier und Mehl lust funkelten, an Land zu begleiten. Da er seinen jungen Sohn nicht in Todesgefahr bringen wollte, gebot er in liebevoller Fürsorge Comkins, an Bord der „Niue“ seine Rückkehr abzuwarten. Dieser aber weigerte sich entschieden, Chalmers die gefährliche Fahrt allein unternehmen zu lassen. Widerwillig erfüllte Chalmers den Wunsch seines Mitarbeiters, bestieg mit ihm und den Seminaristen das Schiffsboot und liess sich, umringt von den Fahrzeugen der Eingeborenen nach dem nächstgelegenen Inseldorfe Dopima rudern.

Am Strande harrte ihrer eine bewaffnete Schar Goaribianer. Ohne sich an den Friedensruf Chalmers zu kehren, drangen sie die Ankömmlinge ein. Ein Kriegshäuptling aus dem benachbarten Dorfe Turotere schwang seine Keule über Chalmers Haupt, wenige Augenblicke später lagen die unglücklichen Opfer der verheerenden rischen Papua entseelt am Boden. Dem Kannibalengebrauche gemäß wurden sämtliche Leichen verteilt und aufgezehrt und zwar Comkins' Leichnam in Dopima, während Chalmers Überreste von dem Häuptling mit nach Turotere genommen wurden, des letzteren Kopf wurde als eines grossen Häuptlings in einem Dorf auf dem Festlande geborgen. Die Kleidungsstücke der Erschlagenen wurden unter die Dorfbewohner verteilt, und das Schiffsboot zertrümmert.

Der Kapitän der „Niue“, Bob Sidaraka, ein Südseeinsulaner von Aitutaki, hatte vorerst noch keine Ahnung von der Greuelthat, da Bäume die Mordstätte verdeckten. Als aber im Verlaufe jenes 8. April die Boote der Papua wieder heraus zum Schuner kamen und ihn und die Besatzung, die ausser dem Steuermann nur noch aus zwei Papuanen bestand, zu überfallen drohten, wurde es ihm gewiss, dass

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



der Ermordeten würdig ist, und auf die Lawes, der treue Freund und Mitarbeiter Chalmers abzielte, als er bei Gelegenheit einer Gedenkfeier in der Alberthalle zu London die Worte sprach: „Die Missethäter Chalmers und Comkins müssen gerächt werden, nicht durch Feuer und Schwert, nicht durch Niederbrennen von Wohnstätten oder Vernichtung von Kokosplantagen, sondern, wie es der verklagte selbst wünschen würde, durch Aussendung einer Schar christlicher Missionare um jene Stämme für den Heiland zu gewinnen und damit die Übung solcher Greuelthaten auf jenen Küsten für immer unmöglich zu machen.“



Denkschrift des Ausschusses der deutschen Missionen an den Evang. Ober-Kirchenrat

betreffend die Stellung der im Missionsdienste stehenden Theologen den Kirchengesetzen über das Dienstalter wie über die Pensionierung der Geistlichen und die Versorgung ihrer Witwen und Waisen.

Seit etwa einem Jahrzehnt mehrt sich auch in Deutschland und speziell innerhalb der preussischen Landeskirche die Zahl der in den praktischen Missionsdienst tretenden Theologen. Diese jedenfalls erfreuliche Thatsache macht es innerhalb des Jurisdiktionsbezirks des Evangelischen Ober-Kirchenrats domizilirenden evangelischen Missionsgesellschaften je länger desto dringender zur Pflicht, eine Kommission herbeizuführen bez. der Stellung der im Missionsdienst stehenden Theologen den Kirchengesetzen sowohl über das Dienstalter der Geistlichen wie über die Pensionierung und die Fürsorge für ihre Witwen und Waisen.

Alle diese Gesetze enthalten eine Erklärung, welche den „ordinierten Geistlichen der innerhalb der evangelischen Landeskirche im Dienst der inneren oder äusseren Mission stehenden und mit Korporationsrechten versehenen Anstalten“ die Annahme an den durch sie getroffenen Bestimmungen ausdrücklich ermöglicht. Der Grund dieser gesetzlichen Feststellung ist zweifellos, dass auf ihren Antrag hin unter Voraussetzung der Erfüllung der durch die betreffenden Gesetze stipulierten Verpflichtungen allen Direktoren, Inspektoren und Lehrern an den evangelischen Missionsanstalten, welche ordinierte Geistliche sind, nicht blos der Anspruch auf den Pensions- und Witwenfonds, sondern auch die Anrechnung ihrer im Missionsdienst zugebrachten Zeit als kirchlicher Dienstjahre zugesichert ist. Unklarheit herrscht nur darüber, ob diese Zusicherung auch den theologisch gebildeten, pro ministerio geprüften und von einer kirchlichen Behörde ordinierten Missionaren gilt.

doch auch mit den in den Missionsdienst berufenen
der Fall sein. Durch ihre von der Kirchenbehörde
e mit kirchlicher Approbation in den Missionsdienst
„ordinierte Geistliche“ wie die in der Heimat an den
Theologen. Ihnen diese Qualität absprechen zu wollen
Dienstes in der Mission gegenüber dem Dienste in
in der Diaspora ausserhalb Deutschlands bedeuten.
1. Mai 1900 ist ausdrücklich die Anwendung sowohl
als Dienstalter der Geistlichen wie der Zutritt zu dem
auch solchen Geistlichen gewährleistet, welche an
Deutschlands berufen sind, die der Landeskirche
n Kirchengemeinschaft nicht angeschlossen sind. Da
sondern doch in ganz der gleichen Weise „ordinierte
Diasporapastoren, so wird es als eine Konsequenz der
dürfen, dass ihnen für ihre Person dieselben Ver-
wie jenen. Die betreffenden Missionare stehen im
ten und arbeiten zu einem grossen Teil in deutschen
als eine Abschreckung der deutschen Theologen vom
in erklärt würde: der ausserdeutsche Diasporadienst
angerechnet und begründet den Anschluss an den
Missionsdienst.

Es von dem grössten Wohlwollen des Evangelischen
sion, sondern auch von seiner Freude darüber, dass
die Jugend ein wachsendes Kontingent in den prak-
und von seinem Willen, diese Missionsbewegung
stärken, erlauben wir uns daher, die hohe Kirchen-
ehnte Klärung der Stellung der theologisch gebildeten
in Rede stehenden Kirchengesetzen ehrerbietigst

die Anrechnung der im praktischen Missions-
als kirchliche Dienstjahre, für den Fall, dass
abfährigkeitszeugnis ausgestatteten Missionars in den
wendig wird.

Der Ober-Kirchenrat wohl bekannt, dass und warum
nsberuf betrachten und daher ein Verlassen desselben-
dienst zu treten, in keiner Weise begünstigen, und
ig weit von uns weisen, die den Missionsdienst nur
er Pfarrstelle in der Heimat betrachtet. Darüber ein
icht nötig. Aber wir müssen doch die Eventualität
einem Makel behaftete Umstände eintreten können,
dem Missionsdienst notwendig machen. Abgesehen
von der Sorge für die Erziehung der Kinder, werden

die Gründe meist gesundheitlicher Art sein, entweder Erkrankung der Frau oder eine solche Schwächung der Kraft des Missionars, die den Anstrengungen des Missionsdienstes nicht mehr gewachsen, aber nicht derart ist, dass sie in demselben nicht beseitigt werden könnte. Findet der zurückkehrende Missionar eine Anstellung im heimathlichen Missionsdienst, so ist das nächste, dass er in den Dienst tritt. Nun macht das Kirchengesetz vom 2. Juli 1898 betreffend das Einkommen der Geistlichen die Höhe des Gehaltes von dem Dienstalter abhängig, und es wäre eine ungerechte Benachteiligung der Theologen, die 10, 15 oder 20 Jahre in dem aufreibenden Missionsdienste zugebracht haben, gegen ihre Kollegen in dem viel bequemeren heimathlichen Kirchendienste, mit dem Anfangsgehalt von 1800 Mark bedacht würden. Eine solche Zurücksetzung der theologischen Missionare gegen die landeskirchlichen Pastoren wäre ein Dank der sendenden Kirche gegen ihre Boten unter den Heiden. Wir wünschen für etwaige zurückkehrende Missionare keine Bevorzugung, aber wenn es ihnen doch gelingt, dass ihnen ihre missionarische Arbeitszeit als kirchliche Dienstzeit nachgerechnet wird, so ist das ein bescheidenes Ansinnen, gegen dessen Billigkeit der Evangelische Ober-Kirchenrat unmöglich verschliessen kann.

Nun erfordert § 1, 1 des Dienstalters-Kirchengesetzes „die Bestätigung durch ausdrückliche Zustimmung der zuständigen landeskirchlichen Behörde“ zu dem Eintritt in den Missionsdienst. Wenn derselbe für das kirchliche Dienstalter in Rechnung gebracht werden soll.

Wir sind bisher der Meinung gewesen, dass diese ausdrückliche Zustimmung in der That gegeben sei, wenn das zur Ordination zuständige Konsistorium seitens der sendenden Missionsgesellschaft vorher namentlich angezeigt hat, dass der Kandidat des Predigtamts ordiniert hat. Eine besondere Eingabe der Kandidaten an die Kirchenbehörde um Erlaubnis, in den Missionsdienst zu treten, ist nicht gemacht worden. Sollten wir mit dieser Meinung uns im Irrtum befinden, so bitten wir um Belehrung über den künftig einzuschlagenden korrekten Weg und um Aufschluss darüber, ob für die bereits seit Jahren im Dienste der Missionare etwa noch nachträglich eine ausdrückliche Zustimmung der Kirchenbehörde eingeholt werden soll und eventuell welcher? Ob das Konsistorium das ist, in dessen Sprengel der Kandidat geboren ist, oder vor welchem er das Examen bestanden oder welchem die Ordination zukam?

Zum zweiten handelt es sich um den Anschluss an den Pensions- und den Reliktenfonds.

Für die in ein landeskirchliches Pfarramt zurücktretenden Missionare soll sich dieser Anschluss von selbst. Ist er vorher nicht gestattet gewesen, so ist er jetzt gefordert; und werden die Missionsdienstjahre angerechnet, so — was freilich gewesenen Missionaren schwer, vielleicht sehr schwer fällt — die bezüglichen Beiträge nachzuzahlen.

Allein mit dieser Lösung der Frage ist unser Antrag nicht erledigt. Wir wünschen, dass allen pro ministerio geprüften Missionaren sofort nach dem Eintritt in den Missionsdienst gegen Zahlung der erforderlichen Beiträge zum Pensions- wie zu dem Witwen- und Waisenfonds ermöglicht werde.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

stand ja völlig in der Hand; nicht nur, dass die betreffenden Missionsgesellschaften ihn zuverlässig informieren werden, der invalide Missionar kehrt ja selbst in die Heimat zurück und kann hier ärztlich untersucht werden. Ist aber die unfähigkeit für die fernere missionarische Arbeit keine solche, die für den kirchlichen Kirchendienst unfähig macht, und das wird sehr häufig der Fall sein, wird der betreffende Missionar ganz aus eigenem Antriebe die Berufung zum Pfarramt immer der Uersetzung in den Ruhestand vorziehen. Bis jetzt liegen überhaupt keine Fälle vor, dass im jüngeren Alter stehende Missionare pensioniert worden wären.

Die Bedenken, welche gegen unsern Antrag geltend gemacht worden sind, haben also weit nicht das ihnen beigelegte Gewicht. Die dem Evangelischen Ober-Kirchenrat gesetzlich gegebene Ermächtigung (Kirchengesetz vom 26. Januar 1901 § 3) lässt es uns als überflüssig erscheinen, in ähnlicher Weise, wie es mit den ausserdeutschen Diasporageistlichen geschehen ist, ein besonderes Kirchengesetz für die in Rede stehenden Missionare, betreffend ihren Anschluss an den Pensionen- und Reliktenfonds, zu beantragen. Sollte dieser Weg jedoch als der allein richtige Ziele führende bezeichnet werden, so sind wir bereit, auf der nächsten preussischen Generalsynode ein solches Gesetz einzubringen.

Dass in den letzten Landessynoden von Württemberg und Sachsen-Anhalt der Gegenstand bereits verhandelt worden ist und seitens der resp. Kirchenbehörden das freundlichste Entgegenkommen gefunden hat, ist dem Evangelischen Ober-Kirchenrat bekannt.

Die Frage ist für ganz Deutschland aktuell und die deutschen Missionsgesellschaften insgesamt würden dem Evangelischen Ober-Kirchenrat sehr dankbar sein, wenn sie durch seine Initiative eine unseren Wünschen entsprechende Lösung fände.

Die bereits im Missionsdienste stehenden Theologen würden dann, wenn sie den Anschluss an den Pensionfonds beantragen, veranlasst werden, die erforderlichen Nachzahlungen zu leisten; die neueintretenden angewiesen werden nach dem vom Evangelischen Ober-Kirchenrat zu treffenden Bestimmungen den Anschluss sofort zu bewirken.

*

Antwort des Evangelischen Ober-Kirchenrats vom 11. März 1902.

Auf die gefälligen Zuschriften vom 14. Juni 1901 6. Januar 1902 erwidern wir den Hochwürden folgendes:

Ob einem Geistlichen die nach Erwerb der Fähigkeit zur Anstellung in geistlichen Ämtern der Landeskirche und nach erfolgter Ordination von ihm im kirchlichen Dienste der äusseren Mission verbrachte Zeit auf sein kirchliches Dienstalter angerechnet werden kann, bestimmt sich nach den Vorschriften des Kirchengesetzes vom 26. Januar 1901 § 3.

Stand des Dienstes der Geistlichen vom 17. April 1886 (K. G. und
 nach § 1, Ziffer 1c muss diese Dienstzeit angerechnet werden.
 Geistliche sein Amt in der äusseren Mission unter Bestätigung
 der zuständigen kirchlichen Aufsichtsbehörde — des Kon-
 sistoriums hat. Die Missionsanstalten haben es hiernach in der
 Anrechnung der Dienstzeit der von ihnen auszusendenden Geistlichen
 zu tun. Der von dem Konsistorium erteilte Auftrag zur
 Bestätigung der angeführten Orts vorausgesetzte Bestätigung oder ausdrückliche
 nicht ersetzen.

Die Aussendung ohne vorgängige ausdrückliche Genehmigung der
 kirchlichen Aufsichtsbehörde erfolgt, ist die Anrechnung gemäss § 4
 unserer Genehmigung zulässig; es ist aber mit der Vorschrift des
 § 4, in dieser Hinsicht eine allgemein verbindliche Zusicherung zu

dem Anschluss der in der Landeskirche anstellungsfähigen, nach zu-
 rücknahme im praktischen äusseren Missionsdienste thätigen Kandidaten
 an den landeskirchlichen Pensions- und an den Pfarr-Witwen- und
 betrifft, so haben wir in dem von Eurer Hochwürden erwähnten
 den Vorstand der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-
 land vom 27. Oktober 1897 — E. O. 6368 — diesen Anschluss nicht grund-
 gelegt, sondern unter Hervorhebung gewichtiger thatsächlicher Bedenken,
 die Entscheidung bis zur Mitteilung weiterer Daten über die Person der be-
 züglichen und die finanzielle Lage der Gesellschaft vorbehalten.

Die allgemeine Zusicherung des Anschlusses aller solcher Geist-
 lichen an den landeskirchlichen Fonds kann bei allem Wohlwollen für die Missions-
 gesellschaft im Hinblick nicht nur auf die Verschiedenheit der thatsächlichen Ver-
 hältnisse, sondern auch auf die entgegenstehenden gesetzlichen Vorschriften des
 Vermögensgesetzes vom 26. Januar 1880 bzw. §§ 1 und 2 des Pfarr-
 und Waisen-Gesetzes vom 15. Juli 1889 zu unserem Bedauern nicht



Litteraturbericht.

Leider: „Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1902.“ Der Amts-
 rat evangel. Geistliche, zweiter Teil. Gütersloh. 3.50, geb 4 Mk. Es
 eine erstaunliche Fülle personalen, kirchengeschichtlichen und statistischen
 welches in übersichtlicher Ordnung dieses Buch auf 531 Seiten bringt,
 mit einer Kleinschrift, die wahres Augenpulver ist: eine umfassende
 kirchlichen Lebens und Wirkens innerhalb des Zeitraumes eines Jahres.
 zureichenden Beweis liefert, dass die heutige Kirche eine arbeitende ist.
 12 Hauptkapiteln nimmt das dritte, das von der Heidenmission

handelt, den breitesten Raum ein (S. 131—220). Ich bedaure, dass mir der
 lehit, einmal eingehend mich mit diesem in dem Jahrbuche so umfangreich
 mit so viel Sammelfleiss zusammengestellten Kapitel zu beschäftigen und
 mich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken muss, die, wenn sie
 werden, die Arbeit sowohl wesentlich zu verkürzen wie für die Leser
 und fruchtbarer zu machen geeignet sind. 1. enthält der lange Artikel
 Mitteilungen zum Teil ganz bekannter Sachen, die mit den neuesten ins
 bezw. 1901 gehörenden Ereignissen nichts zu thun haben, diese können
 wegfallen; 2. lehit es ihm sowohl an wirklicher Beherrschung, wie an
 ständigkeit, an übersichtlicher und behaltlicher Gruppierung des Stoffes
 allem an ebenmässiger Verteilung desselben. Ganze Partien des
 Missionsgebiets fehlen, andere von Bedeutung kommen viel zu kurz weg
 Kleines und Kleinliches ist wiederholt zu viel Raum verwendet; 3. wird
 sichts über die Missionsgebiete dadurch sehr auseinandergerissen, dass der
 Anteil nicht in die allg. Übersicht aufgenommen, sondern im 2. Abschnitte
 Überschrift: deutsche evang. M. GG. für sich behandelt wird. Summa: in
 Jahreschronik kommt es darauf an: von dem innerhalb des betreffenden
 Geschehenen das wirklich Wichtige kurz, präzis, behaltlich herauszustellen
 Grosse gross und das Kleine klein zu behandeln und nichts von Belang
 Acht zu lassen. Um die Auseinanderreissung der Geschehnisse auf den
 Missionsgebieten zu vermeiden, sollte in einem ersten Abschnitte das
 behandelt werden, was von Bedeutung in der Heimat geschehen ist. Jetzt
 wieder in der Ausführlichkeit, wie es besonders dies Mal der Fall ist, die
 berichte der deutschen Missions-Gesellschaften zu exzerpieren, das muss
 werden. Und wenn doch eine Generalübersicht gegeben werden soll, so
 auch die nichtdeutschen Missions-Gesellschaften nicht ganz und gar ignoriert
 schon darum nicht, um den Verhältnisanteil, den Deutschland an dem
 Weltmission hat, erkennbar herauszustellen. Dieser generellen Kritik gegen
 deren Berechtigung ich nicht im einzelnen nachweisen kann, weil das
 fordern würde, kommen die mancherlei Irrtümer und Inkorrektheiten nicht
 auf die ich bei der Lektüre gestossen bin. Nur ein Wort noch an die
 Verlegers. Bitte: die bloss brosch. Exemplare besser geheftet, damit beim
 schlagen nicht sofort die Bogen herausspringen oder noch lieber nur gebundene
 Exemplare.

Warned



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



was Menschen in der Mission geleistet haben, nur bescheidener langerdienst war, und dass für alles, was zustande gekommen, die Ehre dem Herrn allein gebührt.

Es ist nicht überflüssig auch daran zu erinnern, dass die Handlanger unberechenbar sind. Oft versagt ein Baum die Früchte, selbst wenn der Pomolog seine ganze Kunst an ihm aufgewendet hatte. In solchem Falle etwa der Schöpfer an seinem Teile etwas fehlen lässt. Welches armselige Menschenkind dürfte solche thörichte Behauptungen wagen. Wohl aber ist die Handlangerarbeit des Gärtners leicht zu verfehlen. Hätte er sich z. B. Mühe gegeben, durch sorgfältige Handlung einen Edelborsdorferstamm im Alter von 5—6 Jahren zu tragen zu bringen, so würde er doch keine Frucht erlangen, denn der Eigenart dieser Sorte liegt es, dass sie erst mit 20—25 Jahren tragbar wird. Der Gärtner weiss das aus der in seiner Profession schon längst gesammelten Erfahrung. Darum bütet er sich jetzt nicht an solcher verfehlten Arbeit.

In der Mission sind leider noch nicht entsprechende Erfahrungen in genügendem Masse gesammelt. Das verflossene Jahrhundert hat uns daher manche verfehlte Handlangerarbeit in solchen Fällen gelehrt. Gottes Zeit noch nicht gekommen war. Und das nämliche gilt nicht bloss von der Zeit, sondern auch von manchen andern Verhältnissen — den Ordnungen des Herrn, nach welchen allein das Wachsthum und Reifen der Früchte stattfindet, — Ordnungen, welche den menschlichen Arbeitern zur Zeit noch verborgen waren, oder nicht beachtet wurden. Oft haben Missionsarbeiter sich selbst angeklagt, dass ein Jahrzehnt nach dem andern verging, ohne dass die Verkündigung des Evangeliums den erwarteten Erfolg hatte. Es klingt rührend, wenn Männer und Frauen, die mit der denkbar grössten Selbsthingabe

der Missionsarbeit zu bezeichnen. Die Rettung der Individuen bleibt immer die eigentliche Ewigkeitsfrucht der missionarischen Arbeit und ich kann in der Gewinnung und Sammlung gläubiger Individuen nicht bloss „Blüten“ erblicken. Ehe es zur Bildung von Volkskirchen kommt, kann eine Mission reich an „Blüthen“ Früchten sein, wie z. B. die apostolische Mission es gewesen ist. — bezügl. der Gleichnisrede, die mein werter Freund so liebt, darf wohl noch bemerkt werden, dass sie weder zu einseitig noch zu ausgedehnt geraten darf. Sie ist zu einseitig, weil sie die Frucht auf Äpfel und Birnen beschränkt und zu ausgedehnt, weil sie das Bild bis zur „Lagerreife“ verfolgt. Für das, was Grundemann illustrieren will, bleibt das einfache Gleichnis von der wachsenden Weizenernte (Marc. 4, 26 ff.) das klassische.

jedem Eifer gearbeitet haben, im Sack und in der Asche Busse
 können ihre Versäumnisse und ihre Nachlässigkeit, die es noch immer
 von dem Erfolge kommen lassen. Wenn wir am Schlusse des Jahr-
 hunderts mit sorgfältiger Sammlung der Erfahrungen zurückschauen, so
 sehen wir manche Fälle, über die wir mit herzlichem Mitleid sagen
 können: „Liebe Leute, ihr hattet es ja verkehrt angelangen.“ Unter
 den Umständen konnte es nach Gottes Ordnungen nicht gehen.

In der That giebt es einige Stücke, in denen uns die Geschichte
 der modernen Mission mit ziemlicher Deutlichkeit zeigt, unter welchen
 Bedingungen Gott in seinem grossen Garten die Früchte wachsen lässt
 und nicht. Mehreres freilich ist uns bis auf den heutigen Tag ver-
 schlossen; und staunend müssen wir in etlichen Fällen reiche Ernten
 sehen, wo wir wenig oder gar nichts erwarteten. Bis jetzt noch bleibt
 uns in diesem Stücke sehr viel unberechenbar. Um so mehr ist es
 unsere Pflicht darauf zu achten und Erfahrungen zu sammeln, damit
 wir immer mehr die richtige Handlangerarbeit thun lernen. Es würde
 eine grosse Unterlassungssünde sein, wenn man nicht die Lehren,
 die sich aus dem verflossenen Jahrhundert für die Missionsmethode
 abnehmen lassen, fortan zu verwerten ernstlich bestrebt wäre.

Von Früchten wollen wir reden, nicht von Blüten. Zum Schaden
 der Sache sind beide manchmal mit einander verwechselt worden. Wir
 können jedem Missionstreunde die Freude, wie wir sie beim Anblick
 der Bäume im Wonnemond haben. Aber wer dabei das Ziel der
 Mission erreicht wähnt, täuscht sich sehr. Der Rückblick auf das ver-
 flossene Jahrhundert zeigt uns unter andern auch viele verwelkte und
 abgeworfene Blüten. Von denen handeln wir hier nicht. Wir betrachten
 die Früchte.

Weiter lassen Sie uns noch eine vierte Seite des Bildes in's Auge
 fassen. Die Frucht ist ein lebendiger Organismus, dessen Ent-
 wicklung noch nicht zum Abschluss gekommen ist. Es lassen sich in
 derselben sehr verschiedene Stadien unterscheiden. Selbst wenn die
 Ausbildung der ausgewachsenen Frucht vollendet zu sein scheint, ist
 die Reife darum noch keineswegs vorhanden. Jeder kennt das Merk-
 mal an den Kernen. Äpfel und Birnen sind nicht reif, solange die
 Kerne weiss sind. Weniger bekannt und oft unbeachtet ist der Unter-
 schied der Baumreife und der Lagerreife. Schon mancher pomolo-
 gisch Unkundige hat eine mit allen Zeichen der Reife gepflückte
 Frucht als sauer, hart und ungeniessbar verworfen, die er mehrere

Wochen später als wohlschmeckend, saftig und köstlich geröhrt werden würde.

Auch bei den Missionsergebnissen sind verschiedene Stadien der Reife zu unterscheiden und das ist höchst bedeutsam. Es ist nicht zu verwundern, wenn wir von jungen heidenchristlichen Gemeinden dasselbe erwarten, was wir von gereiften Gemeinden der heimatlichen Christenheit, die eine vielhundertjährige Entwicklung mit Recht fordern dürfen. Mit seinen oft unzutreffenden Vorstellungen, die gelegentlich durch die Wirklichkeit bitter enttäuscht werden können, thut man den Heidenchristen sehr Unrecht — und handelt vielleicht so thöricht, wie einer, der bald nach dem Abblühen die kleinen Früchte essen wollte. Das sind ja gar keine Äpfel und Birnen; sie sollen erst welch werden. Also lassen wir nicht: Nachsicht, Geduld und Hoffnung in Bezug auf die Heidenchristen! Auch wenn wir uns daran erinnern, wie jährlich von der Blüte so zahlreiche kleine Fruchtansätze wieder abfallen, sollen wir nicht meinen es widerführe uns etwas seltsames, wenn auch in den Missionsberichten von Abfall zu reden haben.

Was sind denn eigentlich in der Mission die Früchte? Die Antwort auf die Frage nach dem Endergebnis der Mission gewinnen wir nicht durch irgend ein theologisches Raisonnement, sondern haben sie einfach aus der Stiftungsurkunde zu entnehmen, die der Herr Jesus Christus dem Heiland seinen Jüngern hinterlassen hat. Sein heiliger Wille ist, daß alle Völker seine Jünger werden sollen. Wer den Missionsbefehl einfach, so wie er bei Matthäus steht, ohne daran zu deuteln, annimmt, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß das Objekt der Mission die Völker sind. Es ist dagegen eingewendet worden, τὰ ἔθνη sei die Übersetzung von Gójim und das bedeute die Heiden, die den wahren Gott nicht kennen, im Gegensatz zu Israel, das seine Offenbarung hatte. Das Wort sei hier in rein religiösem Sinne zu nehmen. Aber dadurch wird gar nichts geändert. Im Gegensatz zu dem Bundesvolk Israel stehen doch eben die heidnischen Völker. Gójim kann auf keinen Fall nur eine Sammlung aus den letzteren bedeuten. Es kann wenigstens aber kann man darunter einzelne Individuen aus den Heiden ohne Rücksicht auf ihre nationale Zugehörigkeit verstehen.¹⁾

1) Im Missionsbefehl steht allerdings τὰ ἔθνη im Gegensatz zu Israel. Vergl. die eingehende Untersuchung in der eben erscheinenden 2. Auflage von *Ev. Missionslehre* 3. Abt. Kap. 33. D. H.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über €4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für €
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Und nun lassen Sie uns den Rundgang um den Erdball betreten, und prüfen wo und in wie weit etwas von Völkerchristianisierung im Laufe des letzten Jahrhunderts erreicht ist.

Wir beginnen auf dem Gebiete, dem die ausgedehnteste Christianisierung teil geworden ist. In Nordamerika giebt es jetzt grosse Massen evangelischer Neger, deren Vorfahren zu Anfang des Jahrhunderts (mit unbedeutenden Ausnahmen) Heiden waren. Ihre Zahl wird auf ca. 7¼ Millionen geschätzt. Vergleichen wir damit die Heidenzahl aller übrigen Missionsfelder, deren Zahl im günstigsten Falle auf ca. 4½ Millionen berechnet wird, so staunen wir, dass die gesamte übrige evangelische Mission in der ganzen Welt bei weitem noch nicht so viel Christen gewonnen hat, wie auf diesem einen Felde sich hat. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als die Missionskräfte und Mittel, welche der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten gewidmet wurden, ausserordentlich geringe waren. Eine genauere Berechnung ist unmöglich, da die meisten Missionsarbeiten unter der Rubrik der Heimmission ausgeführt und also in den eigentlichen Missionsberichten nicht aufgeführt sind. Man möchte meinen, dass die Berührung mit den weissen Christen ausgedehntere Wirkung geübt habe, als die Arbeit besonderer Missionare. Dagegen aber spricht die Erfahrung, dass die scharfe Rassentrennung, welche bis auf den heutigen Tag in Amerika herrscht und (bis auf verschwindende Ausnahmen) auch die kirchliche Gemeinschaft unmöglich macht, jedenfalls auch die missionarische Einwirkung der weissen Gemeinden in weitem Masse verhindert.

Staunen müssen wir bei der Vergleichung jener Millionen gegenüber den ca. 750 000 Heidenchristen in Afrika selbst (ohne Madagaskar), welche das Ergebnis der modernen Mission bilden. Wem sollte es nicht Josephs Wort einfallen: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott gedachte es gut zu machen, dass er thäte, wie es jetzt am Tage zu erhalten viel Volks! In welchem Lichte erscheint uns von diesem Gesichtspunkte aus die Zulassung des verruchten Sklavenhandels, wenn unter Gottes wunderbarer Fügung das Mittel werden musste, zehntausend mehr Afrikaner in die Kirche Christi einzuführen, als dies durch die angestrengte Missionsarbeit in Afrika selbst erreicht werden konnte.

In Westindien und Guayana finden wir ebenfalls sehr ausgedehnte Früchte der Mission unter der Negerbevölkerung. Der überwiegende Teil derselben ist christianisiert.

Nur mit Wehmut können wir an die amerikanischen Indianer

L. Aus diesem hinstorbenden Geschlechte sind ja auch über 10 Heidenchristen vorhanden. In den Vereinigten Staaten sind als $\frac{1}{8}$ der noch übrigen Rothäute evangelische Christen. Aber deren Aussichten sind recht trübe. Wie anders würde sich die Frage gestaltet haben, wenn die frommen Pilgerväter in bezug auf die Missionspflicht die Indianer weniger als Kananiter denn als aus dem anderen Stalle angesehen hätten, an deren Herzuführen ihnen Herde auch sie dem Herrn Jesu dienen sollten!

Im Norden Amerikas finden wir ein paar Völklein, die mit geringen Ausnahmen völlig christianisiert worden sind. Von den Eskimo in Grönland und Grönland können wir als von reifen¹⁾ Früchten der Mission reden. Die Übergabe der grönländischen Gemeinden an die lutherische Staatskirche ist ein deutliches Zeichen von dem Abschluss der Mission, mag derselbe auch ganz anders erfolgt sein, als man in den Anfangen und während der langen Arbeit erwartete.

Südamerika hat, mit Ausnahme von Guayana, keine Früchte der christlichen Mission aufzuweisen. Die Südamerikanische Missionsgesellschaft hat freilich im Feuerlande seit 50 Jahren eine harte Arbeit geleistet. Aber was bis jetzt erreicht ist, gleicht noch immer einem kümmerlichen Ertrag, bei dem der Fruchtansatz fraglich bleibt. Erst kürzlich hat die Mission in Gran Chako eine Indianermission angefangen, die vielleicht reichere Früchte bringen wird.

Wenn wir weiter, durch die Inseln der Südsee, so winken uns von vielen Inselgruppen ausgedehnte Missionsfrüchte entgegen. Aber schnell hat sich auf manchen Gruppen nach kurzem, hartem Kampfe die Umwandlung vollzogen. Charakteristisch ist die Insel in der dem Missionar Beddie gewidmeten Gedächtniskirche auf Hawaii: „Als er hierher kam, gab's keinen einzigen Christen; als er wieder wegging, war kein Heide mehr vorhanden.“ Auf eine ganze Reihe von Inselgruppen trifft heute dasselbe zu. Auf Hawaii, Tahiti, Tonga, Samoa, Oiti und andern giebt's keine Heiden mehr. Die Bevölkerung besteht aus Getauften, die unter dem Einflusse der Predigt und des christlichen Unterrichts stehen. Ganz schroff dagegen herrscht auf andern Inseln das finsterste Heidentum zum Teil verbunden mit Kannibalisierung, so namentlich in Melanesien. Es ist erfreulich, dass dort in

1) „Reife“ Früchte erscheint mir hier zu viel behauptet. Das sind nur Samen, die zugleich als Same die Fortpflanzungskraft in sich tragen. D. K.

neuster Zeit die Mission schöne Blüten treibt, aus denen sicherlich bald die Frucht ganzer christianisierter Stämme erwachsen wird.

Wenden wir uns nun zu dem Erdteil, in dem wir es weitaus kulturarmen Völkern zu thun haben: Afrika. In Westen treiben bedauerlich verkrüppelte Früchte der evangelischen Mission empor. Am Gambia finden wir nach 80jähriger Arbeit Gemeinden von 1231 Mitgliedern, die vor 45 Jahren schon ihrer 1231 zählten.

Auch Sierra-Leone, auf das einst so grosse Hoffnungen gesetzt wurden, bietet keinen durchaus erfreulichen Anblick. Bekanntlich wurde auf der Halbinsel befreite Sklaven aus allerlei afrikanischen Völkern und Sprachen angesiedelt. Im Laufe der Zeit sind sie unter dem heillosen Regiment und der Macht der englischen Sprache, welche (wenigstens in ziemlich verderbter Form), das afrikanische Sprachgewirr zum guten Teil verdrängt zu haben scheint, einigermaßen zu einer Einheit verschmolzen. Man sollte erwarten, dass bei der hier bestehenden von christlicher Philanthropie getragenen Mission bald die ganze Bevölkerung zum Christentume geführt worden sei. Aber beinahe die Hälfte ist nach fast hundertjähriger Arbeit auch heute noch nicht gewonnen. Tausende sind dem Islam zugefallen und Zehntausende sind noch in ihrem afrikanischen Heidentum, wiewohl dasselbe durch manche Einflüsse christlicher Zivilisation gemildert worden ist. Man sollte man erwarten, dass von dieser Leuchte für Westafrika ein Licht auf die umgebenden Gebiete ausgehen würde. Einzelne Funken konnten ja freilich weithinsprühend im Jorubalande neues Feuer zünden. Aber in der nächsten Umgebung waltet (abgesehen von einigen kleinen Funken) die volle heidnische Nacht, in der der Islam während weitere Fortschritte macht. Wenn nun auch auf der Halbinsel eine Anzahl Gemeinden schon vor 40 Jahren zu einer selbständigen Kirche formiert wurden, die auch selber eine eigene Missionsgesellschaft hat, so ist sie bei der Unfähigkeit, den übrigen Teil ihrer Landschaft für Christum zu gewinnen, schwerlich als eine gesunde Frucht der Mission anzusehen.

Noch weit ungünstiger steht es in Liberia. Die christlichen schwarzen Ansiedler aus Amerika sollten ein Salz werden zur Christianisierung der eingeborenen Volksstämme. Aber nach 80jähriger Bestande stehen die amerikanisierten Liberianer von den verachteten Eingeborenen geschieden, als wären diese Parias, und auch durch amerikanische Missionsarbeiten haben nur sehr geringe Erfolge gezeichnet.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



als je einen Ausblick in die Zukunft der südafrikanischen Völkerwelt. Es hängt davon ab, in welche Bahnen nach Wiederherstellung der die Rassenfrage gelenkt werden wird, ob die weitere Ausbildung der christlicher Volkskirchen möglich sein wird oder nicht. Bis jetzt sind manche liebliche Christengemeinde schon als eine erfreulich gedeihende Missionsfrucht angesehen werden. Aber die Gefahr ist gross, dass solche noch ehe sie ausgewachsen sind, von dem rauhen Sturm des Krieges weg gefegt werden. Das Schicksal mancher Missionsstation, von der uns besonders die Berliner (man denke an Botsabelo!) und Hereroburger angehen, muss uns mit tiefer Wehmut erfüllen. Bisber waren die Früchte unter der patriarchalen Zucht der Burenpolitik erwachsen, sie später unter liberaler Politik weiter gedeihen können ist fraglich. In diesem Stück bildet Deutschsüdwestafrika einen wohlthuenden Gegensatz trotz einiger berechtigten Klagen, zu denen auch das deutsche Kolonialwesen Veranlassung giebt. Bei der mit fester Hand erhaltenen Ruhe im Lande sind die Nama- und Herero-Stämme durch den beständigen christlichen Einfluss gebracht. Wenn jetzt die Zahl der Christen auch erst 12000 beträgt, so zeigt der Zuwachs, der im letzten Jahre sogar 10% erreichte, einen erfreulichen Fortschritt und die Christianisierung unserer farbigen Kolonialangehörigen unter der Arbeit der Rheinischen Mission darf als wahrscheinlich in Rechnung genommen werden.

In Ostafrika, wo spärliche Anfänge der evangelischen Mission über ein halbes Jahrhundert zurückreichen, datiert ein kräftiger Beginn erst seit der neuen Kolonialära. Die Arbeiten eines Kraft- und Rebmann erscheinen als Johanneswerk. Selbst in Uganda ist eine grossartige Aufschwung bezeichnet durch den englischen Kolonialmissionar. Dort sehen wir jetzt 30000 evangelische Christen, von denen erst im letzten Jahre getauft wurden. Das deutet auf eine kontinuierliche Christianisierung des ganzen Volkes. In Deutsch-Ostafrika ist bis jetzt wir noch nicht eine so bedeutende Bewegung unter irgend einer der eingeborenen Völkerschaften. Aber schöne, lebenskräftige Missionen dürfen wir auch verzeichnen, namentlich im Nyassagebiet.

Von der grossen Insel Madagaskar, die einst als eines der erfreulichsten evangelischen Missionsgebiete galt, können wir das jetzt nicht mehr sagen. Unter den Erschütterungen der französischen Eroberung ist die von den englischen Independenten gesammelte Christenschar furchtbar zusammengeschmolzen. Hier wie auch

erfolgt zeigt sich, dass unter einer überhasteten Arbeit, die die höchste Stufe erreichen will, viel Scheinfrüchte gezeitigt werden. Die solidere gründlichere Arbeit der Norweger hat sich unter schweren Stürmen ungleich besser bewährt. Noch aber hat die eine grosse Arbeit bis die Madagassen ein christliches Volk werden. Das Eingreifen der Pariser Gesellschaft wird für dieselbe fruchtbar und segensreich sein.

Wir kommen schliesslich nach Asien. Auf den zugehörigen Inseln von Holländisch-Indien fallen uns sofort einige bedeutende Missionen in's Auge. Die Minahassa auf Celebes ist ein christliches Land geworden (mit fast 150 000 Christen), in dem nur ein kleiner Teil der Bevölkerung noch nicht der christlichen Religion angehört. Neben dieser reifen Frucht steht eine andere, die rasch heranwächst: die Batak-Mission auf Sumatra, mit ihren 10 000 Christen und 6000 Personen im Taufunterrichte. Traurig steht dagegen die Dajak-Mission auf Borneo, die noch immer nicht zu einer fruchtlichen Entwicklung kommen kann. Dagegen gestaltet sich Java in neuerer Zeit das Werk ein wenig erfolgreicher, trotz der Ausbreitung des Islam, doch liegt die Aussicht auf ein christliches Java noch in weiter Ferne. — In Hinterindien ist das Völkchen der Karaschon etwa zum fünften Teile christlich geworden, obwohl die Zahl derer, die sich als Christen bekennen, nach baptistischer Ordination noch nicht empfangen hat.

In Vorderindien endlich finden wir sehr verschiedenartige Missionen — einige fast ausgewachsen, andere schnell und hoffentlich sich entwickelnd, andere sehr langsam wachsend und von weite weit entfernt, noch andere (und das ist die betrübendste Erscheinung) zurückgebliebene verkrüppelte Früchtchen, die gleichsam schon seit Jahren immer mehr eintrocknend am Baume hängen. — Das Volk der Schanâr in Cinneveli oder vielmehr die eine Abteilung davon ist, wie mir an Ort und Stelle gesagt wurde, vollständig in die christliche Kirche eingetreten. Lebten die Schanâr nicht mit anderer Bevölkerung gemischt, so hätte hier die Mission ihr Ende erreicht, wie dies übrigens auch durch die Organisation der anglikanischen Kirche mit ihren 130 ordinierten Pastoren angedeutet ist.

Auch auf andern Gebieten Indiens haben Bewegungen stattgefunden und sind noch jetzt im Gange, indem Scharen familienweis selbst in grösseren sozialen Verbänden mit dem Heidentum brechen

und die Taufe erbitten. Vor allem sind es Kastenlose (Paria) Angehörige niederer Kasten, die unter gegebenen Umständen in Haufen zur christlichen Kirche kommen. Im Celugulande sind Mala und Madiga ca. 150 000 Seelen, im Marathalande anderwärts die Tscherumer, die Tschamâr, Dôm, Mehtar u. d. l. möchte dabei bemerken, dass es sich in allen diesen Fällen beinahe um Massenübertritte handelt, wie sie in der katholischen Mission kommen, wo Scharen geradezu ohne Unterricht getauft werden. Die evangelische Mission hat sich solcher verwerflichen Praxis schuldig gemacht; vielmehr wird in allen Fällen auf eine möglichst gründliche Unterweisung sämtlicher Taufbewerber gehalten. Leider wird oft genügende Lehrkräfte fehlen, das gewünschte Ziel nicht ganz erreicht. Von den deutschen Missions-Gesellschaften ist besonders die Leipziger durch die Pariabewegung in Anspruch genommen. Nur vereinzelt bei den Baslern derartiges vorgekommen.

Unter gleichen Verhältnissen kommen von den vorarischen Völkern, die meist unter sozialem Drucke stehen, und die der Raste noch wenig berührt sind, Tausende zum Christentum. Die grösste Ernte in dieser Beziehung macht die Gossnersche Mission bei den Kolsstämmen. Andere dürfen bei den Santâl reichliche Ernte ernten sammeln. Neuerdings sieht sich auch die Schleswig-Holsteiner Mission von 5—6000 Taufbewerbern aus einem ähnlichen Berglande angelassen. Durch besondere Fügungen öffnet der Herr selbst die Thüren zu solchen Schichten der Bevölkerung. Wo die Thüre richtig benutzt wird, kommen ausgedehnte soziale Verbände in die Gemeinschaft der christlichen Kirche. Diese kleinen Nationalkirchen ziehen meistens ihre Lebenskraft in der Anziehung, die sie auf die nicht christlichen Angehörigen ihres Verbandes ausüben. In allen solchen Fällen sehen wir gesund heranwachsende Früchte.

Etwas anders gestaltet sich bedeutender Zuwachs in den Zeiten der Not. Da wird die christliche Barmherzigkeit zum Magnet, der die Leute selbst aus verschiedenen Kasten zu den Missionsstationen anzieht. Ich lehne den Gedanken entschieden ab, als würden dabei nur die Nichtchristen gewonnen, wenn ich auch nicht leugnen kann, dass in solchen Zeiten manche mitunterlaufen, die um des Reises willen Christen werden. Jedenfalls bemühen sich unsere Missionare solche auszusondern, so weit dies Menschen vermögen, die nicht Herzenskündige sind. Besonders aber vermehren sich die christlichen Gemeinden

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

manche Glieder, über deren Mangel an geistlichem Leben die Zeugnisse seufzen. Das ist auch bei solchen der Fall, die in der Gemeinde geboren und als Kinder getauft sind. — Wichtig ist die Erwägung, dass solche Gemeinden, die aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammen gebracht worden sind (zuweilen finden sich 3—4 verschiedene Muttersprachen vertreten), das nationale Bewusstsein der Umgebung verloren haben, keinen werbenden Einfluss üben. Das geschieht da, wo eine nationale Bewegung sich in den Bahnen gefunden hat. Jedenfalls steht es fest, obgleich es nicht statistisch berechnet werden kann, dass nur ein relativ geringer Teil der hier gesammelten Heidenchristen durch Einzelbekehrung der Kirche gewonnen wurden, während die ganz überwiegende Mehrzahl in abgeschlossenen Gruppen kam.

Einer bedauerlichen Art von Früchten muss ich hier noch gedenken alter Christengemeinden, die vor 50 oder 80 Jahren gesammelt, eine Zeit günstiger Entwicklung hatten, dann aber zum Stillstand kamen und nicht weiter wuchsen, nun aber mehr oder weniger geistlichen Lebens baren in einen toten Formalismus versunken. Solche Gemeinden können vollends kein Salz für das Volk werden, wenn sie wie ein fremder Gegenstand der in einen Organismus eingedrungen ist, verkapselt liegen. Das sind Früchte, die am Baum trocknet sind, noch ehe sie ausgewachsen waren. Dass andererseits alte abgeschlossene Gemeinden, wenn in ihnen christliches Leben gepflegt wird durch ihr stilles Beispiel trotz ihrer Abgeschlossenheit Segen für das Ganze wirken können, will ich nicht bestreiten. In manchen Gemeinden der Leipziger Mission, in denen die Reste der dänisch-hallischen Mission gesammelt sind, möchte ich dies ebenfalls behaupten, ebenso von manchen Baselnern, namentlich die, in denen die textile Industrie ein bedeutungsvolles Moment bildet. Dennoch möchte ich bei der Auffassung bleiben, dass für die Entwicklung Indiens, wie wir sie z. Z. ins Auge fassen können, die volkstümlichen Bewegungen die wichtigste christianisierende Instanz bilden.

Wenden wir weiter unsere Blicke nach Ostasien, so sehen wir in Japan bereits erfreuliche Früchte der Mission. Als das dortige Reich sich dem europäischen Einflusse im Jahre 1854 öffnete, bot die Masse hingab, land die durch verschiedene Denominationen vertretenen Mission dort einen günstigen Boden. Die Erfolge steigerten sich, dass man schon meinte, die Christianisierung der ganzen Nation

1854. Bemerkt, nachdem sich die Japaner die Vorteile der
 hohen Civilisation in weitem Masse angeeignet hatten, ist eine
 Bewegung, getragen von dunkelhaftem Nationalgefühl, ein-
 getreten, unter der die weiteren Fortschritte des Christentums ernstlich
 zu erscheinen können. Glücklicherweise waren bereits selbst-
 ständige japanische Kirchen organisiert worden, in denen sicherlich die
 Grundlagen zur weiteren Christianisierung vorhanden sind, auch für den
 Fall, dass der Einfluss der fremden Missionare unterbunden werden
 würde. Jedenfalls hat die Mission in Japan bereits eine lebensfähige
 Basis gebracht, die durch 85 000 evangelische Christen repräsentiert

Schliesslich blicken wir auf China. Dass die neuerlich bei uns
 in der Heimat so schändlich verleumdete evangelische Mission in dem
 Reich gesunde Früchte gebracht hat, wird deutlich dadurch er-
 sichtlich, dass jetzt, nachdem der blutige Sturm, in dem so viele
 Missionäre gefallen sind, eben nur vorübergerauscht ist, sich aller Orten
 christliche Gemeinden sammeln. Statistische Angaben sind noch
 ungenügend. Aber ich vermute, dass alle die Verringerungen der
 christlichen Missionsgemeinden während der letzten Wirren durch
 den Zuzug von Taufbewerbern bereits wieder ausgeglichen sind.
 Interessant würde es sein, wenn uns ein dazu befähigter Forscher
 die Verfolgung unter Jungtschin (1723) und ihre Wirkungen,
 neben die Zahl chinesischer Namenchristen gewaltig zusammen-
 bräche, und dagegen die neuste Verfolgung und ihre Wirkungen aus
 der jüngsten Arbeit neben einander stellen wollte. Es würde sich
 vielleicht ergeben, wie das Evangelium im Reiche der Mitte jetzt
 seine Wurzeln gewonnen hat. Mögen die Erfolge in Zahlen ausgedrückt
 Millionen von Reichsangehörigen gegenüber noch sehr gering er-
 scheinen — was sind 200 000 unter 400 Millionen — so bilden doch
 bisher gesammelten evangelischen Gemeinden, besonders da, wo
 ihren nationalen Verhältnissen in keiner Weise entfremdet werden,
 reiche Früchte, deren weitere Entwicklung in der Richtung zur
 Christianisierung Chinas uns nicht fraglich ist. Dass sich in die
 Mission allerlei ungesundes eingeschlichen hat und in dem menschlichen
 Missionsdienste einiges gerade in China recht verkehrt gemacht worden
 lässt sich leider nicht bestreiten. Die massenweise Verwendung
 von Damen im Missionsdienste, manche ohne alle genügende Vor-
 sorge, ist jedenfalls ein starker Misgriff. Es sollen junge Mädchen

die eine gründliche Bekehrung erfahren hatten, nach kurzer Vorbereitungszeit geradezu von der Fabrik nach China geschickt sein. Noch schlimmer ist es, wenn solche Fräuleins nicht in häuslicher Stille unter Aufsicht chinesischen Schwestern arbeiten, sondern öffentlich predigen und predigen, was mit der guten Sitte in China nicht vereinbar ist.

Wenn wir uns aber auch nicht in allen Einzelheiten mit der Praxis von einigen Denominationen identifizieren können, müssen wir doch sagen, dass im grossen und ganzen in China gesunde evangelische Missionsarbeit getrieben ist, was wir namentlich von unsern deutschen Missionen behaupten, wenngleich wir nicht streiten wollen, dass auch für sie aus den Erfahrungen des vorletzten Jahrhunderts noch manches zu lernen bleibt. Jedenfalls dürfen wir das, was bis jetzt in China erreicht ist, als eine entwicklungsreiche junge Frucht ansehen, die weiter gedeihen wird. Freilich müssen wir Geduld haben und dürfen uns nicht das Ziel, die Christianisierung des ganzen Reiches, als in der Nähe bevorstehend ausmalen.

Wir haben einen Rundgang durch den Garten der Missionen gemacht und sehr verschiedenartige Früchte betrachtet. Einige haben wir bereits reif vom Baume gelöst, andre, die vorzeitig, noch bevor sie ausgewachsen, vom Sturme herabgeschüttelt sind. Anderwärts haben wir erst Blüten, aus denen wir seiner Zeit Früchte erwarten — auch schon abgewelkte, laube Blüten, die keine Frucht hinterlassen haben. Überwiegend aber mögen wir den Eindruck gehabt haben, den man diesmal beim Beginn des Herbstes in den Obstgärten wenigstens bei uns in der Mark hatte: ein reicher Obstsegen, welcher der Erde entgegenreift.

Und diese Erntefreude soll uns auch nicht durch die Wahrnehmung verkümmert werden, dass viele von den Früchten, mit denen manche Bäume prächtig behangen sind, einen Wurmstich oder einen anderen Schaden haben. Auch unter den Missionsfrüchten giebt es weisse stichige und die Feinde der Mission lesen auch hier und da so auf und zeigen sie triumphierend dem Publikum, das (in Unkenntnis über unsere Sache belangen) dem Geschrei: „Die Mission ist eine verfehlte Sache,“ willig lauscht und Glauben schenkt. Ich habe die wurmstichigen Äpfel keineswegs weggeworfen, es ist nichts Brauchbar war, umgekommen. Die Hausfrau hat es bestens verwendet: B. zu köstlichem Apfelgelée. Es ist tröstlich, dass selbst Früchte, die dem Stiche nicht entgingen; darum noch nicht ganz verloren sind.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



unser Handlangerdienst nicht. Das Ziel das uns zunächst vor-
 stehen soll, hat er uns klar und deutlich gezeigt mit dem
 „machtet die Völker zu meinen Jüngern.“ Das Evangelium
 taufen, die christlichen Ordnungen einführen, das ist alles
 können. Und wenn dergestalt aus den Heiden Volkskirchen ge-
 werden, in denen durch Wort und Sakrament der Meister mit
 heiligen Geist die Seelen unterweist, dann sollen wir bescheiden
 der Grenzen unsrer Aufgabe erinnern. Den Übereifer, der jetzt
 das Unkraut aus dem Weizen austrotten möchte, weist er zurück.
 wir nur treu die Arbeit an dem grossen Felde der Heidenwelt
 buchstäblich wie sie uns befohlen ist.

Und wie hat er nicht grade in der Geschichte der Mission
 bestätigt, dass das in unserm Wirkungskreise liegende Ziel der
 in der That Volkskirchen sind! Die Millionen evangelischer
 Nordamerika bilden bei weitem keine Gemeinde der Heiligen.
 von den Grönländern haben das die Brüder nicht behauptet und
 haben sie sie, wenn auch mit schwerem Herzen, sogar in einer
 kirche mit unterbringen müssen. Es war unverkennbar Gottes
 dass es so kommen musste. Nichts anders als Volkskirchen
 die entstanden sind in heidnischen Gebieten, in denen nun kein
 mehr zu finden ist, wie auf den christianisierten Südseeinseln, in
 Minahassa, bei den Schanâr u. a., Volkskirchen oft sogar recht nied-
 Standes, die selbst hinter unsrer Volkskirche mit ihrem vielen Un-
 unter dem Weizen noch zurückstehen müssen.

Aber nun zum Schluss ein Wort zum Troste, das uns
 Bild von den Früchten an die Hand giebt. Früchte haben ihre
 erlangt, wenn sie sich leicht vom Baume lösen. Aber das ist nur
 erste Reife. Die edelsten Sorten sind zur Zeit noch ungeniesst
 Wer jetzt in eine Kasseler Reinette beisst, wird sie entrüstet von
 werfen. Das ist ganz wie das wegwerfende Urteil über die
 kirchen. Aber man warte noch 4—5 Monate und man wird die
 schmeckende Frucht loben. Ich wünsche wir könnten etwas tiefere, pol-
 ligische Erörterungen anstellen über die Veränderungen, Ausscheiden
 und Neubildungen, die sich nach der wunderbaren Ordnung des Schöpf-
 während der angedeuteten Zeit in solch einer Frucht vollziehen.
 Umwandlung, die ganz ausserhalb aller menschlichen Kunst liegt,
 die der Herr seiner Macht allein vorbehalten hat. Sollte nicht
 Meister auch in den auf sein Geheiss gesammelten Volkskirchen

Umwandlungen ausführen können? So manche Probe davon, dass ~~man~~ und das er's thut giebt er uns in einzelnen Individuen, die ~~aus~~ der Volkskirche zu solcher Umwandlung kommen, dass an ~~ihnen~~ bemerkbare Spuren eines geistlichen Lebens, das von oben ~~her~~ hervortreten. Ich habe stets, wo ich in nüchterner Auffassung ~~der~~ Qualität der heidenchristlichen Gemeinden sprach, hinzugefügt, ~~ich~~ einzelne gläubige Christen, die ihre Umgebung weit überragten, ~~eigener~~ Erfahrung kennen gelernt habe, gereifte Christen, die ich ~~den~~ besten in der heimathlichen Kirche an die Seite stelle, ganz ~~wie~~ sich bei einzelnen Früchten, wenn alle die übrigen noch am ~~Reife~~ hängen, schon die volle Lagerreife einstellt. Das geschieht ~~in~~ ~~der~~ Weise bei solchen, die auch den Wurmstich erhalten hatten. ~~Die~~ Sünde mächtig geworden ist, da wird die Gnade noch viel ~~reicher~~. Einzelne Individuen mit voller Erkenntnis der Sünde und ~~Empfang~~ der Gnade treten uns jetzt schon aus den heidnischen Volks- ~~gruppen~~ entgegen. Sie sind ein Angeld auf die weitere zweite Reife, ~~das~~ Herr den bisher gesammelten Früchten nicht versagen wird. ~~Soll~~ uns trösten und soll uns bewahren vor unrechter Hast in der ~~Arbeit~~ ~~schaffen~~ möchten, was wir nicht schaffen können, sondern dass wir ~~in~~ in Geduld. Denn „ein Christ ist ein Mensch der warten kann.“



Die Missionsarbeit der schottischen Staatskirche.

Von Missionsinspektor Lic. Crittelvitz.

I. Die Zeit von 1843 bis 1880.

Die Geschichte der schottischen Staatskirchenmission¹⁾ bis zum Jahre 1843 ist wesentlich Vorgeschichte der freischottischen Mission. Bei der Disruption, die zwischen der Staatskirche (Established Church

¹⁾ Über die schottischen Missionen ist in der H. M. Z. 1878, S. 132 ff., ~~ausführlich~~ geschrieben. Im folgenden soll darum nur die Entwicklung der letzten ~~Jahre~~ eingehender dargestellt und ein Überblick über den jetzigen Stand der Missionsarbeit der E. C. gegeben werden. Zu Grunde liegt Weir, The foreign missions of the church of Scotland, Edinburg 1900. Die Missionsberichte in der church of Scotland home and foreign mission record (jetzt: Life and work) sind für eine Reihe von Jahren verglichen. Ebenso der letzte Jahresbericht.

= E. C.)¹⁾ und der Freikirche (Free Church = F. C.) im genannten Jahre stattfand, traten sämtliche (14) Missionare und Missionarinnen mit Ausnahme einer *Miss Saville* zur F. C. über. Dieselbe gewann somit alles, was Dr. Duff und andere geschickte Männer an Erfahrung, persönlichen Beziehungen und geistigem Reichtum erworben hatten; denn mehr als alle Arbeit im Reich ist ja die Missionsarbeit, besonders wenn sie noch in ihren Anfängen steht, von den Persönlichkeiten abhängig. Wenig bedeutete der Gewinn gegenüber der Verlust der Missionsgebäude. Zwar boten sie unterstützt von einer Anzahl Missionare anderer Denominationen, die alle den Fortgang der Duff'schen Arbeit dringend wünschten, den Vorschlag an die E. G. richten lassen, sie möchte die Missionsgebäude gegen entsprechende Bezahlung eines Teiles des Wertes an die F. C. abgeben. Es wäre gross von der E. G. gewesen, wenn sie auf ihr formelles Recht verzichtet und das Recht der Persönlichkeit vorangestellt hätte. Doch nach mancherlei Erwägung lehnte sie die Forderung ab. Die F. C., von verhältnismässig wenigen, aber entschlossenen Gemeindegliedern gebildet, hatte bald neue Gebäude, in denen die alte Arbeit unbehindert fortgesetzt wurde. Die E. G. behielt nur die leeren Gebäude. Ihre Missionseinnahmen sanken auf weniger als die Hälfte, von 100 000 auf 52 000 Mk. Um so grössere Anerkennung verdienen die Missionare, die, ohne entmutigt zu werden, den Aufbau einer neuen Mission beschlossen. So ist es gekommen, dass die E. G. mit der Mission nicht in Agra und Delhi (wie Duff vorgeschlagen hatte) sondern wieder an den alten Mittelpunkten, Madras, Bombay, Kalkutta, von vorne anfang.

Doch nicht nur die Stätten blieben dieselben, auch die Art der Duff gewirkt hatte, wurde wieder aufgenommen. Daher sind auch bei beiden schottischen Missionen, besonders in Indien, einander so nahe. Ihr Zusammenleben an den gleichen Orten ist im allgemeinen ein freundliches gewesen. Auch in Afrika haben sie später einander brüderlich zur Seite gestanden.

Neue Missionare fanden sich nur schwer für die E. G. Es waren darum auch einige Deutsche ausgesandt. Als besonders tüchtig in der kleinen Schar ist Dr. Ogilvie zu erwähnen. Er stand zuerst

1) Die Staatskirche nennt sich selbst The church of Scotland.

2) 1846 ist noch eine Missionarin zur F. C. übergegangen.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

schlen aber vielen Missionstreunden als eine Verleugnung des
 lichen Charakters der Missionsschulen. Demgemäss wurde
 Generalversammlung der E. L. im Jahre 1855 die Ablehnung
 schlossen, doch schon 1856 wurde dieser Beschluss geändert.
 Grants wurden angenommen, und dadurch die Kosten für die
 schulen auf ein geringes Mass herabgedrückt. Zu gleicher Zeit
 man aber im Missionskomitee, ob nicht die ganze educational
 als zu erfolglos aufzugeben sei. Die Missionare sollten lieber
 statt nur zu unterrichten, und eingeborene Gehilfen heranziehen.
 der Generalversammlung drang diese Meinung nicht durch. Man
 an der alten Methode fest, aber beschloss, die educational
 durch evangelistical mission unter den Ureinwohnern Indiens zu
 gänzen.

Schon 1836 war der E. L. ein Legat von 20000 Mark für
 Mission im Pandschab vermacht worden. 1856 wurde dieselbe
 gonnen von Missionar Hunter, der leider 1857 ermordet wurde.
 Andenken an ihn ist in Sialkot die schöne Hunter memorial
 errichtet. 1864 zeigten sich die ersten viel versprechenden

Aber auch unter Hindus wollte man die „evangelistische Methode“
 anwenden. Dieser Wunsch führte 1860 zur Begründung der
 in Gajah, einem Hauptsitz des Hinduismus. Der Versuch schlug
 lich fehl. Der Missionar Macfarlane war im Jahre 1870 nach
 gegangen unter der Bedingung, dass er nicht zu unterrichten
 sondern predigen dürfe. Aber schliesslich bat er selbst darum, entweder
 in Gajah eine Schule wie in Kalkutta anlangen, oder anderswo
 Aborigines eine Predigtmission gründen zu dürfen.

Der Abschluss in der Frage nach dem Vorzug von educational
 oder evangelistical mission wurde dann herbeigeführt durch
 Mann, der für das Missionsleben der schottischen Staatskirche
 grosser Bedeutung geworden ist, Dr. Norman Macleod. Schon
 längerer Zeit hatte er der Missionsarbeit wertvolle Helferdienste geleistet.
 1864 trat er an die Spitze des Missionskomitees und führte
 einen Aufschwung in dem ihm anvertrauten Werke herbei.

Er begann in der Heimat. Duffs zündende Ansprachen sind
 noch in lebendiger Erinnerung. Jetzt hatte Dr. Macleod
 Erfolg. Sein Versuch, die Missionssammlungen zu systematisieren
 misslang, aber um so eifriger suchte er durch persönliches
 persönliches Missionsinteresse zu wecken.

Im Jahre 1867 machte er zusammen mit Dr. Watson eine Reise nach Indien, um insbesondere das Problem der besten Methode zu lösen. Das Resultat war, es sollte in Kalkutta die alte Methode bleiben, deren Wert klar erkannt wurde, es sollte aber auch die andere Methode zu ihrem Rechte kommen, und ein besonderer Missionar nur mit der Predigtarbeit betraut werden. So wurde die Eigenart und Kraft der alten Arbeit gewahrt und die Einseitigkeit vermieden. Dementsprechend wurde nun die Station in Gajah aufgelöst, und Mr. Macfarlane nach Dardar im Himalaya versetzt, wo er 1874 die ersten Christen taufte. 1879 belief sich deren Zahl auf 130.

Seitdem hat die Diskussion geruht. Nur noch einmal, 1884, wurde sie wieder aufgeworfen. Es wurde wiederum eine Deputation nach Indien geschickt, die zu derselben Entscheidung kam wie Dr. Macleod.

Dieser treffliche Mann hat nur kurze Zeit die Mission geleitet. Er starb 1872. Sein Nachfolger war Dr. Herdman bis 1882. Wohl natürlich als eine Frucht der Thätigkeit Dr. Macleods durfte er eine große Erweiterung des Missionsgebietes erleben.

In Bombay war Missionar Ferguson nach nur einjähriger Thätigkeit ausgeschieden. Er war später nach Tschamba, einem unabhängigen Staat im Pandschab, gegangen. Dort nahm ihn der Radscha auf und schenkte ihm ein Haus und Land. Ferguson wirkte als Freimissionar. 1873 aber, als er Indien verlassen wollte, übergab er die Station der schottischen Staatskirche.

Im selben Jahre wurde unter dem Eindruck, den Livingstones in Schottland machte, auf der General-Assembly der Antrag gestellt, die E. G. solle in Ostafrika ein Missionsunternehmen beginnen. Auch die Freikirche trug sich mit denselben Plänen. Da die letztere afrikanische Erfahrungen hatte, so beschloss die E. G., mit ihr vorsichtig zu handeln. Der erste Missionar, Henderson, zog mit einer Delegation der Freikirche nach dem Nyassa. Henderson wählte im Schireland das jetzige Blantyre als Niederlassungsort, die freikirchlichen Sendboten siedelten sich dicht am See an. Blantyre, nach Livingstones Geburtsort genannt, war gedacht als Industriemission. 1876 Verstärkung von einigen Handwerkern aus Schottland. Henderson hatte nun seine Aufgabe erfüllt zu haben und ging nach Indien. Seine Thätigkeit war verhängnisvoll. Die Laienbrüder machten Missgriffe; sie übten eine Art Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen aus, so dass in

öffentlichen Blättern von einem Reisenden über sie Klage geführt. Das Komitee entsandte eine Deputation, welche die Ordnung herstellte und einen neuen, besseren Anfang herbeizuführen. 1880 fand die Taufe der (3) Erstlinge statt.

Die Lust zu neuen Missionsunternehmungen führte noch Gründung herbei. 1877 wurde in China die Station Itschang Rev. Lockburn eröffnet. Im November 1880 wurden auch hier Erstlinge getauft.

Die Women's Association hatte zuerst nur in Waisenhäusern und Schulen gearbeitet. Auch bei ihr erwachte der Wunsch nach mehr evangelischer Thätigkeit. Infolgedessen wurde die Senanamission begonnen, zuerst in K... (1870), dann in Puna und in Sialkot. In Madras wurde sogar das Waisenhaus um der Senanas Willen geschlossen. 1880 unterstellte sich die Association Aufsicht der Generalversammlung.¹⁾

1881 hatte die E. L. 13 ordinierte Missionare, 16 Laienmissionare, 4 Ärzte und eine Reihe eingeborener Hilfskräfte. Die Frauenmission zählte 5 europäische Kräfte.

II. Die letzten 20 Jahre.

Zu ihren 4 Missionfeldern hatte die E. L. in wenig Jahren neue übernommen, darunter die beiden in Afrika und in China, denen die indischen Erfahrungen nur zum Teil verwertet werden konnten. In der Folgezeit galt es nun, die neuen Anfänge gründlich auszubauen und dabei die alten Unternehmungen nicht zu vernachlässigen. Vermehrung der Missionsgebiete hat darum nicht mehr in dem Maße stattgefunden, wie in den siebziger Jahren. Ruhiges, hie und da erfreuliches Wachstum ist das Kennzeichen der letzten 20 Jahre.

Die Leitung der Missionsarbeit als Konvener im Missionskomitee übernahm 1885 Dr. M'Murtrie, der bis heute dies wichtige Amt bekleidet. Während seine Vorgänger nebenbei noch in einem Pfarramt standen, wurde er von demselben entbunden, um sich ganz der Missionsarbeit widmen zu können. Unter seiner Leitung hat auch die Missionsleistung der heimatlichen Kirche stetig zugenommen. Die Leistung der E. L. ist zwar nicht erreicht, aber doch bildet das, was die schottische Staatskirche für Mission aufbringt, einen ansehnlichen Beitrag zu dem Missionsopfer der evangelischen Christenheit.

1) Auch bei den Missionarinnen finden wir oft nur eine sehr kurze Arbeitszeit. Manche von ihnen gehen freilich nur in eine andere Art von Missionsthätigkeit über, indem sie Missionare heiraten.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Von einer Reihe von eingeborenen Helfern wird in einer Kirche und einer Kapelle in der Volkssprache gepredigt. Auch wird unter Arbeitern einiger grosser Jutfabriken missioniert. Die Zahl der Christen beträgt 246. Der Wunsch von Dr. Macleod, ein europäischer Missionar möchte sich ganz dem Evangelisationswerke widmen, ist leider noch nicht erfüllt, doch wird er immer wieder lebhaft von den Missionaren ausgesprochen.

Die schottische Frauenmission in Kalkutta arbeitet mit drei europäischen Missionarinnen und zahlreichen Helferinnen in Mädchenschulen und Senatschulen.

In Madras hat die Entwicklung der Missionsschule zum College nicht stattgefunden. Nur ein sogenanntes Second grade college, das der Universität affiliert ist, wurde 1887 eingerichtet. 1881 hatte Madras 602 Schüler, 1900 681, im College 105. Dagegen hat Madras den Vorzug gehabt, dass in seinem Bezirk von einem Missionar seit langen Zeiten sogar von zwei Missionaren ausschliesslich Predigtarbeit geleistet ist. Mittelpunkt dieser Thätigkeit ist die Station Arkonam. Der jetzige Missionar spricht das Tamulische als seine Muttersprache. Die Zahl der Christen beträgt 759. In Madras und Scholingur arbeiten die Women's Association mit 6 Damen in Schulen und Senatschulen. Ihre Arbeit wird besonders von Australien aus unterstützt.

Das Institut in Bombay ist nie zu einem rechten Gedeihen gekommen. Einige von den Missionaren waren untauglich, andere wechselten schnell. Als nun an andern Plätzen die Arbeit sehr lebhaft wurde und Verstärkung der Kräfte erheischte, beschloss man (1891) Bombay aufzugeben. Die Gebäude wurden verkauft. Im benachbarten Pune hat die Women's Association ihre grösste Station mit 10 Missionarinnen. Ein grosses Hospital bildet den Mittelpunkt der Arbeit. Zwei Fräulein Bernard, von denen die eine schon seit 1877 in Pune steht, sind die Leiterinnen der Station. Diese Kontinuität in der Leitung ist ein grosser Vorzug von Pune. Die Hoffnung der Missionarinnen, dass ihnen die E. L. einen ordinierten Missionar an die Seite stellen möchte, hat sich leider noch nicht erfüllt.

b. Die Pandschabmission.

Ist die Schularbeit in den grossen Städten mehr eine Sämannsarbeit, so hat es doch der schottischen Kirche auf andern Gebieten nicht an Ernten gefehlt. Im Pandschab hatte die E. G. im Jahre 1887 3 Stationen, Sialkot, Gudscharat und Wasirabad. Dort waren im ganzen 87 Christen und 1300 Schüler gesammelt. In Cschamba, d

arten Eingeborenenstaat, waren es 72 Christen und 58 Schüler. In diesen Jahren vergingen in langsamem Fortschritt. Die gewöhnliche Missionsarbeit in Basar- und Reisepredigt, Schulthätigkeit und die Verbreitung christlicher Literatur wurde treu gethan. Ende 1885 erhielt ein Katechist aus einem Dorfe im Bezirk Sialkot die Nachricht, dass mehrere Leute getauft werden wollten. Das war der Anfang einer neuen Ära. 1886 fanden in dem Bezirk bereits 444 Taufen statt. In den nächsten Jahren steigerten sich die Zahlen, so empfand man die Notwendigkeit, die jungen Christen besser als bisher zu unterrichten. Es wurde darum in Daska, wo die Women's Association schon eine Station hatte, eine theologische Schule eröffnet. Drei eingeborene Pastoren wurden ordiniert, Gemeinden wurden gegründet. Da viele durch ihren Übertritt brotlos wurden, so richtete die Mission ein Christendorf mit Rentengütern ein, das den Namen Sialkot bekam. 1888 machte die E. L. mit der American United Presbyterian Church einen Austausch, um die beiderseitigen Arbeitsfelder zu erweitern. Die E. L. übernahm 572 Christen in 62 Dörfern und 110 Christen in 110 Dörfern ab. Der Fortschritt ist seitdem nicht mehr geblieben.

Auch in den andern Bezirken der Pandschabmission wuchs die Zahl der Christen, doch nicht in dem Masse wie in Sialkot. Die Zahl der Christen gehört zu den sozial niedrigstehenden Tschapra. Man hat hier also wohl dieselbe Erfahrung wie auch sonst in Indien gemacht, dass derartige Erweckungen sich in den Grenzen derselben Einkommensklasse halten. 1899 gab der Gouverneur der E. L. und den in demselben Gebiet arbeitenden Amerikanern ein grosses Stück Land, auf welchem Christendörfer zu je 40 Familien angelegt wurden. Der indische Radscha von Tschamba erbaute eine christliche Kirche. Leider fehlte die Zahl der europäischen Missionare nicht, um die Arbeit zu fördern. Gerne hätte sich Dr. Youngson nach 20jährigem auf dem Dienst in Schottland zur Ruhe gesetzt, als er aber 1895 starb, empfing er eine Denkschrift, von 1314 eingeborenen Missionaren unterzeichnet, die ihn dringend baten, sie nicht zu verlassen. Er kehrte er wieder auf sein Arbeitsfeld zurück.

Die E. L. hat jetzt im Pandschab 7 Stationen mit 7 Missionaren und 7 Ärzten. Die Zahl der Christen beträgt 5130. Die Women's

Association hat in Sialkot, Gudscharat und Tschamba Stationen mit 15 Arbeiterinnen. In Gudscharat und Sialkot hat sie ein Hospital.

c. Die Himalayamission.

Für die im Jahre 1870 von Missionar Macfarlane im Khasia begonnene Mission war es von Bedeutung, dass 1878 die Eisenbahn bis Dardschiling eröffnet wurde. Dadurch wurde der Ort zu einem viel besuchten Erholungsplatz für Europäer. Aber auch die Christen nahmen in der ganzen Gegend einen grossen Aufschwung. In Dardschiling strömten die Eingeborenen herbei. Von den Europäern empfing die Mission viel Unterstützung; manch freundliches Urteil über sie ist von Reisenden nach Hause geschrieben worden. Unter den vielen Eingeborenen aber eröffnete sich die Möglichkeit einer weitreichenden Missionsthätigkeit.

In Dardschiling sowohl wie in dem nicht weit entfernten Dardong von Kalimpong stehen besonders viel eingeborne Gehilfen im Dienste. Im Jahre 1900 waren es 5 ordinierte und 30 unordinierte Prediger. Sie predigen in den von den Christen auf ihre Kosten gebauten Kirchen und gehen auch aus zu Reisepredigten in den Dörfern ringsumher. 1881 schrieb Missionar Cumbull von seinen 6 Hellen: „Es sind gute, ehrliche Arbeiter im Weinberg Christi und verdienen wohl die fürbittende Unterstützung der Gemeinde Christi.“ Eine Gemeindeordnung ist eingerichtet. Täglich wird ein Pandschayat (Kirchenratssitzung) von den Missionaren und eingeborenen Hellen gehalten, in welchem über Zulassung zur Kirche und Kirchenzuchtsfragen gesprochen wird. Da erhalten auch die Missionaren ihre Instruktionen. Eine jährliche Konferenz ruft alle Missionare im Bezirk zusammen.

Die Missionare haben fleissig übersetzt. Die Übersetzung des Neuen Testaments in das Nepali ist fertig, die Übersetzung des Alten Testaments schreitet ihrer Vollendung entgegen. Der Druck erfolgt in der Missionsdruckerei. Dasselbst wird auch eine Zeitschrift in Hindi gedruckt und eine in Englisch. Wohlthäter der Mission im Bezirk und daheim in Schottland. Welche Anerkennung die Mission bei den Europäern in der Gegend findet, geht daraus hervor, dass ein schottischer chaplain, der für die Pflanzung in den Cheeplantagen hinausgesandt zu gleicher Zeit den Auftrag bekam, als Missionar unter den Plantagenarbeitern zu wirken.

1891 litten die Missionsgebäude in Dardschiling unter einem Erdbeben. 1893 wurden sie an einer geschützteren Stelle aufgebaut. In Kalimpong wurde 1892 eine schöne Kirche zur Erinnerung an den Gründer der Mission, Macfarlane, eingeweiht. Die Einladung des Evangeliums ist in ihr in 10 verschiedenen Sprachen

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Es ist noch zu erwähnen, dass die Women's Association im Zusammenhang mit der Himalayamission der E. G. 3 Stationen hat, Dardschiling, und Kalimpong. Fünf Missionarinnen arbeiten dort.¹⁾

d. Zentralafrika.

Nach den ersten Misserfolgen machte die Nyassamission von Schottland einen neuen Anfang im Jahre 1881. Neue Missionare wurden ausgesandt, aber mit einer andern Instruktion als die ersten. Die industriellen Unternehmungen sollten aufgegeben, und nur Predigt und Unterricht gewirkt werden. Es war dies eine Ueberkehr nach der andern Seite. Zwar änderten sich die Verhältnisse insofern, als die African Lakes Company eine grosse kulturelle Thätigkeit entfaltete, sodass die Eingeborenen dadurch Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst hatten, aber ein gänzliches Unterlassen kultureller Arbeit erschien für die Mission nicht praktisch. Der Kaffeebau ist von den Missionsgärtnern seit 1881 mit Erfolg betrieben. Die mancherlei Kaffeeplantagen, die jetzt dort von Privatleuten gepflegt werden, sind zum Theil Abkömmlingen aus dem Missionsgarten bestellt. Mancher, der sonst im Sklavenhandel oder andere schlechte Gewerbe betrieb, findet jetzt im Kaffeebau seine nützliche Beschäftigung. Die industriellen Betriebe der Mission, Gärtnerei, Druckerei, Zimmerei, Ziegelei, Milchwindmühle, Wäscherei erhalten sich fast selbst. Die ordinierten Missionare sind in der Minderzahl. Es sind 4. Neben ihnen stehen 3 Ärzte, 2 Lehrer, 5 Handwerker bezw. Kaufleute. Auch die Arbeit der 4 Missionarinnen der Women's Association ist ebenso praktisch, besonders der Wäscherei, wie dem eigentlichen Unterricht gewidmet. Ein Missionsdampfer auf dem Schire hat zum Andenken an den Gründer von Blantyre den Namen Henry Henderson bekommen.

1882 wurde die erste Kirche errichtet, 1884 die Station Dordaburgh angelegt. Im selben Jahre war Blantyre mit allen europäischen Missionen der Gegend in Gefahr, von den kriegerischen Angoni überfallen zu werden. Schon standen ihre Horden nicht weit von der Station, da wendete die Überredung der Missionare das Unheil ab. 1887 drohte Gefahr von arabischen Sklavenhändlern und Annexionen.

1) Die Mission unter den indischen Kulis auf Grenada (Westindien) untersteht zwar nicht dem Missionskomitee, wird aber hauptsächlich von der schottischen Staatskirche unterhalten. Viele der Getauften kehren nach Schottland zurück. Drei Katechisten thun die Missionsarbeit unter Leitung des schottischen *chaplain*.

Da richteten die Missionare der E. G. mit denen der F. E. Pflanzern der Umgegend eine Petition an die englische Regierung, sie möchte das Nyassaland annectieren. Am 12. Septbr. 1889 die Annexion erklärt. 1891 wurde die berühmte grosse Kirche eingeweiht, nachdem 3 Jahre lang daran gebaut worden.¹⁾ 1891 wurde die Station Mlandje angelegt. 1893 erlitt die Station einen räuberischen Überfall; der entstandene Schaden wurde durch die Regierung gedeckt. Die ersten Taufen fanden 1880 statt. Die Statistik redet von 773 Christen.

In der Yao- und Ngangasprache sind Teile der heiligen Schrift, Grammatik und sprachliche Lehrbücher gedruckt. In sprachlichen Fragen steht die Mission der E. G. mit den andern evangelischen Nyassanern gemeinsam vor.

e. China.

Die Missionsarbeit der schottischen Kirche in China hat eine besondere Bedeutung bis jetzt nicht erlangt. 1887 konnte Missionar nach Hause schreiben, dass wohl niemand in Itschang sei, der mit den Wahrheiten des Christentums in Berührung gekommen ist. Als 1890 eine Kirche eingeweiht wurde, zählte man 34 Christen. In dem Jahr darauf konnten weitere 34 Taufen stattfinden. 1891 mussten die Missionare vor einem Aufstand fliehen, doch kehrten sie bald zurück. Der Mission wurde ein Schadenersatz von 155000 Mark gewährt. 1888 war ein Missionsarzt nach Itschang gesandt, 1898 wurde ein Hospital eingerichtet. Eine neue Station in Itu ist in Aussicht genommen. Bei den Unruhen im Jahre 1900 verliessen die Missionare auf Befehl des englischen Konsuls die Station. Eine Missionstation ist dort wieder errichtet worden. Ende 1900 betrug die Zahl der Christen 354. Nach der Rückkehr der Missionare wenden sich mehr Chinesen als vorher dem Christentum zu. Während die Zahl der Taufen sich im Jahre 1900 auf 63 belief, waren es 1901 in drei Monaten bereits 57.

Die Thätigkeit der drei Missionarinnen der Women's Association in Itschang hat besondere Unterstützung von Neu-Seeland aus gefunden. Eine Witwe,

1) Als Bauwerk ist die Kirche zu bewundern. Aber gehört wirklich ein so grosser Dom auf eine Missionsstation unter Negern? Als die Macfarlanekirche in Hongkong eingeweiht wurde, schrieb der Missionar: „Es ist ein Gebäude, das seinen Platz ebensogut unter andern schottischen Kirchen einnehmen könnte und das man als eines der praktischsten und best ausgestatteten hervorragen würde.“ Ist das ein Gesichtspunkt für eine Missionskirche?

Mrs. Anderson, hat mit grosser Hingebung nicht allein selbst Missionen im Gange gehalten, sondern auch, als sie dieselbe um ihrer Gesundheit willen aufgeben musste, eifrig weiter dafür geworben, ein rechtes Beispiel der Engländerinnen.

Das jüngste Missionsunternehmen der schottischen Staatskirche ist die Mission in dem Kikuyuhochland von Afrika, auf halbem Wege zwischen Mombas und Uganda. Missionar Dr. Ruffelle (Sohn eines Missionärs), eine Frau, früher in Blantyre, ein Arzt, Dr. Uffmann¹⁾ und 3 Laien sind 1901 ausgesandt worden.

Die Gesamtstatistik vom 31. Dezember 1900 (weiss nicht, ob die Arbeit der Women's Association eingeschlossen): 22 Hauptstationen, 26 ordinierte Missionare, 9 Ärzte, 10 sonstige Laien, 45 Missionare, 10 eingeborene Pastoren, 135 eingeborene Katechisten, 380 andere Lehrkräfte, 10393 Christen, 13047 Schüler. —

Wenn in dem Missionsblatt der schottischen Staatskirche von deutscher Missionsarbeit berichtet wird, so geschieht dies selten, dass ein kurzer Segenswunsch hinzu gefügt wird. So sei denn diese Übersicht über die Arbeit unserer schottischen Brüder, mancher Beziehung eine der deutschen ähnliche Art hat, geschickt mit dem herzlichen Wunsche: Gott segne die Missionsarbeit der schottischen Staatskirche.



Missions-Rundschau.

Njassa Land.²⁾

Von Julius Richter.

Das letzte halbe Jahrzehnt ist für das Njassa Land eine Periode mässigen Fortschritts gewesen. Die Engländer und Deutschen haben in an den See grenzenden Gebieten ihre Herrschaft in Frieden geführt; sowohl die gefürchteten A-wemba auf der Tanganika-Hochebene, wie die noch furcht-

1) Sohn eines Gossnerschen Missionars.

2) Da über die Schreibung des Namens Njassa noch immer Meinungsverschiedenheit herrscht, sei bemerkt dass 1. die erste Silbe ein kurzes nja ist, die Engländer nya schreiben müssen, weil ihr j den Sprachwert von dsch hat; 2. die zweite Silbe beginnt mit scharfem s, das wir durch Uerdoppelung ausdrücken müssen, während im Englischen das s am Anfang der Silbe nicht scharf ist. Die Engländer schreiben also richtig Nyasa; wir müssen im Deutschen konsequent Njassa schreiben.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



ist, dass durch das Aufblühen der Kaffeeplantagen und den starken Zuzug von Ansiedlern die Eingeborenen in die ihrer freien Entwicklung wenig günstige Lage einer inferioren Rasse gedrängt werden. Ist auch die Missionsarbeit in diesen Gegenden unter unbeschränkter Häuptlingswillkür überall schwer, so gestaltet sich selbst bei starkem Uorwiegen des europäischen Elements meist auch nicht anders. Der Hauptgrund aber scheint in der Missionsmethode der Schotten zu liegen. Wie sich aus den Berichten ersehen lässt, werden fast ausschliesslich in den Missionsschulen (oder solche, die es waren) getauft; in den Schulen aber ist dem Lehrplan industrielle Arbeit obligatorisch; die Zeit der Schule ist zwischen Unterricht und Anlernung in verschiedenen Handwerken geteilt. „Der Zweck ist, in jedem Fall Erziehung und Handwerksschulung zu verbinden. Dies wird dadurch erreicht, dass alle Schüler zugleich Lehrlinge in einem Handwerk werden, sobald sie die Elementarklassen absolviert haben.“ Dieses System der Erziehung wird in den Berichten in allen Conarten gerühmt und nachdrücklicher durchgeführt. In Life and Work Nr. 154 (März 1901) ist eine tabellarische Übersicht aller bisher getauften Männer nach ihren Lebensbedingungen gegeben; nur 28 von den 314¹⁾ leben nach väterlicher Weise als Ackerbauer in ihren Dörfern, und davon sind 4 Hauptleute ihrer Dörfer und 3 arbeitende Arbeiter. Dagegen sind 33 Hulseher, 25 Drucker, 33 Tischler, 19 Maurer, 7 im Post- und Telegraphendienst u. s. w. Hier stossen wir auf eine typische Differenz des Missionsbetriebs. Unsere deutschen Missionen gehen alle von der Grundanschauung aus, dass die genuine Beschäftigung und Lebensweise der Bantaneger Ackerbau und Viehzucht ist, und dass es wünschenswert die Erziehung der Neger zur Arbeit sein mag, ein pädagogischer Erfolg nur in der Richtung und im Rahmen dieser alleinigen Lieblingsbeschäftigungen zu erwarten sei. Deshalb lassen unsere Missionare, soweit es angeht, die Kinder in ihren Dörfern, taufen möglichst Erwachsene in ihren Familien und suchen dörfliche Christengemeinden zu erzielen. Die Mission (und zum Teil auch die Livingstonia-Mission) geht von dem Grundsatz aus, dass ein fauler Afrikaner fast unter allen Umständen ein schlechter Arbeiter ist, und da im Rahmen des einheimischen Lebens weder eine regelmässige, noch eine gewinnbringende Beschäftigung und keine Hebung auf ein höheres soziales Niveau möglich seien, müssen eben europäische Betriebe und Berufe eingeführt werden. Der Erfolg ist eine grosse Zerstreung der Christengemeinde: Blantyre und an den andern kleineren Stationen können nur der kleineren Hälfte der Erziehung eine Beschäftigung geben; es will uns schon zu viel — für afrikanische Verhältnisse geradezu ungesund — erscheinen, dass von 314 männlichen erwachsenen Missionaren 136 im Dienst und Sold der Mission stehen. Die andern müssen Beschäftigung suchen, wo sie sie finden, im Lande oder ausser dem Lande. Schon das ist für eine gesunde Entwicklung der Kirche durchaus ungünstigen Zerstreung, scheint uns das pädagogische Prinzip verkehrt. Die Mission hat kein Interesse daran, mehr als das für ihren einheimischen Lehrstand erforderliche Personal

1) Nur 5 von diesen 314 sind als Erwachsene getauft, alle andern als Kinder!

haben Umgebung und dem damit gegebenen sozialen Niveau herauszureissen, und die soziale Lage dieses selbst zu heben. Es scheint uns bei dieser allgemeinen Ueberlegung der schottischen Mission ein bedenkliches Zeichen, dass von den 314 getauften Missionaren, 26, also 8%, ins Heidentum zurückgefallen sind. Überraschend ist die Besetzung der neu eingesetzten Kirksession (Gemeinde-Kirchenrat) zum Teil aus schwarzen, d. h. die schwarze und weisse Gemeinde soll als eine einheitliche organisiert werden, wie auch beide Rassen zusammen zum Tisch des Herrn treten. Nur die Angelegenheiten sollen von den weissen und schwarzen elders für ihre Rassen in getrennter Konvention verhandelt werden. Nach allen Erfahrungen über das Zusammenleben dieser beiden Rassen glauben wir nicht, dass man mit dieser Zusammenführung des Rassengegensatzes in Blantyre Erfolg haben wird. Wir kommen zum Problem bei der Rundschau über Indien zurück.

Was der geplanten Mission längs der Ufer des Schire und Sambesi mit dem dazu hinausgesandten Dampfer Henry Henderson ist nichts geworden. In Blantyre ist ein ziemlich grosses Hospital eröffnet, in dem ein besonderer Flügel für die Missionsgeschwister und andere Europäer reserviert ist. In Blantyre der Blantyre-Mission wieder katholische Konkurrenz. Im Juli 1901 ist eine Gesellschaft Maristen Priester (Compagnie de la Ste Marie) angekommen, die den Auftrag hat, im Südnjassadistrikt eine starke katholische Mission zu gründen.

Die hauptsächlich Manjandscha gebrauchenden Missionen des Njassa-Landes, die Blantyre, die Sambesi-Industrie, die kapholländische und die schottische Mission haben sich zur Herstellung einer gemeinsamen Bibelübersetzung vereinigt. Die Übersetzung des Matthäus-Evangeliums liegt nach dem revidierten Text vor. Das in Blantyre erscheinende Blatt Life and Work ist sein Erscheinen mit folgenden Ausführungen, die ein interessantes Licht auf die Sprachverhältnisse werfen:

Die Übersetzer haben soweit als möglich einen Wortschatz benutzt, der allen Manjandscha leicht verständlich ist; die bekannteren Worte sind vor denen bevorzugt, die nur Dialekten von geringerer Verbreitung angehören, andererseits ist oft ein Wort, welches eine biblische Idee besonders glücklich ausdrückt, einem anderen, aber weniger treffenden Worte vorgezogen. Solche Kombination wird Mittel zur Bildung einer besonders reichen Bibelsprache führen und so auf die Entwicklung der Manjandscha Litteratur Einfluss haben. Die einheimischen Sprachen gehen zur Zeit durch eine schwere Prüfung. Erstens sind die verschiedenen Stammessprachen sehr unbeständig, weil sie ungeschrieben sind. Es kommt häufig Änderungen in den Worten ein, und sobald diese sich eingebürgert haben, werden die alten Wortformen vergessen. Die junge Generation eines Dorfes verfügt über einen Wortschatz, der von dem der alten erheblich abweicht. Fragt man die Bedeutung eines bestimmten Wortes, so erhält man häufig die Antwort: „Das ist Sprache der atschakulungwa, der Hauptleute.“ Sterben diese, so gehen sie mit sich einen Teil des alten Wortschatzes zu Grabe, der dann unrettbar verloren ist. Diese Thatsache allein zeigt, welche Bedeutung die Niederlegung für die Erhaltung einer Sprache hat. Ein Teil der alten Volkssagen wird wenigstens zum Anschein nach in fester Form ohne Änderung vom Vater auf den

Sohn überliefert; aber dieser Teil der Litteratur ist gering. Ausserdem geht eine grosse Vermischung der Stämme vor sich wie nie zuvor. Die unausbleibliche Folge dieses Prozesses wird sein, dass die Seiten der Dialekte schärfer hervortreten, die dieselben übereinstimmen, und diejenigen abgeschliffen werden, in denen sie abweichend sind. Die starken Manjandscha-Endungen z. B. werden abgeschliffen, und die Yao-Endsilben werden verstärkt, bis sie einander ähnlicher werden. Man findet jetzt schon täglich im Verkehr einen ziemlich freien Austausch der Worte zwischen den Sprachen beobachten. Yao brauchen Manjandscha-Worte und umgekehrt. Dieser unständige Zustand der Sprachen in Britisch-Zentral-Afrika rechtfertigt das von dem Vervortungskomitee gemachte Experiment."

Die Sambesi-Industrie-Mission hat von Anfang an die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde auch in Deutschland in besonderem Masse für sich genommen. Über die äussere Entwicklung des merkwürdigen Unternehmens haben wir in der letzten Rundschau (1897) referiert. Dasselbe ist nun 9 Jahre (bis 1892) und seine Leiter in London sind mit Recht der Ansicht, dass man sich ein objektives Urteil über seinen Wert bilden könne. Wir geben die dazu erforderlichen Daten: das Missionsplantagen-Unternehmen — die Berichte nennen es gerne „Die Mission“ per excellence! — hat zur Zeit ca. 900 acres (1350 Hektar) in Kaffeekultur. Die erste grössere Ernte brachte das Jahr August/August 1892 46 460 Mk. Nun zeigte sich aber, welchen Schwankungen die Kaffeepreise und der Kaffeemarkt unterworfen sind: das Jahr 1899 brachte 49 582 Mk., das Jahr 1900: 122 519 Mk., das letzte Jahr 70 920 Mk. Die Einnahme ist also wechselnd, die heimatliche Missionsleitung rechnet aus dieser Quelle auf ein Jahreseinkommen von ca. 69 000 Mk., allein sie stellt daneben zugleich fest, dass die regelmässige Ausgabe daheim und in Afrika kaum unter 100 000 Mk. gedeckt sei. Dabei haben alle „Missionare“ ihr täglich Brot als Kaffeepflanzer zu verdienen; Arbeiter sind fast ausschliesslich die wandernden Kulischaren aus Ngoni- und Congaland; spezielle Missionsausgaben können kaum vorhanden sein. Also nicht nur sind alle sanguinischen Hoffnungen, durch diese Plantagen Geldmittel für die Mission flüssig zu machen, zu schanden geworden; die Sambesi-Industrie-Mission kann aus ihren Einkünften nicht einmal ihre laufenden Ausgaben decken. Dabei hat sie noch eine sich von Jahr zu Jahr hinschleppende Bankrott von ca. 80 000 Mk. und einen mindestens ebenso hohen Betrag von zu verzinsenden Darlehen; ihre Schulden übersteigen also ihre Jahreseinnahme um das Doppelte. Die Londoner Leiter des Unternehmens haben trotzdem die Hoffnung, ihre Mission wie selbsterhaltend zu machen, noch nicht aufgegeben; sie haben zwei neue, fast abenteuerliche Wege zu diesem Ziele eingeschlagen. Sie haben angefangen, im Hochland Weizen anzubauen und haben zu diesem Zweck eine Expedition mit allen zugehörigen kostbaren Maschinen hinausgesandt. Areal für dieses Experiment haben sie reichlich; denn allein ihr Hauptbesitz, das Mitsidi-Gebiet, fasst ca. 26 779 acres (= $\frac{4}{5}$ deutsche Quadratmeile!), und die westlich vom Hochland im Süd-Angoni-Land gelegenen 6 Kaffeepflanzen haben ca. 5000 acres Grund. Damit haben sie ein grosses Handelsunternehmen verbunden; sie haben im Jahre 1899 für 141 927 Mk. Waren hinausgesandt und haben im ersten Jahre für 33 500 Mk. im zweiten für 89 140 Mk. Waren verkauft und auch dabei natürlich einen

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

kleineren Stationskostschulen. Nun geht die Missionsleitung sehr richtig von der Anschauung aus, dass die bloß geistige Arbeit im Pensionat für afrikanische (und Mädchen) gefährlich ist; sie sehen leicht mit Verachtung auf die geistliche Arbeit herab und werden hochmütig; sie verkümmern gleichzeitig in intellektueller Entwicklung. Deshalb wird allen Zöglingen eine starke Dosis körperlicher Arbeit in Werkstätten, Feld und Garten gegeben, um sie in gesunder Entwicklung zu erhalten. Gleichzeitig können sie so einen Teil der Kosten ihres Lebensunterhalts abarbeiten und werden dadurch zu dem Gefühle erzogen, dass nur durch die Bildung etwas Wert sei, welche ihnen manchen Schweißtropfen gekostet hat. Dies wird fast von allen Zöglingen zumal des grossen Zentralinstituts angenommen, dass sie Lehrer werden; soweit ich die Berichte verfolgen kann, ist die Annahme, dass einzelne als Zimmerleute oder Schreiber in den Dienst der Mission oder der Handelsgesellschaften gehen. Ich möchte wünschen, dass auch der Gebrauch der englischen Sprache in Kondowi eingeschränkt würde, da mit dem Gebrauch derselben die Versuchung für die Zöglinge immerhin gross ist, die Gehälter in englischen Diensten zu suchen. Aber selbst die sonst so pädagogisch und soliden Schotten teilen die allgemein englische Ansicht, dass nur gebildet wer englisch plappern kann. — Ist schon mit dieser scharf im Auge behaltene Richtung auf den Lehrerberuf ein wesentlicher Unterschied von der Blantyre-Mission gegeben, so muss ferner betont werden, dass in weitaus der grössten Missionsschulen, d. h. in allen einfachen Dorfschulen mit ihren Tausenden von Schülern ein elementarer Unterricht ohne alle industriellen Liebhabereien gegeben wird, und von den Hunderten, die alljährlich durch die Caufe in die Kirche aufgenommen werden, die von der Mission ausgebildeten Handwerker vielleicht kaum 1% machen. Wenn von der Livingstonia-Mission eine Tabelle der Beschäftigung der Getauften aufgenommen würde, wie wir sie von der Blantyre-Mission in englischen Sprachen, so würde sie wahrscheinlich beweisen, dass die Freischotten so weit irgend möglich ihre Getauften in ihrer altväterlichen Umgebung und bei ihrer gewohnten Beschäftigung des Ackerbaus und Viehzüchtens lassen, also die unsrer deutschen Anschauung gesunder Weise auf die Bildung einer Volksschule ausgehen.

Die Zahl der Getauften ist auch in der Livingstonia-Mission noch nicht genau sie zählte:

31. Dez. 1898:	1965 Getaufte,	davon 861 Kommun.	und 588 im Jahre 1898
31. Dez. 1899:	2935	" " 1315	" " und 821 " " 1899
31. Dez. 1900:	3086	" " 1331 ¹⁾	" " und 746 " " 1900

Allein einmal ist zu beachten, dass eigentlich nur 2 Stationsgebiete, Bandawe und Ngoni-Land — wirklich ergiebig sind; Kondowi ist die Station, in der also vorwiegend Kinder sind; Mwenzo und Karonga haben noch kein freudliches Wachstum aufzuweisen; aber Bandawe zählt 886, Ngoni-Land 1000 Getaufte. Ausserdem ist die Mission offenbar seit einigen Jahren in ein

1) Wie es kommt, dass trotz 746 Cauten im Jahr 1900 sich die Zahl der Christen nur um 151, die der Kommunikanten nur um 16 vermehrt wird in den Berichten nicht aufgeklärt.

Wochstums eingetreten. Im Jahre 1898 blieben bei 588 Getauften noch im Jahre 1899 bei 821 Getauften noch 2874, im Jahre 1900 bei 746 Getauften noch 2368 Katechumenen im Taufunterrichte. Das lässt weitere grosse Fortschritte erwarten. Besonders im Dgoni Land, aber auch unter den Conga bei Bandawe ist eine Bewegung zum Christentum im Gange; die hohen Zahlen der Getauften sind doppelt bedeutungsvoll, weil die Freischotten sehr vorsichtig mit der Taufe sind und ihre Katechumenen oft jahrelang on trial (auf Probe) lassen.

Die presbyterianischen Missionen haben im Jahre 1900 in verfassungsmässiger Richtung einen Schritt vorwärts gethan, sie haben kirk sessions mit von den Gemeindegliedern gewählten elders eingeführt. Am 9. November 1899 hat eine Generalversammlung in Livingstonia beschlossen, eine „presbyterianische Kirche von Central-Livingstonia“ zu gründen, in der 2 Presbyterien — Nord- und Süd-Livingstonia, das sind die nördliche und der holländische Flügel der Livingstonia-Mission — zu einer Kirche zusammengeschlossen werden sollen. Die Blantyre-Mission ist in diese Verbindung vorläufig nicht eingeschlossen, hat aber gleichfalls auf allen ihren Kirchensessions eingerichtet.

Die Universitäten-Mission auf der Ostseite des Sees hat nach den Verlusten der vorangegangenen Periode unter dem Episkopat des Missionsbischofs Hine (1896—1901) eine Zeit relativ ruhiger Entwicklung gehabt. Deswegen im Missionspersonal ist allerdings noch immer kein Ende. Während der letzten Jahre (1897—1900 inkl.) hat diese kleine Mission 22 Missionsgeschwister verloren: 6 sind gestorben, 7 haben krankheitshalber heimkehren müssen und 9 sind resigniert. Da dagegen nur 15 neu eingetreten sind, so fehlt es wieder an genügender Besetzung der Stationen. Likoma ist doch das Hauptquartier geblieben; man hat den Gedanken, ganz in das Schirehochland überzugehen aufgegeben. Die von Hine im Jahre 1893 gegründete Station Unangu, 10 Meilen landeinwärts und 2000 Fuss über dem See, ist nur mit einem Eingeweihten dem Ordinierten Yohana Abdallah, besetzt; sie scheint sich kräftig entwickeln zu haben. Die beiden anderen Stationen Kotakota auf der Westküste und Mwanza am Ausfluss des Schire aus dem Njassa, sind ungesund und noch in den Anfängen der Entwicklung. Das sind die vier Hauptstationen; sie liegen weit voneinander, in durchaus verschiedenen volklichen Verhältnissen und Sprachgebieten; sie lassen eine einheitliche Arbeit nirgends aufkommen. Die hoffnungsvollsten Teile der Arbeit sind nach wie vor die Insel Likoma selbst, wo die Gemeinde auf 470 Seelen angewachsen ist, und die gegenüberliegende Küste. Seit dem Bekanntlich in den zahlreichen, dicht aneinanderliegenden Dörfern durch den noch immer (seit 1876 in der Mission) thätigen Archidiakon Johnson eine intensive Arbeit angefangen. In 33 Dörfern arbeiten etwa 38 eingeborene Lehrer; das Missionschiff „Charles Janson“ — inzwischen ist der neue, grössere Dampfer „Lucy Maples“ hinzugekommen — fährt beständig längs der Küste von Ort zu Ort, und ein englischer Priester wandert an der Küste hin von Schule zu Schule, um die Lehrer zu beaufsichtigen, die zerstreute Gemeinde im Auge zu behalten, neue Schulen anzulegen u. s. w. Die Mission zählt in diesen Dörfern

1176 getaufte. In die innere Seite dieses schwierigen Werks gewährt ein Bericht des Rev. Eyre einen Einblick, den wir deshalb im Anhang abdrucken.

„Die 33 Seeufer-Stationen kosten ausser den Ausgaben der beauftragten Missionare im Jahre 8030 Mk., davon betragen die Gehälter der 33 Missionare 6266 Mk. Während des letzten Jahres mussten mehrere Lehrer wegen Uebergehen entlassen werden. Die Leute nehmen im allgemeinen die Lehre auf, und viele wünschen die Taufe. Andere halten sich beiseite, hindern aber die Mission nicht. Die Zahl der zu uns Gehörenden steigt allmählich. Ein Schulhaus kostet in der Regel 38 Mk., eine Lehrerwohnung 36 Mk. Sie dauern aber auch durchschnittlich nur 4 Jahre aus, wenn sie nicht die weissen Missionare noch früher zerstören. Manche Schulen sind kürzlich ganz eingestürzt, zum Beispiel nicht während der Schulstunden. Das Knabenschlafhaus, die Schule und die Kirche in Pandjafua sind durch einen bösen Zufall in einer Nacht niedergebrannt; die Kirche in Mala steckte ein Mann in Brand, der sich mit dem Lehrer gezaunt hatte, hat sie aber hernach mit seinem Bruder unentgeltlich wieder aufgebaut.“
 „Allerdings hat die Mission gerade der Insel Likoma gegenüber bei Msumba am Festland ein Seminar eingerichtet, um sich ihren Bedarf an Lehrern selbst zu bilden. Allerdings die Art, wie über diese Schule berichtet wird, will bedenklich erscheinen. Sie heisst das „College St. Michaels“, ihre Schüler „Students“, doch ist der erfahrene und tüchtige Archidiakon Johnson der Leiter; da darf man wohl hoffen, dass etwas gutes herauskommt.“

Leider steht der Mission schon wieder ein Wechsel in der Oberleitung bevor. Bischof Fine ist zum Nachfolger Bischof Richardson's nach Sansibar berufen, seinem Nachfolger ist Rev. Gerard Crower ernannt, ein Mann, der unser Land bisher dem Missionsleben ganz fern gestanden hat, also in alle Verhältnisse erst neu einleben muss. Es ist der vierte Bischof der Likoma-Diözese innerhalb eines Jahrzehnts.¹⁾

Bedenklicher ist das Vordringen der Portugiesen in der ihnen zugesprochenen Interessensphäre. Wir erwähnten schon, dass sie die Blantyre-Mission zur Aufgabe ihres Werkes im Comwelande an den Namulibergen zwangen; auch die Sambesi-Industrie-Mission klagt, dass jene sie zur Schliessung einer Schule nötigt hätten. Über solche Einmischung kann sich bis jetzt die Unions-Mission nicht beklagen; aber da die Portugiesen gerade in ihrem Bereiche in Utengule ihren Stützpunkt, ihr Hauptfort haben, macht sich ihre Nähe schon unbequem bemerklich. Einige Yao-Häuptlinge weiter im Süden wurden von ihnen gefangen genommen und sollten nach Cete am Sambesi expediert werden, sie starben aber unterwegs. Dadurch geriet jener ganze Süden in Aufregung; die Eingeborenen flohen massenhaft auf englisches Gebiet. „Ich denke nicht,“ schreibt gelegentlich Bischof Fine (Central-Afrika 1901, 154), „dass die portugiesischen Beamten auf diese Skandale gutheissen. Aber sie senden diese Banden von Makua-Soldaten

1) Während seines fünfjährigen Bischofsamts am Njassa konfirmierte Bischof Fine 2450 Christen; das Missionspersonal wuchs von 19 auf 30. Man muss sich wundern, dass trotz dieser Zahlen nach der letzten Statistik nur 1926 Christen vorhanden sind, und es aller Orten an Arbeitern fehlt.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



müssen, wo sich die Station Neu-Wangemannshöh im Bau befindet. Die 4. Stationen zählen bereits 114 Getaufte, und der Zudrang zu den Gottesdiensten wie die Teilnahme am kirchlichen Leben ist erfreulich. In Neu-Wangemannshöh besteht ein kleines Felleseminar mit 17 Zöglingen. Das zunächst vom Angriff genommene Gebiet war das Land der verschlechterten, altzeit von Kinga auf den oberen Abhängen des Livingstone-Gebirges. Hier wurden im Jahre 1895 und 1896 die beiden Stationen Bulongua und Candala angelegt, ca. 6300 Fuss hoch in annähernd fiebertreier, landschaftlich schöner Hochebengegend. Die Kinga sind im ganzen indifferent und unempfänglich; Laster, Trunksucht und Unzucht, bei den Wohlhabenderen und bei den Häuptlingen Vielweiberei sind grosse Hemmungen für das Evangelium. Man darf sich bezug auf schnelles Wachstum der Mission unter ihnen keinen sanguinischen Hoffnungen hingeben. Von dort dehnte sich die Berliner Mission auf eine grosse innerafrikanische Hochebene aus, deren jäher Abfall nach dem geschnittenen Njassa-See das Livingstone-Gebirge bildet. Die Mission trat auf die Bena und östlich von ihnen — die Volksgrenzen sind nicht genau gezogen — auf die ehemals gefürchteten Hehe, einen der furchtbaren Stämme Deutsch-Ostafrikas, deren Unterwerfung (in den Jahren 1891—96) der deutschen Regierung viel Mühe gemacht hat. Es wurden schnell hintereinander in den Jahren 1898 und 1899 6 Stationen angelegt, von denen Kidugala die wichtigste, auch der Sitz des neu hinausgesandten Missionsarztes Dr. Schroeter. Der Sitz des Superintendenten ist Lupembe, die am weitesten nach Nordosten vorgeschobene Station Muhanga (südlich von Iringa). Alle diese Stationen liegen ca. 1700 Fuss hoch und schön, relativ gesund; alle sind erst im Ausbau begriffen. Die Landschaften sind im allgemeinen schwach bevölkert, es mussten deshalb mehr als ins Auge gefasste Plätze wieder aufgegeben oder verlegt werden, weil in ihnen zu wenig Menschen wohnten. Doch scheinen jetzt alle Stationen in bevölkerten Distrikten zu liegen. Die Despotie der Häuptlinge ist überall geherrschend, doch legen die groben Sünden des natürlichen Menschen der Predigt schwere Hindernisse in den Weg. Direktor Bensichen gewann bei seiner Visitation dieser Mission im Jahre 1901 günstige Eindrücke. Neuerdings ist, näher der Basis der Mission und nordöstlich von der Kondestation Muakaleli, noch das kleine Bergland Bupangwa in Arbeit genommen und dort in 6700 Fuss Höhe die Station Magoje gegründet (1900), die höchste Missionsstation in Deutsch-Ostafrika. Es wohnen allerdings in der Nähe der Station — bis zu einer Stunde Entfernung — kaum mehr als Heiden; aber der Platz ist als Gesundheitsstation für fiebergeschwächte Missionäre wichtig. Und südlich von Ikombe und vom Kingaland ist in der Landschaft Bupangwa die Anlegung einer 14. Station beschlossen, deren Kosten ein Berliner Missionsfreund trägt.

Die Berliner Mission ist im Jahre 1891 gegründet; im Laufe des ersten Jahrzehnts sind 14 Stationen angelegt, eine für Ostafrika ungewöhnlich grosse Zahl, zählen doch die 25 Jahre alten schottischen Missionen im Schirehochland von Livingstonia erst 3 resp. 6 Stationen. Den Berlinern kommt die hohe, gesunde Lage ihres Gebiets zugute und erlaubt ihnen auch in Ostafrika ihr in Südafrika erprobtes System vieler kleiner Stationen beizubehalten. Doch glauben wir, dass nur

der Stationengründung vorläufig abgeschlossen ist und die wichtigsten Aufgaben in dem äusseren und innern Ausbau der Stationen liegen. 14 Hauptarbeiten mit den erforderlichen Gebäuden zu versehen ist trotz der fünf zu Gebote stehenden Handwerkerbrüder eine schwere Aufgabe. Drei oder vier Sprachen — kinga, bena und behe — sind zu bemeistern. Das Schulwesen ist von neuem aufzubauen.

Auch die Londoner Mission am Südende des Tanganika ist endlich — nach vielen Experimenten und Verlusten — in ein Stadium ruhigen Wachstums gelangt. Allerdings der Wechsel im Personal ist noch immer unverhältnismässig

Während des letzten Jahrzehnts sind wieder 6 Missionare gestorben, gebrochener Gesundheit heimgekehrt und 4 haben resigniert; also ein fünfjähriger Wechsel bei einem Personal von 8—12 Missionaren. Nur zwei von zehntägigen Missionaren haben eine zehnjährige Dienstzeit hinter sich. Aber auf drei Stationen (Kawimbi-Fwambo auf der Tanganika-Höheebene, Niamkolobende des Sees und Kamboli auf dem südöstlich angrenzenden Plateau) hat sich kleine Gemeindlein (mit zusammen 58 Getauften) gebildet; die Mission hält ein ziemlich ausgedehntes Schulwesen (35 Schulen), und hat nun auch einen kleinen Anfang mit der Ausbildung eines eingeborenen Lehrstandes durch die Gründung der Anglovernacula-Schule in Kawimbi gemacht. Missionar Jones hat besondere Verdienste um die Schaffung einer Litteratur in dem dort gesprochenen Kambwi erworben, er hat eine Ki-mambwi Grammatik, Vokabular, Bibel und Gebetbuch verfasst und vor allem das ganze Neue Testament in diese Sprache übersetzt und unter seinen Augen in London durch die Presse geführt. Besondere Wichtigkeit legt die Mission auf allerlei Handfertigkeiten und Handwerke; auf allen Stationen bestehen Werkstätten, und alle getauften Männer haben das eine oder andere Handwerk gelernt. Einer der Missionare versteigt sich soweit zu schreiben: „Je mehr ich Erfahrung in meiner Arbeit erlange, um so mehr gewinne ich die Überzeugung, dass der einzige Weg, eine starke, gesunde einheimische Kirche zu gründen, der ist, die Leute zu körperlicher und geistiger Arbeit zu erziehen. Mir scheint, dass nur wenn ihre Muskeln beständig in Thätigkeit gehalten werden, die eingeborenen Christen vor den Versuchungen bewahrt werden können, welche ihre Geister aushöhlen und ihr christliches Leben töten.“ Darin liegt ja eine Wahrheit, denn Müßiggang aller Laster Anfang ist, und Zentral-Afrika sich selbst überlassen weder genügende Arbeitsgelegenheit, noch Arbeitsantrieb bietet. Aber einkann die Mission unmöglich die Aufgabe haben, die sozialen Verhältnisse des Landes umzugestalten, das kann nur im Zusammenhang mit der einflutenden europäischen Kultur geschehen; zum andern ist es doch auch wieder für das Wachstum der eingeborenen Gemeinde durchaus ungünstig. Wenn von 58 Getauften (einen eingerechnet) nicht weniger als 37 (ohne ihre Frauen) im Dienst und Sold der Mission stehen, d. h. bei weitem der überwiegende Teil derselben der Mission in der Tasche liegt.

Der wichtigste Fortschritt dieser Mission ist die Ausdehnung in das A-wemba-Land zwischen den Seen Tanganika und Mweru. Der bekannte Robert Arthington hat kurz vor seinem Tode die Missionsleitung durch eine fürstliche Gabe von 1000 Mk. dazu instand gesetzt. Nach mehreren vorausgehenden, minder ge-

glückten Versuchen hat Rev. Purves im November 1900 eine Station bei dem Oberhäuptling Kazembe, 2 Meilen südöstlich vom Mweru-See und 30 Meilen südlich vom Tanganika, begründet. Weitere Stationsgründungen bei den Häuptlingen sind ins Auge gefasst. Leider ist Purves inzwischen gestorben.

Im ganzen muss das Urteil über die Haltung der eingeborenen Bevölkerung dieses ganzen Tanganika-Gebietes noch folgendermassen zusammengefasst werden: „Das Interesse an der Predigt des Evangeliums ist im Wachsen; aber es ist das ernstes Verlangen, kein Suchen nach Gott, kein geistliches Erwachen vor sich zu bringen. Man bringt der Botschaft vom Heil Gleichgiltigkeit, wenn nicht völlige Ablehnung entgegen. Die Finsternis des Aberglaubens und der Sünde sind noch ungebrochen.“ (Cond. Miss.-Soc. Rep. 1901, 274.)¹⁾



Litteraturbericht.

Arthur H. Smith: China in convulsion. With illustrations and maps. In two volumes. Edinburgh and London; Oliphant, Anderson and Fernie, 1901. 770 S. 21 sh. Arthur Smith, Verfasser von „Chinese Characters“ (5 Auflagen) und „Village life in China,“ seit 30 Jahren an der Seite von Galtin, welcher das Werk gewidmet ist, als Missionar des American Board in China thätig, hat nach Einzug der fremden Truppen das Angebot, in seiner amerikanischen Heimat die wohlverdiente Erholung zu suchen, ausgeschlagen, um den weiteren Verlauf der Dinge aus der Nähe zu beobachten und die Berichte über das Geschehene an Ort und Stelle zu studieren; die Vorrede ist datiert: Tientsin, 1901. So ist ein Werk entstanden, welches nicht, wie so manche Produkte englischer Sprache, auf dem Missionsgebiet Einzelheiten ohne Zusammenhang bietet und in der Sucht nach Originalmitteilungen unangenehm verrät; dasselbe wird vielmehr als klassische zeitgeschichtliche Darstellung der chinesischen Krisis vom Jahre 1900 genannt werden dürfen. Ihre Vorgeschichte ist der Gegenstand eingehender Untersuchung; alle die Faktoren: internationale Komplikationen, Mission, Territorialwerbungen, Reform und Reaktion u. s. w., werden sorgfältig abgewogen; Verfasser lässt sie alle zusammen wirken und gewinnt das Vertrauen des Lesers durch die augenscheinliche Billigkeit und Gerechtigkeit des Urteils, welches er

1) Es sei zum Schluss bemerkt, dass in den neuesten Missionsberichten eigentlich zwei anscheinend neue Missionen im Schirehochlande erwähnt werden: ein Absenker der South-African-General-Mission und die Nyasa-Industriemission. Ich habe darüber keine Nachrichten in der mir zugänglichen Litteratur gefunden. Von dem in der letzten Rundschau erwähnten Kolonisations-Unternehmen des Westindiens Chorne ist alles still geworden.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

sie ist z. C. interessant, obgleich wir zum Vorlesen in Vereinen doch etwas schaulicheres in abgerundeten Bildern erwarten. — Ohne dass es in den Schriften zum Ausdruck gebracht ist, bildet die Amtsführung der aufstrebenden Bischöfe das Prinzip der Einteilung. Eine wenigleich etwas rhetorisch im Grunde zutreffende Charakterisierung derselben findet sich p. 308: „Der Feld, welcher die Vorhut führte Mackenzie, dann der stille, hart arbeitende Mann, zufrieden mit der verborgenen Grundlegung, aber kühn genug den Kurs zu wählen, Cozer, in seiner nüchternen, kirchlichen Auffassung gewiss gewissen enthusiastischen, treiberisch gerichteten Kreisen in der Heimat, der Gelehrte, Linguist und weise Baumeister, der die Konstitution der U. M. gegeben hat, Steere und der Staatsmann-Bischof, der grosse Reisende, der so viele entfernten Zweige der Mission gethan hat und auch in dem politischen Gebiet bei der Aufteilung Afrikas den Kopf oben behielt, Smythies.“

Die deutsche Regierung, welcher der grösste Teil der Felder der U. M. gestellt wurde, wird nur kurz erwähnt bei einigen Veranlassungen zur Dämpfung von Unruhen. Doch wird die runde Erklärung gegeben, dass die Missionen Heidenchristen lehren, gute Unterthanen des deutschen Kaisers zu sein. Man hat klare Erkenntnis dessen, was diese Mission der deutschen Schutzherrschaft zu nützen wäre wohl mehr, als wir in solchem englischen Werke erwarten dürften. Ich zweifle nicht, dass die bedeutenden Fortschritte, welche die U. M. in der letzten Zeit gemacht hat, zum guten Teil mit auf Rechnung des deutschen Schutzes setzen sind. Leider fehlen im vorliegenden Buche statistische Angaben über die jüngste Entwicklung. Für unsere Leser geben wir aus den neusten Veröffentlichungen zur Ergänzung folgende Zahlen:

1885	60 europäische Missionare ¹⁾	303 000 M. Ausgaben.
1891	68 „ „	563 000 „ „
1900	102 „ „	657 000 „ „ ²⁾
1893	811 Katechumenen, 1566 Getaufte, 1166 Kommunikanten,	3551 Missionare
1900	2435 „ 4774 „ 3416 „	10 990
1893	27 Schulen, 470 getaufte Schüler (188 Mädchen), 1608 Schüler über 10 Jahre	
1900	97 „ 954 „ (298 „)	4137 „

Zu den älteren Missionfeldern, Sansibar, Süd-Usambara, am Ruvuma (letztere beide auf deutschem Gebiete) und am Nyassa (grösstenteils auf portugiesischem Gebiet) sind in neuerer Zeit (1896) durch Übersiedlung von Einwanderern des überfüllten Christendorfes Mbweni auf Sansibar in der Nähe von Dschida die beiden Stationen Mtoni und Kitschelwe gegründet, deren Gemeinden sich schnell mehren. Neuerlichst ist auch auf der Insel Pemba (eine schon im Süden bestehende Quäkermission) das nördlichere Welt bezeugt worden.

Das Buch ist mit vielen Bildern geschmückt, manche in mässiger, andere in recht guter Ausführung. Zu einem besonderen Ruhme kann man es ihnen nicht sagen, dass sie meistens zum Texte passen und auch grösstenteils da stehen, wo sie am besten zu sehen sind.

1) Einschliesslich der Laienmissionare und der unverheiratheten Damen.

2) Die Einnahmen blieben um 70 000 Mark hinter den Ausgaben zurück.

eingeboren. Das sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Aber wie kann bei der heutigen Illustrationspraxis die Erwartungen herabstimmen! Eine ausführliche chronologische Übersicht ist dem Ganzen vorangestellt, die die Orientierung dient, sowie ein gutes Inhaltsverzeichnis den Gebrauch erleichtert. In der Inhaltsangabe sind 5 Kapitel beigegeben, über die Methode der Mission (und das Essen,¹⁾ die Entwicklung der Verfassung, die Synodalverhandlungen und die Tätigkeit sämtlicher englischer Mitglieder der Mission. Über das geschriebene von dem früheren Konsul in Sansibar, E. S. Smith, verfasst. Wegen lange und nicht recht mit dem Ganzen in Verbindung stehende Kapitel über die Sklaverei giebt zuerst eine Gesamtgeschichte der Sklaverei und der Bekämpfung. Man sollte meinen, es müsste endlich die Zeit kommen, die nüchternere Betrachtung mit der (wie die Erfolge zeigen) sehr berechtigten Forderung die Ausführung der Emanzipation herantrete. Die edeln Humanitätsgedanken Englands und das Opfer von 420 Millionen Mark²⁾ soll unvergessen bleiben, abgesehen die Milliarden, die jetzt Südafrika in ganz anderem Sinne gewinnen. Jene Summe sehr in den Schatten stellen. Aber die Fehler des britischen Liberalismus, die damals (bei redlicher Absicht) gemacht wurden, sind doch heute noch nicht erkannt und weder die ruinierten westindischen Inseln noch das Elend ihrer wie unerzogene Rinder gross gewordenen Bewohner durch dem eingetheilten Liberalismus die Augen zu öffnen. Noch immer lobt auch die vorliegende Arbeit thut, die Emanzipation als ein herrliches Werk ohne Flecken und Runzel gerühmt. Der ostafrikanische Sklavenhandel und die Unterdrückung erfährt eine besondere, ausführliche, durch mehrere Bilder veranschaulichte Darstellung, welche bis zu den neusten Bemühungen, auch die Hauskaverei auf Sansibar abzuschaffen, fortgeführt ist.

Cozer, Letters of Bishop — and his sister 1863—73. Edited by Lady Ward. London 1902. 8°. 304 p. Diese Briefe bilden eine beachtenswerte Quelle für die Geschichte der Universitäten-Mission, welche Cozer aus den ersten Anfängen am Schire, nachdem er selbst dort noch einen missglückten Versuch auf dem Morumbala-Gebirge gemacht hatte, nach Sansibar verlegte, um eine feste Grundlage zur Missionierung des östlichen Central-Afrikas zu legen. Er selbst ist nicht viel über die vorbereitende Arbeit hinausgekommen, und schon 1873 mit völlig gebrochener Gesundheit heimkehren musste. Die Briefe der Schwester, die zweimal (1865 und 72) ihm helfend zur Seite stand, sind persönlich und interessant geschrieben. Bei längerem Aufenthalt würde ein anderes Stück vielleicht etwas nüchterner ausgefallen sein.

Wesentlich jedoch ist die Bedeutung der Briefe des Bischofs wegen der Fülle der Bemerkungen oder eingehender Behandlung wichtiger Missionsprobleme, die in einer nüchterner, nüchterner Weise besprochen werden. Man kann ihm nicht in allen Punkten zustimmen, wie z. B. in der Forderung des Eölibats der Missionare (S. 198 und 216). Auch seine Wünsche inbetreff der Missionsleitung im Verhält-

1) Darin findet sich manches interessante für den Missionstheoretiker.

2) Davon 12 an Portugal, 8 an Spanien und 400 an britische Sklaven-

nis zu heimatlichen Missionsgemeinden (187 f.), werden nicht ungetrübter finden, obgleich auch für uns ein Körnlein Wahrheit darin zu finden ist. Andere aber ist einleuchtend, und unterstützt unsere Auffassung die von England herrschenden abweicht. Seine Ausführungen über Civilisation und (190 ff.) sind vortrefflich — Wenn wir vielleicht auch nicht soweit mit der Vorbildlichkeit des Orpheus und Arion in den Katakomben anzuerkennen. der Anglisierung der Bekehrten will er nichts wissen. Sehr gut ist, was über das Schuhzeug gesagt ist. Gegen enthusiastische Pläne und Unternehmungen hat Cozer starke Abneigung (137). Die Schönfärberei in den Missionsberichten ihm zuwider (161). Die daraus entspringende „heimliche Unzufriedenheit“ der Missionsmethode,“ welche viele junge Theologen vom Eintritt in das große zurückhält (184), dürfte auch bei uns zu bemerken sein. Was von englischen Handwerkern neben gebildeten Missionaren gesagt ist, dürfte bei uns wenig treffen, drängt sich aber als Parallele in der Kastenfrage auf (102 f.). Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie das Buch die Beachtung nicht des Missionshistorikers, sondern auch des Missionstheoretikers verdient. Selbst sei noch die hohe Anerkennung erwähnt, welche Cozer der Organisation der Rheinischen Missions-Gesellschaft zollt (p. 156 f.). R. Grundemann

Dennis, Centennial survey of foreign missions ist zu bedauern, dass wir es mit einer kurzen Anzeige im Litteraturbericht abfertigen könnten. muss ihm ein besonderer Artikel gewidmet werden, der leider aus Mangel an Raum in dieser Nummer noch keine Aufnahme finden konnte. B.



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Ich glaube, man darf ihre Arbeit hoch einschätzen, denn sie tun schweres und gefährvolles Werk mit Hingebung und Geschick. auch mit ihnen haben wir uns jetzt nicht zu beschäftigen, sondern mit den Gehilfen im engeren Sinne. Wenn Amt und Arbeit, Lehrer und Prediger irgend Beachtung verdient, so haben wir den darin zu suchen, dass man in der Batakmission die Dinge sich entwickeln lassen. Man hat nicht heimische Verhältnisse künstlich gebildet, sondern den Bedürfnissen entsprechend, Batakschen (nennen Rechnung tragend, ausgebaut, was sich von selbst formt. Bataksche Lehrer oder Pastor ist keine Karrikatur seines deutschen holländischen Kollegen, sondern ein Gehilfe, hier gewachsen und brauchbar. Dasselbe Prinzip leitet uns auch bei der Auszubildung Erziehung dieser Männer. Inkonsequenzen im einzelnen sind nicht ausgeschlossen.

Unser Stoff gliedert sich in zwei Teile: Erziehung der L und Erziehung der Prediger.

L

Zur Heranbildung ihrer Lehrer hat die Batakmission seit ein eigenes Seminar, früher in Prau Sorat, unter Leitung des Inspektors Dr. Schreiber; seit 1879 in Pansur na pitu unter Leitung des 1898 verstorbenen Missionars Johannsen. Ganz kürzlich ist das Seminar auf einen günstigeren Platz verlegt worden, nämlich nach Holon, in der nördlichen Ecke des Silindungthales. Es wird jetzt geleitet von den Missionaren Warnock und Harder. In früheren Jahren hat man auch gern Bataksche Jünglinge nach Depok auf Java geschickt, wo junge Leute aus allen Windrichtungen des indischen Archipels auf Kosten holländischer Missionstreunde zu Gehilfen herangebildet wurden. Das geschieht jetzt nicht mehr, da unser Seminar den Bedarf deckt. man natürlich einer Auszubildung in der Landessprache den Vorzug gegenüber einer Anstalt, in welcher erst das Malaiische gelernt werden muss, um dann als Schulsprache zu fungieren. Die Mängel eines solchen Systems liegen auf der Hand. Unser Seminar hat 60 Zöglinge, welche in zwei Kursus von je zwei Jahren unterwiesen werden. Der ganze Kursus dauert also 4 Jahre; jedes zweite Jahr wird eine Schulklasse von 30 jungen Lehrern entlassen. Es ist ein stattlicher Häuserkomplex, der zur Anstalt gehört. Der Betrieb ist aber sehr einfach.

Die Aufnahme ins Seminar vollzieht sich in der Weise, dass diejenigen, welche aufgenommen zu werden wünschen, sich selbst

Sie müssen die Volksschule durchgemacht haben und 17 Jahre u. Ihrer Meldung fügt der Missionar, zu dessen Gemeinde sie u. ein schriftliches Zeugnis bei, welches natürlich dominierenden at. Es ergibt sich also für die Missionare die Aufgabe, die Jüng- welche Lehrer zu werden wünschen, bei Zeiten gründlich kennen zu

Schwierig aber wird die Auswahl der Aufzunehmenden durch osen Andrang. Es meldeten sich in diesem Jahre 160 junge im vorvorigen Jahre 156. Davon sind 30 auszuwählen. Nun aber vielleicht 60—80 ein gutes Zeugnis aufzuweisen — wie in aus dieser Menge die geeignetsten herausfinden? Da wir Herzenskündiger sind, bleibt nichts anderes übrig, als den ischen Weg des Examens zu wählen, gegen den sich wohl vieles lässt, der aber doch der am meisten zu empfehlende bleibt, so- sich kein besserer findet. Alle Aspiranten müssen sich also zu mehrtägigen Examen einfinden, bei welchem sie in elementariis werden. Besonderes Gewicht wird dabei auf ihre Kenntnis der en Geschichte gelegt. Wer ein gutes Zeugnis mitbringt, hat natür- u vorherein bessere Chancen. So vollzieht sich die schliessliche g, ziemlich mechanisch. Wir bitten ja vorher Gott, dass Er die Auswahl treffen möge; doch lässt sich nicht leugnen, dass mancher Blieg ins Seminar findet, den man später gern hinauswünschte. set eben auch darin manche Thorheiten und Irrtümer der Menschen stümer sind um so eher möglich, da die Jünglinge in der Zeit n Examen einen tadellosen Wandel führen, um ein gutes Zeug- erhalten. Heucheln gehört zu den Batakschen Nationaluntugenden. n idealer Modus der Aufnahme ist dieser nicht, aber er ist ge- ab so geworden. Man muss auch die Eifersucht der Batakschen den, welche alle gern gerade ihre Söhne auf die Schule aufge- m selbst, kennen, um zu verstehen, dass ein regelrechtes Examen die Examinatoren sowohl als die Gemeindemissionare vor den glos über die getroffene Auswahl rechtfertigt. Wollte man etwa ab allein in die Hände der Missionare oder der Synode legen e auch sonst praktisch undurchführbar wäre, — so würde des pierens und Unfriedens innerhalb der Gemeinden kein Ende sein. der praktisch und segensreich ist die Einrichtung, dass sämtliche ppsich selbst unterhalten. Das Seminar kostet der Missions- stits außer dem Gehalt der Lehrer. Die Eltern der Schüler ppsichtlich den Reis für ihre Söhne ab, den diese abwechselnd

selbst kochen samt dem Zugemüse, welches wiederum die Schüler im eigenen Garten bauen. Auch für Kleidung kommen sie selbst. Einmal in der Woche waschen sie ihre Kleider (die Eingeborenen lauter waschbare Stoffe). Das Kehren der Zimmer sowie das Saugen und sonstiges Reinmachen besorgen sie gleichfalls selbst; Schulplatz und Garten halten sie in Ordnung, und helfen bei kleinen Reparaturen. Infolgedessen kann die Schule jederzeit erweitert werden, ohne dass die Missionskasse erhebliche Mehrausgaben erwachsen. Auch alle Schulutensilien, Subsellen und Bücher kaufen sie aus eigenen Mitteln. Nebenbei ist durch diese Einrichtung das Seminar der Batakischen Mission viel mehr ans Herz gewachsen, als wenn die Mission alle Aufträge; alle Gemeinden sind daran beteiligt. Ist doch selbst das, was sie kaufen, ihnen wertvoller als das geschenkte. Auch ist diese Einrichtung von hohem erzieherischen Werte für Eltern und Schüler. Es ist etwas grosses, dass man dies erreicht hat, und zwar auf dem einfachem Wege: Als nämlich früher die Hochschule in Prau Sorong (Tagereisen von Silindung entfernt) war, klagten die Christen von Silindung, das sei für ihre Söhne zu entfernt, sie möchten lieber eine Schule haben. Missionar Nommensen, dessen Bestreben es war, die Gemeinden finanziell selbständig zu machen, nutzte diese Gelegenheit und schlug seinen Christen vor: Gut, ihr habt ein eigenes Seminar haben, aber ihr müsst eure Söhne dann auch unterhalten. Unter diesen Umständen gingen sie diese Bedingungen an, die ihnen sonst wohl unannehmbar geschienen hätte. Deswegen sind auch arme, aber tüchtige junge Leute doch nicht ausgeschlossen. Demnach gut wie es daheim Freistellen giebt, so hilft man auch hier bedürftigen Schülern, indem die betreffenden Gemeindemissionare sich übernehmen. Auch thun in solchem Falle die Verwandten ein Übriges. Thatsächlich geniesst ein ziemlich grosser Prozentsatz Freistellen, so dass es tüchtigen armen Schülern wohl möglich ist, in die Höhe zu kommen.

Zwei europäische und zwei inländische Lehrer erteilen jetzt Unterricht an der Schule. Je 6 Schüler sind in einem geräumigen Studierzimmer untergebracht. Die Schlafräume, in welchem je 12 Schüler schlafen, sind luftig und gesund. Die Gebäude gruppieren sich um einen weiten Platz, auf welchem geturnt, gespielt und gearbeitet wird. Früh 6 $\frac{1}{2}$ Uhr wird das Tagewerk eingeleitet mit einer gemeinsamen Morgenandacht, in welcher cursorisch Gottes Wort gelesen wird. Nachdem die Schüler gegessen, beginnt der Unterricht, welcher von 8-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über €4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für €
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

wältigen. Ihnen genügt äussere Aneignung. Man täuscht sich über das scheinbar Errungene, da man für verstanden hält, was vom Gedächtnis angeeignet ist; dies um so eher, da sie eine Fähigkeit besitzen, nicht nur Geschautes nachzuahmen, sondern Gedankengänge so wiederzugeben, dass man glaubt, der Schüler denkend angeeignet, während er nur mit Hilfe eines guten Bildnisses reproduziert ist. Ein Hauptziel ist demnach, zum eigenen Denken anzuleiten, eine Aufgabe, an der freilich der Lehrer nicht lernt. Eine besondere Schwierigkeit bildet in dieser Beziehung die Sprache. Vorausgesetzt, dass der Lehrende die batakische Sprache meistert, so fehlen ihm doch für viele Begriffe im Batakischen die Worte, weil die Vorstellung fehlt. Er sucht z. B. vergeblich nach einem Worte für Ehre, Pflicht, Wille, Dankbarkeit. Für andre Dinge giebt es Worte, doch verbindet der Batak einen total abweichenden Begriff mit. So bedeutet das von uns acceptierte Wort für Gewissen eigentlich das Klopfen des Herzens, wodurch jemand gewarnt wird, etwas zu thun, was er eben zu unternehmen im Begriffe war. Worte wie „Gewissen“, „gutes Gewissen“ und ähnliche sind damit gar nicht zu geben. Das Wort ist dem Gebiete des Aberglaubens entnommen. Es dauert lange, bis wir dahinter kommen, dass wir mit gewöhnlichen Worten, die uns geläufig sind und die wir verstanden glauben, nicht immer verstanden werden; ich fürchte, bei vielen werden wir's wohl nie entdecken. So ist die Arbeit des Lehrers in der fremden Sprache ein beständiges Ringen danach, verstanden zu werden. Dieser schämende Umstand zwingt dazu, die Ziele wesentlich niedriger zu stecken; er zwingt auch dazu, verhältnismässig viele Zeit darauf zu verwenden, zu untersuchen, ob und wie viel die Schüler sich für die Sprache angeeignet haben. (In noch höherem Masse spielt dies Problem eine Rolle in der Predigt, wo man vielleicht noch mehr Selbsttäuschung preisgegeben ist.) — Selbstverständlich wird aller Unterricht in der batakischen Sprache erteilt. Wir haben es glücklicherweise nicht nötig, die Schüler mit der Erlernung fremder Sprachen zu quälen, wie man nie von ihnen so angeeignet würde, dass sie den Weg zum Verstand und zum Verständnis ebneten.

Die Ziele im Einzelnen giebt der Lehrplan an. Die Elementarlächer umfassen Rechnen und Raumlehre, worin wir freilich nicht erreichen, was ein deutsches Seminar leistet. Das liegt nicht in unserer Absicht. Weiter wird batakische Grammatik und Lautlehre

in ~~Rechtswissenschaft~~ und Geographie so viel, wie ihnen unser Er-
 fahrung ist; letztere mit besonderer Berücksichtigung des indischen
 Pädagogik ist natürlich sehr wichtig. Singen wird gern und
 geübt; es ist uns wichtig, da das Singen in der Christiani-
 des Volkes wie auch im christlichen Gemeindeleben eine auf-
 rosse Rolle spielt. Auch sonst wird gern Musik getrieben,
 m- und Violinspiel, sowie Posaunenblasen. Um ein wenig
 Drill zu erreichen, wird etwas geturnt. Auch gezeichnet wird
 zum Erfolg.

Die wichtigsten sind natürlich die religiösen Fächer. Täglich wird
 die bzw. Bibelerklärung getrieben. Die Schüler lernen den Haupt-
 r biblischen Bücher kennen, besonders der neutestamentlichen;
 r Gelegenheit von der Einleitung in die biblischen Bücher so
 für's Verständnis nötig ist, also nicht viel. Näher berücksichtigt
 das Leben Jesu, die Bergpredigt, die Gleichnisse. Viele Sprüche
 iche Abschnitte werden auswendig gelernt, überhaupt viel
 l. Kuriosisch wird im Unterricht und in den täglichen An-
 nöglichst viel gelesen; genau ausgelegt wird ein synoptisches
 im, das Johannesevangelium, Apostelgeschichte (für unsere
 ristengemeinden besonders wichtig und verständlich!), Römer-
 ter Korintherbrief (auch überraschend viele Beziehungen zu
 erhältnissen), Jakobusbrief, erster Petrusbrief, und wenn mög-
 Hebräerbrief. In einem vierjährigen Kursus ist dieser Stoff
 bl zu bewältigen. Was dabei für uns weniger wichtig ist,
 ürlich weniger ausführlich behandelt; wie denn der ganze
 Unterricht überhaupt unter praktische Gesichtspunkte gestellt
 muss. Im alten Testament werden die sogenannten biblischen
 n genauer durchgenommen, ausserdem die messianischen Weis-
 und die Psalmen. Die Genesis wird in extenso behandelt;
 gen alttestamentlichen Bücher nur in Auswahlstücken. Wert
 auf gelegt, biblische Charakterbilder zu entwickeln: Abraham,
 Moses, Samuel, David u. s. w., eine Betrachtungsweise, die sich
 anders fruchtbar erweist. Wir sind bemüht, jede schematische
 ng möglichst zu vermeiden, um unsern Batakjünglingen das
 g verständlich und lebendig zu machen. So wenig die Unter-
 den erbaulichen Charakter tragen, so muss doch bei rechter
 ng des Stoffes auch Gewinn für den inneren Menschen ab-

fallen. — Natürlich wird auch Katechismus und Liederbuch erläutert, ersterer gründlich durchgenommen.

Da unsere Lehrer auch predigend thätig sind, so muss am Seminar allerdings nicht Homiletik, wohl aber das Predigen gelehrt werden. Das geschieht in der Weise, dass ein zu behandelndes Thema gründlich durchgenommen, unter homiletischen Gesichtspunkten behandelt, die Disposition gemeinsam herausgearbeitet und schliesslich als Praeparation ausgearbeitet wird. Diese wird von den Prädikanten memoriert, in einer versammelten Klasse gehalten und dann einer eingehenden Kritik unterzogen. Auf Disponieren legen wir Wert, damit sie ihren Stoff ordnen, und überhaupt ihre angeborene Rednergabe in Zucht nehmen lernen. Bei solcher Behandlung ist spezielle Homiletik für unsere Zeit überflüssig. Dieser Unterricht muss im eminenten Sinne praktisch sein, er ist einer der schönsten Zweige unserer Arbeit, aber auch sehr schwer und reich an manchen Enttäuschungen. — Gleich wichtig sind die katechetischen Übungen, welche an einer Volksschulklasse vorgenommen werden, dann gründlich und unbarmherzig gemeinsam kritisiert werden. Diese Übungen gehen Hand in Hand mit der Pädagogik, auf die viel Einfluss verwandt wird. Es finden auch Unterrichtsübungen in den Elementarfächern statt. Eine komplette Übungsschule ist in Vorbereitung.

Kirchen- und Weltgeschichte wird fleissig und mit sichtbarem Nutzen getrieben, hauptsächlich erstere. Ein gedrucktes Handbuch, von uns in unserer Batak eigens geschrieben, nicht übersetzt, enthält das Beste des Wissenswerte. Hier gilt auch, dass sich der Meister in der Beschränkung zeigt. Es ist für einen Theologen an einem Missionsseminar nicht immer leicht, solche zu üben, und man kann all' diesen Unterricht, wenn er verständig gegeben wird, wohl zu den Übungen in der Selbsterleuchtung rechnen. Neben dem uns besonders wertvollen apostolischen und nachapostolischen Zeitalter legen wir den Nachdruck auf die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Kirche, Reformationsgeschichte und christliche Liebesthätigkeit. Kennntnis des Mohammedanismus ist für unser Volk, das von allen Seiten vom Islam bedroht, zum teil verschlungen wird, notwendiger als etwa kirchliche Lehrstreitigkeiten. Es ist dabei Bekanntschaft mit den grossen Männern der Kirche; es muss das Gefühl geweckt werden, dass Gott seine Kirche regiert. Der Unterricht wird mehr in Form einzelner Bilder, als in pragmatischem Zusammenhang dargeboten.

Das Unterrichtsmaterial, welches bewältigt werden soll, ist

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



die niedere Klasse und damit verbundene Verlängerung des Kur zwei Jahre. Im Unterricht werden sie nach ihren Leistungen wodurch Eifer und nützlicher Ehrgeiz angespornt werden. Es muss man sparsam sein, denn das kann der Batak noch weniger tragen als wir Europäer. Überhaupt will der Batak mehr durch als durch edle Motive bestimmt werden. Das ist eine Traurigkeit für einen Lehrer, die mir im Anfang manche bittere Enttäuschung eingetragen hat. Wir können wenig an den Ehrgeiz, an das Gefühl und ähnliche edle Gefühle appellieren, da diese Saiten anklingen. Der Batak (wie überhaupt die ganze malaiische) muss anders angefasst werden. Nicht mit Härte, das ist nicht, aber mit Festigkeit. Er muss wissen, dass eine feste Faust Zügel hält; er muss immer eine gelinde Furcht im Innern schenken haben. Wollten wir zu vertraulich mit ihnen werden, so würde Ungehorsam und Stolz das traurige Ergebnis sein. Man nicht behandeln wie man etwa mit Primanern umgeht, deren Gefühle ja leicht als Triebfedern zu gutem Betragen geweckt. Darum ist Zucht, d. h. eine feste Hand, die nicht schlägt, aber nicht streichelt, und die nie sich schwach zeigen darf, hier doppelt

Wucht und Rückgrat erhält diese Zucht aber erst durch christliche Gemeinschaft, welche Lehrer mit Schülern verbindet. Die täglichen Andachten und sonstige Gelegenheiten, ihnen das Wort erbaulich nahe zu bringen, üben wir unsern nachhaltigsten Einfluss aus. Zucht ohne dieses verbindende Öl würde zur unerbittlichen eisernen Fessel werden. Von grosser Wichtigkeit ist die Seelsorge an den Schülern, in corpore sowohl wie an den einzelnen, wird. Gelegentliche seelsorgerliche Besprechungen mit den Eltern haben, so selten sie stattfinden, stets viel Segen hinterlassen. Bei Veranlassung ist es leicht möglich, was sonst gar schwer gelingt innerlich nahe zu kommen, sie zur offenen Aussprache zu veranlassen und so bestimmend auf ihr Innerstes einzuwirken. Auch die Übungen mit der damit verbundenen Vorbereitung und Kritik sind dieser Seite hin befruchtend und segenbringend. Oberstes Ziel der ganzen Erziehung sollte sein, Charaktere heranzubilden, Männer, die wissen was sie sollen, und wollen was sie sollen. Aber der Volksbeobachter wird sich von vornherein sagen müssen, dass das vollständig erreicht werden kann, darum, weil die gesamte malaiische Rasse nicht befähigt ist, Charaktere hervorzubringen. Wir müs-

das wir einstweilen nur darauhin arbeiten können, ~~denen~~ die unter genügender Aufsicht treu ihre Pflicht ersam ausführen, was ihnen vorgezeichnet wird, also Hilfs- die immerhin unselbständig und energielos bleiben. Wir ~~es~~ berücksichtigen. Denn Gott hat diesen Völkern jene un- ~~er~~swerten Anlagen und Eigenschaften nicht in die Wiege gelegt. ~~es~~ das nicht ändern. Gott schreibt uns eben andere Richt- ~~ung~~. Ob das Christentum im Lauf der Zeit den Volkscharakter ~~und~~ auch aus den Batak Männer machen wird, die imstande ~~es~~ Wege zu gehen, das bleibt abzuwarten. Ich meine ~~es~~ nicht, denn auch Anlage und Temperament des einzelnen ~~es~~ wird durch seine Bekehrung nicht geändert, sondern nur

ch vierjährigem Unterricht werden die Seminaristen entlassen. ~~es~~ müssen sie sich einem Examen unterziehen. Selten kommt ~~es~~ dass einem das Zeugnis verweigert werden muss. Es liegt ~~es~~ Hand, dass mit der Entlassung aus der Schule die Erziehung ~~es~~ nicht abgeschlossen ist. Es wäre ein verhängnisvoller Irr- ~~um~~ man sie nun wie fertige, ausgebildete Männer behandeln ~~es~~. Die Erzieher wechseln nur. Naturgemäss hat der Gemeinde- ~~es~~ dem sie zugeteilt werden, den Hauptteil an ihrer Weiter- ~~es~~. Diese vollzieht sich auf mancherlei Weise: der Missionar ~~es~~igt sie in ihrer Schulthätigkeit. Dabei stösst er freilich sofort ~~es~~liche Schwierigkeiten, wenn seine Lehrer auf Filialen stationiert ~~es~~. Stunden- und Tagereisen weit von der mater entfernt und ~~es~~ mehr oder weniger überbürdeten Missionar nicht gar zu oft ~~es~~ werden können. Der Lehrer kommt wohl oft zum Missionar, ~~es~~ nicht oft genug zu jenem. Diese Schulinspektion ist eine ~~es~~igen Arbeiten innerhalb der Gemeinde. Damit verbunden ~~es~~ persönliche Beeinflussung und Förderung, die der Missionar ~~es~~ ihrem zuteil werden lässt. Es wird immer eins seiner Haupt- ~~es~~ sein, diese so unentbehrlichen wie förderungsbedürftigen Be- ~~es~~stimmte und geistlich weiterzubringen, sie in ihrem Innenleben zu ~~es~~ die trage- und leistungsfähiger zu machen; wozu sich durch ~~es~~liche Berührungen und die Arbeitsgemeinschaft ja fortwährend ~~es~~ Gelegenheit bietet. Ein Mittel zu diesem Zweck besteht darin, ~~es~~ Stationen ihre Lehrer (mancher hat deren 10—15 unter sich) ~~es~~ sich versammeln, um mit ihnen einerseits das früher

Gelernte zu repetieren und ihr Wissen zu erweitern, andererseits Gottes Wort zu vertiefen, ihrem inneren Menschen Nahrung zu geben, endlich auch, um genaue Berichte über die Einzelheiten ihrer Arbeit zu empfangen und ihnen fortwährend die Richtlinien vorzuschreiben. Es werden schriftliche Arbeiten geliefert und besprochen, bald Reden, Geographieaufgaben gelöst, dabei wird regelmässig Exegese gegen Kirchen- und Weltgeschichte wiederholt. Eine besonders wichtige Aufgabe nach der Seite hin ist die Vorbereitung auf die Predigt. Es ist ein Übelstand, dass unsere Lehrer — und nicht nur die älteren — die sie auf den Filialen angestellt sind, oft den Sonntagsgottesdienst halten und dabei predigen müssen.

Zur Zeit lässt sich das nicht ändern; ist es doch gerade der gedehnten Filialwirksamkeit zu danken, dass unsere Mission sich so gesund und schnell entwickelt. Um so dringendere Pflicht ist es für jeden Missionar, seine Lehrer gewissenhaft auf diese Predigten vorzubereiten. Da sie, wie schon erwähnt, verhältnismässig leicht an Gedankengänge reproduzieren können, so wird im allgemeinen die Bataksche Lehrer ziemlich gut predigen, wenn er gut vorbereitet ist, d. h. wenn ihm genau Inhalt und Gedankengang des zu Sagenen vorgedacht und beigebracht ist. Gefährlich nach dieser Seite ist die bataksche Begabung für freie Rede, die wohl nie einen im Stich lässt, die aber dem Ernst der Vorbereitung und der Gedankentiefe seiner Rede oft wesentlich Eintrag thut. — Auch die im Amte stehenden Lehrer sind durchaus bildungsfähig, erkennen die Notwendigkeit der Förderung an und sind dankbar, wenn man sich ihrer kräftig annimmt. Leider, leider kann sich nicht jeder Missionar immer seinen Lehren der Masse widmen, wie er das selbst möchte. Denn in den grossen Gemeinden von 3000—7000 Seelen (nicht mitgerechnet die umwohnenden Heiden) stürmt zuviel auf ihn ein. Seine Arbeit ist ungleichseitiger als diejenige eines Pastors an grosser Gemeinde.

Der Erziehung dient lerner ein bataksches Monatsblatt, welches ausser biblischen Betrachtungen, Aufsätze aus der Pädagogik, Kirchengeschichte, Missionsgeschichte, Naturkunde, belehrende Erzählungen, vermischte Nachrichten und Personalien enthält. Es wird freilich nicht nur von Lehrern gelesen, ist aber doch in erster Linie auf sie zugeschnitten. Wer dasselbe nicht nur liest, sondern studiert, wird mancherlei Förderung für Wissen und Geist davontragen. — Ein anderes Mittel, unsere Lehrer zum Mitarbeiten und selbständigen Denken anzuregen, haben wir

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Einen wesentlichen Faktor in der Weiterbildung der bildet die Lehrerkonferenz, welche sämtliche Lehrer inner batakischen Kirche jährlich einmal vereint. Unter Aufsicht ein sionare wird zwei Tage lang über allerlei ihnen wichtige A heiten verhandelt. Nachdem einer von ihnen eine Predigt kommen ein bis zwei Referate zur Verlesung, gewöhnlich ein und eins, welches dem Gemeindeleben, der Schule oder sonst praktischen Verhältnissen entnommen ist. Es werden da The folgende behandelt: „Was befähigte den Apostel Paulus, ein Heidenapostel zu werden?“ „Welche Sünden kamen in den apo Christengemeinden vor?“ „Die Lebensweisheit, welche in den Sprü der alten Bataks niedergelegt ist.“ „Welche Reste von Heidentu sich in unsern christlichen Gemeinden?“ Einige besonders Referate betreffend altbataksche Verhältnisse sind sogar im Druck gelegt worden und enthalten eine Fülle des Wissenswerten Europäer sowohl wie für das junge batakische Geschlecht, dem lich die Erinnerung an die alten Zustände schwindet. Das handelt das soziale Leben der Batak, das andere altbataksd und Sitte. Neben direkter Förderung und Anregung hat dies synode noch den Nutzen, dass sie die Lehrer enger unter einan bindet, ihr Standesbewusstsein weckt und hebt. Ohne zw Grund wird keiner die Konferenz versäumen. Uns giebt sie e kommene Gelegenheit, zu der Lehrerschaft in corpore zu red gutes Wort findet da meist eine gute Statt, auch wenn es s ist. Auch wird bei dieser Konferenz ihre Witwen- und Wai revidiert, die Einzahlungen gemacht, über die auszahlenden G handelt u. s. w. Den Schluss bildet eine gemeinsame, e Abendmahlsfeier. Diese Konferenzen sind freilich noch läng was sie sein sollten und könnten; es wird genug leeres S droschen; aber ihr Segen ist doch unverkennbar; sie helfen neues Geschlecht heranziehen und sind immerhin Steine am werdenden Volkskirche.

Nun bliebe noch die Frage: Was wird mit oben skizzi zziehung erreicht? Doch die Beantwortung versparen wir un für den Schluss, nachdem wir auch von der Heranbildung der ein Bild entworfen haben.

(Schluss)

Entstehungsgeschichte der Norddeutschen und der Hermannsburger Mission.

- Von Missionsdirektor P. Hacetus.

Und her in Norddeutschland in Städten und Dörfern waren im 18. Jahrhunderts kleine pietistische Häuflein, welche durch der Brüdergemeine erweckt und gepflegt wurden, vorhanden. Konstruktive, zunächst der Brüdergemeine, wurde ihr Interesse die Mission gerichtet. Zu einem Zusammenschluss jedoch einer gemeinsamen Missionsthätigkeit konnten sie es nicht. Dazu kam der Anstoss von England her. 1798 erliessen die Londoner Missionsgesellschaft einen Aufruf zur Hilfe für die Christen in Deutschland, in welchem sie darauf hinwiesen, „dass England in der Reformation allen vorangegangen sei, man möge Luthers Eifer und Glaube in den Herzen der Nachkommen wieder sein werde.“

Ostfriesland folgte diesem Weckruf. Dort hatte eine Anzahl Geistliche mit Urlsperger in Verbindung gestanden; unter Führung von Jänicke's in Hatshausen gründeten sie noch in demselben Jahre einen Missionsverein, es war der erste in Deutschland, denn er entstand ein Jahr früher, als der in Elberfeld. In Verbindung mit der Emdener Handels-Kompanie in Emden hofften sie, Missionare auszusenden und wollten eine Missionsanstalt gründen. Als im Jahre 1800 damit voranging, schlossen sie sich ihm an. Die Londoner Missionsgesellschaft sandte damals viele Deutsche als Missionare aus; drei derselben, welche aus Jänicke's Missionshaus in Hatshausen nach Süd-Afrika gesandt werden sollten, hielten sich auf dem Wege nach England wochenlang in Ostfriesland auf; das diente in Ostfriesland zur Belebung des Missionssinns. Leider ging der Missionssinn auch die Emdener Handelskompanie in den Napoleonischen Jahren 1806 zu Grunde. Doch erlosch damit das Missionswerk in Ostfriesland nicht, und die Missionstreunde sammelten sich 1822 in einem Missionsleseverein und 1834 in der ostfriesischen Missionsgesellschaft. Diese Gesellschaft „unterstützt aussendende Missionen, ohne einen grundsätzlichen Unterschied zu machen, ob

dieselben reformierter oder lutherischer Konfession sind oder beiden Konfessionen gemeinsamen Boden der Bekenntnisse sind.

Als nach der Napoleonischen Kriegszeit der heissesehnte gekommen war, folgten bald die drei nordischen Hansastädte; die Bewegung ging ebenfalls von England aus. 1819 entstand der Missionsverein, 1820 der Lübecker und 1822 der Hamburger; drei Pastoren Nicolai, Passavant und Bilsing in Bremen forderten einen Aufruf zur Heidenmission auf und nannten diese „das mit staunenswertem Erfolge gekrönte Ereignis der Gegenwart“. In Lübeck traten Mallet und Creviranus an die Spitze. In Hamburg waren Engländer Philip Oakden und Samuel Jakson die Führer, ihnen schlossen sich 14 gläubige Männer an, die Pastoren Strauch, Rambach und Nutzenbrecher, der Senator Hutwalker, Dr. Sieveking u. a. Besonders anregend wirkte Merl d'Hubigné, der junge Prediger der zösisch-reformierten Kirche. Zuerst gründeten sie die niederländische Traktatgesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften; demselben Jahre den „evangelischen Missionsverein“; ein solches — so erklärten sie in ihrem öffentlichen Aufrufe — „das dankbarste und christlichste Denkmal, um den tausendjährigen Bestand der Kirche zu feiern.“

Die dreissiger Jahre waren das Jahrzehnt der Missionen; allein im Königreich Hannover entstanden in demselben 16, von denen 8 grosse Hauptvereine waren. In den vierziger Jahren kamen in Hannover noch 5 hinzu. Auch in Schleswig-Holstein und Mecklenburg wurde es lebendig, es entstanden dort Ende der dreissiger und Anfang der vierziger Jahre Missionsvereine in Altona, Elmshorn, Glübbeck und Heide, in Rostock, Ludwigslust, Wismar und Neustrelitz.

In Hannover ging Stade voran, wo 1832 durch Rektor Brüning, Saxer, Schlüter u. a. ein blühender Missionsverein gegründet wurde. Von Stade angeregt, folgten in demselben Jahre Zell, Lebe. 1833 entstanden die Missionsvereine in Lüneburg und Verden, 1834 in Hannover, Ostfriesland, Gross-Munzel, Gifhorn, Hameln, 1836 Göttingen, 1839 Osnabrück, 1844 Ülzen, 1845 Verden, 1846 Uerden n. a. m. Die Vereine hatten in erster Linie die Belebung des Missionssinns im Auge, sodann die Sammlung

1) Man hat diese Stellung bis heute beibehalten, es hat sich aber in der Zeit von Strackholt aus ein besonderer lutherischer Missionsverein gebildet.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Fassung hatte: „Um aller Willkür in der Lehre der Boten vorzubeugen und alles Unevangelische bei ihnen fern zu halten, wird die Augsburger Konfession als Richtschnur genommen.“ In den Tagen 8.—10. Oktober 1836 wurden die Statuten festgestellt, man ließ § 10 fallen und stellte statt dessen im § 2 folgenden Grundgedanken:

„Diese Gesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformierten Brüdern, will die bestehenden Verhältnisse der beiden evangelischen Schwesterkirchen keiner Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung Matth. 28, 18—20, in der überaus deutlich ist, dass der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Welt zu verpflanzen ist, sondern dass sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und Seines Geistes unter den Heiden die Kirche tümlich gestalten wird.“

Diese Formulierung rührt von Saxer, damals Pastor in Emden, dann Superintendent in Debestedt, und darauf Generalsuperintendent in Stade, her, welcher mit Mallet und Creviranus zusammen langjährig geistliche Leiter der norddeutschen Missionsgesellschaft gewesen ist. Kandidat Louis Harms, als Vertreter des von ihm gegründeten Bremer Missionsvereins, stimmte ihr zu. Doch hat gerade diese Formulierung den konfessionellen Kampf entfacht und im Jahre 1837 bei der Generalversammlung in Hamburg eine neue Beschlussfassung veranlasst, welche von dem lutherischen Pastor Schlichthorst in Paderborn und dem reformierten Pastor Müller in Lehe vorbereitet und von einer gemischten Kommission formuliert war, diese bestand aus den reformierten Bremer Pastoren Mallet und Creviranus und den lutherischen Pastoren Bünning in Hollern und Kandidat Louis Harms in Lauenburg. Der Inspektor

„soll hinsichtlich seines Unterrichts auf die gemeinsame Bekenntnis der protestantischen Kirche, nämlich die Augsburger Konfession, und wegen Differenzpunkte, welche in der Lehre vom Abendmahl dagegen vorgebracht sind, auf die in dem Gutachten vom Pastor Müller und Pastor Schlichthorst aufgeführten 6 Punkte verwiesen werden: 1. Dass diese Lehre nicht nach der Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit für die Vernunft entschieden werden kann, sondern allein an der heiligen Schrift; denn was Gott verbeißt, das kann er auch thun. Röm. 1.

2. Dass nicht der Glaube des Empfangenden die Sakramente macht, sondern das Wort der Verheißung, nach dem Grundsatz: 'Dass aber etliche nicht glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben?' Röm. 3. 3. 2. Tim. 2. 13.

3. Dass mit dem Brot und Wein eine wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu verbunden ist, nach den Worten der Verheißung: Das ist mein Blut — und nach der Erklärung Pauli 1. Korinth. 10. 16: Der gesegnete Kelch, wo

en, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir
 ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?

Das die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in einer solchen Art
 werden muss, dass das gottselige Geheimnis dabei bestehen kann: Gott
 ward im Fleisch. 1. Tim. 3, 16, das Wort ward Fleisch Joh. 1, 14.

Das das Abendmahl von Christo für die Gläubigen eingesetzt ist, nicht
 die, welche nicht an ihn glauben und also auch ihn und seine Lehre nicht
 n. Matth. 26, 26: Er gab es den Jüngern.

Das aber gleichwohl alle, die dies Brot essen und diesen Wein trinken
 Worten Jesu zu glauben, an dem Leibe und Blute des Herrn schuldig
 sind. II, 27."

Die Ordination sollte jeder in der Kirche seines Bekenntnisses
 gen, die Missionsgesellschaft wolle in keiner Weise die Verhält-
 er beiden Kirchen beeinträchtigen. Damit solle diese Frage ab-
 sen sein, weitere konfessionelle Streitfragen wolle und könne
 icht zulassen. — Nach Annahme dieser Beschlüsse erhob sich
 sammlung einmütig und stimmte an: Nun danket alle Gott.

Doch der Kampf kam nicht zum Stillstand. Pastor Petri in
 er liess 1841 seine Schrift ausgeben „Die Mission und die
 ; er griff darin die obigen Beschlüsse scharf an und fand in
 stellung ihrer Lehnnormen die Aufrichtung eines eigenen Be-
 sses und eine Überschreitung ihrer Befugnisse. Es entstand nun
 hafter Streit in kirchlichen Blättern und Broschüren, an dem sich
 ers ausser Petri, Lücke, Harless, Kliefoth, Krabbe und Hofmann
 n Seiten der norddeutschen Missionsgesellschaft Saxer, Mallet,
 , Pastor Hugues in Zelle und Pastor Rautenberg zu St. Georg in
 rg beteiligten. In Mecklenburg forderten der Landrat von
 bn und der Oberappellationsrat von Schrötze den Rostocker Mis-
 rein auf, sich von der norddeutschen Missionsgesellschaft wieder
 men und einen eigenen landeskirchlichen Verein zu gründen.
 r Generalversammlung in Altona, 9. Juni 1843, kam es zu leb-
 Auseinandersetzung. Mallet schlägt vor, „die norddeutsche Mis-
 sellschaft wieder unter das Panier der Augustana zu stellen,“
 man ausdrücklich die invariata betonte. Alle Deputierte stimmten
 ch hielt man die Fassung eines Beschlusses ohne Rücksprache
 en mit ihren Vereinen für unthunlich. Inzwischen wird dieselbe
 eine gemischte Kommission vorbereitet, zu welcher auch Hofmann
 Kliefoth gehören, und 1844 wird auf der Generalversammlung in
 unter Beibehaltung des angefochtenen § 2 und § 3 festgestellt:

„Die Gesellschaft legt bei ihrer gemeinsamen Missionsthätigkeit, dem Reichstage zu Augsburg 1530 übergebene Konfession zu Grunde. Bei diesem Beschlusse haben sich auch die Mecklenburgischen Kirchen beruhigt; und erst 1850 traten die Mecklenburger und der Stader ein, und 1852 der Stader aus der norddeutschen Missionsgesellschaft aus. Es führte dazu nicht nur das mehr und mehr erstarkte konfessionelle Bewusstsein in Hannover und Mecklenburg, sondern auch eine innere Krisis, die sich immer schärfer herausgebildet hatte. Die Verwaltung, Entscheidung, Vertretung und Leitung der Mission lag in den Händen der stimmberechtigten Vereine, welche in dem Verwaltungsausschuss ihre Spitze hatten, dieser hatte seinen Sitz in Hamburg. Zwischen ihm und dem Komitee des Hamburger Missionsvereins in den vierziger Jahren eine Spannung ein, und in Bremen setzte sich immer mehr die Meinung geltend, dass die bestehende Organisation einem thatkräftigen Missionsbetriebe nicht förderlich sei. Es hatte ausser dem Inspektor Brauer einen Kandidaten Löwe als Sekretär angestellt; zwischen diesen beiden und ebenso zwischen ihnen und den Missionszöglingen brachen verschiedene Konflikte aus, welche endlich zur Aufhebung der Missionsanstalt in Hamburg und zu einer suchsweisen Übersiedlung des Kandidaten Löwe und der Zöglinge nach Bremen führten, während der Inspektor Brauer als Leiter des auswärtigen Missionswesens in Hamburg verblieb. Zu den Streitpunkten gehörte auch die Frage über die Ausbildung der Zöglinge; seitdem Professor Hofmann aus Rostock einen Vortrag gehalten demzufolge er nur akademisch gebildete Theologen als Mitglieder gelten lassen wollte. Auch die Ordinationfrage machte Schwierigkeiten; der Kandidat Ualetz zwar, welcher sich zum Missionar gemeldet hatte, wurde ohne Anstand in Stade ordiniert; auch hat das dortige Konsistorium zur Ordination der übrigen in der Missionsanstalt ausgebildeten Missionare bereit erklärt. Das Ministerium in Hannover jedoch erlaubte es nicht, weil sie nicht akademisch gebildet seien. Man wandte sich an Claus Harms in Kiel, der keine Bedenken dagegen hatte, und der König von Dänemark gestattete die Ordination den schleswig-holsteinschen Präbsten gegen Ausstellung eines Reskripts, dass die Missionare keine Anstellung in der dortigen Kirche bekommen. Man nahm jedoch schliesslich die Ordination in der Kirche zu Stade in Bremen selber vor.

Die Missionsgesellschaft hatte ihre Netze gleich weit ausge-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

so möchte es etwa die dem teuren Manne so schon angelegte, fast übermässige Arbeit sein, welche sie erregen könnte. Die grosse gewaltige Bewegung der Gemüter in seiner Gemeinde und weit ringsum, welche der Herr durch die Kraft hat, und welche dem öffentlichen und häuslichen Leben eine so unheimliche Spannung giebt, wie sie schwerlich bleiben kann, möchte die Frage nahelegen, ob eine solche erhöhte geistige Atmosphäre das ausschliessliche Leben unserer Zöglinge auch gewähren könne? Indess nach allen Berichten über das Leben im Herrn, welches von unserem Harms ausströmt und seine Gesundheit ein durchaus gesundes, und die vielen in unserer Gesellschaft gewinnende reine und feste Stellung des lieben Mannes auf dem einigen Grunde des Glaubens giebt eine hinlängliche Beruhigung gegen jede Besorgnis, dass durch die zu hoffende reiche Segen unseren Zöglingen könnte getrübt werden."

Auch das Bremer Komitee stimmte freudig zu, und die Generalversammlung zu Bremen fasste am 1. Juli 1849 folgenden Bescheid:

„Es wurde allgemein anerkannt, dass, so wünschenswert es für die norddeutsche Mission auch sei, ein eigenes Missionshaus zu haben, es doch für jetzt nicht möglich sei, ein neues zu gründen. Es wurde daher beschlossen, auf das Haus des Pastors Harms in Hermannsburg unweit Beile, eine Anstalt im Interesse der norddeutschen Mission zu errichten, einzugehen, so jedoch, dass das Verhältnis der Gesellschaft zu diesem Missionshause ein freieres bleibe.“

Hierauf wurden die Zöglinge und das vorhandene Inventar aus Bremen nach Hermannsburg überführt, Harms kaufte ein Haus mit Gartenland „für die norddeutsche Missionsgesellschaft.“ Ausser den Kosten der Zöglinge, für welche in den ersten 2 Jahren noch Kostgelder von Hamburg aus bezahlt wurde, nahm er noch 8 andere Missionszöglinge auf. Eine intime Verbindung bestand zwischen ihm und dem Bremer Missionsverein, die Seele desselben war der reformierte Pastor Hug, welcher besonders kräftig für die Errichtung des Missionshauses in Hermannsburg eingetreten war. Auf der Generalversammlung der norddeutschen Missionsgesellschaft in Hamburg im Jahre 1850 teilte derselbe einen Bericht von Louis Harms über die Bildungsanstalt mit und erwähnte, diese sei von dem Zeller Komitee inspiziert und habe auch den Deputierten einen höchst erquicklichen Eindruck gemacht.

Inzwischen hatten die Vereine die grössten Anstrengungen gemacht, um die Schulden der norddeutschen Missionsgesellschaft zu bezahlen, und das Bremer Komitee hatte sich bereit erklärt, die Fortführung der Mission zu übernehmen, wenn ihm allein und nicht mehr den Mecklenburgern resp. der Generalversammlung das Recht der Leitung zustehen sollte. Die Mecklenburgischen und der Zeller Verein, etwas später auch der Stader, zogen sich infolgedessen zurück, und damit war die norddeutsche Missionsgesellschaft in ihrem bisherigen Bestande aufgelöst. Das Bremer

übernahm dieselbe und hat sie, unterstützt von vielen
 ,sonderlich aus der reformierten Kirche, mit grosser Opfer-
 und Treue fortgeführt. Aus dem Hermannsburger Anfang
 entwickelte sich in raschem kräftigem Erblühen die Hermannsburger
 Mission, wie aus dem vorstehenden hervorgeht, keine eigenmächtige
 Schöpfung ihres Gründers gewesen ist, und die weder im Gegensatz zu
 der holländischen Gesellschaft, noch im Gegensatz zu der in jenen Jahren,
 aus den Berichten der Missionsvereine hervorgeht, in Norddeutsch-
 land noch wenig beachteten Leipziger Mission entstanden ist. Auch
 ihr Ursprung nicht in der konfessionellen Stellung ihres Gründers;
 er ist ein gläubiger Lutheraner, aber stand damals in freudiger Mit-
 arbeit mit den mehr melanchthonisch gerichteten Bremer Reformierten
 unter dem Pastore Hugues, welche ja die Missionsarbeit auf Grund der
 alten Augsburger Konfession betreiben wollten. Das
 nationale Bewusstsein von Ludwig Harms ist erst in den folgenden
 Jahren, wohl nicht zum wenigsten unter dem Einflusse seines Bruders
 Carl, welchen er zum ersten Inspektor des Missionshauses gemacht
 wurde, und durch die Verbindung mit anderen Geistlichen der hannover-
 lutherischen Landeskirche, mehr erstarkt.
 Sein lebendiger Glaube an den Herrn und seine brünstige Liebe
 war der Quell, dem seine Mission entsprang.



Eine gigantische Missions-Statistik,

I.

der weder an Umfang noch an Detaillierung irgend eine der
 von deutschen, englischen oder amerikanischen Autoritäten auf-
 gestellte Statistik der evangelischen Mission den Vergleich aushält,
 vor kurzem der durch sein hervorragendes, leider noch nicht
 genügend bekanntes Werk: Christian Missions and Social Progress auch
 in Deutschland weithin bekannt geworden und auf der Welt-Missions-
 Konferenz zu New-York als Referent über die Missionsstatistik fungierende
 I. S. Dennis veröffentlicht in dem stattlichen Buche: Centennial
 History of Foreign Missions (New-York 1901. 17 Mk. Auch
 in Hamburg: Oliphant, Anderson and Ferrier). Auf 401 der Breite nach
 gedruckten Folioseiten giebt er in dem Zweidrittel des ganzen Werkes

umfassenden ersten Teile unter 9 Haupt- und zahlreichen Unterpunkten aufs übersichtlichste gruppiert, in sauberen mit vielen Anmerkungen (in Kleindruck) versehenen Tabellen, die Spezial- und Generalübersichten über folgende Missions-Organisationen, Thätigkeiten u. s. w.

1) Seite 9—68 und 257—264 über die evangelistische Thätigkeit auf 9 nach den Sendungsländern geordneten Tafeln, welche von sämtlichen Missions-Gesellschaften in 22 Kolonnen Gründungsdatum, Einkommen, Zahl der Missionare und eingeborenen Arbeiter, der Stärke der Gemeinden und Kommunikanten, Sonntagsschulen, kirchliche Beiträge und der Christen insgesamt registrieren;

2) Seite 69—120 und 265—267 über die Bildungs- und Erziehungsanstalten aller Grade von den Universitäten an bis zu Kindergärten herab auf 8 nach den Missionsgebieten disponierte Tafeln in 8 Kolonnen, welche Ort, Namen, Gründungsjahr, leitende Missionsgesellschaft, Schülerzahl derselben und eventuelle Bemerkungen enthalten;

3) Seite 123—190 und 268—270 über die literarische Missionsthätigkeit, wieder nach den Missionsgebieten geordnet in 4 Hauptabteilungen (Bibel-Übersetzungen, Buchgesellschaften, Buchdruckereien, periodische Presse), von denen jede 4—6 Kolonnen ein Fülle von Anmerkungen hat, in detailliertester Vollständigkeit;

4) Seite 193—212 und 271 über die ärztliche Missionsthätigkeit, die Hospitäler und Freiapotheken (dispensaries) umfassen, wie 2—4 disponiert in 11 Kolonnen;

5) Seite 215—232 und 272 f. über die philanthropische und reformatorischen Missionsveranstaltungen unter ebensolchen 6 Hauptgruppen (Waisen- und Findlingshäuser, Aussiedler-Asyle, Blinden- und Taubstummenanstalten, Enthaltensvereine, sowie sonstige Heime, Fürsorge für Gefangene, Gefallene u. s. w.) in 6—8 Kolonnen.

6) Seite 235—244 und 274 über die vielseitige nicht anders passend bezeichnete missionarische Kulturarbeit in 9 Abteilungen (Gesellschaften für religiöse und soziale Hebung, die studentische Missionsbewegung (8), Bruder- und Schwesterschaften, Bibel-, Frauen-Seminarbesucherinnen- und eine Menge sonstiger Vereine, Konfessionsbibliotheken u. s. w.) geht etwas durch einander.

7—9) Seite 247—254 und 275 über Organisation

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



nikanten- und Christen-Statistik gleichfalls auf die Mi-
gebiete. Freilich, das ist wieder ein schwieriges Unternehmen
kann es begreifen, wenn der Verfasser auf den Wunsch: die
in seiner grossangelegten Statistik durch einen Nachtrag noch
zu wollen, etwa erwidert: ach, ich bin der Zählung müde,
euch mit dem, was ich gebracht habe und füllt die Lücke se

II.

Zunächst wird die Kritik herausgefordert durch die mi-
statistischen Grundsätze, nach welchen unser amerikanischer
gearbeitet hat und die er in der Einleitung (S. 1—5) kurz
darlegt. Wir haben über diese Grundsätze eingehend mit
korrespondiert, aber es ist dem deutschen Missionsmanne nicht
mit dem amerikanischen über dieselben völlig sich zu verständ

1) Als Objekt der missionarischen Thätigkeit bezeichnet
nicht wie wir die nichtchristliche Welt, sondern „die
borenen der unevangelisierten Länder,“ also auch die
evangelische Christenheit; nur die proselytierende Thätigkeit un-
testanten anderer Denominationen schliesst er aus. Das papale
Mexiko, Central- und Südamerika wie die verschiedenen orient
Kirchen gelten ihm in gleicher Weise als Missionsobjekt, wie die
Afrikas, Asiens und Oceaniens. Wir bedauern das, weil das
korrekte Begriff der Mission als Christianisierung verwi-
diese Konfusion durch den Einfluss des vorliegenden Stande
verewigt werden wird. Es ist klar, dass unsere Beschränk
Missionsobjekts auf Nichtchristen uns zu einer nicht unbetri
Reduktion der Dennis'schen Zahlen nötigt.

2) Dagegen nimmt der amerikanische Statistiker seiner
Beschränkung des Missionsgebiets vor, gegen die wir pro-
müssen. Er schliesst nämlich von der missionarischen Thätig-
christlichen Heimatländer aus, in denen die Missionsgesellschaft
Sitz haben. Die Indianer der Vereinigten Staaten und Kanada
ihm ebensowenig als Missionsobjekte, wie die nordamer
Negerbevölkerung. Der Grund für diese überraschende Vereng
Missionsgebiets liegt in der Trübung des Missionsbegriffs, w
in Amerika übliche Bezeichnung Foreign mission mit sich
Dieser Terminus rechtfertigt dem Amerikaner ebenso die Einb
jeder Evangelisationsthätigkeit ausserhalb seiner Heimat in

er von dieser jede Christianisierungsthätigkeit ausschliesst, in der Heimat geschieht. Die letztere Thätigkeit soll natürlich geübt und wird geübt, aber sie gilt als home mission. Diese Thätigkeit würde beseitigt, wenn das Objekt der Mission richtig geordnet würde, nämlich als Nichtchrist; wo derselbe wohnt, ob in Europa oder in Asien, das ist nebensächlich. Wenn Dennis seinen foreign mission konsequent durchführte, so müsste er auch die christlichen Ansiedlern in ihrer neuen Heimat (den Kolonien) in Afrika oder Australien getriebene Christianisierungsarbeit von seiner Statistik ausschliessen, was er aber verständigerweise nicht thut. Die kanadischen Indianer, welche von den beiden anglikanischen Missionsgesellschaften christianisiert worden sind, bezieht Dennis in seine Statistik ein, die von den kanadischen Presbyterianern etc. nicht mitgerechnet schliesst er aus — was für ein verschiefertes und unvollständiges Gesamtbild giebt das! Der Einschluss der Arbeit an den Missionen auch in den Heimatländern der Missionskorporationen, speziell in Amerika, nötigt uns also zu einer beträchtlichen Ergänzung der obigen Zahlen.

3) Zu den Missions-Gesellschaften rechnet unser Statistiker nicht nur diejenigen Organisationen, welche unter selbständiger Leitung Missionen aussenden und mit ihren eignen Mitteln unterhalten, Gemeinden gründen, einen eingeborenen Lehrstand heranbilden etc., sondern auch auch die Vereinigungen (agencies and institutions), die nur einen teilweisen oder spezialisierten indirekten Missionsdienst thun, also nur Unterstützung leisten, ausser den Bibel- und Traktatgesellschaften — die Unterstützungs- und Sammelvereine, die christlichen endeavor-vereine, die studentischen Missions-Bewegungen, die Seemannsmissionen, die Judenmissionen, die Vereine zur Unterstützung der Hungernden, etc. Er unterscheidet demnach 3 Kategorien von Missions-Gesellschaften: 1) solche, welche direkt eigentliche Missionsarbeit treiben, 2) solche, welche indirekt an dieser Arbeit beteiligt sind und 3) Anstalten (institutions), welche unabhängig für ein Spezialwerk thätig sind. B. für ein college, für Sonntagsschulen, für Enthaltensamkeitsvereine, die Antiopium-, die Antisklaverei- und die Schutz-Gesellschaften für Eingeborene u. s. w. Unter diesen drei Gesichtspunkten rechnet Dennis 558 Missions-Gesellschaften zusammen, eine Zahl, die nicht allgemein acceptieren können. Auch hier liegt die Differenz in der verschiedenen Begriffsbestimmung. Hält man nicht daran fest, dass

unter Missions-Gesellschaft nur eine selbständig geleitete und sendende, direkte Christianisierungsarbeit thurende Organisation zu verstehen ist, sondern befasst man unter diesen Begriff auch die Hilfs-Gesellschaften, so gerät man geradezu in einen statistischen Wald, und es würde nicht schwer sein, die Dennis'sche Zahl wenigstens auf das Doppelte zu bringen. Selbst die erste unter drei Kategorien, welche Dennis aufstellt, und die sich auf 294 Gesellschaften beläuft, enthält, zumal unter den asiatischen (51) und afrikanischen (37), einen grossen Bruchteil von blossen Missions-Hilfs-Gesellschaften. Wenn wir nachher die Zahlen selbst einiger Prüfung unterworfen werden, kommen wir darauf zurück. Hier will ich nur an den deutschen Missions-Gesellschaften exemplifizieren, in welcher Weise die Subsumierung unter die drei genannten Kategorien gehandhabt ist. Unter die erste Kategorie rechnet Dennis nur 18 von den 25 deutschen Missions-Gesellschaften; unter die zweite 4, nämlich: 1) Die ostfriesische Missions-Gesellschaft¹⁾, 2) die deutsche China-Allianz-Mission (Barmen), 3) die Ehrichona-Mission, 4) den deutschen Zweig der China-Inland-Mission in Hamburg²⁾; unter die dritte 9: 1 u. 2) die beiden Berliner Missions-Vereine, 3) die Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt, 4) den Verein für das syrische Waisenhaus, 5) die Blindenmission für China (Hildesheim), 6) die deutsche Orientmission³⁾, 7) den Studentenbund für die Mission, 8) den medizinischen Missions-Verein in Stuttgart, 9) den evangelischen Afrika-Verein. Nach Dennis also zusammen 33 deutsche Missions-Gesellschaften.

4) Unter die Missionsarbeiter hat der amerikanische Statistiker auch die Ehefrauen der Missionare mit aufgenommen. Auf wiederholten Vorhaltungen hat er sie allerdings in einer besonderen Kolonne untergebracht, dann aber doch in die Gesamtsumme der foreign missionaries eingerechnet, wodurch dieselbe bedeutend

1) Da haben wir sofort ein Beispiel für die Einrechnung blosser Hilfsvereine. Der Name „Gesellschaft“ hat Dennis irregeführt. Wir haben solcher Hilfs-Gesellschaften noch eine ganze Menge in Deutschland; aber niemand rechnet sie unter die eigentlichen Missions-Gesellschaften.

2) Nr. 2 ist ganz, 3 und 4 sind nur relativ selbständig. — Dagegen ist die Mission der deutschen Methodisten, obgleich sie keine selbständige Missions-Gesellschaft ist, in die erste Kategorie gestellt.

3) Wenigstens die deutsche Orient-Mission müsste in die erste Kategorie aufgenommen werden.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

den Amerikaner vor Schranken, von deren beengendem Einflusse nicht völlig frei halten konnte.¹⁾

III.

Wir kommen nun zu den Zahlen, die Dennis als das Ergebnis seines treuen Fleisses uns vorgelegt hat. Natürlich kann ich die umfangreichen Hauptrubriken, in die er sie geordnet hat, folgend, die Hauptsummen reproduzieren und bezüglich ihrer Prüfung mir die grösste Beschränkung auflegen.

I. Die evangelistische Missionsthätigkeit.

1) Die Missions-Gesellschaften und zwar die, welche direkt mit dem auswärtigen Missionsbetriebe beschäftigte bezogen. Von solchen Gesellschaften kommen nach seiner Registrierung an

die Vereinigten Staaten	52
Kanada	8
Westindien	10
Mexiko	2
Zentral-Amerika	1
Süd-Amerika	2

Gesamt-Amerika 75

Von diesen 75 Gesellschaften sind in Abzug zu bringen von den Vereinigten Staaten 6, Kanadas 3, Westindiens 7, Mexikos, Zentral- und Süd-Amerikas 1.

1) Nur an einem Beispiel will ich das illustrieren und ich nehme für wieder die deutschen Missionen. In dem Directory klassifiziert der American Board of Christian Missions-Gesellschaften in denominationale, interdenominationale und vermischt. Meine Vorhaltung, dass für die deutschen Verhältnisse diese Klassifikation nicht (S. 325), liess er sie fallen und setzte — meine betreffenden Mitteilungen nicht verstehend, — an ihre Stelle societies connected and unconnected with the church. Unter state church dachte er sich eine einheitliche deutsche Kirche, in der verschiedene Konfessionen bezw. konfessionelle und andere Richtungen gäbe. Die Verbindung mit dieser Staatskirche fasste er — so scheint es wenigstens — amtliche auf. Als verbunden mit der Staatskirche werden dann Basel, Berlin I, II Barmen, die Ostfriesische Missions-Gesellschaft (sic!), Bremen, Leipzig, Hermannsburg, Jerusalem-Verein, Breklum, Neukirchen (!), Allgemeiner evangelischer protestantischer Missions-Verein und Neuendettelsau bezeichnet, als unverbunden mit ihr die allgemeine, Allianz-Mission, baptistische und methodistische Mission, Hannoversche Kirche, Ehrichona, Hamburger China-Inland-Mission und Sudan-Pionier-Mission. In der 3. Gruppe (miscellaneous and special) werden dann die anderen mitgebracht: die beiden Berliner Frauenvereine, syrisches Waisenhaus, die Blindenmission, die deutsche Orient-Mission und der Studentenbund für die Orient. Es bedarf für deutsche Leser nur der Wiedergabe dieser kirchlichen Klassifikation, um kennbar zu machen, wie unzutreffend sie in der ersten und dritten Gruppe

Alle, weil sie teils im Anschluss an andre Missionen arbeiten bzw. vollständig aussenden, teils keine eigentliche Heidenmission treiben.¹⁾ Es also von den 75 amerikanischen Gesellschaften nur 54, und von diesen 54 40, die weniger als 15 Missionare unterhalten; also bedeutende Gesellschaften nur 14. Die Majorität der amerikanischen Missions-Gesellschaften ist eine mehr oder weniger ausgedehnte Missionsarbeit unter Nichtprotestanten, unter Protestanten anderer Denominationen.

Für Grossbritannien und Irland:

England	45
Schottland	7
Wales	1
Irland	7

Gesamt-Britanien 60

Von diesen 60 Gesellschaften sind in Abzug zu bringen für England 15, Schottland 3 und für Irland 2, so dass also nur 40 bleiben.²⁾ Der Abzug erfolgt, teils aus den bei den amerikanischen Missionen bereits angegebenen, teils weil Dennis veraltete Korporationen mit aufgeführt, teils weil er in Gesellschaften inkorporierte Missionen als selbständige in seiner Liste behandelt. Z. B. 3, die zu der Regions beyond Miss. Union gehören und die Free Ch. und die Unit. Presbyt. Ch. of Scotland, neben denen er auch noch die Free Ch. of Scotland auführt. Da auch unter den grossbritanischen Gesellschaften 23 sind, die weniger als 15 Missionare unterhalten, so sind nur 17 grössere britische Missions-Gesellschaften.

Für den Kontinent von Europa verrechnet Dennis Missions-Gesellschaften:

auf Dänemark	3
„ Finnland	1
„ Frankreich	3
„ Deutschland	18
„ Holland ,	10
„ Norwegen	6
„ Schweden	6
„ die Schweiz (ausser Basel)	2

der gesamte Kontinent 49

Hier sind folgende Veränderungen nötig: Dänemark 2, Frankreich 1, Deutsch-

1) Die betreffenden Gesellschaften einzeln aufzuführen und bei jeder einzelnen Anschluss separat zu begründen, ist dieses Orts undurchführbar, weil ich mehrere Bogen würde in Anspruch nehmen müssen.

2) Der Intelligencer in seiner Besprechung des Dennis'schen Buchs (1902, S. 10) schreibt sogar: es blieben nicht mehr als 30 Gesellschaften in England, die nicht als Missions-Gesellschaften gerechnet werden könnten.

land (die beiden Zweige der China-Inland-Mission und der morgenländischen Ueteln abgerechnet) 22, Holland 9, Norwegen 4, Schweiz 1, also Summa: unter denselben haben weniger als 15 Missionare, bleiben also nur 17 kontinentale Missions-Gesellschaften.

Für Asien verrechnet Dennis Missions-Gesellschaften:

auf Barma	3
„ China	3
„ Indien	33
„ Japan	4
„ Korea	1
„ Malaiasien	3
„ Türkei	4
	<hr/>
	Summa: 51

Hier müssen für Barma, China¹⁾, Japan¹⁾, Korea und die türkischen Gesellschaften gestrichen, für Indien¹⁾ müssen sie auf 4 und für Niederl. Indien auf 2 reduziert werden. Alle übrigen sind keine nach dem Begriff selbständigen Missions-Gesellschaften, sondern in mannigfaltiger Form Hilfsorgane teils der europäischen und amerikanischen Gesellschaften, teils der gebornen Kirchen. Es bleiben also von den 51 nur — 6, und mit Ausnahme der reformierten Kirche in Niederländisch-Indien, kleine Gesellschaften.

Für Australien und Ozeanien registriert Dennis 28 Missions-Gesellschaften, die wir aus denselben Gründen auf 6 reduzieren müssen und auf Afrika verrechnet er 37, von denen nur 9 auf den Anspruch selbständiger Missions-Gesellschaften Anspruch haben. Unter beiden sind nur 6 grössere.

Von den 294 als directly engaged in foreign Missions von Dennis registrierten Gesellschaften können wir also nur 161 selbständige passieren lassen und unter diesen sind es nur 55, welche mehr als 15 Missionare in ihrem Dienste haben.

Mindestens ebenso beträchtlich, wenn nicht noch beträchtlicher würde die Reduktion ausfallen, wenn wir auch die 2. (127) und die 3. (137) Kategorie, welche Dennis selbst als nicht direkten Missionsdienst thurende Gesellschaften bezeichnet, der Kritik unterziehen wollten. Das würde uns aber zu weit führen, wir begnügen uns daher mit dem Proteste dagegen, dass als die Summe der evangelischen Missions-Gesellschaften die Gesamtzahl aller 3 Dennis'schen Kategorien 558 in Kurs gesetzt werde.

1) Hier stellt Dennis auch die independent missionaries unter die asiatischen Missions-Gesellschaften!!

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



nierte Missionare hat, bezweifle ich, will es aber dahin gestellt sein, absolut falsch ist es, die Heilsarmee mit 990 (1) und gar die Plymouth mit 119 ordinierten Missionaren einzustellen. Hier hat unser amerikanisches Bureau eines unerklärlichen Irrtums sich schuldig gemacht. Ebenso unhaltbar ist die S. P. G. 575 Missionare zu verrechnen, da fast die Hälfte dieser Zahl missionsarbeit nicht thut. Das giebt wieder sehr beträchtliche Abzüge, wir nun noch dazu, dass auch von dem freikirchlichen englischen Arbeit, wenn auch lange nicht so bedeutender Bruchteil auf die englischen Reize fällt und von den asiatischen, ozeanischen und afrikanischen Missionen wenige schon bei den europäischen und amerikanischen Gesellschaften sein müssen, so werden wir die Dennis'sche Zahl der 6155 ordinierten Missionare um wenigstens 14—1500 verringern, also auf rund 4700 reduzieren und bleiben noch die 3563 Laienmissionare, die der Int. (334) vielleicht eher auf 2000 herabsetzt. Beide zusammen würden also, sagen wir rund 7000 machen, so dass sich mit Zurechnung der Missionsärzte beiderlei Geschlechter der unverheirateten Missionarinnen ein evangelisches Gesamt-Missionarspersonal von 11350 ergibt. Wahrlich eine stattliche Zahl, die man nicht durch die Rechnung von 4350 Missionarsfrauen künstlich aufbauschen soll.

3) Das numerische Missionsergebnis. Nach den Summarien, in welchen Dennis alle etwaigen Doppelverrechnungen geschlossen zu haben erklärt, stellt sich dieses Ergebnis folgendes:

1) Amerikan. Gesellschaften:	559476	Komm.	—	1652639
2) Britische	510987	"	—	1427161
3) Kontinentale	228833	"	—	537838
4) Asiatische	66267	"	—	258323
5) Ozeanische	45864	"	—	157477
6) Afrikanische	120462	"	—	481154

Summa: 1531839 Komm. — 4514592

Zum Beweise für die Unhaltbarkeit eines Teils dieser Zahlen nur ein besonders drastische Beispiele. Von der amerikanischen baptistischen Union hat Dennis 128294 Kommunikanten und 500000 Christen. Der vor mir liegende Bericht pro 1901 giebt aber nur 112163 Kommunikanten und 158387 Anhänger in ihren Heidenmissionsgebieten an. Nun arbeitet die baptistische Union auch in Europa, sie verrechnet (unterschieden von jenen) 103762 europäische members, unter protestantischen Ländern ca. 78000, dann 21964 in Russland und ca. 2000 in Spanien. Da Dennis vermutlich ältere Zahlen vor sich hatte, so stimmen die Kommunikanten ungefähr, wenn er die Kommunikanten in

1) Der Int. (334) reduziert sie auf 4800. — Ganz unbegreiflich wie Dennis (263) unter die 42 nordamerikanischen Frauen-Missions-Gesellschaften 2339 ordinierte und nichtordinierte native workers rubrizieren kann, die doch nicht in die Gesamtstatistik aufgenommen sind.

2) Genauer: native Christian community.

eingerechnet hat; aber woher die 500 000 Anhänger kommen sollen, ist nicht angegeben. — Unter den britischen Missions-Gesellschaften ist die Ausbreitungsgesellschaft mit 258 000 Christen verzeichnet, eine zu hohe Zahl, wenn nicht die übrigen südafrikanischen Christen wenigstens teilweise einbegriffen sind, die von den afrikanischen Missions-Gesellschaften selbständig aufgeführt werden. Was es sich verhalten mit der Wesleyanischen Missions-Gesellschaft, von der Dennis 221 520 Christen, der Report nur 150 000 Anhänger angibt. Ganz fehlen muss kommen die Colonial miss. Soc. mit 75 000 Christen und die Bishop's mission to the Assyrian Christians mit 150 000, sowohl Kommunikanten wie Christen. Hier steht man wieder vor einer Unbegreiflichkeit. Die folgende Anmerkung sagt: „Die angegebenen Kommunikanten umschliessen die Mitgliederzahl der eingebornen östlichen Syrischen Kirche, unter denen die genannte Mission arbeitet, ohne zu proselytieren!“ Die kleineren Differenzen bei der Londoner-, der China-Inland- und der Quäker-Mission übergehe ich. In den Angaben der schottischen Freikirche (21 069 Christen) und der vereinigten Presbyterianer (59 543) müssen Zahlen eingerechnet sein, die wenigstens auch in Südafrika und Jamaika noch einmal verrechnet worden sind. — Bei den kontinentalen Gesellschaften wird sich die Zahl der christlichen community stellen als Dennis angegeben hat; dasselbe ist der Fall bei den asiatischen Gesellschaften, wo die ca. 12 000 Christen der Santhal-Mission und die 44 000 der Andaman- und Calautinseln ganz fehlen. Doppelt in Ansatz gebracht ist die indische Evangelische Assoziation mit 18 000 mikronesischen Christen, die bereits von dem American Board einbezogen war. Dass bei verschiedenen afrikanischen Missionen Doppelverrechnungen stattgefunden haben, ist bereits bemerkt worden; auch einige der afrikanischen Zahlen sind an sich zu hoch und ich vermute, dass die betreffende weisse Bevölkerung nicht überall ausgeschieden ist. Zu niedrig eingeschätzt ist die Melanesische Mission mit 6 000 Christen, sie hat 12 000 Getaufte.

Nehmen wir dazu, dass Dennis in seine Statistik auch die Proselyten aus protestantischen Kirchen eingerechnet hat, so müssen wir von seinen 4 514 592 Christen wenigstens 850 000 in Abzug bringen. Dagegen müssen wir ca. 150 000, die er zu wenig angegeben und ca. 110 000 christliche Indianer der Vereinigten Staaten und Kanadas, die er ganz von seiner Statistik ausgeschlossen hat, hinzurechnen, so dass sich auf Grund seiner Berechnungen uns die Gesamtsumme von 5 924 000 ergibt, eine Zahl, die sich auf 11 174 000 erhöht, wenn auch die weisse Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten mit $7\frac{1}{4}$ Millionen eingerechnet wird.

Wir kommen nun zu den übrigen Hauptrubriken, bei denen ich jedoch mit der Angabe der Dennis'schen Zahlen und der Gesamtanzahl der Christen in der Bemerkung begnüge, dass sie im Ganzen als zuverlässig betrachtet werden können.

II. Die erzieherische (educational) Missionsthätigkeit.

Die Anstalten sind sämtlich einzeln aufgeführt mit Angabe des Ortes, des Gründungsjahres, der sie unterhaltenden Missions-Gesell-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

die asiatischen Missionsgebiete, dann auf Mexiko und Südamerika entfällt.

IV. Die missionsärztliche Thätigkeit gruppirt sich um Hospitäler und 783 dispensaries (Polikliniken mit Freiapotheken alle mit Ortsangabe etc. einzeln aufgeführt.

V. Die philanthropische und reformatorische Missionsthätigkeit umschliesst nach Dennis:

1) Waisenhäuser und verwandte Anstalten 247 mit 1000 Pfinglingen;

2) Aussätzigen-Asyle 100 mit 2086 Insassen;

3) Blinden- und Taubstummen-Anstalten: 30 mit 1000 Zöglingen;

4) Rettungsanstalten aller Art: 156 mit 6866 Bewohnern;

5) Sonstige Reform-Gesellschaften 118, wesentlich was innere Mission nennen.

6) Enthaltensamkeitsvereine so zahlreich, dass eine statistische Angabe nicht möglich wurde.

VI. Die sog. kulturelle Missionsthätigkeit umfasst:

1) Jünglingsvereine überhaupt: 1315, speziell methodische, die sog. Epworth league: 488; baptistische: ohne Angabe; eine Bruder- und Schwesterschaft der prot. episkopalen Kirche; eine lutherische Liga von Amerika; der internationale Orden der Nonnen, Töchter und -Söhne; die christl. Vereinigung junger Männer auf den Missionsgebieten: 294; dieselbe junger Frauen: 313; Gesellschaften für Kinder;

2—5) studentische Missionsbewegung;

6 u. 7) Bruder- und Schwesterschaften;

8) Bibelfrauen und Senana-Besucherinnen;

9) verschiedene andere Organisationen (Konferenzen, Schulen, Bibliotheken, Leseräume u. s. w.), die letzteren gleichfalls summarische Zahlenangaben.

VII. Organisationen zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung nationaler, sozialer, moralischer und religiöser Reformen. Immer alle einzeln aufgeführt. Die meisten derselben stehen unter der Leitung von Eingeborenen und haben kein spezifisch christliches Ziel.

VIII. Missions-Seminare in christlichen Ländern, aber nicht bloss Ausbildungsanstalten für Missionare, sondern auch für

Marinnen, Diakonissen, blosse Bibelschulen etc. zusammen 104.
 ganz korrekt.

II. Missionsschiffe: 67.

Unter den Rubriken II—VIII befinden sich auch Anstalten, Gesellschaften und literarische Erzeugnisse, die im Zusammenhange mit apologetischer Thätigkeit unter Nichtprotestanten stehen und daher der eigentlichen Heidenmissions-Statistik auszuscheiden sind.

Ist, wie wir bei der Gesellschafts-Statistik wenigstens an einzelnen Stellen nachgewiesen haben, die umfangreiche Arbeit von Dennis mit kritischer Vorsicht zu verwerthen, so können wir für dieselbe nicht dankbar genug sein, da sie in den riesigen gegenwärtigen Missions-Apparat einen so detaillierten Einblick gewährt, wie er selbst Missionsfachleute überrascht, ja in Erstaunen setzt. Und ist die Missionsstatistik auch eine im Flusse befindliche Wissenschaft deren mit mühsamsten Fleisse gesammelten Ergebnisse bald veralten, so ist die Dennis'sche Arbeit doch ein Standard-Werk, das immer den Rang einer missionsstatistischen Hauptquelle behalten wird.

Warnock.



Die literarische Fehde wider das Christentum in Indien.

Von Julius Richter.

Der Geisteskampf zwischen dem Christentum und den Buchreligionen Indiens hat verschiedene Formen an; bald ist's das leichte und oft wiederholte Beplänkeln dergleichen Strassenpredigt; bald konsolidiert er sich zu sorgfältig durchgeführten Vortragsserien oder zu öffentlichen Disputationen, die ganze Städte und Provinzen in Atem halten; bald gewinnt er noch festere Formen in wissenschaftlichen Werken, welche bis in die Tiefen der Streitfragen hinabsteigen, wie Planders Kampf der Wahrheit und Dilgers Erlösung des Menschen. Es entspricht dem Charakter unserer Zeit, dass er auch bis in die Zeitungen und Wochenblätter eindringt. Wiederholt haben Missionsgesellschaften oder einzelne Missionare Zeitungen und Wochenblätter zu apologetischen Zwecken gegründet. Das Interesse an den religiösen Fragen ist in Indien soweit verbreitet, dass heidnische Zeitungen ihre Spalten oft in weitem Masse für solche religiöse Aufsätze öffnen. Ein interessantes Beispiel derart beschäftigt uns heute, eine Artikelserie im „Bengalee“, der angesehensten heidnischen Zeitung Kalkuttas, die im Juni und Juli des vorigen Jahres nicht weniger als 30 der sehr langen Spalten des vielgelesenen Blattes gefüllt hat.

Sind auf christlicher Seite die Missionare die besonnenen Verteidiger des Christentums und Angreifer des Hinduismus, so haben sich auch auf der hinduistischen Seite Gesellschaften zu Schutz und Crutz ihrer Religion gebildet; die wichtigste war ein Jahrzehnt lang die anscheinend wieder eingegangene Theosophical Society in Madras, welche Süd-Indien mit ihren Craftaten und Ritualen überschwemmte. In Nord-Indien hat die Rolle eines Verteidigers des Christentums der Arya Samadsch übernommen.

Von dem Panditen Dayánand Sarasvati um 1850 gegründet, strebt der Verein eine Reformation des Hinduismus durch Zurückgehen auf die Uebersetzungen der Ueden an. Er giebt sich der Täuschung hin, dass alle Wissenschaft der Welt und alle Entdeckungen der Neuzeit, selbst Telegraphen und Eisenbahnen, bereits in den Ueden enthalten seien; es komme nur darauf an, sie richtig zu lesen und zu interpretieren. Der Interpretationskanon, das „Dayánandi“, ist das Geheimnis ihrer Lehre, das Fundament ihres Systems. Mit diesen pseudohistorischen, archaischen Tendenzen verbindet sich die politische, „Indien für die Inder“. Religion und Regiment sollen in Indien nur indisch sein. Darum keine englische Herrschaft, keine Mission, keine christliche Kirche in Indien! Der Arya Samadsch hat seinen Sitz in Lahore, Pandschab und den angrenzenden Provinzen ist er eine nicht zu unterschätzende missionsfeindliche Macht. Seine Ideale kommen zu sehr den Wünschen der nationalistisch gesinnten Hindu entgegen, als dass diese sich nicht in allen Teilen des Landes dieser im Rufe der Belehrsamkeit und Frömmigkeit stehenden Gesellschaft bedienen sollten.

Kalkutta war in der ersten Hälfte des Jahres 1901 wieder einmal durch die Taufe mehrerer Hindu-Jünglinge aufgeregt worden. Die Heiden fühlten das Bedürfnis, gegen den wachsenden Einfluss der Mission einen entscheidenden Schlag auszuführen. Ein führendes Glied des Arya Samadsch in Lahore, Chatur Chhandradji Varma, der damals in Kalkutta weilte, bot ihnen seine Dienste als Ruler im Streit an, und nachdem er seine „Keulenschläge“ zunächst in einem Privatblatt veröffentlicht hatte, stellte der „Bengalee“ seine Spalten zur öffentlichen Diskussion der angeregten Fragen zur Verfügung, offenbar in der Absicht und in der Hoffnung, diesmal einen durchschlagenden Erfolg für den viel angefochtenen Hinduismus zu erzielen. Licht und Schatten wurden dabei nicht gerade gerecht verteilt. Mr. Varma veröffentlichte seinen Angriff am 4. Juni, erst eine Woche später erhielt Professor Farquhar (Missionar der Londoner Mission, Professor am grossen Bhowanipur-College der Londoner Mission in Kalkutta), das Wort zur Entgegnung, aber bereits in derselben Nummer der nächst folgenden Nummer durfte Varma ausführlich antworten; es gingen wieder zwei volle Wochen dahin, ehe Professor Farquhar die Einwände des Gegners widerlegen konnte. Die Absicht dieser Taktik ist durchsichtig. Nach einleitenden Bemerkungen der Redaktion waren für das Christentum nicht ohne schmeichelhaft: „Wir haben ein Recht, schreibt der Herausgeber, der allgemeinen Empfindung der Hindu-Gesellschaft Ausdruck zu geben, dass die Missionare die Gefühle der Hindu wenig Rücksicht nehmen, wenn sie von den heiligen Lehren und Göttern reden, die dem Hindupublikum am heiligsten sind.“ — Mrs. Besant hat sich über die grausame, respektlose, geradezu satirische Art beklagt, wie die Missionare von dem Heiligtum der Hindu reden.“ —

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



tischen Philosophen, die ihre Schulen in Alexandria hatten. Kritiker wie Philo und Epiphanius vertreten diese Ansicht. Mithin geben die Übertreuer, die bessern Autoritäten und Kritiker der Bibel, selbst zu, dass die Evangelien Übersetzung einer ägyptischen, offenbar heidnischen Quelle sind. Dieses Verständnis zerstört allerdings die Ansicht von der Göttlichkeit der Evangelien, es dient dazu, die Widersprüche in den Übersetzungen zu erklären. Es richtet, die Eklektiker hätten in Rom, Korinth, Galatien, Ephesus u. s. w. Stationen nach dem Muster der paulinischen Briefe errichtet. Also die Quelle, welche den Evangelien zu Grunde liegt, war ums Jahr 20 nach Christo, als die Schule und die Stationen der Eklektiker besuchte, bereits alt Welt. Es weist, dass diese Geschichte von Jesus schon alt war, bevor der sogenannte Christus 20 Jahre alt war. Die Eklektiker sammelten ihre Materialien aus jeder Religion und Philosophie; daher finden wir im Neuen Testament so viele verschiedene Lehren, Bötismen, Molismen, Elicismen u. s. w., und ein Sammeln von Morallehren jeder Religion. Die Sprache, in der dasselbe abgefasst ist, ist alexandrinische Griechisch Ägyptens, welches die Eklektiker sprechen."

Wir sind zunächst auf das höchste überrascht, solch neue Theorien einem Hindu zu hören; Theorien die unsers Wissens nie ein Vertreter indischer Wissenschaft aufgestellt hat. Wir sollten uns vielleicht eingebildet haben, den wissenschaftlichen Gründen für diese phänomenalen Entdeckungen beschaffen und in der That, an Gründen fehlt es dem Herrn Varma nicht, nur schade, dass von den meisten gilt: sie sind leil wie Brombeeren.

Wenn wir Varmas Elaborate lesen, stossen wir uns zunächst an die mangelhafte Schreibung lateinischer und griechischer Namen; sind wir auch geneigt, dem schlechten Zeitungsdruck vieles zu gute zu halten, so zeigt der Vergleich mit dem Druck in Farquhars Entgegnungen, dass die Hauptfehler bei Varma liegen muss; er schreibt Don Cassus für Dion Cassius; Saturnus für Saturninus; Euphanus für Epiphanius; Cibernious für Ciberius u. s. w. Je sich solche orthographische Irrtümer häufen, desto weniger will uns seine Rede ziehen, „er sei ein schlichter, klar denkender Mann, dem nur daran lag, dass ihn jedermann verstehe; ihm diene die Sprache nicht als stabe Schrift, sondern als Mittel, seine klaren, einfachen Gedanken auszusprechen.“ Man bekommt vielmehr den Eindruck, alle diese Namen sind Mr. Varma böhmen Dörfer; er hat sie nur ad hoc aus fremden Büchern zusammen gestoppelt; charakteristisches Zeichen der Halbbildung dieser eingebildeten Hindugelehrten.

Sieht man schon hieran, dass er keine Ader wissenschaftlicher Kritik hat, so verleitet ihn der Eifer, zu viel zu beweisen, zu den wunderbarsten Irrthümern. „Kein zeitgenössischer Schriftsteller kennt Christum, weder Horaz noch Virgil, weder Livius noch Ovid.“ Aber Virgil und Horaz starben in den Jahren 19 und 27 vor Christi Geburt; Ovid und Livius im Jahre 18 nach Christi Geburt, also wenigstens 10 Jahre vor dem öffentlichen Auftreten des Herrn! Am drolligsten wirkt, dass Virgil und Horaz zu Eideshelfern herangezogen werden.

Aber es kommen noch schlimmere Irrtümer: „In der alten römischen Geschichte lesen wir von „Registern“, welche die Provinzial-Gouvernements zu führen hatten, um den Staatsmännern und Geschichtsschreibern Material zur Verfügung zu stellen.“

über alle wichtigen Ereignisse zu liefern. Auch Pontius Pilatus, der befragt haben soll, hat ein solches eigenes „Register“ geführt, die „Acta Pilati“. In diesem „Register“ ist der Name Christi nicht entdeckt. Das ist die „überwiegendste Beweismittel“, dass Christus nie gelebt hat.“ Man hört und liest, dass Mr. Varma hat nie gehört, dass die sogenannten Acta Pilati ein wertloses Dokument des 3. Jahrhunderts sind, und dass sie sich fast ausschliesslich mit der Verurteilung Christi befassen. — Weiter: „Die Verwirrung über eine autorisierte Ausgabe ist so gross, dass Dr. Lardner selbst noch im Jahre 1806 nach Christi Geburt, eine allgemein anerkannte Ausgabe der Bibel sei selbst zu seiner Zeit durch keine Autorität festgestellt.“ Dr. Lardner starb 1768; sein Leben ist die Blüthezeit des Deismus, und er war einer der rüchligsten Vorkämpfer der Vernunft der geoffenbarten Religion. Es nimmt sich allerdings höchst spassig an, dass Mr. Varma diesen Gegner des Deismus um 1250 Jahre zurückwärts zum Zeitgenossen Augustins macht!

Die Wissenschaftlichkeit Mr. Varmas ist es also nicht weit her; wir können über ihn zur Tagesordnung übergehen. Aber wie kommt er auf seine Theorie von der Entstehung des neutestamentlichen Kanons? Er kann sie nicht aus den Fingern gezogen haben, und in wissenschaftlichen Lehrbüchern der neutestamentlichen Einleitung hat er sie sicherlich nicht gefunden! Sogar hat sich die Mühe genommen, diesen Weichselzopf zu unteruchen. Unter den Schriften Philos befindet sich eine, De vita contemplativa, in der das Ideal des altchristlich-ägyptischen Mönchtums in farbenprächtigem Phantasiebild dargestellt wird; die Schrift ist nicht von Philo, sondern von einem unbekannt christlichen Verfasser aus der Zeit kurz vor Eusebius, der sich mit dem Namen Philos deckte. Nun hat der Kirchenhistoriker Eusebius (II, 16. 17) den gleichen Irrtum begangen, diese Schrift für echt zu halten und in ihr eine Vorstellung der ältesten Christengemeinden zu sehen. Es würde zu weit führen, die Folgen dieses Irrtums für die Entwicklung des katholischen Mönchtums nachzuweisen (S. Real-Encykl. 2. Aufl. 15, 546, ff.). Ehe nun die Kritik den wahren Inhalt und Zweck der Schrift erkannte, schwankten die Gelehrten hin und her, ob die „Therapeuten“ jüdischer oder christlicher Religion seien, ob sie existiert haben, und ob die Schilderung in das erste, dritte oder vierte Jahrhundert zu setzen sei. Diese unklare Sachlage benutzt Mr. Varma als Grundlage seines Systems. Er behauptet, dass die Therapeuten jüdische Philosophen, welche aus allen Religionen das Beste zusammengefügt hätten. In ihrem Besitz seien alle Quellen gewesen, aus denen die neutestamentlichen Schriftsteller während verschiedener Jahrhunderte ihre Lehren zusammengeschrieben hätten. Diese Therapeuten hätten Stationen in Jerusalem, Galatia, Ephesus u. s. w. gehabt; nicht Paulus, sondern sie seien die Führer aller dieser Gemeinden gewesen. Paulus selbst sei ebenso wie die anderen nur ein Therapeut gewesen. Der Name „Christus“ sei nur der Name gewesen, an den sie alle vermeintlichen Tugenden angehängt hätten; der Name „Christentum“ stamme, sei nicht mehr nachzuweisen; der Rückgang von ihm auf die historische Persönlichkeit Jesu Christi sei höchst unsicher. Wir sehen, das ganze Gebäude ruht auf dem Trugschlusse der vermeintlichen Echtheit von Philos Schrift De vita contemplativa und dem Irrtum des Eusebius.

der in rücksichtsloser, auch im einzelnen der Wahrhaftigkeit durchaus entsprechender Weise ausgebeutet wird. Aber nach den oben gegebenen Punkten Mr. Uarmas Gelehrsamkeit werden wir billig fragen: woher hat er die Behauptung, dass er selbst weder Eusebius noch Philo gesehen hat, beweist er zur Genüge durch, dass er nicht einmal genau weiss, wo die entscheidende Stelle steht! Er ist so unvorsichtig, seinen Gegner wiederholt auf die „Freidenker“ in Boston zu verweisen; offenbar hat er aus ihnen seine Argumente schöpft. Und der Vorwurf, der ihn trifft, ist der, dass er in blinder Parteilichkeit gegen das Christentum und absoluter Unwissenschaftlichkeit ein Machwerk christenfeindlichen Ursprungs für baare Münze und schneidend gehalten hat. Dass er sich dabei auf das hohe Pferd der Wissenschaftlichkeit und unbestechlichen Wahrheitsliebe setzt, dass er das Christentum als blinden Glauben brandmarkt, dass er besonders in seinem zweiten Schreiben eine kindliche Siegesgewissheit zur Schau trägt, macht seine Persönlichkeit um so lächerlicher.

Und doch könnten wir ihm alle diese Unwissenheit und Irrtümer nachzuweisen, wenn er nicht gar so häufig die giftige Waffe der Verleumdung ergreift. Obgleich er die Nichtexistenz Christi mit unbesiegliehen Gründen glaubt zu haben, entblödet er sich nicht, in extenso das berüchtigte jüdische Sopher Toledot Jeschua auszuschlachten und diese ganze nichtswürdige Fälschung Marias als von „hervorragenden Schriftstellern anerkannte Autorität“ zu stellen. Mit dem Vorwurf der Fälschung ist er gegen jeden christlichen Schriftsteller, Mönch und Kirchenvater bei der Hand; Origenes hat die Septuaginta gefälscht; Eusebius hat den Briefwechsel des Herrn mit Abgaius (sic!) gefälscht; wahrlich hat er auch die berühmte Interpolation des Josephus über Christum eingeschoben, die alten Mönche haben unterdrückt, was ihnen missfiel, und nach Belieben geändert, was sie für ihre Zwecke glaubten verwenden zu können. Man bekommt bei Mr. Uarma den Eindruck, die ganze alte christliche Litteratur bestehe aus Fälschungen und Interpolationen! Es ist durchsichtig, dass damit von dem Gegner und dem Christentum ein Makel angehängt und ihre Sache in Zweifel hingestellt werden soll.

Genug davon! Dem Mr. Uarma ist durch den gelehrten Missionar Mr. Farquhar eine so glänzende und gründliche Widerlegung zu teil geworden, er jedenfalls nicht wieder wagen wird, das Christentum anzugreifen. Die Fehde ist symptomatischer Art. Die Heiden fühlen sich in der Defensive gedrückt, da ziehen sie es vor zur Offensive überzugehen. Und die rationalistische und christliche Litteratur des Westens liefert ihnen die Waffen zu ihren Angriffen. Sie müssen erwarten, dass diesem schnell zurückgeschlagenen Vorstoss andere, heftigere folgen werden. Es ist von grosser Bedeutung, dass unter den Missionären Leute seien, die, auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung stehend, in der schlagigen Litteratur Deutschlands und Englands bewandert sind und ihr Schwert in der Scheide bereit haben, um jeden unberechtigten Angriff schnell und schneidig abzuwehren.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Eine erste allgemeine Missionskonferenz am Kongo fand am 21. Januar in Leopoldville, dem Endpunkt der Eisenbahn statt. Von dem Kongo arbeitenden Missionsgesellschaften waren 6 mit 34 Delegierten, 20 Männern und 6 Frauen, vertreten. Auch die Britische Bibelgesellschaft, die zwei Stationen am Kongo hat, hatte einen Vertreter entsandt. Der Vorsitz wurde selbst dem noch lebenden ersten Missionar, der das Kongobecken 1877 betrat, von den Londoner Baptisten, übertragen. Die von ihm geleitete englische Mission mit 58 Arbeitern geht jetzt mit dem Gedanken um, von der Küste bei Aruwimi aus eine Reihe Stationen in der Richtung auf den Albert-See anzulegen und so der englischen Kirchenmission die Hand zu reichen, die an der Ostküste her vordringt, und damit die „Stationenkette von Ozean zu Ozean“ vollständig zu machen. Im ganzen bearbeiten die 7 Gesellschaften (4 amerikanische, 3 europäische, unter ihnen auch Angehörige der Schwedischen Freikirche eine Reihe Freimissionare) jetzt ein Gebiet von 1 Million (englischen) Quadratmeilen einer Bevölkerung von 20 Millionen Seelen, die 50 verschiedene Sprachen sprechen. 50 Missionsstationen sind mit 200 Missionaren besetzt und 6000 Christen sind gewonnen. Hunderte von Dörfern seien mit Schulen besetzt und von eingeborenen Lehrern besetzt und mehrere Ausbildungsstätten für Lehrer, Prediger und Prediger sind vorhanden. Die Konferenz besprach die verschiedenen Schwierigkeiten der Missionsarbeit und den Stand der eingeborenen Christengemeinden hinsichtlich des Palmweintrinken, die Polygamie und andere heidnische Sitten. In der Konferenz freute man sich der grossen Einmütigkeit, die herrschte, und der brüderlichen Gemeinschaft, die man genoss, und der grossen Chate Gottes in dem 25. Jahre Stanley von Nyangwe aufbrach, um den Kongo zu erforschen ohne zu wissen, ob er hin er kommen würde. Bemerkenswert, wenn nicht auffallend erscheint der Satz: „Wir sind dankbar, sagen zu können, dass der Branntweinhandel der Eingeborenen wirksam unterdrückt wird.“¹⁾

Durch eine reiche Gabe des verstorbenen R. Arthington von 10 000 £ ist die Londoner Missionsgesellschaft in den Stand gesetzt, hat die Londoner Missionsgesellschaft eine neue Expedition von 8 Personen nach ihrem central-afrikanischen Missionsgebiet beauftragt. Die Hälfte von ihnen soll als Verstärkung auf das bereits 1886 in Angriff genommene, leider aber sehr vernachlässigte, in den letzten Jahren aber wieder durch schmerzliche Todesfälle heimgesuchte Gebiet am Südende des Tanganjika-Sees gehen, das hoffentlich nun endlich planmässiger bearbeitet wird, die andere Hälfte aber soll eine neue Mission beginnen und zu diesem Zweck südlich nach Uwemba vordringen.

1) Berichtigung. Die Seite 206 sich findende kurze Notiz über die Station Cuebo (nicht Lunbo) hat sich auf einen älteren Bericht gegündet, der mir von autoritativer Seite (aus New-Orleans) mitgeteilt wird, betzägt jetzt der Kommunikanten auf den beiden genannten Stationen (Cuebo und Lunbo) 1854, ein bedeutender Erfolg, wenn man bedenkt, dass die Mission erst 1850 gegründet worden ist. Allein im letzten Jahre betrug der Zuwachs 282 neue Seelen. Auf beiden Stationen besuchen 226 Kinder die Schulen. Das grosse Ereignis dieses Jahres war die Ankunft eines eignen Missionsdampfers aus New-Orleans mit 1000 £. B. 5.

Der bekannte Londoner China-Missionar Dr. Griffith John plädiert lebhaft Hankau zu einem grossartigen Mittelpunkt für christliche Bildung in Zentralchina zu machen und es zu diesem Zwecke mit einem ausgedehnten Schulsystem bis hinauf zu einem theologischen College und einer medizinischen Fakultät auszugestalten. Er schreibt: „Zentralchina, einschliesslich der Provinz Hankau, ist jetzt für das Evangelium weit offen. Wir haben in dieser so lange unerschlossenen Provinz von mehr als 10 befestigten Städten Besitz genommen und errichtet 30 und 40 Missionsstationen in den Bezirken, deren Hauptstädte wir sind, errichtet. Wie aber kann, ohne eine ausgedehnte Anlage zur Erziehung eingeborener Evangelisten und Pastoren, ein so ungeheures Feld bebaut werden? Die Chinesen verlangen nach moderner Bildung. Da müssen wir ihnen eine solche vorgeben: Soll dieses Verlangen durch christliche Missionare und Schulen befriedigt werden, die dem Christentum dienen, oder sollen sie den Händen überlassen, die für die Missionsarbeit gar kein Verständnis haben? Die Erziehung darauf hinausläuft, antichristliche Anschauungen durch das Land zu verbreiten? Als Mittelpunkt für solch eine grosse, zentrale und umfassende Bildungsanstalt wüsste ich gegenwärtig keinen geeigneteren Platz in ganz China zu finden als eben Hankau. Lange Zeit war es der grösste Markt für das innere China. Für Eingeborenen ist es bekannt unter hohen Namen, wie Kiu Seng Tschu Ku, d. h. Zentrum neun Provinzen, und Tien hia Tschu Tschung, d. h. Zentrum des Reiches. Hier strömen Leute aller Art aus jedem Teil des Reiches zusammen: Mechaniker, Händler, Kaufleute und Besucher. Hankau hat einen besonderen Einfluss auf die Provinzen Hupe und Hunan, deren Bevölkerung die aufgeweckteste des Reiches ist. Das Hankau der Zukunft wird noch von grösserer Bedeutung sein als das Hankau der Vergangenheit und Gegenwart. Als Knotenpunkt mehrerer grosser Eisenbahnsysteme wird Hankau zweifellos an Ausdehnung und Wichtigkeit bedeutend gewinnen. Es ist dazu bestimmt, das Chicago Chinas zu werden. Mit dem Ausbau dieser Eisenbahnlinien wird die völlige Öffnung des Reiches für den westlichen Einfluss kommen, und jeder Landesteil wird dann leicht zu erreichen und in lebendige Beziehung zu diesem prächtigen Zentrum gesetzt werden können. Dieser Plan liegt mir sehr am Herzen. Noch drei Jahre, und ich werde 30 Jahre in China. Meine Hoffnung und mein Gebet ist, dass, bevor diese Zeit verstreicht, Gott es seinen Kindern ins Herz giebt, diesen Plan zu verwirklichen.“

Die Rheinische Missionsgesellschaft veröffentlicht ihren Jahresbericht. Ende 1901 zählte sie 99 Missionsstationen (von denen 6 neue im Jahre 1901 gegründet wurden), 260 Aussenstationen, 141 Missionare, darunter 4 Ärzte, 10 Missionsschwester und eine eingeborne Arbeiterschare von 27 ordinierten Pastoren, 10 Lehrern, 46 Evangelisten und 914 Ältesten. Gemeindeglieder waren 85 069 Personen, Schulen 350 mit 15 858 Schülern. Aus den Heiden wurden im letzten Jahre 3461 getauft, im Taufunterricht befinden sich 12 269. Die Einnahmen betragen sich einschliesslich der sehr reichlichen Defizitgaben auf 886 667 Mk., die Ausgaben, gleichfalls einschliesslich des vorjährigen grossen Defizits auf 889 079 Mk., so dass nur ein kleiner Fehlbetrag von ca. 2410 Mk. vorhanden ist.

Wieder einmal ein klassisches Beispiel von der Ignoranz, mit der

Reisende etc. ihre apodiktischen Urteile über die Mission fällen. In dem „Aus den Tiefen des Weltmeers, von Carl Chun. Schilderungen der deutschen Tiefsee-Expedition. Verlag von Gust. Fischer 1900“ sagt der Verfasser, durch keinerlei Sachkenntnis getrübt, auf S. 35: „Bewohner von Nias haben sich sowohl dem Mohammedanismus als dem Christentum gegenüber vollständig ablehnend verhalten.“ Dabei ist der, der das schreibt, im Februar 1899 in Gunong Sitoli gewesen. Bekanntlich ist Nias eins der gegenwärtig erfolgreichsten Missionsfelder überhaupt und zwar einer deutschen Gesellschaft. Nach dem letzten Jahresbericht zählt die Barmer Niasmission 5778 Christen und 3755 Taufbewerber. Aber das existiert Herrn Chun nicht!

Auch ein Kritiker der Mission. In einem Buche, das den Titel „Auf flüchtigem Jagdross in Deutsch-Südwest-Afrika; Jagd- und Reisebilder eines wilden Jäger“ und das im Verlag von Paul Parey in Berlin 1902 erschienen ist, steht auf S. 25 folgendes zu lesen: „Sind Missionare an Bord, so bilden diese eine Partei für sich. Ich persönlich habe für diese Gottesmenschen nichts übrig. Es mag auch ganz vernünftige darunter geben; das will ich nicht streiten. Das Gros derselben aber, das ich kennen gelernt habe, das waren unleidliche Kerle. Allzuviel Lebensart braucht man von ihnen ja freilich zu verlangen. Mir ist aber ein einfacher ungebildeter Mensch viel lieber als ein mauliger, halbgebildeter Missionar. Das Augenverdrehen, Psalmenbeten, schwarze Kuttentragen allein machts noch nicht. Die erspriessliche Thätigkeit dieser lieben Leute ist aber meistens recht illusorisch. Meinem Geschmack entsprechen katholische Missionare mehr als die evangelischen. Die vernünftigsten habe ich bei der finnischen Mission gefunden. Ob unsere Kolonien ohne Missionare vielleicht besser daran wären, über das Thema haben sich schon geistreiche Leute als ich den Kopf zerbrochen. Jedenfalls habe ich zwischen den heidnischen christlichen Kaffern und Hottentotten oder Bastards keinen Unterschied erkennen können. Sie stahlen und logen alle gleichmässig gut und waren gleichermassen die grössten Banditen, die auf dieser schönen Erde herumlaufen.“ — Soweit der classicus des „wilden Jägers“. Sein Urteil gewinnt entschieden an Kraft, wenn wir lesen, wie er sich selbst und seinen Reisegegnossen auf S. 6 charakterisiert: „Mein Grundsatz, die Berge von unten und die Kneipen von innen zu bewachen ist auch der seinige. Seine Erklärung, dass Arbeit nur für Dummköpfe da sei, habe ich ihm auf's Wort geglaubt und ihm meinerseits versichert, dass die Weine, die schönsten Mädchen und die stärksten Hirsche ausgerechnet für uns gewachsen wären.“

Kriele.



Der Litteratur-Bericht musste leider zurückgestellt werden.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



und Fürsorge der beiden Missionarfrauen, die ihnen nebenbei mancherlei nützliche Fertigkeiten beibringen. Die Missionare natürlich für die Dauer des Kursus die Lehrerfamilien unterhalten; es ist ausgeschlossen, dass sie die Unkosten selbst tragen können. Der Lehrer bekommt ein so knappes Gehalt, dass er mit seinem Einkommen kaum auskommen kann; sparen kann er nicht. Andererseits ist die Missionskirche noch nicht so weit, dass sie für den Unterhalt der Panditaaspiranten selbst aufkommen würde. Darin darf man nicht zu viel verlangen. Übrigens habe ich nicht bemerkt, dass die Zöglinge im Studium durch ihre Frauen oder Kinder behindert oder beschwert wären. Selbst in Krankheitszeiten — wir haben eine Masernepidemie durchgemacht, wo die ca. 25 Lehrerkinder hintereinander krank wurden — wird der Unterricht und das Leben so leicht nicht beeinträchtigt. Man muss es den Lehrern und ihren Frauen zum Ruhme nachsagen, dass sie sich in diese Lage so trefflich zu schicken wissen: sie haben sehr kleine, enge Häuser, bekommen wenig Gehalt, haben nur ein winziges Gärtchen, und sie behandeln lassen, wie Schüler und schicken sich in das Leben mit jener Elastizität, welche sich bei dem Batak unter dem Druck des kategorischen Imperativs entfaltet.

Der Kursus dauert 2 Jahre — eine lange Zeit für verheiratete Leute. In diesen 2 Jahren muss viel bewältigt werden. Da muss man hier mit der Elite der Lehrerschaft zu thun haben, mit Männern, die schon eine gute Ausbildung hinter sich, die auch im Leben schon ihre Tüchtigkeit bewährt haben, so dürfen natürlich die Ziele weit höher gesteckt werden, als bei der Ausbildung der Lehrer. Aus diesen beiden Gesichtspunkten massgebend: was brauchen sie für ihren Beruf? und: was können sie tragen? Sie brauchen eine — man sich des Ausdrucks bedienen darf — theologische Ausbildung, die sie hoch über die Lehrer stellt, die sie befähigt, eine Gemeinde zu verwalten; sie brauchen so viel, dass man erschreckt fragen muss, wie ist das in 2 Jahren ohne gründlichere Vorbildung möglich? Man kann ihnen auch etwas zumuten. Die oben genannten Leute des Batak besitzen auch sie; dazu sind sie von ernstem Eifer, und man braucht sie nicht immer anzutreiben, sie haben Lust und Energie zur Arbeit, beschäftigen sich gern mit schwierigen Problemen. Schon das Bewusstsein, dass sie zu Pandita berufen sind, wirkt bei ihnen Criebe und lässt Saiten anklingen, über die der Batak sonst

Sie denken gern. Wenn es uns Lehrern nur gelingt, ihr für ein Problem zu wecken und ihnen die Dinge batakisch zu machen, so folgen sie mit grossem Interesse und verstehen z. B. dogmatische und ethische Gedankengänge. Auch hier besteht für den Lehrer sehr gross, sich in die Rolle eines Provinzialinstitutors zu spielen und weit mehr zu treiben als heilsam ist. Der Leitsatz muss bei alledem bleiben: was frommt ihnen und nützen sie für ihr Amt? Wir würden ohne grosse Schwierigkeiten eine grosse Portion Wissen in sie hineinstopfen und ihnen einen solchen Firnis antünchen können; aber die Folge wären eingepredigte Prediger, die die Brücke zu ihrem Volke nicht mehr läanden und Problemen des täglichen Lebens, wie sie für uns brennend sind, Interesse mehr abgewinnen könnten.

Der Lehrplan gestaltet sich in den Hauptzügen folgendermassen: Sache und Mittelpunkt ist Gottes Wort. Freilich nicht in der Ur-
 Es würde wohl gelingen, den Zöglingen etwas Griechisch
 rinnen, gerade genug, um sie aufgeblasen zu machen. Wir
 beim Batakischen, und verzichten auch auf Deutsch oder Holländisch,
 das doch nichts Gründliches werden kann. Indes muss ich sagen:
 sie soweit Deutsch lernen könnten, dass ihnen die leichtere erbau-
 Literatur zugänglich würde, so würden wir einen Riesenschritt
 kommen. Dafür reicht aber die Zeit nicht aus. Was sie lernen,
 verstanden werden, so weit es kontrollierbar ist; die fremde
 aber hätte nur den Wert einer klingenden Schelle. Vom Neuen
 Testament wird viel, möglichst gründlich gelesen, in der Weise, dass
 der Lehrer mit den Schülern zusammen sucht und forscht und die Er-
 se schliesslich in einem kurzen Diktat niedergelegt werden. Be-
 handelt wird ein synoptisches Evangelium, Johannesevangelium,
 Apostelgeschichte, Römerbrief, 1. und 2. Korintherbrief, Galaterbrief,
 Epheserbrief, Pastoralbriefe, Hebräer- und 1. Petrusbrief. Im Übrigen
 haben wir das gesamte Neue Testament einmal kursorisch durchzu-
 gehen. Es liegt auf der Hand, dass wir hier nicht nach berühmten
 Methoden bei der Exegese eines Buches etwa zu Pfingsten beginnen und
 die Perikopen noch nicht mit dem ersten Kapitel fertig sind: wir
 können unsern Leuten etwas Abgerundetes, Ganzes geben, nicht nur
 zeigen, wie man's macht. Die induktive Methode ist hier die
 bessere. Besonders behandelt werden die Perikopen unter exegetischen
 und praktischen Gesichtspunkten. Biblische Begriffe werden bei Gelegen-

heit zusammengestellt und möglichst gründlich erörtert, Beglaubigung, Glaube, Sünde, Leben, Wiedergeburt, Rechtfertigung. Das ist das Missionsgebiet, wo diese Worte z. T. erst neu geprägt sind, falls alle einen ganz andern Sinn erhalten haben, als der ihr eigen war, besonders schwierig, aber auch dankbar und geistreich. Biblische Theologie wird nicht eigens traktiert, wohl aber ist von dieser Disziplin bei Gelegenheit der Exegese behandelt. Man bemüht sich überhaupt, der exegetischen Arbeit so vielerlei Früchte abzugewinnen. Im Alten Testament handelt es sich um die Einführung in die Reichsgottesgeschichte in ihren grossen Zusammenhängen. Es ist auffallend, was unsere Missionschristen für ein gutes Verständnis für das Alte Testament haben; eine Erscheinung, die nach jeder Seite hin zu denken giebt. Auch hier wird der rote Faden der messianischen Weissagungen besonders verfolgt; Psalmen und Propheten werden gründlicher gelesen. Auch im Neuen Testament wird möglichst viel cursorisch gelesen. Bibelbehandlung ist Kern und Stern des gesamten Unterrichtes.

Für die Glaubenslehre scheinen mir folgende Richtlinien die Zöglinge müssen lernen, an die dogmatischen Probleme heranzutreten (nur nichts Unverstandenes, lieber wenig!); sie müssen das gesamte Gebäude der Glaubenslehre einmal denkend durchgehen, wobei es mehr auf das Verstehen der grossen Räume und der Pfeiler ankommt, als auf ein Eindringen in die einzelnen Details der Ornamente und Zierraten. Dabei müssen sie die biblische Grundlage der einzelnen Lehren einsehen; sie sollen auch etwas von der kirchlichen Lehrentwicklung kennen lernen (dies an Stelle der in der Mission überflüssigen Dogmengeschichte). Sie können nicht ein selbstverarbeitetes Urteil in allen dogmatischen Hauptfragen gewinnen, sondern sind ihnen nach gemeinsamer, forschender Arbeit klare Resultate gegeben, die gelernt, aber erst verstanden werden müssen. Die Unterscheidungslehre fällt dabei von selbst mit ab. Die Lehren, welche sich um Christi Person und Werk gruppieren, sind besonders wichtig. Die Sonderbekenntnisschriften werden nicht besonders beachtet. Über gründlich besprochene dogmatische und biblische Themen werden Aufsätze angefertigt, die dann vorgelesen und besprochen werden. Soviel wie möglich wird auf das altbataksche Heidentum zurückgeführt, sei es um Anknüpfungen für dogmatische Begriffe zu suchen (z. B. Genugthuung, Schuldopfer), sei es um durch Gegenüberstellung

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Anwendungen. Merkwürdig, dass diese Naturkinder solch ein Vorurteil zur Unnatur haben! Ich habe ihnen oft gesagt, dass sie für die Anwendung uns überlegen sein müssten, da sie die Sprache voll beherrschen und vor allen Dingen das Volk, zu dem sie reden und durch kennen; sie müssten wissen, welche Saiten angeschlagen, welche Vergleiche angewendet werden müssen, damit man den Weg zum Herzen der Zuhörer findet. Mit dem homiletischen Unterricht sind diese Übungen verbunden, indem jede Woche einer von ihnen eine Predigt genau ausarbeiten und dann halten oder vorlesen muss. Diese Predigten sind dann einer gründlichen Kritik unterzogen. Auch müssen sie am Sonntags in Gegenwart des Missionars vor der Gemeinde predigen. Besondere Berücksichtigung findet die Heidenpredigt und die Kasualpredigt. Sie hospitieren auch bei den homiletischen Übungen der Seminare.

Da alle Pandita zugleich Schulmeister sind, so ist Katechetik damit verbunden Pädagogik ein wichtiges Unterrichtsfach. Wenn möglich werden katechetische Übungen abgehalten. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient der Katechumenen- und Konfirmandenunterricht. Besonderes ist hier nicht zu bemerken. Natürlich sind auch in der Disziplin deutsche Lehrbücher nicht zu übersetzen, da alles speziell auf die bataksche Verhältnisse zugeschnitten werden muss. Dies macht den Unterricht nicht besonders anziehend, aber auch besonders schwierig. Man kann ein Missionar kann gar nicht gebildet genug sein, wenn er den Anforderungen annähernd gerecht werden will, die sein Beruf an ihn stellt.

Pastoraltheologie und Seelsorge müssen wieder durch für bataksche Pandita zugeschnitten sein. In diesem Fache müssen die Ziele einstweilen niedrig hängen, denn es fehlen uns die tiefen erfüllten Persönlichkeiten, wie sie die Seelsorge erheischt. Immer ist dies Kapitel sehr wichtig, denn es soll ihnen da ihr Amt näher gemacht, seine Pflichten und Aufgaben klar gelegt, das Gefühl der großen Verantwortlichkeit ihres Berufes geweckt werden. Es müssen ihnen die Wege gezeigt werden, wie sie durch treue Hirtenarbeit an der Erhebung ihres Volkes arbeiten können. Hier ist auch Anweisung zu geben, wie sie die ihnen unterstellten Lehrer beaufsichtigen und fördern der Schule vorstehen, den Ältesten Leiter und Richter werden; es ist zu behandeln ihre Aufgaben gegenüber den Häuptlingen (ein schwieriges Kapitel!), gegenüber den Beamten. Ein besonderes Kapitel gehört dem Familienleben, welches in hervorragendem Masse erzieherisch wirken soll. Sie müssen eingeführt werden in das Verständnis der Aufgaben

ralen Handlungen, des gesamten Kultus; sie empfangen über das ziemliche Verhalten bei Amtshandlungen, überall das decorum; Belehrung über die Kirche, ihre Symbolik, namentlich über kirchliche Musik. Kirchenbuchführung und Predigt muss gleichfalls erörtert werden. Endlich verdient ebenfalls die Besprechung der Kirchenzucht, die hier bei uns ja eine größere Rolle spielt als daheim. Hierhin könnte man auch die erwähnte privatissimum über die Sonntags-Evangelien aufnehmen, welche unter homiletischen Gesichtspunkten bearbeitet und möglichst brauchbar gemacht werden. Der Unterricht wird diktiert und schliesslich der Ertrag der Mehrheit in einer möglichst naturgemässen Disposition fixiert. Der praktische Unterricht kann natürlich nicht wissenschaftlichen Charakter haben; auf diesen Ehrgeiz muss die Batakmission noch verhalten werden; allmählich möglichst viel gelehrt und gedacht werden; dabei aber nicht ungezwungen das erbauliche Moment zur Geltung; im eigentlichen Sinne des Wortes: sie sollen durch diesen Unterricht der inneren Menschen erbaut, reifer, reicher werden; ihr Verstand in Hand mit ihrer Erkenntnis tiefer und fruchtbarer werden. Die Hauptaufgabe der Erziehung — so weit Menschen zu erziehen können sein können.

Die praktische Ausbildung kommt bei diesem System freilich etwas mehr ein wirkliches Studium. Die Kandidaten müssen ja nicht nur gelehrt, sondern gelegentlich auch unterrichten, aber das tritt doch sehr in den Hintergrund. Da die beiden Lehrer der Panditazöglinge zugleich dem Vorsteher vorstehen, so können sie nicht soviel Zeit auf diesen einen Zweig der Missionsarbeit verwenden als wünschens-sonders zur Beaufsichtigung eventueller praktischer Arbeiten mit übrig. Es ist demnach zu wünschen, dass die jungen Kandidaten längere Zeit an der Seite eines erfahrenen Gemeindevorstehers einleben in die praktische Thätigkeit mit ihren neuen Kenntnissen.

Leider wird manchem gleich nach Absolvierung des Studiums die selbständige Arbeit übertragen, wo er mehr oder weniger angewiesen ist. Ein Uikariatsjahr wäre darum sehr zu empfehlen. Es liesse sich praktisch ganz gut durchführen.

Der Plan wäre folgender: man könnte die zu Pandita auszubildenden Kandidaten einem Missionar übergeben, vielleicht immer nur 2—3 Kandidaten. Dieser Missionar müsste eine kleine Gemeinde haben, die es ihm

ermöglichte, die jungen Leute gründlich in alle theologischen Disziplinen wie sie oben aufgezählt sind, einzuführen, zugleich aber auch in allen Zweigen der pastoralen Thätigkeit praktisch Führer und Helfer zu sein. Sie müssten unter seinen Augen nicht nur predigen, sondern auch Konfirmanden- und Taufunterricht geben, Kranke besuchen, Heiden und Abgefallenen nachgeben, unterrichten, Evangelisationsunternehmungen, u. s. w. Täglich und stündlich würde er mit Schülern verkehren und ihnen vom Besten, was er hat, ungehemmt mitteilen. Sobald er einen von ihnen für reif hält, so kann er ordiniert werden, und alsbald rückt ein anderer in seine Stelle. Auch hat aber die Verbindung dieses Kursus mit dem Lehrerseminar manche Vorzüge. Man könnte auch sagen: da die Lehrer ja doch samt schon ein schönes Stück praktische Arbeit hinter sich haben, es ihnen ganz heilsam, wenn sie derselben einmal total entrückt werden, was vielleicht besonders für ihren inneren Menschen heilsam ist. Lauf der Zeit, wenn unsere Kirche sich so ausdehnt, dass die Zahl der Prediger wesentlich vermehrt werden muss, dann wird ja obiges System doch nicht mehr genügen.

Der Entlassung der Kandidaten geht wiederum ein Examen voraus, in dem sie vor einer Kommission Rechenschaft ablegen müssen über das, was sie gelernt haben. Dann werden sie auf der darauffolgenden Jahressynode der Missionare feierlich ordiniert. Die Einführung in die Gemeinden — sehr oft dieselben, welche sie als Lehrer verlassen haben — gestaltet sich weniger feierlich.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Weiterbildung der jungen Pastoren, nachdem sie ins Amt eingetreten sind. Diese gestaltet sich in ähnlichen Linien wie die der Lehrer. Hauptsache ist der Einfluss des über sie gestellten Missionars. Derselbe gestaltet sich jedoch dadurch noch schwieriger, dass die Pandita z. C. auf abgelegenen und einsamen Posten stehen. Immerhin sehen sie ihren Missionar doch oft genug, um von ihm nachhaltig beeinflusst werden zu können. Auch für die Pandita ist das Monatsblatt förderlich; manche von ihnen beteiligen sich gern mit mehr oder weniger gediegenen Aufsätzen. Auch an der Preisarbeit beteiligten sie sich zahlreich mit z. C. mit guten Leistungen. An der Lehrerkonferenz nehmen sie nicht teil. Sie haben ihre Konferenz für sich, die gleichzeitig mit der Jahressynode der Missionare tagt. Sie leidet an dem Übelstand, dass kein Missionar ihr vorsteht; sie sind sich dabei ganz selbst überlassen, und es

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



sehen geniessen, das man ihnen für eine fruchtbare Thätigkeit wünschte. Ein Batak respektiert sehr ungern einen Volksgenossen, sei er an Männern fremder Nationalität hoch hinaufschaut. Wenn Pastoren aus Java oder Ambo bezögen, so würden die sicher ein deutend höheres Ansehen geniessen. Daran tragen sowohl die P. wie auch der batakische Volkscharakter Schuld. Besonders deutlich ist der Mangel an Selbständigkeit in der Verwaltung von G. Es ist unmöglich, den Gehilfen eine Kasse anzuvertrauen, wenn nicht unausgesetzt strenge Kontrolle übt. Sie betrügen ja nicht, sie haben keinen Respekt vor fremdem Geld und sind in einer heimlichen Sorglosigkeit, wenn es nicht stimmt, was thatsächlich zu grossen Unannehmlichkeiten geführt hat.

Respektiert man aber die Schranken, welche die batakische G. art zieht, so darf man unserem Gehilfenstande seine Anerkennung versagen. Natürlich ist das Material sehr verschiedenartig: es begabte und unbegabte, eifrige und phlegmatische, geschickte und ungeschickte Helfer, es giebt auch unter ihnen ehrliche und unehrliche. Der Unterricht der Lehrer ist im allgemeinen mittelmässig; die haben von Natur wenig Geschick mit Kindern umzugehen. Durch Aufkroyieren deutsch-holländischer Methoden erreicht man nicht. Pädagogische Studien auf dem Seminar können nicht alle Mängel füllen. Es bleibt da noch viel zu wünschen und zu thun übrig. denke mir, dass, wenn sie erst länger unter dem Einfluss des Christentums gestanden haben, ihnen das Kind heiliger werden und damit mehr die Fähigkeit erwachen wird, mit Kindern kindlich umzugehen. Unsere Lehrer verfallen fast alle in den Fehler, dass sie die Kinder wie Erwachsene behandeln, was man am unangenehmsten in Schulgebeten empfindet. Viel mehr Geschick haben sie zum Predigen und den mancherlei Thätigkeiten innerhalb der Gemeinde. Einige entwickeln besondere Anlage zur Heidenpredigt, andere verstehen es nicht, die Einzelnen je nach ihrem Charakter zu nehmen. Die Bataken sind zu sehr Batak, andere zu wenig, d. h. jene stehen nicht von ihren Volksgenossen und lassen sich leicht in den Schmutz der Streitigkeiten und Eifersüchteleien, ja in Viehhandel und übertriebene Gewerbearbeit ein; diese kopieren die Missionare, wobei sie dem Stud. Nachahmer verfallen, indem sie dasjenige kopieren, was gerade nachahmenswert ist, während das Gute und Lernenswerte ihnen entgeht.

man das sittliche Durchschnittsniveau des christlichen Batak. Man kann sagen, dass unsere Lehrer und Pandita in ethischer Hinsicht eine höhere Stufe des Volks bedeuten. Die unter dem Volk gehenden Sünden, das ist in erster Linie Lüge und Streit, war auch ihnen nicht unbekannt, gelten aber doch als verächtlich oder gestraft werden müssen. Größere Vergehen sind nicht nur Strafen, sondern auch Ausschluss von den Genossen und die Zerstörung des Familienleben steht bei allen Mängeln auf einer viel höheren Stufe als das ihrer Volksgenossen. Dies ist ein Punkt, der hervorgehoben werden darf. Zwar sind unter den Lehrern manche, die unreinlich, unordentlich und zanksüchtig sind, ihren Mann herunterziehen; aber im Grossen und Ganzen sind ihnen erfolgreiche Ansätze von christlicher Kindererziehung, Familienleben, herzliche Liebe zwischen Mann und Frau (man muss nicht sehen darf), würdiges Benehmen im Leiden. Die Lehrer und Prediger unter einander beweisen sich durch Liebe und durch sie lernt das Volk eine ganz neue Art christlicher Ethik kennen, die gern nachgeahmt wird.

Die Batakmission in derjenigen Epoche ihres Werdens steht, in der sie sich zur Volkskirche auszuwachsen, so sind die Probleme der geeigneter Diener dieser Kirche augenblicklich brennend. Mit Dank gegen Gott sagen, dass Er uns im allgemeinen durch sie ihnen gedrängt hat. Aber der zu lösenden Knoten bleiben zunächst der Gabe des heiligen Geistes, der uns auch dabei leiten soll, bedürfen wir vor allen Dingen der Liebe mit Liebe in das Wesen und die Eigenart des Volkes dessen Führer wir erziehen sollen. Wenn wir seufzend feststellen, dass noch längst nicht erreicht worden ist, was ersehnt wurde, so haben wir einen guten Teil der Schuld in unserer Unfähigkeit zu suchen, infolge deren wir so ungern Selbstkritik üben. Nur durch diese werden wir den Batak ein Batak. Die Erziehung muss unser Ehrgeiz seine Ziele stecken. Und eben dies ist das grosse Missionsproblem unter allen Völkern.



Die chinesische Krisis.¹⁾

von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

I.

Vor dem Sturm.

Die Krisis in China, welche im Sommer 1900 ihren Höhepunkt erreichte, war das Ergebnis der ganzen Vorgeschichte der Beziehungen zwischen China und der christlichen Welt. Deshalb muss sie aus den Faktoren dieser Beziehungen erklärt werden, und jede Begründung einzelner Ereignisse, welche einzelne Momente heraushebt und vorzugsweise oder ausschliesslich zu ihrer Ursache stempelt, steht mit der Wahrheit in Widerspruch. Die beste Erklärung der Krisis wäre somit eine geschichtliche Darlegung jener Beziehungen. Wir müssen uns aber mit Andeutungen begnügen.

Der Fremdenhass wurde in China zur Thatsache, sobald Ausländer in den Gesichtskreis des Reichs der Mitte traten. Die chinesische Kultur reagierte unverzüglich gegen die heterogene Kultur des Westens. Je mehr sich Berührungen ergaben, desto weiter wurde der Bereich der Feindschaft. Von 1842 bis zur grossen Krisis erlebte China Fremdenhass 34 namhafte Ausbrüche, bald im Norden, bald im Süden oder Westen. Den Löwenanteil (9) hatte das Jahr 1891, weil damals eine besonders rührige Verhetzung im Gange war. Schon früher, so z. B. zur Zeit des Blutbades von Tientsin (21. Juni 1870), hatte er sich literarisch geäussert, in Pamphleten und Bildern; 1891 gab ein Caotai in der Provinz Hunan mit Hilfe aller Gelehrsamkeit und Darstellungskunst eine Reihe von Schmähschriften, welche alles bis zur Geleiste an Blut des Hasses und Infamie der Verleumdung boten. Jesus erschien in diesen Machwerken als gekreuzigtes Schicksal, dessen Anbeter Unzucht trieben, und für den Fall einer Invasion

1) Als Quellen dieser Arbeit sind zu nennen: vor allem A. H. S. China in convulsion. 2 vol. (770 S.) Edinb. and London, Oliphant, Anderson and Ferrier 1901. Ferner Stanley Smith, China from within; London Marshall bros. 1901; Broomhall, Martyred Missionaries of the C. M. S. London 1901; Raoul Allier, Les troubles de Chine et les missions chrétiennes; zudem die betreffenden Jahrgänge der Missionszeitschriften Church Miss. Int.; China's Mill.; The Miss. Her. (Amer. Bapt. u. A. Board); Miss. Field; Miss. Record; Chin. Recorder; The Chronicle of the L. M. S.; The Bapt. Miss. Mag.; die katholischen Missionen etc.; der ostas. Lloyd;

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

tragen Osten fürwahr nicht; aber die Erinnerung wird kein Ende aufweisen, welches so sehr allgemeine Bestürzung hervorrief, die Besetzung von Kiautschau durch die Deutschen.“ (Smith.)

Das Wettrennen der Mächte um ihren Besitzanteil in China eröffnet, und die Bewegung nahm in raschem Tempo ihren Fortschritt. Die Russen setzten sich in Port Artbur, dem Hauptquartier der chinesischen Marine, der Beherrscherin von Nordchina fest. Wenige Wochen später wehte über Wei-hai-wai das englische Banner; dieselbe Macht erlangte sodann ein grösseres Gebiet auf dem Hongkong gegenüberliegenden Festlande. Auch Frankreich trat in Aktion und begehrte mit anderen Worten einen Hafen im Süden, sowie die grosse Insel Hainan, welche von dort verlockend nach Congking herüberschaute, und endlich entdeckte es, dass die Bucht von San-mun in der Provinz Tschekiang für den Handel unentbehrlich sei.

Da wagte es China, sich aufzuraffen, und die Ansprüche des neuesten Bewerbers scheiterten an der ungewohnten Festigkeit der Zentralregierung in Peking. Und die Zurückweisung zeitigte schlimme Folgen! Dies gab Mut und Machtbewusstsein und liess den Schluss zu, dass eine Politik der Festigkeit den fremden Ansprüchen überhaupt gegenüber nicht aussichtslos sei.

Um diese Zeit erschien das Buch des Lord Charles Bruce, „The Break-up of China.“ Es besprach ohne Rückhalt die Gefahr der Teilung Chinas unter die Mächte. Seine Darlegungen wurden in China bekannt und fanden jedenfalls in Peking volle Beachtung. Es war Sitte hochgestellter und gebildeter Chinesen geworden, sich an der Diskussion der ausländischen Presse, Ostasien betreffend, auf dem Laufenden zu halten, und die Verhandlung über die Aufteilung Chinas, welche üppig wucherte, musste den Patrioten die Frage nahe legen, wie ihr Reich in letzter Stunde gerettet werden könnte. Auch deuteten die Eisenbahnprojekte der Fremden, welche wie Pilze aus der Erde schossen und alle Provinzen betrafen, die Gefahr einer Eroberung Chinas durch fremdes Kapital und ausländischen Einfluss, welchen China, wenn es nicht sich selbst aufgeben wollte, getrotzt werden musste. Es wurde ein Existenzkampf des alten China gegen den Westen gefühlt, welcher notwendig, und man muss sich nur darüber wundern, dass es so lange auf sich warten liess.

Oder war friedlicher Ausgleich möglich? Gelang es, auf die abweisbaren Forderungen der neuen Zeit einzutreten und dabei

zum wahren? Es gab eine Richtung auf dieses Ziel: die Bewegung, und als der Kaiser selbst entschlossen sich mit ihr solidarisch erklärte, schien sie berufen, das Reich zu retten. Aber durch ihr Geschick, durch Übertreibung die Krisis zum Ausbruch zu

Wang Hsü, 1871 geboren, hatte als Knabe Gelegenheit, die Lebensweise der Ausländer anzustaunen, da sie ihm Wohnräume mit auserlesenem Spielzeug füllte. Als chinesische Christen seiner Tante, der Kaiserin-Witwe, zu ihrem 60. Geburtstag (Nov. 1894) ein Prachtexemplar des Neuen Testaments schenkten, las er auch Bibeln. Wie weit er den Inhalt kennen lernte, ist schwer zu sagen. Es wurde gesagt, er bete und sehe die Ausbreitung des Christentums in seinem Reiche gern. Thatsache ist, dass ausländische Literatur in seinen Palast wanderte. Seit Jahren liess er sich Unterricht im Englischen erteilen lassen.

Es kam zum Kriege mit Japan. Sein für China ungünstiger Ausgang bewies, dass die traditionellen Einrichtungen das Reich nicht halten vermochten. Aber Hilfe war nur möglich, wenn diese Einrichtungen an leitender Stelle sich Bahn brach. Dies schien im Frühjahr 1898 zu geschehen. Unerhörtes trug sich zu: der Kaiser eröffnete eine Ära grossartiger Reformen. Ein Edikt drängte das andere, und es war eine Novität, Ausfluss eines neuen, nach dem Siege ringenden Geistes. In einem derselben sprach sich der Kaiser über Reformen im allgemeinen folgendermassen aus:

„Änderungen müssen getroffen werden gemäss den Bedürfnissen der Zeit. Lassen über diese Angelegenheit ein offenes und unmissverständliches Dekret ergehen, damit unsere Wünsche von jedermann begriffen werden. Die Lehren der Weisen nicht ausser acht lassend, haben wir auf dieser Grundlage nach neuen und vorteilhafteren Methoden aufzubauen. Auch der Bildung des Westens können wir uns mit Auswahl so zu bedienen, dass wir mit der Zeit Schritt zu halten vermögen, und sie so zu studieren und zu praktizieren, dass unser Land mit anderen ebenbürtig wird. Lasst uns alles Gehaltlose, Unbrauchbare, Trügerische abwerfen, was uns am Fortschritt hindert, und mit voller Hingabe und Chakraft nachstrachten, dass wir in jeder Beziehung vorwärts kommen! Weg mit der Last der Trägheit, welche sich über unsern Systemen gelagert hat, fort mit den Fesseln, die uns binden!“ Das Edikt forderte die einleitenden Schritte zur Errichtung einer grossen Zentraluniversität in Peking und endete mit den Worten: „Wir hoffen sehr, dass man allgemein mit Eifer Gebrauch mache von der sich nunmehr bietenden Gelegenheit, sich moderne Bildung zu erwerben, sodass wir mit der Zeit tüchtige und willige Helfer erhalten für das grosse, schwierige Vorhaben, unser Land mit dem besten der Westmächte auf gleiche Höhe zu bringen.“

Wir skizzieren den Inhalt der wichtigen Edikte dies

23. Juni: Abschaffung des literarischen Examenaufsatzes m Begründung, durch welche der kühne Reformator auf dem Chron Strome chinesischen Denkens neue Bahnen und frischen Lauf eröffne uns genötigt gesehen, dieses Edikt zu erlassen, weil unsere Examina entartet sind und wir uns nur durch eine vollständige Umgestalt Examenordnung Abhilfe versprechen können.“)

26. Juni: Die mit der Berichterstattung über die in Peking Universität beauftragten Prinzen und Minister werden vor Uerschl Angelegenheit gewarnt. Androhung von Strafen für diese bei den haupt beliebte Praxis.

4. Juli: Gründung eines Departement für Landwirtschaft.

7. Juli: Einführung des Patentschutzes.

10. Juli: Im ganzen Reich sollen Schulen errichtet werden. haben über die vorhandenen Schulanstalten zu berichten; Zweck s ländische Bildung. Cempel, sofern sie nicht registriert sind, sind umzuwandeln.

16. Juli: Den Ministern wird, sofern sie dem Kaiser in seine Unternehmen nicht ehrlich und treu ihren Beistand leihen, mit all gnade gedroht.

18. Juli: Ein fortschrittliches Blatt von Schanghai wird zum organ erklärt.

25. Juli: Der Kaiser empfiehlt das Buch des Vizekönigs Tschau von Hankau („Chinas einzige Hoffnung“) und ordnet seine Verbreit

9. August: Regulativ betreffend Errichtung der Universität in amerikanische Missionar Dr. Martin wird zum Rektor ernannt und sprechenden Ehren ausgezeichnet.

10. August: Der Kaiser legt seine innersten Wünsche dar, t Verständnis und Mithilfe, stellt das Wirken des fortschrittlichen Gouver Pao Tschén als Vorbild hin und erklärt: „Diejenigen, welche sich l altete Gebräuche dem Buchstaben nach zu befolgen, verdienen Strafe; weisen, dass sie verantwortungsvoller Stellungen unwürdig sind.“

10. August: Fachschulen für Eisenbahn- und Bergbau.

16. August: In Schanghai wird ein Bureau errichtet zum Zu tragung von Werken westländischer Wissenschaft in die chinesische S

18. August: Anordnungen zur Förderung der Landwirtschaft und -Zeitschriften, Maschinen).

26. August: 2 Generalgouverneure werden getadelt, weil sie Reformangelegenheiten nicht rechtzeitig eingereicht haben; „die übrige sollen sich mit der Erfüllung ihrer Pflichten beeilen und so dem z welchen wir für träge und unfähige Beamte bereit halten.“

27. August: Fortan werden alle Edikte telegraphisch mitgeteil

28. August: Im ganzen Reich sind Handelskammern zu Zentralsitz in Schanghai.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



verwandelte sich in allgemeine Lernbegierde. Die Edeln begehrten Trümpfe, in welchen ihnen der Fremde das Licht seiner Wissenschaften lassen sollte. Man wünschte in den konfuzianischen Schulen die Belehrung über das Geheimnis des Erfolgs und den Kampf mit den christlichen Nationen. Die Literaten bildeten Klubs für die Anschaffung von Büchern und die Herausgabe von Zeitschriften und Gesellschaften zur Umgestaltung des Konfuzianismus. Ihre Ideen änderten sich. Ideale wandelten sich. Die Reformbewegung erschütterte das Reich. Man schien im Begriff, ohne Schwertstreich ein modernes China zu schaffen.

Da brach ein an sich geringfügiger Vorgang die ganze versprechende Entwicklung jählings ab. Unter den Sekretären der Ministerien waren manche begeisterte Reformfreunde. Um solchen einen Weg zur Mitarbeit zu eröffnen, hatte der Kaiser ihnen das Recht zu geben an den Thron durch ihre Vorgesetzten zuerkennen lassen. Ein Sekretär der Klasse im Ritenministerium machte davon kühnen Gebrauch. Er hatte in einer Denkschrift vorgeschlagen: Abschaffung des Zopfes, Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, nationales Parlament; Besuchsreise der Majestäten nach Europa, damit sie sich durch Vergleichung von den jämmerlichen Zuständen ihres eigenen Landes überzeugen könnten. Damit war der Funktionalistenverfass gefallen. Seine Vorgesetzten versuchten, seine Eingabe zu unterdrücken, und denunzierten ihn, als dies nicht gelang, beim Kaiser. Dessen Antwort war ein Edikt vom 1. September. Durch dasselbe wurden die Schuldigen, welche es gewagt hatten, gegen den höchsten Willen freie Meinungsäußerung zu verhindern, aus dem Staatsdienste ausgestossen, während Wang Tschao — so hiess der Sekretär — Beförderung erhielt.

Die Konservativen suchten Gegenwehr. 2 Präsidenten und 4 Vizepräsidenten eines Ministeriums waren degradiert, 2 Mitglieder aus dem Hofrat ausgestossen worden. Ihnen allen musste um Leben und Würde bangen. Sie erkoren die Kaiserin-Witwe als ihre Oberhauptin. Eine Deputation wartete ihr im I-ho Parke, wo sie sich mit Booten und Booten vergnügte, auf und legte dar: es gelte, die Dynastie zu retten, das Reich dadurch zu retten, dass sie die Zügel der Regierung ergreife, den Kaiser absetze und die Reformpartei vernichte. Das Komplott war nach ihrem Sinn, sie that ihre vorbereitenden Schritte.

Der Kaiser trotzte der erkannten Gefahr und erliess Reformedikte. 2 derselben waren an Kang Yü Wei gerichtet. Damit

zte war voll Pathos, der Verzweiflungsschrei eines mit widrigem
 ringenden Mannes. „Ich trage in meinem Herzen so grosse
 dass ich sie nicht mit Feder und Tinte beschreiben kann. Ihr
 unverzüglich ins Ausland fliehen und ohne Aufschub Mittel zu
 r Rettung ausfindig machen.“ Er suchte sich die Wege offen
 iten mit Hilfe der Truppen des Yuan Schih Kai, der zunächst
 Lu, den Gouverneur von Tschili in Tientsin, unschädlich machen,
 n nach Peking rücken und die Kaiserin=Witwe in ihrem Park so
 eingeschlossen halten sollte, bis die Stellung des Kaisers völlig
 ert war. Der Plan wurde jedoch durch den, welcher ihn ausführen
 , verraten; Yung Lu eilte sofort zur Kaiserin und teilte ihr alles
 Sie kam dem Kaiser zuvor, nahm ihm das Staatssiegel weg und
 erte ihn in seinem Insepalast, wo er 2 Jahre lang Zeit hatte,
 denem Elend seiner Befreiung zu barren, auf der Südterrasse
 id den See zu überschauen und in christlichen Schriften Trost zu
 n (man fand solche später, als die fremden Truppen einrückten, in
 m Palast in grosser Zahl vor, darunter die Evangelien und die
 Jerreise.“)

Dieser Gewaltstreich geschah im September 1898. War zuvor
 Reform mit der Hast des Enthusiasmus am Werk gewesen, so be-
 nunmehr die Reaktion mit zügellosem Wüten. Den Häuption der
 Schrittspartei war der Tod zgedacht. Kang Yü Wei und einigen
 m Ratgebern des Kaisers gelang die Flucht. Sein jüngerer Bruder
 g Ruang Yên und 5 andere jugendliche Patrioten von edlem Sinn
 hoher Begabung fielen als Märtyrer der Reform am 28. Septem-
 durch das Schwert des Henkers. Sterbend prophezeiten sie, dass
 se Scharen an ihre Stelle nachrücken würden. Der Kaiser musste
 Dekret seiner Absetzung unterzeichnen; alles, was er im Sinne des
 Schritts angeordnet hatte, wurde widerrufen und eine Proscriptions-
 mit 300 Namen aufgesetzt. Mit der Wut einer Furie suchte die
 dherin jede Spur einer Epoche auszutilgen, welche auf den Frevel
 zielt hatte, sie zur Gefangenen zu machen.

Chinakenner aus Missionskreisen sahen Gefahr kommen und
 nten zum Aufmerken. So schrieb z. B. der hochverdiente Sekretär der
 ltschaft für christliche Literatur, Timothy Richard in Schanghai, in
 em Jahresbericht von 1898: „Die politische Revolution, welche kürz-
 stattgefunden hat, gefährdet die Wohlfahrt einer viel grösseren
 ahl von Menschen, als irgend ein Ereignis des vergangenen

Jahres irgendwo in der Welt.“ Und der Kaiser hätte gar zu gerne beim britischen oder amerikanischen Gesandten Schutz gesucht; aber goldene Gelegenheit, ihm einen grossen Dienst zu leisten und sein Reich Schreckenszeiten zu ersparen, verstrich unbenutzt; die Vertreter der Mächte schienen den Ernst der Lage nicht zu erkennen, und es war unter Ausländern Brauch, achselzuckend von einem „Hausstreit Mandschus“ zu reden, welcher die Russenwelt nichts anginge.

Vom Zeitpunkt des Staatsstreiches an (Herbst 1898) trug dies und das zu, was offenen Augen deutlich machen konnte, die Reaktion auf eine Kriegserklärung an das Ausland hinauszuwürgen würde. Der Fanatismus der Kaiserin steuerte auf dieses Ziel los. Ein Edikt vom 5. November 1898 ordnete die Bildung von Freiwilligenkorps an, „damit im Notfalle die ganze Nation sich in ein Kriegskorps verwandle.“ Das Oberhaupt der Buddhisten und der Taoisten fanden an der Politik der Reaktion naturgemäss Wohlgefallen; jener spendete am 16. März 1899 eine grosse Summe zur Anschaffung von Kriegsmaterial, dieser rief der Herrscherin in besonderer Audienz die Ermordung der Fremden an. Im Mai und Juni wurden die Untertanen inspiziert und hohe Beträge für ihre bessere militärische Ausrüstung erhoben. Eine Unterweisung in Reimen belehrte das Volk darüber, dass die Westländer ihren Unterthanen unerträgliche Steuerlasten auflegten.

Dies waren Vorboten des Edikts vom 21. November 1899. „tigmässiger Gefrässigkeit“ der Mächte, welche China zu verschlingen begehrten, war darin die Rede. Man könne sich jedoch nicht alles gefallen lassen, und die Gerechtigkeit der eigenen Sache verleihe den Kaiser gegen die Angreifer Front zu machen. Pflicht der obersten Beamten sei es, im Falle der Bedrängnis nicht um jeden Preis, wie es üblich geworden sei, nach freundschaftlicher Regelung der Angelegenheit zu trachten, sondern Gewalt anzuwenden. „Wenn ihr nur miteinander und jeder einzelne Königstreue und Vaterlandsliebe beweisen, was sollte da von irgend einem Einbrecher zu befürchten sein? Keiner denke an Friedensschluss, jeder bemühe sich, den Herd und die Gruben der Väter zu schützen!“ Ein im Dezember folgendes Edikt wies die Provinzregenten und Gouverneure an, den Krieg gegen die Fremden vorzubereiten. Ein Begleitzirkular des Tsung-li-yamen bevollmächtigte sie, im Notfalle ohne vorherige Anfrage in Peking die Feindseligkeiten zu eröffnen. Zeitverlust verhängnisvoll werden könnte.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Hofe des Gouverneurs von Schantung — im Frühjahr 1899 wurde hierzu ernannt — konnte man täglich Männer mit langen Messern oder Schwertern üben sehen. Sein ganzes Verhalten legte es Uoike nahe, ihn als den Schutzgott der I-Ho-Tschüan anzusehen.

Schantung, ihre Wiege, war für die Langschwertgesellschaft der Schauplatz ihrer ersten Thaten. Schon im Jahre 1898 gährte durch sie bald da, bald dort, erst im Nordwesten, wo sich 18 Dörfer zur Vertreibung der Katholiken zusammenthaten, dann im Osten, es hiess, die Gesellschaft errichte Lager, fabriziere Schwerter in Masse und erlaube sich gegen alle Fremden eine äusserst herausfordernde Sprache. Der Staatsstreich vom September 1898 machte seinen Einfluss geltend. Das Gerücht ging herum, die Ausländer seien bereits aus Peking vertrieben und die Regierung wolle, dass das Volk sich gegen sie erhebe und sie samt ihren Konvertiten verjage. Entsprechende Thaten folgten. Ein katholischer Priester wurde verwundet, 2 andere erlebten, dass 200 Mann bedroht, Tage der Codesangst; reisenden Fremden wurde aufgelauert; eingeborene Christen, besonders Katholiken, erlitten Mißhandlungen und den Verlust ihres Eigentums, da es hiess, sie seien nicht länger als Chinesen anzusehen. Mitte Januar 1899 gährte namentlich in dem Landstrich zwischen I-tschau-fu und Kiautschau. Eine deutsche Strafexpedition rächte 3 Landsleute, welche ein Pöbelhaufengebiet bedroht hatte, indem sie ein Dorf in Brand steckte und die Distriktshauptstadt besetzte.

Charakteristisch war an diesen Unruhen in Schantung, den Umläufem der grossen Katastrophe, die Thatsache, dass es zwar im allgemeinen gegenüber an Widerstand von seiten einzelner Beamten nicht fehlte, dass sich aber die Schuldigen im allgemeinen zärtlicher Schonung erfreuten. Dies wurde im Oktober 1899 wie nie zuvor offenbar. In dieser Zeit war in Süd-Tschili und Nord-Schantung die Rede von einer grossen Erhebung der Schwertgesellschaft im Sinne ihres Mottos „Schützt die Dynastie, rottet die Fremden aus!“ Besonders die Missionen in Pang-tschuang schienen bedroht. Beraubung der Christen war schon im Gange. Konsularische Intervention bewirkte Entsendung von Truppen in das gefährdete Gebiet. Sie töteten 98 Boxer, als diese, auf ihre Unverwundbarkeit vertrauend, gegen sie den Angriff wagten. Dies geschah am 18. Oktober. Dieser Tag war für die Geschichte der Zeit nicht weniger verhängnisvoll, als der Staatsstreich vom Vorjahre. Hatte dieser der Reform jählings ein Ende bereitet, so bedeutete

Oktober 1899 die Legalisation der Boxerbewegung. Hätte der Gouverneur den Sieg der Truppen ausgenutzt, so wäre sie unterdrückt worden. Statt dessen aber liess er die Beteiligten grossen Zorn spüren: Präfekt und Distriktsmandarin wurden abgesetzt, die Soldaten abgeführt, der Polizeihauptmann, welcher die Rädelsführer arretiert hatte, nach der Hauptstadt geschleppt und mit 2000 Streichen bestraft. Schon zuvor hatte das Volk sich zugetaunt, die Boxer hätten Unterstützung von oben; nun schien es durch das Verhalten des Gouverneurs Evidenz erhoben, dass sie dem Thron genehm seien, und dass da keine Waffe gegen sie Erfolg haben könne.

Man hat die I-Ho-Tschüan herleiten wollen von athletischen Spielen, wie sie in China bestehen. Dies ist Vermutung ohne Bedeutung. Dem christlichen Abendländer wird es kaum gelingen, sich ihrem Wesen und Treiben eine zutreffende Vorstellung zu machen, die mit ihrem finsternen Aberglauben einen Höhepunkt chinesischen Aberglaubens darstellen. Sie verehrten viele heterogene Götter. Besonders liebte die Gesellschaft dem Kultus vergötterter Heroen aus früheren Dynastien.

Das Volk kannte die Thaten ihrer Geister durch Theater und Erzählungen, und durch ihre Verehrung bezweckten die Boxer, von diesem Geiste besessen zu werden und ihre Kraft zu erlangen. Die Novizen übten Andachtsübungen mit Verbeugung gegen Südosten obzuliegen. In dieser gerieten sie in eine Art Ekstase, in welcher sie alles wagten und nichts fürchteten. Hatten diese ausserordentlichen Geisteszustände eine gewisse Höhe erreicht, so war die Besessenheit erlangt und der Geisterlehrer unverwundbar. Hierfür wurden öffentliche Proben abgelegt,

Tausende und Abertausende bezeugten, es gesehen zu haben, dass Schwerthiebe auf den blossen Arm, Lanzenstiche in den Rücken, Messerschüsse und Kanonenkugeln keinen Schaden anrichteten. Befand etwa ein Christ unter den Zuschauern, so hiess es: der Zauber sei nicht, ein „zweiter Teufel“ müsse zugegen sein. Die Proben fielen immer glänzend aus. Bei Pang-tschuang zerriss die Kanonenkugel den Examinanden in zwei Stücke. Dies vermochte den Aberglauben nicht zu erschüttern. Man sagte eben, der Geist habe noch nicht von dem Knaben Besitz ergriffen und die Probe sei verfrüht gewesen, und dem Vater für die Beerdigungskosten zusammengelegt waren, die Schaustellung weiter ihren Gang! In der Mandschurei schlug ein Boxer in der Ekstase rückwärts fallend an einem Stein den Kopf ein. Solcher Vorfälle ungeachtet stand es fest, dass die Geister

diesen ihren Verehrern in zahllosen Myriaden zu Hilfe eilten, gemäß der Inschrift ihres Banners: „Geister und Fäuste helfen einander“.

Da die Geister eine Vorliebe für die Jugend hatten, spielten Knaben in der Langschwertgesellschaft eine grosse Rolle. Als die Boxer in Peking einrückten, zogen ihnen 40 Knaben voran durch die Stadt, und überall nahm man sie mit Angst und Grauen auf. So oft wurden die Übungen ausschliesslich mit solchen begonnen, da sie so am ehesten als harmloser Sport dargestellt werden konnten. Der Einfluss der Exerzitionen auf diese noch im Kindesalter stehenden Anhänger war ein furchtbarer, ein 15jähriger Knabe z. B. wurde von solcher Magier ergriffen, dass er seine Eltern mit dem Tode bedrohte, weshalb die Dorfbewohner entsetzt das Boxerlager aufhoben. Gibt es überhaupt in der Welt dämonische Besessenheit, so war sie hier vorhanden, die Christen waren darin eins, das ganze Treiben auf den Teufel zurückzuführen.

Eine sonderbare Begleiterscheinung der I-ho-Tschüan war das „Laternenlicht“ (Hung Teng Tschan.) Sonst ist es chinesische Sitte, Mädchen streng abzuschliessen. Die Boxer aber führten solche von 10 bis 20 Jahren in ihre Tempel und stellten hier mit ihnen ihre Übungen an, indem sie Zauberformeln lernten und zu ekstatischen Zuständen geleitet wurden, bis auch sie wilde Kampfeslust ergriff. Sie traten in den Paraden in roten Kleidern auf, rot vom Kopftuch bis zu den Schuhen mit roten Bannern. Nach allgemeinem Glauben besaßen sie die Macht auf den Wolken zu reiten und aus der Höhe ihre Thaten zu thun, die Häuser der Fremden und Christen zu finden, die Geächteten durch Feuer zu vernichten und die Kriegsschiffe der fremden Teufel und Zunder in Brand zu stecken.

So erschienen die Boxer dem Volk in einer überirdischen Ausstattung, welche dem heidnischen Fühlen schauderndes Vertrauen einflösste. Dem Bann ihrer Zauberkünste entzog sich auch die Kaiserin Witwe mit ihrer Umgebung nicht; sie ging den Bund mit ihnen ein, um durch sie unfehlbar zum Ziele zu kommen.



Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Leben ein Ende machen; die Häuptlinge hassen uns, weil ein Christ nur ein Herr haben dürfte und die Sklaverei verboten sei; das Volk hasse uns, weil sie Lasten tragen und Strassen bauen müssen, und weil die alten, heidnischen Götter aussterben. Wahrscheinlich würde sich im Kriege die Hälfte der Baganda auf Königs Seite schlagen. Die einzig zuverlässigen Eingeborenen seien die Protestanten.

Mwanga sandte von Budu aus Boten durch das ganze Land und an Vasallenländer Busoga und Coro, ja selbst an den Exkönig Kabarega von Unyamwezi um eine allgemeine Empörung herbeizuführen, alle Europäer aus Uganda zu vertreiben, die eingeborenen Christen und Katechumenen zu töten und die alten Götter wieder herzustellen. Die Zeit seiner Flucht hatte er offenbar mit Überlegung gewählt. Die sudanesishe Garnison war damals sehr geschwächt, weil gleich zwei Expeditionen gegen die Bakedi im Norden und die Banandi im Osten im Marsch waren. Er wusste allerdings nicht, dass die eine derselben gerade noch in Usoga lagerte und schnell herbeigezogen werden konnte. In Budu schloß sich fast alle katholischen Häuptlinge auf die Seite Mwangas; einer ging sogar so weit, dass er sein ganzes Vieh — 80 Kühe und 50 Schafe — tötete, ehe er den Rebellen anschloss. Die französischen Missionare flohen nach Mengo. In Budu und die angrenzenden Distrikte waren in offener Rebellion.

Glücklicher Weise waren diesmal die Engländer schnell bei der Hand. Sir Cernan schlug am 28. Juli die aufständische Armee Mwangas und seiner Verbündeten, und Mwanga floh nach der ersten Niederlage über die Grenze des deutschen Gebiet, wo er am Südufer des Njansa in Mwanza interniert wurde. Die englische Regierung erklärte ihn für abgesetzt, ernannte seinen, erst ein Jahr alten Sohn, Daudi Tschwa, zu seinem Nachfolger, und während seiner Minderjährigkeit 3 einflussreiche Häuptlinge — darunter 2 Protestanten — zu Reichsverweser. Mwanga entfloh zwar im Dezember aus der deutschen Haft und versuchte in Uganda nochmals das Glück der Waffen; der katholische Mudschassi sammelte auch so 2400 Mann um ihn, aber in den letzten Tagen des Dezember wurde er wieder aufs Haupt geschlagen und musste von neuem sein Heil in der Flucht suchen.

Die drohenden Wetterwolken dieses Aufstands hatten sich noch nicht gelöst, als schon von Osten her eine viel schlimmere Gefahr heranrückte. Die englischen Truppen in allen Forts Ugandas waren damals fast ausschliesslich Soldaten aus Indien; als Stanley den Emin Pascha mit Gewalt aus der ägyptischen Nubien-Provinz entführte, waren sie dort geblieben. Kapitän Lugard hatte sie 1891 nach Uganda gebracht, und seitdem hatten sie dort die Mannschaft Englands gebildet. Noch in dem Mwanga-Aufstand hatten sie sich im ganzen treu gezeigt. Aber die meisten waren Mohammedaner, und es war verkehrte Vertrauensseligkeit der englischen Offiziere, dass sie sich auf ihre Creue verliessen, solange noch die leiseste Furchung vorhanden war, in Uganda ein mohammedanisches Königreich aufzurichten.

Schon zu Anfang September wurde dem englischen Kommandanten von Mengo hinterbracht, dass in Busoga die mohammedanischen Häuptlinge mit Kabarega von Unyamwezi konspirierten: zur Vorsicht setzte er über Mbogo, Mwangas Onkel, das anerkannte Haupt der Mohammedaner in Uganda, eine Wache und nahm verdächtigen Häuptlinge gefangen. Unterdessen revoltierten ganz im Osten an der Grenze von Kavirondo die sudanesischen Truppen unter Mbaruk Effendi und zu

nach Westen auf Uganda zu. Die Garnison in Fort
 einschaltliche Sache und spielte ihnen das Fort und
 en Munitionsvorräte in die Hände. In Fort Mumia
 ihnen ab, aber die Engländer konnten das Fort mit
 Major Chruston zog von Mengo aus den Empöreren
 s Fort Cuba am Ausfluss des Nils aus dem Njansa,
 dorthin eilte auch Kapitän Scott mit einer Maxim-
 s war ihr Verderben. Hinter ihrem Rücken reichten
 Fort den anrückenden Rebellen die Hand, nahmen
 en und ermordeten sie, und öffneten den Empöreren

Augenblick. Alle Garnisonen in Uganda bis nach
 ir mit Sudanesen bemannt; die Rebellen riefen alle
 sen und mohammedanische Baganda, zu einem ver-
 Engländer auf. Und die Engländer hatten gar keine
 örung zu erwehren. Allein die übrigen sudanesischen
 ge ihrer Genossen noch nicht recht und zauderten;
 Aufstand in seiner Hand hätte konzentrieren können,
 i Gefangener der Engländer. Major Macdonald und
 ften alle zur Verfügung stehenden Cruppen, meist
 Isoga zusammen, um die Auführer in Cuba fest-

Es standen ihnen nur 10 Europäer, 18 Sikhs, ein
 nd 340 Suaheli zur Verfügung; damit begannen sie

nieder die protestantischen Baganda die Rettung der
 20 Mann stark von Mengo her zur Hilfe der Eng-
 uf ankam, diese eingeborenen Hilfstruppen in vollem
 erhalten und die englischen Offiziere ihrer Sprache
 ssen sich einige Missionare, besonders der sprach-
 t der Missionsarzt Dr. Cook, die protestantischen
 elagerung des Forts Cuba währte drei Monate, und
 ederholt zu heftigen Scharmützeln. Bei einem der-
 ilkington erschossen (am 11. Dezember 1897), ein un-
 anda-Mission, denn seit Al. Mackay hatte niemand
 terschaft gehandhabt wie er; er hatte fast die ganze
 ind durch den Druck geführt und auch sonst den
 ur in dieser Sprache gelegt. Die Crauer über seinen
 nso gross als bei den Missionsgeschwistern.

ht des 9. Januar flohen die Aufständischen nach
 Nil; in der Nähe von Mruli holte sie eine verfolgende
 lug sie aufs Haupt. Die zerstreuten Reste nahmen
 des Kioga-Sees. War damit auch die akute Gefahr
 seitigt, so dauerte es doch noch volle $2\frac{1}{2}$ Jahre, bis
 berren des Landes waren und die Aufstände endgiltig
 i. Es war eine beständige Jagd auf die bald hier,

bald dort sich verschanzenden Sudanesen auf der einen und auf die beiden unspenstigen Könige Mwangä und Kabarega auf der andern Seite. Endlich im 1899 gelang es diese letztern zu fangen; sie wurden nach den Seychellen in Verbannung geschickt und haben dort Zeit, über die vielen Schandthaten Lebens nachzudenken.

Im März 1900 gab der Commissioner H. H. Johnston dem viel beunruhigten Lande eine neue Verfassung; dem unmündigen König Daudi und seinen 3-Regenten verwesern wird ein Lukiko oder Reichstag zur Seite gestellt; das ganze Land in 20 Gratschaften (sadza) geteilt, an der Spitze jeder derselben steht ein Gratschefe (abamasadza); diese Gratschefs oder ihre von ihnen selbst zu ernennenden Vertreter und je 3 vom Könige aus jeder Gratschaft zu ernennende Deputierte bilden das Lukiko, in dem alle Angelegenheiten des Landes beraten werden. Alle Beschlüsse derselben bedürfen der Genehmigung des englischen Residenten, ehe der König ratifizieren darf. Für jede Hütte sind 3 Rup. Steuer im Jahre zu zahlen. Für einen lebendig eingebrachten, jungen Elephanten wird die Steuer 1000 Hütten, für ein Nilpferd von 100 Hütten, für ein Zebra von 30 Hütten lassen u. s. w.

„Ähnliche Ordnungen bestehen jetzt in Coro, Ankole, Busoga und in der Nil- und der Ost-Provinz. Überall wird der König oder Häuptling ermahnt sein Volk selbst, aber nach humanen Grundsätzen zu regieren, nur mit dem Einverständnis von Einmischung seitens des nächsten europäischen Beamten, als notwendig ist die Eingeborenen vor Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu schützen.“ H. Johnston Report African Papers 7 (1901), Int. 1901, 843.

Begreiflicher Weise verursachte die erste Einsammlung dieser Hüttentaxen wie in andern Gebieten Afrikas — keine geringen Schwierigkeiten. Die Regimentslager in Mengo und Port Alice glichen bald kleinen Menagerien. Die Kaurimuscheln — das Hauptzahlmittel — flossen in solchen Mengen ein, dass man nicht weiss, was damit anfangen; wiegen doch 20 000 Stück schon 70 Pfund und kaum 30 Mark wert. Und im Februar 1901 waren bereits 800 000 Mark hauptsächlich in solchen Muscheln bezahlt. Ein ironischer Bericht aus Mengo besagt, dass man solle doch künftig die Jahresgehälter des Königs und des Katikirs in Kaurimuscheln auszahlen; der erste gebrauchte 900, der andere 240 Träger, um den Gehalt fortzuschleppen. Die grösste Schwierigkeit ist, was mit denen angefangen werden soll, die nichts haben zu bezahlen. Es bleibt kaum etwas anderes übrig als sie mit öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen. Jetzt macht die Regierung Anstrengungen, die Kaurimuscheln als Zahlmittel zu verdrängen und Bar-Geld einzuführen. Sie zahlt in bar und nimmt nur ebensolche Zahlungen an.

Im Zusammenhang mit dieser Neuordnung der Verhältnisse wurde der Grundbesitz neu geordnet. Für Missionszwecke wurden dabei 92 englische Quadratmeilen (nicht ganz 2 deutsche) ausgeworfen; davon fallen auf die Kirchengemeinschaft etwa zwei Drittel oder ca. 1000 Plätze für Kirchen, Schulen, Missionshäuser und Gärten. Dieser bedeutende, der Mission zufallende Grundbesitz — eine in seiner Art grossartige und bisher wohl einzig dastehende Dotation der werdenden Baganda-Kirche — ist natürlich über ganz Uganda verstreut, und es erforderte nicht geringe Mühe und grosse Umsicht, um überall

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Ein bedrohliches Zeichen ist, dass anscheinend seit Anfang 1901 die Kongo her bekannte, furchtbare Schlafkrankheit sich in Uganda und umliegenden Gebieten ausbreitet. In Usoga, auf der demselben vorgelagerten Insel und in andern Bezirken greift dieselbe wie eine Epidemie um sich, und sie läuft in jedem Falle tödlich. Die ärztliche Wissenschaft steht der unheimlichen Seuche bisher machtlos gegenüber; man weiss nur, dass sie durch einen kleinen Wurm, die *Filaria perstans*, verursacht wird. Obendrein sind in Uganda wieder sehr heftig die Pocken ausgebrochen, der Missionsarzt Dr. How. Cook hat bis zu Tausende geimpft, um sie vor dem Code zu schützen.

II.

Indem wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen der Mission in Uganda zuwenden, beginnen wir mit zwei bemerkenswerten Zeugnissen des Missioners von Uganda H. H. Johnston. Er sagt: „Unter den nackten Negeren in der östlichen Hälfte des Uganda-Protektorats scheint eine missionarische Propaganda zur Zeit ganz unmöglich. Diese Völker haben durchaus kein Interesse für Religion oder irgend etwas nicht rein Materielles. Andererseits sind die betreffenden Eingeborenen sehr geneigt zu religiösem Nachdenken; und die schnelle Verbreitung des Christentums über das Königreich Uganda und den Distrikt ist einer der grössten Triumphe des Christentums. Man muss nicht denken, dass die Baganda und Batoro nach ihrer Bekehrung zum Christentum nichts mehr von dem alten Adam an sich hätten; aber ohne Zweifel ist ihr Verstand in sehr bemerkenswertem Umfang erleuchtet, ihr Anschauungskreis ist erweitert; ihre schädlichen abergläubischen Gebräuche sind durch ihre Annahme des neuen Glaubens weg-

Missionare. Missionar Cloyd schlug im März 1899 von seinem Arbeitsfeld am Kongo den Weg direkt nach Westen durch den grossen Kongo-Urwald ein und langte am Aruwimi abwärts zum Kongo. Im Januar 1901 schlug der Geschäftsführer der G. M. S., Mr. Bailey, den ehemals, 1879, von Wilson und Felkin mit grosser Hilfe benutzte Nilweg ein und legte in nur 57 Tagen das einzig bedenkliche Stück dieser Reise von der Nordgrenze Ugandas bis Khartum zurück. — Die „Missionary Notes“, das in Mengo auf der Missionspresse gedruckte Blatt der G. M. S., ist unter dem Titel „Uganda-Notes“ betitelt — gab folgende interessante Schilderung von dem Uganda der neuen Zeit in Uganda: „Wagenwege werden zum Nil bei den Ripon-Fällen und zum Albertsee gebaut. Der letztere soll später durch eine Schmalspurbahn ersetzt werden. Zwei Dampfer, grösser als der „William Mackinnon“ werden dem Victoria-Njansa gebracht; ein kleinerer Dampfer ist für den Albertsee in Aussicht genommen. Ziegelhäuser kommen für die britischen Beamten und die Häuptlinge immer mehr in Mode. Auch neue Pflanzen werden eingeführt und die Kautschuk-Industrie gepflegt. — Viele Baganda sitzen zu Tische und essen mit Messer und Gabeln; einer isst sogar mit seiner Frau. Noch vor kurzem war es unerhört, dass ein Häuptlings Weib mit ihrem Gemahl in demselben Hause ass. Ein angesehenener Mann, ein Pastor, geht auf der Strasse mit seiner Frau spazieren und bietet ihr sogar den Arm; so viel Mut haben aber erst wenige. Alle Häuptlinge sind einig, die Trunksucht einzudämmen und dabei steht ihnen zum Glück die englische Regierung bei.“ Int. 1901, 936.

Unterschied zwischen dem Uganda von 1900 und den blutbefleckten, barbarischen Mtesas und seines Sohnes Mwanga ist in der That ausserordentlich; und Besseren Anteil an dieser Bewegung haben ohne Zweifel die anglikanischen katholischen Missionare.“ (M. S. Report 1902, 127). Und weiter in einem veröffentlichten Blaubuch:

„Wenn sich in anderen Gegenden Afrikas bei der Bekehrung der Schwarzen Lei, Betrug oder abergläubische und äusserliche Bekehrung zum Christentum haben sollten, so ist es doch meine aufrichtige Überzeugung, dass die Missionsarbeit in Uganda die besten Erfolge aufzuweisen hat. Man kann sagen, dass hier die Eingeborenen durch die Einführung des Christentums „verbessert“ sind, sie sind dadurch im Gegenteil in bedeutendem Masse gebessert, und haben durch Annahme der neuen Religion weder ihre Männlichkeit noch ihre Offenherzigkeit eingebüsst.“

„Unter den Negern Afrikas stehen die Ugandaleute einzig da. Sie sind in das, was die Japaner in Asien sind, sie sind die vorgeschrittensten, angelegentlichsten, gütigsten, höflichsten und taktvollsten Schwarzen. Es ist überraschend, wie viele Männer, Knaben und selbst Frauen in den Missionsschulen lesen und schreiben gelernt. Verschiedene unter den Häuptlingen gebrauchen Schreibmaschinen, so dass fast der ganze amtliche Briefwechsel zwischen mir und den Häuptlingen in ihrer Sprache oder in der Suahelisprache mittelst Schreibmaschinen erledigt wird.“ (Miss.-Freund 28, nach Uganda Report, Afrika Nr. 7, 1901, cf. Int. 1901, 841 ff.)

In der Verwaltung der Uganda-Mission ist insofern eine Änderung eingetreten, im Jahre 1897 das bisherige Bistum „Ost-Äquatorial-Afrika“ in zwei Bistümer zerlegt und Uganda damit zu einem selbständigen Bischofssitz erhoben ist. Bischof Peel hat sich dieses entlegeneren und schwierigeren Gebiet vorbehalten, während für die M. S.-Missionsdistrikte an der Küste der indische Missionar Peel zum Bischof ernannt ist. Bedeutet schon diese Teilung eine Vermehrung der Arbeitskraft für Uganda, so ist in dieser Hinsicht noch wichtiger die starke Vergrößerung des Missionärpersonals. Dasselbe ist auf 60 angewachsen; da alle Missionsgeschwister im sechsten Jahr zum Urlaub in der Heimat frei haben, und viele ausserdem zeitweilig vorübergehend nach England geschickt werden, ist allerdings immer noch ein Fünftel von ihnen daheim. Aber immerhin ist das Anwachsen der Zahl der Missionäre mehr als das Doppelte innerhalb eines Jahrzehnts erfreulich. Sehen wir uns das Personal im einzelnen an, so fallen uns darin neue Züge auf. Wir haben schon in der letzten Rundschau (1896, 556) bereits, dass nunmehr auch ein Bistum mit Missionsschwestern gemacht sei. Das Experiment war um so notwendiger, als bis dahin alle Missionare unverheiratet waren, also gar kein weiblicher Einfluss auf den weiblichen Teil der schnell wachsenden Christengemeinde wirksam werden konnte. Man gewinnt bei sorgfältigem Durchlesen der Berichte über die Missionen den Eindruck, dass die Missionsschwestern sich schnell einen Wirkungsbereich verschaffen haben; die einen legen den Hauptnachdruck auf die Besuche in den Häusern der Baganda und die Beeinflussung der weiblichen Hausgenossen; die anderen pflegen mit Vorliebe die Schule, andere helfen nach dem Masse ihrer Kenntnisse den Armen und Kranken, andere sammeln die Frauen der Lehrer und andere

gung besseres Material, durch Luftziegel zu ersetzen. Ich bin überzeugt, unsere Mission hätte in ähnlicher Lage längst solide Häuser aus Backsteinen gebaut, aber die Engländer sind in solchen Sachen, wie auch das Beispiel der Berliner-Mission zeigt, merkwürdig langsam und entschädigen sich für die Unzulänglichkeiten ungenügender Häuser lieber mit häufigem Urlaub in der Heimat. Es ist ein Fortschritt, dass wenigstens ein englischer Zimmermann hinausgeschickt ist, um solidere Häuser zu bauen; unsere viel kleinere Berliner (I) Mission hat schon seit Jahren ihrer vier draussen, und wir finden, dass sie damit kaum bewältigen können. Das erste grosse Steinhaus in Mengo soll die „Kathedrale“ werden, an der fleissig gearbeitet wird.

Dem europäischen Personal steht ein Stab von nicht weniger als 2408 eingeborenen Gehilfen zur Seite; diese Fülle eingeborener Hilfskräfte ist von einem charakteristischen Kennzeichen der Uganda-Mission gewesen. Wir haben früher, (S. 549 ff.) auf die Ursachen dieser erfreulichen Erscheinung hingewiesen. Die Eingeborenen saubern, weissen Kleide mit Spazierstöckchen und Hut und einem Buche, gehen mit der Würde, herumzuwandeln und alle körperliche Arbeit gründlich zu vermeiden, das passt so einem braunen Afrikaner,“ schreibt ein erfahrener Missionar von Djassa (Un. Free Ch. Miss.-Rep. 1900, 102). Die Schilderung von Cadiot geht auch auf die Verhältnisse in Uganda.¹⁾ Die Baganda leben fast ausschliesslich von Bananen, und diese erfordern ungemein wenig Arbeit. Mit Büchern zu haben, ist der Stolz der geistig regsamen Leute; es ist ihre Freude, ihre Kenntnisse mitzuteilen, was sie selbst eben gelernt haben. Und sie lassen sich gern weit bis in die entlegensten Gebiete von Usoga und Toro, von Koki und Karamoja verschicken, um andern das wenige mitzuteilen, was sie selbst wissen. Die Bezahlung, was sie bekommen, ist lächerlich gering; die einheimischen Lehrer auf den Seseo-Inseln erhalten 3½ Rup. (5½ Mk.) im Jahr! Die Missionare haben unendlich viel zu thun, dieses zahlreiche und meist willige Personal zu unterrichten, in stets wiederkehrenden Kursen um sich zu sammeln und zu unterrichten, — aber es kann kein Zweifel sein, in diesem einheimischen Arbeiterstabe liegt das Geheimnis des Erfolges der Uganda-Mission. Bischof Tucker legte in seiner bemerkenswerten Ansprache auf dem anglikanischen Kirchenkongress 1901 Folgendes darauf: „Jedermann erkennt an, dass, wenn Afrika für Christum gewonnen werden soll, es nur durch die Afrikaner geschehen kann. Nun ist es nicht leicht, die Evangelisation Afrikas durch die Afrikaner zu theoretisieren; aber es ist nicht leicht, einem europäischen Missionar mit seiner überschäumenden Energie und Lebenskraft zu sagen, er solle stille sitzen und die Eingeborenen unterrichten, dass sie das Werk thun, wovon er doch im Innersten seines Herzens überzeugt ist, dass er es selbst besser thun kann; und doch, es muss so

¹⁾ „Ein anständiger Muganda geht nicht gern ohne ein Buch unter dem Arm. Wenn man ihm ein gewisses Hir. Es ist manchmal geradezu lächerlich, wie er es damit treiben. Ein Mann wurde auf der Strasse gefragt, was für ein Buch in seinem Packet unter dem Arm habe; er zögerte verlegen, als aber er gedrängt wurde, packte er sein Bündel aus: vielmals mit Zeug umwickelt schliesslich zum Vorschein — ein einfaches Mateka, eine Bibel für 5 Pf.“

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Wir sind. Alles was von Regierungstalent und Gemeinsinn in den Führern dieser werdenden Nation steckt, sucht die Mission in ihren Diensten und für die Ausbreitung des Reiches Gottes nutzbar zu machen.

Wir wollen nicht verhehlen, dass uns gerade in dem entscheidenden Punkte, eingeborenen Hilfspersonalen, doch auch die Achillesferse der Uganda-Mission an scheint. Vergleicht man die Uganda-Mission mit der Basler Kamerun-, die auch in der Zeit ihres Vordringens viele mangelhaft vorgebildete einstellen musste, so fällt der Unterschied in die Augen. Diese letztere hat alsbald mit Hochdruck darauf hingearbeitet, sich einen solid und durchgebildeten Arbeiterstand zu schaffen, und hat zu diesem Zwecke ein gutes Schulwesen mit Elementar- und Mittelschule, Lehrer- und Predigerseminar gegründet. Hier fehlt in der Uganda-Mission bedenklich.

Allerdings ist nun endlich ein kleiner Anfang mit Schulen gemacht, die vor einem halben Jahrzehnt gänzlich fehlten; aber was sind 70 Schulen erster Art unter einer Christengemeinde von 34 000 Seelen? Und die Schulen werden von den Missionsschwestern gehalten; unter den Missionaren ein Schulmann! Dieser hat in Mengo eine Art Lehrerseminar eingerichtet, das ist offenbar noch in den ersten Anfängen (Rep. 1901, 132). Der Archdiakon Walker hat auch eine Art Predigerseminar eingerichtet; allein einmal hat die Leitung desselben viel zu sehr gewechselt — jetzt scheint es zeitweilig ganz eingegangen zu sein — und dann waren seine Leistungen bisber minimal. Tucker hat die Bedeutung der Schule für die Mission erkannt, und an die Häupter und Häuptlinge einen dringenden Brief erlassen; hoffentlich schafft das wenigstens einen energischen Wandel. (Int. 1901, 293 f.)

Am Schlusse der letzten Rundschau über Uganda (1896, 555) teilten wir die damals eben eingetroffene Statistik der Uganda-Mission mit. Damals hatte die Mission 7197 Getaufte und 1339 Kommunikanten. Diese Zahlen sind gewachsen. Der Jahresbericht 1898 zählt (zwei Jahre später) 14457 Getaufte und 3343 Kommunikanten, ein Jahr später (1899) sind es 17348 Getaufte und 6666 Kommunikanten. Der letzte Jahresbericht (Int., Mai 1902) zählt 20748 Getaufte und 9865 Kommunikanten. Wir fügen zur Orientierung noch weitere Zahlen bei: eingeborene Lehrer sind es 2408; während des letzten Jahres wurden getauft 5536; Schulkinder zählte man Knaben und Mädchen zusammen 12363, dazu in 2 Seminaren in Mengo und in Coro 121 Seminaristen. Die Höhe der Baganda zu den kirchlichen Lasten betragen — ausser den Realen — 5406 Rup.¹⁾

Wir müssten nun eigentlich eine Wanderung durch das ganze Arbeitsgebiet der 20 Gauen Ugandas antreten, um uns von dem Stande der Missionen in den einzelnen Distrikten zu überzeugen. Allein einmal fürchte ich, dass kein Leser dieser Zeitschrift nicht genügend genaue Karten von Uganda

Die katholische Mission zählt in dem Vikariat Nord-Ryansa, das sich mit dem Gebiete der C. M. S.-Mission deckt, 13 Stationen, 732 Katechisten, 137591 Katechumenen, 35 Schulen mit 2737 Schülern. Im letzten Jahre wurden getauft 8721 Erwachsene, 3121 Kinder und 2666 „Heidenkinder in die.“ (Ostb. Miss. 1902, 142.)

zur Hand haben werden, um die Namen der Provinzen und ihrer Hauptstädte zu finden; sodann lag es mit an der gebrechlichen Bauart der Missionshäuser, doch alle nur temporärer Art waren und nach wenigen Jahren verfielen, dass Europäerstationen ziemlich häufig wechselten. Noch nicht einmal in der Hauptstadt Mengo sind die Nothäuser alle durch dauerhafte Bauten ersetzt; noch weniger natürlich in den Provinzen. Es ist deshalb selbst für einen Eingeweihten der die Berichte fortlaufend verfolgt, schwierig, sich von dem Stande der Mission im einzelnen ein genaues Bild zu machen. Wir begnügen uns deshalb mit den allgemeinen Bemerkungen. Das Hauptmerkmal des letzten Jahrzehnts ist die Dezentralisation. Noch vor einem halben Jahrzehnt war Mengo durch seine Lage und in allen Beziehungen Haupt und Herz der Uganda-Mission; seither sind die Provinzialhauptstädte mehr oder minder selbständig geworden, und in jeder Provinz ist das Missionswerk unabhängig organisiert. Noch vor einem halben Jahrzehnt schied sich Uganda deutlich in einen protestantischen, katholischen und mohammedanischen Teil, die räumlich ziemlich scharf abgegrenzt waren. Diese Scheidungen haben sich fast völlig verwischt. Die Protestanten haben es aus Eourtoisie heute vermieden, in Budu, dem Hauptsitze der katholischen Mission, eine Europäerstation zu gründen, aber Gemeinden haben sie längst auch über diese Provinz hin; und die Katholiken können den wachsenden Einfluss der evangelischen Baganda-Lehrer und -Prediger nicht eindämmen, trotzdem sie ausgeprochen haben, dass „eigentlich nur ein Europäer lehren könne.“¹⁾

Von den ehemaligen Tributär- und Vasallenstaaten Ugandas hat die Mission am ersten Fuss gefasst in Usoga, seit 1894 ist dort regelmässige Missionarbeit im Gange. Die Verhältnisse sind derselben nicht günstig. In Usoga seit langer Zeit der mohammedanische Einfluss stark; absichtlich setzten sich im südlichen Usoga die mohammedanischen Sudanesen fest, als sie rebellierten; im letzten Jahre traten etwa 30 Häuptlinge zum Islam über, weil man sie eingeredet hatte, es solle in Usoga ein mohammedanisches Königreich aufgestellt werden. Usoga ist fast die einzige Landschaft, wo bis in die neueste Zeit die Christen wirklichen Verfolgungen ausgesetzt sind; die einen sind ihrer Güter beraubt, die andern bis aufs Blut geschlagen. Zudem ist Usoga in den letzten Jahren von einer schweren Hungersnot heimgesucht, in der nach Angaben der dort stationierten Missionare an 20 000 Menschen aus Mangel an Nahrung

1) Von Westen (dem Nil) nach Osten zu gehend, finden wir folgende Hauptstationen, die mit Europäern besetzt sind: In den Provinzen Kijagwe und Bukoba; im Süden Nyogwe, zugleich Schwesternstation, im Norden Nabongo. In den alten Hauptprovinzen Kjadondo und Busiro: Mengo. In der gegen Nordprovinz Bulemesi: Ndedsche. In der bis an die Grenzen von Busiro sich ausdehnenden Provinz Singo: Mitiana. Auf den Sesse-Inseln: Bugala (Semagala). Ausserdem sind zeitweilig mit Europäern besetzt: Gayaza im Kijagwe, Kisitala oder Kikubira in Bulemesi; Kinakulia in Singo und Kadjuma in Busiro. Neuerdings ist noch Kikoma in dem zwischen Coro, dem Albert-See und der Provinz Singo gelegenen Bezirke Buwekula besetzt worden. Doch weichen die Stationen wie gesagt. Das neueste Verzeichnis s. Int. 1902. 346.

... sind.¹⁾ Endlich ist die Missionsarbeit dadurch erschwert, dass Basoga eine vom Luganda stark abweichende Sprache reden, welche auch im Baganda-Lebrem neu gelernt werden muss, und dass infolge der Erbfeindschaft zwischen Usoga und Uganda ohnehin die von dorthier kommenden Missionäre einen schweren Eingang haben. Bei all diesen ungünstigen Umständen ist es doch ein gewisser Fortschritt, dass in Nord- und Süd-Usoga je eine Station fest besteht — Iganga und Bukaleka. Auch ist ein Anfang mit Ausbildung einiger Lehrer und mit Schaffung einer elementaren Literatur in Usoga gemacht.

Erfreulicher hat sich die Mission in der Landschaft Coro, dem hochgelegenen Lande am Fusse der Mondgebirge, entwickelt. Dort stellte sich der König Kasagama an die Spitze der christenfreundlichen Bewegung; unter seinem Schutze schlossen sich die vornehmsten Glieder seines Hofstaates und seine ersten Beamten der evangelischen Mission an. Da dauerte es dann nicht lange, dass das von Natur aufgeweckte und freundliche Volk eine kräftige Bewegung zum Christentum hindurchging. Die Zahl der Christen wächst schnell; am Ende des Jahres 1897 waren es 141, ein Jahr später 282; die letzte Statistik vom Jahre 1900 bereits 1346. Die Mission hat Fleiss darauf verwendet, auch hier den jungen Missionären einen lebendigen Missionseifer einzupflanzen; fast die Hälfte der getauften Missionäre sind Lehrgehilfen; 126 Batoro stehen als Lehrer in Missionsdiensten. Die kirchlichen Beiträge sind erfreulich; in einem Jahre (1898/99) zahlte die Christengemeinde nicht nur die sämtlichen Kosten für die in ihrem Dienste stehenden Batoro-Lehrer, sondern lieterle auch noch 5—600 Mk. an den Kirchenrat von Mengo als Beitrag zu den Missionskosten ab. Die Mission in Coro ist besonders liebliches Blatt in der reichen Missionsgeschichte Ugandas und verdient einmal in einem Miniaturbilde gezeichnet zu werden.²⁾

Fast gleichzeitig mit Coro fasste die evangelische Mission auch in Koki an. Der dortige Häuptling Kamswaga hielt es für eine Beleidigung, dass sein Land von der französisch-katholischen Mission zugesprochen war; er wollte nur der Mission der Briten des Landes, der Engländer, Raum geben. Die Katholiken in den benachbarten Budu rächten sich dafür, indem sie bei Gelegenheit der Wirren im Jahre 1897 einen Plünderungszug nach Koki unternahmen; allein sie änderten

¹⁾ Nach neuem ärztlichen Untersuchungen sind sehr viele davon an der Krankheit gestorben.

²⁾ Von Coro sind die ersten Missionsversuche jenseits des Albert-Sees und des Semliki im Gebiete des Kongo-Urwalds gemacht; man hat mit einigen der Pygmäen-Stämme freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und einige von ihnen getauft. Int. 1901, 838; 1902, 211 f. Vergl. auch: Ober, Coro, Visits to Ruwenzori. — Ev. Miss.-Mag. 1900, 401 ff. Von Coro dringt das Evangelium auch zu zahlreichen unkultivierten Stämmen jener geographisch noch wenig erforschten Gegend: an den Abhängen des Berges wohnen die Bakondjo, am Westufer des Albert-Sees die Banjamboga, am Nordufer die Baloga, südlich von ihnen die zahlreichen Bians der Baamba. Die Missionäre erweisen sich als geschickte Pioniere auf diesen vorgeschobenen Posten; sie tragen mit einem gewissen Humor die Strapazen des unbehaglichen Lebens im Innern dieser „Wilden“ und entwickeln dabei einen grossen Lehrreifer.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

genommen. Aber die Arbeit dehnt sich auch darüber hinaus unaufhaltsam im nördlichen Uniro stösst man auf die Eschopi, an welche jenseits des Nil die Grenze; sie gehören zu demselben Stamme und reden dieselbe Sprache wie Bahedi jenseits des Kioga-Sees.¹⁾ Da der englische Einfluss von Uganda allmählig in diese Gebiete vordringt und zum Teil schon Baganda-Häuptlinge in Uganda-Gruppen in ihnen stationiert sind, muss die Mission ihnen auf dem folgen. Im Osten steht die Landschaft Kavirondo schon seit Jahren offen. Im Jahre 1901 hat hier Missionar Erabtree die Station Masaba am Fusse des Kilimanjaro gegründet; seit Herbst desselben Jahres sind zwei weitere Missionare im äußersten Norden von Usoga im sogenannten Bukedi in Arbeit. Das Land hat nach allen Seiten, besonders in volklicher und sprachlicher Hinsicht einen andern Charakter als Uganda. Wiegen auch die Bantu-Dialekte noch vor, so treten doch schon Stämme mit nilotischen Sprachen ein. Das politische Leben ist unentwickelt, jedes Dorf ist eine Häuptlingschaft für sich und alle Clans sind sich gegenseitig gegenüber. (Int. 1902, 181—192.)

Die Uganda-Mission ist wie ein Baum, bei dem es zuerst unsägliche Schwierigkeiten bereitete, bis er in dem steinharten Boden festwurzelte. Nachdem sie aber in Uganda selbst eine feste Position erobert hat, dringt sie mit stetigem Erfolg nach allen Seiten vor; ihre Zweige breiten sich schutz- und segensreich über viele, ehemals von den Baganda zertretene Stämme und Landschaften. Die christliche Uganda macht nach Kräften wieder gut, was das heidnische in Kriege und Blutdurst gesündigt hatte.



Chronik.

Nach dem Regierungscensus von 1901 beträgt die Zahl der Christen in Uganda 2923349. Von ihnen entfallen 169739 auf Europäer und 89251 auf Missionäre, so dass auf eingeborne Christen 2664359 kommen, gegen den Regierungscensus von 1891 ein Plus von 627759. Von diesen 2664359 gehören 1911 der römischen Kirche an (incl. 322583 syrisch-römischen Christen), 1911 sind nicht-römische Syrer (Jakobiten- bzw. Thomaschristen), die übrigen 1911 sind mit Ausnahme von 64 Griechen etc. und 1334 Personen unbestimmten Glaubens, eingeborne Protestanten verschiedener Denominationen. Sehr bemerkenswert ist die geringe Zunahme der Römischen im Vergleich zu der der Evangelischen in der Zählungsdekade. Während die Gesamtsteigerung der Christen über Uganda 30% beträgt, beträgt die der römischen Christen nur ungefähr 14 1/2%; während Rom noch 61% der eingebornen Christen für sich, 1901 nur noch 19% von den eingebornen evangelischen Christen werden 305907 als Anglikaner, 216743 als Baptisten, 153768 als „Lutheraner“ (hierunter werden ausser den Mitgliedern der deutschen Gesellschaften, die das Hauptkontingent stellen, die der

¹⁾ Nach Ansicht des Missionars Erabtree — des Linguisten unter den englischen Missionaren — ist Bukedi nur ein von den Baganda eingeführter Sammelname für die Völker jenseits der Grenzen Ugandas, die ganz verschiedene Sprachen sprechen (wohl bamitischer?) teils Bantu Abstammung sprechen (Rep. 1901, 150).

Dänen, Norweger, amerikanische Lutheraner etc. subsumiert), 68 451 als Methodisten u. s. w. Das grösste Wachstum während des letzten Jahrzehnts weisen die Methodisten mit mehr als 200%, die „Lutheraner“ mit ca. 130%, die Amerikaner mit 86½%.

Die Doshisha, die christliche Universität in Kyoto in Japan, hat Kenkichi Kataoka einen neuen Präsidenten erhalten, dessen Persönlichkeit und Lebensführung vielleicht dafür bürgt, dass die Hochschule, die bekanntlich seit Gründers Nisimas Tod allerlei verhängnisvolle Wandlungen durchgemacht und Mission manche schmerzliche Enttäuschung bereitet hat, wieder zu ihrer alten Bedeutung und Blüte kommt. Wenigstens hofft das der amerikanische Board, dessen Organ (Miss. Her.) es heisst: „Die heissen Gebete, die seit dem Nisimas für diese Schule zum Himmel gestiegen sind, haben endlich Erbörung gefunden; wir alle danken dafür Gott und fassen neuen Mut.“ Geboren in der Provinz Cosa auf Schikoku war Kataoka ein Freund des liberalen Gouverneurs jener Provinz, Itagaki gewesen und musste wegen seiner angeblichen liberalen Gesinnung über ein Jahr im Gefängnis zubringen, obwohl er versicherte, nie ein Unrecht gethan und stets nur mit loyalen Leuten verkehrt zu haben. Schon früher Christ geworden — er war einer der ersten gewesen, der sich dem Evangelium zuwandte, als es in seiner Heimatprovinz gepredigt wurde — hat er im Gefängnis fleissig in der Bibel gelesen und, wie er erzählte, „viel Erquickung davon gehabt“ auch grosse Freude am Gebet, auch am Gebet für seine Feinde gefunden.“ Ihm das Gefängnis zu einer Stätte reichen Segens geworden. Bald nach seiner Freilassung wurde er in den Reichstag gewählt, vor einigen Jahren sogar Präsident des Unterhauses. Einige seiner Freunde rieten ihm damals, das Amt eines Ältesten, in seiner (der presbyterianischen) Kirche, das er bekleidete, zu geben, da dies leicht ein Uorurteil gegen ihn als Präsidenten erwecken und Schaden könnte. Aber er entgegnete, er würde lieber Kirchen-Ältester bleiben als Reichtags-Präsident, wenn er zwischen beiden Ämtern wählen müsse. Er ist mehrere Jahre Präsident geblieben und hat sich nicht im mindesten gescheut, seiner Gewohnheit festzuhalten, jeden Morgen, bevor er auf dem Präsidentenplatz nahm, zuerst einige Augenblicke im stillen Gebet zu verharren. Es ist in christlichen Ländern nicht viele Reichstagspräsidenten geben, die das dem japanischen Reichstagspräsidenten nachmachen. Lange Zeit hielt er auch wöchentlich in seiner Präsidentialwohnung, die dem Parlamentsgebäude gegenüber lag, einen öffentlichen Gottesdienst ab und sandte dazu persönlich Einladungskarten an angesehene Offiziere und Beamte u. a., während er hervorragende Prediger der Stadt forderte, in dieser Versammlung das Evangelium zu verkündigen. Schon damals sehnte er sich nach einer stilleren Beschäftigung. Er zog sich von dem politischen Leben zurück, um seine übrigen Jahre dem direkten Dienst im Reiche Gottes zu widmen. Da trat ihn die Wahl zum Präsidenten der Doshisha. Bescheiden und zurückhaltend, wie er war, meinte er dazu nicht die nötigen Gaben zu besitzen. Doch nahm er schliesslich die Wahl an. In seiner Ansprache bei seiner Erhebung sagte er, dass er wochenlang ernstlich darum gebetet habe, Gott möge ihn aus dem Amt in den Weg legen, dass er das Amt nicht antreten müsse. Aber unter dem Gebet habe sich seine innere Unruhe nur noch gesteigert, und so habe er dem Gebet sein Wort gegeben.



Literaturbericht.¹⁾

Warneck: „Evangelische Missionslehre.“ Dritte Abteilung: Der Beruf der Sendung. Erste Hälfte. Zweite Auflage. Gotha. 1902. 5,60 Mk. Die beiden Hauptabschnitte dieses Bandes behandeln das Sendungsgebiet und die Missionsaufgabe, jeden in 4 ausführlichen Kapiteln. Eine durchgreifende Änderung nur die erste Hälfte des 33. Kapitels: die Missionsaufgabe als Volksmissionierung in einer eingehenden Untersuchung über die biblische Bedeutung des Begriffs *ἔθνη* erfahren; aber kleinere Verbesserungen und reichliche Nachträge sind sich durch das ganze Buch hindurch.

Der Schluss des ganzen Werks soll, wills Gott, bis Ende dieses Jahres stehen. Er hat zum Gegenstande das Sendungsziel und behandelt denselben in folgenden Hauptkapiteln: das Problem; die Mitarbeit der Eingeborenen als allgemeine Dienstpflicht; der eingeborne Lehrstand; die finanzielle Selbstunterhaltung christlicher Kirchen; die Organisation der Gemeinde; der kirchliche Verband.

Bornemann: „Einführung in die evangelische Missionskunde im Anschluss an die Basler Mission.“ Cöbingen-Leipzig. 1902. 6 geb. 7 Mk. Wer

den Titel überliest: „im Anschluss an die Basler Mission“, dem wird es gehen, was er erwartet hat; er wird, durch den Haupttitel verleitet, eine Art Abriss der Hauptdisziplinen der evangelischen Missionskunde: der Missionsgeschichte und der Missionslehre erwarten. Das ist es aber nicht, was der Verfasser gibt. Allerdings erörtert er einleitend „kurz einige allgemeine missionswissenschaftliche Probleme“ in folgenden 4 Kapiteln: 1) Das Wesen und der Stand der evangelischen Missionswissenschaft; 2) Die evangelische Missionswissenschaft im Zusammenhang der gesamten Theologie; 3) Winke für das Studium der Missionswissenschaft und 4) Missionszögling und Student der Theologie; aber der Hauptteil des Buches (S. 63—340 wie die Beilage in 4 Tabellen) ist der Basler Mission gewidmet. Auf Grund der für das Studium der Missionswissenschaft gewählten Punkte hält es der Verfasser, und ich bin damit ganz einverstanden, für die nächste Aufgabe des Missionsstudiums, nachdem man in den Besitz einer allgemeinen Übersicht gelangt ist, die Arbeit einer einzelnen Missionsgesellschaft gründlich und zusammenhängend kennen zu lernen und als typisches Objekt zu betrachten, was dem Basler Professor am nächsten lag, die Basler Mission herauszuheben, den man auch darum als einen guten bezeichnen muss, weil diese Mission besonders durch die Mannigfaltigkeit ihrer Arbeit, die Bediegenheit ihrer Ziele, die Trefflichkeit ihrer Organisation und durch charakteristische Persönlichkeiten zu einer Einführung in die geschichtliche wie theoretische Missionswissenschaft besonders qualifiziert ist. Auch stand ihm hier ein reiches und zum Teil sehr gutes literarisches Material zur Verfügung, neben Eplers meisterhafter Darstellung der Basler Mission besonders ein biographisches. So konnte er aller-

noch eine Bitte an die Herren Verleger. Die meisten Rezensionsexemplare sind ungebunden und oft selbst ungeheftet. Das erschwert die Lektüre sehr und macht Unlust zu ihr. Ich bitte daher, mir gefälligst gebundene Exemplare zuzugewandeln lassen zu wollen.

Warneck.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Bildungen beständig eingeflochten hat und in aller Unbefangenheit solchen Eindrücke reden lässt, erhöht den Reiz des Buches und ist selbstredend, wenn man je und je hinter das subjektive Urteil ein Fragezeichen etc. In Reiseerlebnissen darf das Ich des Erzählers ein wenig hervortreten, die unbefangene Art, in der es hier geschieht, bietet keine Veranlassung zu tadeln. Es ist ein grosser und guter Zug an dem schönen Buche, dass es in der Kritik und mit ebensoviel Nüchternheit wie Wärme viel mehr das wirkliche Leben einführt, als rezensiert. Allerdings hat sich der Reisende nicht bemüht, in die grossen Missionsprobleme einen Einblick zu gewinnen, in Indien auf der Tagesordnung stehen und mit seinem Urteil über sie auch nicht hinter dem Berge gehalten. Aber er ist sich dabei bei einem städtigen Aufenthalt von ein paar Monaten nicht genügt, um über ein etwas Entscheidendes zu sagen. Und lebten durften diese missionarischen Partien nicht in dem Buche, wenn es dazu dienen sollte, die Leser auch über die brennenden Fragen einigermaßen zu orientieren, die den indischen Missionsbetrieb charakterisieren. Kurz: der vorliegende ist eine wertvolle Bereicherung der Literatur über die deutsche Mission in Indien.

Weyer: „Ebinas Märtyrer. Aus der Christenverfolgung in China 900.“ Dinglingen. Verlag der St. Johannis-Druckerei. 1,50, geb. 2,50 Mk. Eine neue Bearbeitung des 1902, 208 angezeigten Buches von Broomhall: „Missionaries of the China-Inland-Mission. Nach einer kurzen geographischen Übersicht über die Entstehung der bekannten Unruhen eine allerdings knappe aber ergreifende und gut gruppierte Erzählung der Leiden, des Kampfes und der Rettung vornehmlich der China-Inland-Missionare. Auch zum Vorgelegten geeignet.“

Schmer: a) „Aus dem Leben und der Arbeit eines China-Missionars“ und b) „Der Reischrist“. Beide in der Buchhandlung der Berliner Missions-Gesellschaft 1901. Eleg. kart. 1,50 und 1 Mk. Wieder zwei wohl lebensvolle und anschauliche Schriftchen aus der gewandten Feder eines Berliner Missionars, die man in einem Zuge durchlesen muss. Das erste zeigt dem Leben des Autors selbst, zeigt uns den China-Missionar als Arbeiter, Arzt, Baumeister — immer an der Arbeit und macht uns an seinen Bildern mit den Objekten seiner Arbeit bekannt; das zweite erzählt die charakteristische Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines chinesischen Heiden, der ein lebendiger Beweis dafür wird, dass selbst ein solcher Heide Christo eine neue Kreatur werden kann.

Weyer: „Die Organisation der Heiden-Missionsarbeit in der Gemeinde mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Missions-Gesellschaft.“ Berlin. Wiegandt und Grieben. 1902. 30 Pfg. Ein Vorschlag zur Neuorganisation der Berliner Missions-Gesellschaften und zugleich zur Steigerung der Leistung, der wesentlich darauf hinausläuft, die Missionsarbeit dadurch zu vereinfachen und zu spezialisieren, dass möglichst jede zu einer Missions-Gesellschaft gehörende Ephorie eine Missionsstation unterhalte. Gut gemeint, aber zu idealistisch gerechnet, abgesehen von den sonstigen

nicht genügend in Rechnung gesetzten praktischen Schwierigkeiten. Ich hoffe später Gelegenheit zu finden, im grösseren Zusammenhange auf den ganzen I zurückzukommen.

Baur: „Alexander Mackay, Pionier-Missionar von Uganda.“ Von seiner Schwester. Deutsch von Nebinger. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig. 1902. Geb. 3/4. Rein neues Buch, sondern nur eine neue, sehr billige Ausgabe der trefflichen Biographie des bekannten Bahnbrechers der jetzt so ausgedehnten und erfolgreichen Mission in Uganda. Sehr zeitgemäss, da sie durch die Uebersetzung in die ebensowenig romantischen wie schwierigen Anfänge dieser Mission eine Uebersicht zu geben ermöglicht. Es ist schade, dass nicht in einem Schlusskapitel eine Übersicht über die Uganda-Mission seit Mackays Code und über ihren gegenwärtigen Stand beigefügt worden ist. Es trifft sich gut, dass die Rundschau in der vorliegenden Nummer diesen Mangel ausfüllt.

Wiegand: „Mathurin Ueyssiére La Croze als Verfasser der ersten deutschen Missionsgeschichte.“ 3. Heft des 6. Jahrgangs der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Gütersloh 1902. Es handelt sich in diesem 160 Seiten umfassenden Vortrage um die wenig bekannte Histoire du Christianisme des Indes, die 1727 unter dem Titel: „Abbildung des indianischen Reiches“ auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist und die in einem besonderen Kapitel auch die Anfänge der alten dänisch-halleschen Mission behandelt. Sowohl die Mitteilungen über die Person des Verfassers wie über den Inhalt seiner Mission sind höchst interessant; aber davon haben sie mich nicht überzeugt, dass man die genannte Werk als „die erste deutsche Missionsgeschichte“ bezeichnen kann.

von Schubert: „Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte.“ Separatabdruck aus den Beiträgen und Mitteilungen der Gesellschaft für schleswig-holsteinsche Kirchengeschichte. Kiel 1901. Eine kurze aber geschichtliche Skizze der nordischen Missionsthätigkeit unter Ansgar mit einer eingehenden Besprechung der Quellen.

Schreiber jun.: „Ein Besuch auf dem Missionstelde in Ceylon.“ Mit 46 Bildern und 2 Karten. 118 S. Bremen 1902. 50 Pf. Ein höchst anschaulich geschilderter Bericht der Visitationsreise des jungen Inspektors der deutschen Mission durch das Euheland, der eine treffliche Orientierung über das Arbeitsgebiet dieser Mission bietet.

Gensichen: „Ein hoffnungsfreudiger Missionsbericht aus Ceylon.“ Berlin 1902. 20 S. Ein erbaulicher Visitationsbericht im Sinne an I. Kor. 6, 1, 4, 9 mit zahlreichen Beispielen illustriert.

„Jahrbuch der bairischen Missionskonferenz für 1902.“ Im Selbstverlage der Konferenz. 1901. Ähnlich dem der Sächsischen Missions-Konferenz. Viel trefflicher Inhalt.

Warnack



Die chinesische Krisis.

von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

II.

Der Sturm.

antert durch Straflosigkeit und Protektion, dehnten die Boxer herisches Treiben in Schantung und Süd-Tschili unaufhaltsam ; die Leiden der Christen steigerten sich. Am 2. Dezember 1900 erhielt der amerikanische Gesandte folgendes Telegramm:

„Aufstand 20 Distrikte Schantung Tschili rasch wachsend. Plünderung, Verbrechen nehmen zu. Deutlicher Zweck, Christen töten und Fremde auszuweisen. Nicht 4 Gesandtschaften vereint Druck ausüben, halten Amerikaner zurück. Lin-Tsch'ing, Csi-nan-fu Lage für fast hoffnungslos.“

Druck erfolgte: Yü Hsien wurde abberufen und durch den kaiserlichen Yuan Schih Kai ersetzt (26. Dez.). Unmittelbar darauf fiel der amerikanische Missionar als Erstlingsopfer der anbrechenden Krisis: Sidney (P. G.) geriet im Fei Tsch'êng-Distrikt unter die Mörder, die ihn dort erlag in den letzten Stunden des Jahres seinen Qualen. Hsiens Rückkehr, von der man munkelte, protestierten die anderen Missionare in einem Schreiben an ihren Gesandten (Januar 1900), in welchem sie ihn der offiziellen Begünstigung der Unruhen beschuldigten und in vollem Umfang für die Unruhen verantwortlich machten. Und binnen kurzem erhielt dieser selbe Mann von der Regierung als ihres Vertrauens würdig die Ernennung zum Gouverneur von Schansi!

Yuan Schih Kai wollte dem Unwesen steuern; aber „vertrauliche Nachrichten“ aus Peking lähmten seine Chatkraft, und die Greuel überhand. Am 30. Januar wurde nach Peking berichtet, im Distrikt eines italienischen Priesters östlich von Csi-nan-fu seien 500—600 Familien ausgeplündert, 10 Personen ermordet, 5000 flüchtig. Auch italienische Priester, englische und amerikanische Missionare waren berein in Bezeugung der Schrecken. Die Vorstellungen, welche die Missionen in Bezug auf die Meldungen hin von den Gesandten erhoben wurden, bedeuteten einen Verlust kostbarer Zeit zu Gunsten der Boxer — weiter

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

wrangen die Gesandten ein in der Staatszeitung von Peking zu veröffentlichendes, die J Ho Eschlan verurteilendes kaiserliches Edikt, das das Schreckmittel einer Flottendemonstration wurde nicht anzunehmen gewagt, da man sich eben an massgebender Stelle den vollen Eindruck der Lage immer noch nicht eingestand. Als der Hof am 17. April einen neuen, zweizüngigen Edikt einerseits die Einübung von Banden zur Selbstverteidigung empfahl, andererseits die Provinzialbehörden mahnte, auf zu sehen, dass jedermann sich um seine Sachen bekümmere und jeden Nächsten im Frieden lebe, auch ein Wort gegen die Bedrückung der Christen fallen liess, meinte der englische Gesandte, Sir Claude MacDonald, man sei nunmehr zu der Annahme berechtigt, „die Zensurverwaltung beweise endlich den aufrichtigen Willen, diese christenfeindliche Organisation zu unterdrücken.“

Inzwischen hatte sich die Boxerbewegung mit unglaublicher Schnelligkeit ausgebreitet. Ihre Propaganda war einheitlich, der Text ihrer zahllosen Flugblätter so ziemlich derselbe im Süden, in Schanghai, wie vor den Choren von Peking. Ihre Sendlinge, meist Männer aus Schantung, überhaupt die Fäden zusammenzulaufen schienen, tauchten überall im Land mit ihnen drangen Mord, Plünderung und Feuer nach Norden. Häufig kamen Berichte über Christenverfolgungen in der Provinz Peking. Was vor einem Jahr in Schantung geschehen war, wiederholte sich in der Nähe der Hauptstadt. Am 19. Mai legte der apostolische Vikar Favier dem französischen Gesandten Pichon dar:

Im Distrikt Pao-ting-fu seien mehr als 70 Christen ermordet, mehrere Dörfer abgebrannt, 2000 Christen zu bettelarmen Flüchtlingen gemacht; solche seien zu Hunderten in Peking und für die nächste Woche habe man sie zu Tausenden zu erwarten; die religiöse Verfolgung sei aber nur Blendwerk, Hauptziel sei die Ausrottung der Ausländer. Schon seien die Helfershelfer der Boxer in der Hauptstadt zu ihrem Empfang bereit; ihr Angriff werde zuerst den Kirchen, dann den Gesandtschaften gelten; der Tag hierfür sei bereits festgesetzt, wie die Stadt mit Ausnahme der Fremden wohl wisse.

Infolge dieser Mitteilungen forderten die Gesandten neuerdings die Unterdrückung der Boxer, und der deutsche Baron von Ketteler forderte, für den Fall einer ungenügenden Antwort sollten Kriegsschiffe von Tsan-hai-kwan zusammengezogen werden, damit nötigenfalls Truppen in Peking beordert werden könnten; immerhin meldete der britische Botschafter seiner Regierung, die Hauptstadt sei durchaus ruhig und er habe weiter nichts gehört, was die düstern Prophezeiungen des Herrn Vikar bestätigen könnte; „ein paar Regentage würden mehr zur Be-

ruhigung der vorwiegend durch lange Trockenheit aufgeregten Bevölkerung beitragen, als alle Massnahmen der chinesischen Regierung und der Mächte.“

Der 28. Mai brachte die erste Aktion der Boxer in der Nähe der Hauptstadt: den Angriff auf die Eisenbahnstation zu Fêng'ai, dem Knotenpunkt der beiden Linien von Peking nach Tientsin und nach Süden. Da die Angelegenheit eine internationale sei, unterblieb militärische Gegenwehr; die Verbindung mit Pao-ting-fu war fortan abgebrochen, und die Zerstörung der Südbahn nahm ihren Lauf. Und so meinte man Wochen lang: „in Peking kann nichts geschehen!“ Immerhin zogen sich die Angehörigen der Gesandtschaften allmählig von den Sommerwohnungen in die Stadt zurück, und am 31. Mai marschierten 340 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr durch dichte Menschenmasse ein — am 3. Juni folgten 50 Deutsche und 35 Oesterreicher. Es waren im ganzen 18 Offiziere und 389 Mann. Eine Riesenaufwartete ihrer.

Aus der Gegend zwischen Peking und Tientsin kam die Schreckenskunde von der Ermordung der Missionare Robinson und Decker (S. P. G.). Den Amerikanern in Tung-Tschau drohte ein ähnliches Schicksal. Der Caotai, ihr aufrichtiger Freund, bezeugte ihnen unter Thränen seine Ohnmacht, als sie bei ihm Hilfe suchten, und da auch der amerikanische Gesandte ihre Bitte um Sendung einer Schutzwache abschlägig beschied, schienen sie dem Verderben geweiht. Da erstand ihnen ein kluger Retter. Dr. Ament (H. B.) führte des Nachts 20 Karren von Peking herbei und geleitete das ganze, in Tung-Tschau versammelte Missionspersonal, 6 Männer, 11 Frauen und 7 Kinder, samt vielen eingeborenen Christen durch ein vor Aufregung zitterndes Land nach Peking, wo sie am 8. Juni unversehrt eintrafen. Wie sich später herausstellte, hatte jener freundliche Beamte Soldaten in Verkleidung mit versteckten Waffen ihnen als unerkannte Schutzwache auf dem gefährlichen Wege mitgegeben.

Das Verhältnis der Regierung zur Boxergesellschaft war nach gerade offenkundig geworden. Schon ein Brief des „eingebornen Korrespondenten in Peking“ an die North China Daily News (10. Mai) konnte zur Augensalbe dienen. Er erzählte — und als Sekretär eines Ministerium konnte er es wissen —, eine kombinierte Armee von 72 000 Mann mit den Boxern als Hilfstruppen sei dazu angesetzt, in nächster Zukunft das Land von den Fremden zu säubern; es ist

Wie kürzlich der Zensor Wang der Kaiserin die Boxer in einer
 als unwiderstehliche Heifer empfohlen und am Tage darauf
 hohe Stellung in Peking erhalten habe. Und noch bespöttelten
 in der Hauptstadt die ganze Bewegung als ein belangloses
 Spiel! — Durch Edikt vom 6. Juni wurden zwei notorisch
 Beamte (unter ihnen Tschao Schu Tsch'iao) mit der
 über die Boxer beauftragt. Sie begaben sich dem-
 nach Tschao-Tschau, wo, wie man sagte, schon Ende Mai ihrer
 schwärmten, und machten mit ihnen gemeinsame Sache. Von
 war die Bewegung augenscheinlich Regierungsangelegenheit.
 Wunder, dass den Boxern der Kamm schwoh! Mandarine mussten
 vor ihnen verbeugen und vor ihren Altären beten.

Am 9. Juni kehrte die Kaiserin vom Sommerpalast in die Resi-
 zurück. Von ihrer Anwesenheit erhoffte man vergeblich eine
 der Lage. Am Abend desselben Tages noch vernahm man,
 habe es in einer Audienz unverhohlen als ihren Wunsch ausge-
 Peking von den Ausländern zu säubern; die Truppen des
 Fu Hsiang warteten nur auf Befehl zur Eröffnung des Angriffs.
 gaben die Gesandten ihren Schiffskommandanten telegraphisch
 den Vormarsch nach Peking einzuleiten. Die Fremden zogen
 unter ihren Schutz zusammen.

Die Hauptstadt selbst war nunmehr von Boxern angefüllt. Sie
 auf den öffentlichen Exerzierplätzen und in den Palästen des
 des Lan und des Prinzen Tuan ihren Übungen ob. Indem dieser
 10. Juni zum Präsidenten des Tsung-li-yamen ernannt wurde, war
 mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut.
 Edikt, welches am 24. Juni in der Pekingener Staatszeitung erschien,
 alle Zweifeln an der Solidarität des Hofes und der J-Ho-Tschüan
 machen: „alle die Mitglieder der Boxergesellschaft bieten ihre
 erste Chatkraft auf, die kaiserliche Familie darf sich von ihnen in
 Rache an unsern Feinden nicht überbieten lassen.“

Die amerikanischen Missionare sammelten ihre Schützlinge in den
 der bischöflichen Methodisten und richteten sich mit
 und Organisationstalent gegen Ueberfall und Belagerung ein.
 sandter, Mr. Zonger, schickte 25 Marinesoldaten, Sir Claude half
 10 Martinigewehren. Barrikaden wurden errichtet, Schanzen ge-
 Umzäunungen aus Stacheldraht aufgeführt, Vorräte in der Kirche

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Als der Mitte der chinesischen Partei liess sich besonnene und vernünftige Einsprache hören. Hsü Tsching Tsch'êng, Präsident der mandchurischen Eisenbahn, früher Gesandter in Petersburg, bat um Wiederholung des Entschlusses, da ein Krieg gegen alle Mächte undurchführbar sei. Kang Yi entgegnete, die Lage sei gerade jetzt hierzu sehr ungünstig, da man die unverwundbaren Boxer zur Seite habe. Als sich Yüan Tsch'ang, Minister im Tsung-li-yamen, die Bemerkung erlaubte, dass er die Leichen zuvor erschossener Boxerführer herumliegen sehen, schnitt die Kaiserin selbst das Wort ab: er müsse sich irren, es seien in keinem Fall Boxer, sondern eher Verbrecher gewesen¹⁾. Marquis Tseng bat, die Gesandtschaften wenigstens zu verschonen, den Krieg nach Peking zu ziehen und zwischen den fremden Mächten zu vermitteln, da einige derselben China durchaus freundlich gesinnt seien. Als gar ein Mandschu in ähnlichem Sinne redete, erreichte die Rede seiner Stammesgenossen den Siedepunkt: er wurde Verräter genannt. Der Kaiser hatte so lange geschwiegen. Wie er nun sah, dass der verhängnisvolle Entschluss wirklich gefasst werden sollte, redete er. Er bat Ihre Majestät, vom Krieg gegen die Ausländer abzulassen, da ein solches Vorgehen das Land ruinieren müsste. Er erhielt keine Antwort gewürdigt, und die Beratung artete in einen wilden Tumult aus.

In einer der folgenden Versammlungen des Generalrates — solche kamen von da an fast täglich stattgefunden zu haben — soll die Kaiserin vorgegeben haben, nach einer Mitteilung der Gesandten werde diesen die volle Wiedereinsetzung des Kaisers in die Regierung geboten; infolgedessen flehte sie in theatralischer Leidenschaft um Befehl des Landes um weiteres Vertrauen, und alle Minister hätten ihr sie erklärt.

1) Die beiden treuen Patrioten Hsü Tsching Tsch'êng und Yüan Tsch'ang ergriffen später wieder das Wort. Als Boxer und Soldaten gemeinsam in der Stadt Peking und die Gesandtschaften seit Wochen belagert waren, wagten sie zur Rettung des Vaterlandes das Heusserste; sie forderten in heroischen Eingaben an die Kaiserin (Text: Ostas. Lloyd 1900, p. 179—183) die sofortige militärische Unterdrückung der Boxerbewegung und Einstellung der Feindseligkeit. Sie wussten, dass sie thaten. „Unsern Worten kann das Unglück auf dem Fusse folgen. Wir haben nur Rücksicht auf die kritischen Umstände, wo es sich um Bestand und Fortgang des Reiches handelt. Wir sind gleich Insekten, die im Staube kriechen; wir im Grunde nicht darauf an, ob wir redeten oder nicht. Wir haben es getan, und sollte es selbst unser Tod sein.“ Die Antwort war prompt: ein Edikt vom 27. Juli, befahl ihre sofortige Hinrichtung.

Am 19. Juni, 4 Uhr nachmittags, erhielten die Gesandten eine identische Note. Sie wies hin auf die geforderte Uebergabe der Festung von Taku (dieselbe war schon am 17. geschehen!) durch die britische Flotte und die Beunruhigung der Hauptstadt durch Banditen und auf das Begehren hinaus: „die Prinzen und Minister wünschen, dass die Gesandte binnen 24 Stunden mit Familie, Stab und Schutzmannschaft nach Tientsin aufbreche, um der Gefahr auszuweichen. Eine Truppenabteilung ist als Eskorte für die Reise kommandiert, die Behörden sind angewiesen, der Gesandtschaftspartie überall den Durchzug zu ermöglichen.“

Dass dies auf die Vernichtung der Fremden abzielte, bedarf keines Beweises. Den Gesandten war dieser Zweck nicht klar; man packte eifrig die Nacht hindurch, Mr. Longer sandte den Amerikanern in der Methodistenmission Befehl sich zum schleunigen Aufbruch zu rüsten. Obwohl diese in einem Schreiben auf die grossen Gefahren eines solchen warnend aufmerksam machten, waren die meisten Gesandten noch am nächsten Morgen der Aufforderung des Tsung-li-yamen Folge zu leisten; nur sollte ein Aufschub von ein paar Stunden erstrebt werden. Was musste aber den Christen werden, die sich zu Hunderten um ihre Hirten, die Missionare geschart hatten? Das war eine Frage, welche zwar in diesen Stunden nicht von den Gesandten besprochen wurde; sie wäre aber ohne Zweifel dahin entschieden worden, dass sie als Unterthanen der chinesischen Regierung dieser zu überlassen seien, und wenn etwa die Missionare bei ihnen hätten ausharren und mit ihnen sterben wollen, wären sie wohl durch Anwendung von Gewalt zum Aufbruch gezwungen worden. Solche Erwägungen schnürten ihnen das Herz zusammen.

Glücklicherweise nahmen die Dinge eine Wendung zum Heil der Christen und Fremden. Ein Unglück musste Glück bringen. Der deutsche Gesandte, Baron von Ketteler, hatte schon am Vorabend eine Sonderstellung eingenommen, indem er sich entschieden gegen die Reise aussprach. In der Beratung am Morgen erklärte er sich entschlossen, allein und ohne Waffen sich nach dem Tsung-li-yamen zu begeben. Er hatte die Absicht, den Ministern in ungeschminkten Worten darzulegen, dass eine Vertreibung der 11 Gesandten aus der Hauptstadt den Untergang der Mandschu-Dynastie nach sich ziehen würde und hoffte, durch solche entschiedene Sprache wenigstens einen Aufschub zu bewirken.

Er von seinem Sekretär Cordes begleitet, machte er sich auf den Weg. Er führte an einer Polizeistation vorüber, wo 30 Soldaten waren. Als die Sänfte passierte, trat ihr Hauptmann abseits, und ein anderer, welcher nachfolgte, beobachtete, wie er gegen dieselbe einen Schuss abgab. Ketteler rührte sich nicht: offenbar war das Ende sofort gekommen. Cordes, selbst durch eine Kugel getroffen, konnte sich in die amerikanische Mission retten. Dieser eine Schuss, welcher dem deutschen Gesandten den Tod brachte, änderte die Sachlage mit einem Schlag in einer Weise, wie es von den Urhebern dieses Verbrechens wenigstens beabsichtigt war. Er enthüllte den Fremden die wahren Absichten mit ihnen, verscheuchte sofort jeden Gedanken daran, Peking zu verlassen, und vereinigte sie in dem Entschluss, an Ort und Stelle zu bleiben so teuer als möglich zu verkaufen. Der Tod des Barons Ketteler war das Opfer, welches den Ausländern und Hunderten von Christen das Leben rettete. Ein freundlicher Beamter, welcher seine Leiche in einem Sarge barg, küsste dafür seinen Kopf. — Merkwürdig ist die Thatsache, dass die Londoner Zeitblätter schon am 16. Juni nach Depeschen aus Tientsin die Ermordung des deutschen Gesandten meldeten. Das seltene Schauspiel, dass der Telegraph ein Verbrechen ein paar Tage, bevor es geschah, ankündigte, lässt darauf schliessen, dass dasselbe zum voraus besessen war und erwartet wurde, da dieser Kenner des Chinesischen die dortigen Beamte den Mandschus besonders verhasst war.

Ein Offizier der Armee hatte den Gesandtenmord ausgeführt; musste diese selbst als Feindin angesehen werden. Alles wurde im Gesandtschaftsquartier zur Verteidigung gerüstet. Mr. Conger befahl den Amerikanern in der Methodistenkirche, sich binnen 20 Minuten zum Aufbruch zu begeben. Sie bildeten einen langen Zug, eine traurige Prozession: an der Spitze 20 Marinesoldaten, dann 126 Schulkinder, dann die Christenfrauen und -kinder, beladen mit allem, was sie mitnehmen konnten, Knaben und Männer in grosser Zahl, deutsche Seemannsleute, den schwer verwundeten Cordes tragend, und endlich die Missionäre mit Gewehr und Revolver. War es ein Gang ins allgemeine Grab? Musterhaft war die Haltung der Christen unterwegs; Niemand weinte, kein Kind wimmerte, die Schulkinder schritten in demselben Anstand, wie auf dem Wege zum Gottesdienst.

Die neuen amerikanischen Ankömmlinge fanden in der Kirche der englischen Gesandtschaft ein Asyl. Ihre Schützlinge aber, die ein-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

... gelang sie unter unsäglichen Strapazen, viele kamen um, und weiss, wo, wie oder durch wen.

Die Belagerung des Gesandtschaftsquartiers in Peking, die am 20. Juni begann und am 15. August mit dem Einzug der Chinesen ihr Ende erreichte, also 56 Tage währte, bleibt eine Merkwürdigkeit nicht bloss der modernen, sondern der gesamten Weltgeschichte. Bedeutete den Höhepunkt einer Bewegung, welche ihresgleichen nicht in den Annalen der Vergangenheit und kaum je wiederholt werden wird. Als die Beschiessung begann, richtete sich Dr. Martin, Präsident der kaiserlichen Hochschule, hoch auf und sprach zu einem Soldaten das Wort: „Dies ist das Codesurteil des Heidentums.“ Vieles dieser Episode ist dunkel und wird unaufgeklärt bleiben, da die amtlichen Vorgänge am Hof der Kenntnis entzogen sind.

„Aber als Beweis beharrlichen Mutes einer Handvoll Leute einer Masse gegenüber, geschickter Ausnützung spärlicher Hilfsmittel, männlicher Tapferkeit und unerschütterlicher Festigkeit, unwandelbaren Vertrauens auf Gott und grosser, durch Gott aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz gewirkten Errettung ist es eine Geschichte, die die Welt nicht vergessen können“ (Smith).

Eine zusammenhängende Darstellung ist hier nicht möglich; Tabellen müssen genügen. Die Gesamtzahl der Belagerten betrug: 1. eingeborne Christen (vorwiegend Katholiken), 407 Soldaten, 2. Offiziere und 389 Mann) und 473 Fremde (245 Männer, 149 Frauen und 79 Kinder), im ganzen 880 Ausländer. Diese 3630 Personen waren 56 Tage lang in einem Gebiet von 3,5 km Umfang und 1,5 km Flächeninhalt eingeschlossen. Von den Besatzungstruppen fielen im Verlauf der Belagerung 13% (4 Offiziere und 19 Mann); verwundet wurden 35% (9 Offiziere und 136 Mann). Dazu kamen: unter den Freiwilligen: 12 gefallen und 23 verwundet, 2. Besatzung Peking-Kathedrale (s. unten) mit 2 Offizieren und 41 Mann: 1 Offizier und 10 Mann tot, 1 Offizier und 11 Mann verwundet. Gesamtsumme der Getöteten betrug somit 67, der Verwundeten 167. Oberkommando führte Sir Claude Mac Donald.

Die eingebornen Christen waren im Suwangfu, wo Hauptmann Schiba mit 25 Japanern treu Wache hielt, die Zielscheibe der japanischen Hassen. Mit furchtbarer Wut rannten die Belagerer immer wieder gegen den Palast an, um sie hinzuschlachten. Grässlich hallten die Schüsse herüber, und Minen sollten ihr Asyl samt ihnen in die Luft sprengen. Als die Christen während eines heftigen Angriffs die Glocke schlugen, stellten die Japaner das Feuer ein, um die Be-

deutung. des sonderbaren Schalls in Erfahrung zu bringen, und spontanen Beifall mit Hurrarufen. Da es fraglich wurde, ob der Suwangfo halten liesse, ordnete Sir Glaude die Uebersiedlung der Christen an andere Gebäulichkeiten an.

Was den Kugeln, dem Feuer und Pulver nicht gelang, das sollte die List zu erreichen. In einem Brief an die Gesandten, unterzeichnet „Prinz Tsching und andere“ (27. Juli), wurde dargelegt: da der Platz in den Gesandtschaften eng, das Wetter heiss, die Zahl der Konvois aber, wie man vernehme, beträchtlich sei, möchte es sich empfehlen, die Christen alle zu entlassen; da die Gemüter nunmehr beruhigt zu liegen liege für sie keine Gefahr vor; ihre Zahl solle festgestellt und die Zeit für ihren Abzug bestimmt werden. Sir Claude hielt es nicht für nöthig, die Christen auch nur zu fragen, ob sie in den Tod zu laufen begehren; der Brief blieb ohne Antwort.

Hatte man anfangs gegen die Zulassung der Christen in das verteidigte Gebiet namentlich mit Rücksicht auf den beschränkten Munitionsvorrat Bedenken gehabt, so wurden die unwillkommenen Gäste bald unentbehrlich. Ihre Aufnahme erwies sich als einer der Faktoren, welche den glücklichen Ausgang bedingten: sie waren unschätzbare Arbeitskräfte. Sie gruben, warfen Schanzen auf, trugen Steine, bucken, wuschen, kochten und machten so den Uerteidigern die Hände frei für ihre besondere Aufgabe. Smith bezeugt:

„Die Arbeit der belagerten Christen, oft erschöpfend, einzig durch knappen Unterhalt belohnt, wurde im allgemeinen mit der den Chinesen kennzeichnenden Geduld und Ausdauer, vielfach mit grosser Chatkraft und öfters mit hervorragendem Geschick gethan. Ihr Betragen verdiente Bewunderung. Wie es mit zufällig vereinigten Menschenhaufen stets der Fall ist — es gab unter ihnen auch einige schwarze und recht viele gefleckte Schafe; im allgemeinen jedoch war die gefahrerregungsvolle Treue der Christen bei mühsamem Werk und Lebensgefahr um alles Lob erhaben. Bemerkenswert war auch die Ruhe, welche die Frauen und besonders die 120 Schulfädchen unter beständigen Angriffen und bei wiederholten Umzügen von einem unsichern Ort zum andern an den Tag legten. Viele trugen Bewehre und lochten an den Schiesscharten neben den mutigen Japanern so, dass sie sogar ihren Beifall erlangten. Sie fielen in beträchtlicher Zahl an gefährvollen Posten, 2 der besten Gebilden der Methodisten — der eine ein ordinierter Pastor — zu gleicher Zeit. Viele andere wurden die Beute von Krankheiten. Ein oder zwei Dutzend chinesischer Kinder starben, zum Teil infolge schlechter Ernährung; die Mütter trugen ihr Leid mit christlicher Tapferkeit und tadelten ihr Geschick nicht mit einer Silbe, sondern dankten dem himmlischen Vater für alle Barmherzigkeit, welche sie erfuhren.“

Unter den Belagerten waren 43 Angehörige protestantischer

... vorwiegend Amerikaner. Rev. F. D. Gamewell (bisch. ...) hatte einst technischen Studien obgelegen und als Missionar ... verständigem Blick chinesische Arbeit beobachtet. Ihm übertrug ... englische Gesandte die Oberaufsicht über die Verteidigungswerke, ... Weise, dass er einzig ihm gegenüber verantwortlich war. Er ... das in ihn gesetzte Vertrauen. Seine Hingabe war tadel- ... keine Hitze, kein Tropenregen, keine nächtliche Finsternis, auch ... verräterisches Angebot des Waffenstillstandes konnte ihn davon ... unablässig nach erhöhter Sicherheit zu trachten. Und sein ... gelang. Als das Entsatzheer eingezogen war, wurde der ameri- ... General Gaselee um seine Meinung über die „kindlichen“ Be- ... fragen gefragt. Da sprach er sein Erstaunen aus über die Größe ... so kurzer Zeit geleisteten Arbeit und erklärte, die Verteidigungs- ... seien in jeder Beziehung des höchsten Lobes würdig.

Im britischen Weissbuch über China (Nr. 4, 1900) wurde auch ... der englischen Gesandtschaft, Rev. Frank Norris (S. P. G.), ... erwähnt; er habe unschätzbare Dienste geleistet, sowohl durch ... Arbeit, mit Hacke und Schaufel, in Laufgräben und an Barrikaden, ... Aufsicht über die chinesischen Christen, die er zu furchtlosem ... halten anzuspornen vermochte, jederzeit seiner Umgebung ein leuch- ... Vorbild. So bot die Belagerung mit ihren Anforderungen der ... Gelegenheit, sich in ihren ausländischen und einheimischen ... vor der kleinen Welt im belagerten Quartier zu legitimieren, ... Urteil über sie erfuhr eine Umwandlung zu ihren Gunsten. ... Im Dankgottesdienst, welcher am 19. August in der britischen ... gefeiert wurde, wies Dr. Martin die Hand Gottes in den ... der jüngsten Vergangenheit auf. Wir entnehmen seiner ... würdigen Rede dies und das.

1) Merkwürdig war die Bewahrung der Ausländer vor Eintreffen der Soldaten. ... hatte einzig das Schwanken des Prinzen Tsching den Generalrat ... ihre Ausrottung hinauszuschieben. —

2) Merkwürdig war das Einrücken der Schutzmannschaften im letzten ... Augenblick. Wären sie auch nur um 2 Tage verspätet worden, so ... der Zustand des ganzen Landes und die Zerstörung der Eisenbahn ihr Vor- ... bis Peking unmöglich gemacht, und dies hätte den Untergang aller Fremden ... Stadt bedeutet.

3) Merkwürdig war das Ausbleiben jedes Angriffs während jener besonders ... Zeit, als die Fremden, ohne den Ernst der Lage zu durchschauen, noch ... der Stadt zerstreut oder in den Bergen waren und dann sich sammelten.

4) Merkwürdig war die 12 tägige Vorschule, welche die Amerikaner in Ver-

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



...wäre irgend eine schwache Stelle gerichtet, wären ein paar Hundert todes-
 ...Blanes durch den Kanal ins Gesandtschaftsgebiet vorgedrungen, so wäre
 ...den Verteidigern die Abwehr kaum gelungen. Warum nutzten sie ihre
 ...nicht aus? Der Feind war gehalten! Und mehr als einmal, wenn es
 ...gingen war, Geschütze in wirksame Position zu bringen, genügten Flinten-
 ...ne, um sie zu vertreiben. Obwohl bei den Angriffen bis zu 124 Schüsse in
 ...Minute gezählt werden konnten und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Gewehr-
 ...kugeln entsandt worden sein mögen, war der Schaden merkwürdig gering.
 ...britischen Gesandtschaft, wo nie weniger als 800 Personen zusammen-
 ...lebten, kamen unter Nichtkämpfern 3 oder 4 Verwundungen durch Flinten-
 ...vor; von den vielen Frauen wurde eine einzige, von den Kindern gar
 ...s verletzt. 2900 Kanonenschüsse wurden gegen die Belagerten abgegeben;
 ...dam waren 12 bis 15 Geschütze zugleich thätig — und doch ist es Thatsache,
 ...durch sie in der britischen Gesandtschaft kein einziger Zivilist erheblich ver-
 ...und von den 13 Bombendächern niemals Gebrauch gemacht wurde.

8) Gottes Hand wehrte Krankheit ab. Die sanitarischen Bedingungen waren
 ...sehr ungünstige. Keuchhusten, Masern, Cyphus, Scharlach, Pocken kamen vor,
 ...nicht epidemisch. Von asiatischer Cholera keine Spur! Im allgemeinen war
 ...Gesundheitszustand ein ausserordentlich guter. Kein einziger Fall von Hitz-
 ...kam zur Kenntnis. Die Witterung war unvergleichlich günstig. Das ärzt-
 ...Personal war zahlreich und tüchtig. Ein urteilsfähiger Patient erklärte, in
 ...Spital der zivilisierten Welt könnte die Pflege sorgfältiger und besser sein.
 ...Schwestern waren es zufrieden, als einfache Krankenschwestern zu dienen.
 ...Madame des russischen Gesandten, Madame de Giers, pflegte ihre Landsleute
 ...ständig.

9) „Der Herr sandte einen Geist der Bestürzung unter unsere Feinde; sie
 ...haben uns viel mehr, als wir sie. Ihre wildesten Angriffe schienen dazu ge-
 ...t zu uns von Ausfällen abzuhalten. Auf unserer Seite aber herrschte ein
 ...Geist der Eintracht. Griechische und römische Katholiken und Protestanten
 ...misierten, wie nie zuvor. Wir zählten Vertreter aller Länder Europas, die
 ...ist und Griechenland ausgenommen; dazu kamen 3 Länder Asiens und die
 ...nächsten Staaten. Platos Gedanke vom gemeinsamen Band der Menschen war
 ...aus verwirklicht. Inmitten politischer und militärischer Eifersüchteleien wird
 ...Thatsache eine kostbare Erinnerung bleiben. Der Eintracht der Verteidigten
 ...sind die Tapferkeit ihrer Verteidiger. Dies alles offenbart uns die Hand
 ...in der Belagerung von Peking.“

Der 14. August brachte die Befreiung. Englische Truppen und
 ...General Gaselee waren die ersten auf dem Plan. Früh am 15. floh
 ...Kaiserin mit dem Kaiser. Am gleichen Tage wurde die Peitang-
 ...betrale im Nordosten der Stadt entsetzt. Hier hatte Bischof Favier
 ...3—4000 Christen und einer Schutzwache von 41 Mann (30 Fran-
 ...und 11 Italienern) unter unsäglichen Nöten in völliger Isoliert-
 ...angebarrt. — Fortan war Peking mitsamt der verbotenen Stadt
 ...in den Händen der Fremden und erlebte unerhörte Demütigung, indem

der Tempel des Ackerbaus ein Proviantdepot wurde, schwarze Süden den geweihten Räumen der 6 Ministerien kampierten, englische Offiziere im Abnontempel der Mandschu-Dynastie seltene Beute für das britische Museum holten, für die Eisenbahn eine Bresche durch den Wall der Südstadt gebrochen wurde u. s. w.

Zur Zeit der Codesgefahr in Peking waren auch in Tientsin Schreckenstage. Noch am 3. Juni bemerkte ein Korrespondent: „Es liegt durchaus kein Grund zur Besorgnis wegen Tientsin vor“ — Mord und Raub hatten unter den Christen der Umgegend bereits begonnen, und am Abend des 14. Juni bewies der Brand dreier Missionen, dass die Boxer ihre Operationen nunmehr in die Stadt ausdehnten. Da die Bahn nach der Küste grossenteils unbrauchbar war, durch die Boxer das Land durchschwärmten und chinesische Cruppen, die nicht wusste wo, standen, war Tientsin von der Flotte bei Taku abgeschnitten. Der junge Engländer James Watts rettete die Bedrohten, indem er in 12stündigem Ritt durch Codesgefahren den Admiral die Nachricht von ihrer Notlage überbrachte.

Als Vorbedingung wirksamer Hilfe erkannten diese den Rückzug der Forts von Taku an der Mündung des Peiho; als die auf 20. Juni früh, 17. Juni, geforderte Uebergabe unterblieb, waren sie nach wenigen Stunden im Sturm genommen.

Am gleichen Tage wurde mittags 1 Uhr durch 3 Bomben die Belagerung der Fremdenstadt in Tientsin durch reguläre kaiserliche Cruppen und Boxer eröffnet. Alles floh in den Schutz fester Gebäude. Ein grosser Teil der Fremden fand in der Monumental Mission Unterkunft. Der Engländer Eousins nahm 70 Missionsleute und 500 eingeborne Christen in seiner zentral gelegenen Besitzung unter. Die Keller boten den Dichtgedrängten Schutz gegen Bomben und Granaten. Die Christen, auch in Tientsin anfangs als Last angesehen, erwiesen sich bald genug als unentbehrlich; ihre hingebungsvolle und tapfermutige Arbeit ermöglichte den 2000 Mann der fremden Besatzung die Verteidigung. Sie — und nicht zum mindesten die Frauen — ernteten volles Lob; Mr. Eousins gestand, er habe während dieser Tage wie nie zuvor die Christen in ihrem wahren Wert schätzen gelernt.

Die Verstärkung aus Taku traf, durch mancherlei Hindernisse (Uormarsch) gehemmt, am 23. Juni ein. Nun standen circa 1500 regulären chinesischen Soldaten 10000 Fremde gegenüber. Die Lage war, da jene durch ihre vorzügliche Artillerie weit überlegen waren

... äusserst gefährlich, und 3 Wochen lang schwankte der Kampf. Am 1. Juli aber gelang den Belagerten die Erstürmung der Ein-
 ... stadt; damit war, nach einem Monat der Todesnot, die
 ... und Christenschar so gut wie gerettet. Und wie gut war
 ... alles vorübergegangen! Unter dem Missionspersonal gab
 ... ein einziges Menschenleben zu beklagen, und wenn auch die
 ... arg gehaust hatten, so standen doch die Missionsgebäude zum
 ... Teil noch aufrecht.

Am 10. und 11. Juni schon war eine Hilfskolonne für Peking
 Cientsin aufgebrochen (2066 Mann unter dem britischen Admiral
 ... und dem amerikanischen Capt. Mc Calla). Nachdem sie
 ... Weges zurückgelegt hatte, wurde sie durch die Uebermacht der
 ... und der Schwierigkeiten zur Umkehr gezwungen und am 25. Juni
 ... eine Hilfstruppe aus Cientsin aus der feindlichen Umklammerung
 ... und in die Stadt zurückgeführt. Das Fehlschlagen dieses Ver-
 ... bewies, dass ein Vorstoss nach Peking nur mit grosser Heeres-
 ... und nach den sorgfältigsten Vorbereitungen gewagt werden
 ... Japan, zu dieser Aufgabe bereit, erhielt die geforderte Zu-
 ... der Mächte nicht, und nach mühsamen Verhandlungen begann
 ... August der Vormarsch einer internationalen Armee von 20 000
 ... (10 000 Japaner, 4000 Russen, 3000 Engländer, 2000 Ameri-
 ... u. s. w.). Der Widerstand unterwegs war unerheblich. Am
 ... August war Tung-Tschau besetzt, am 14. das Ziel erreicht und
 ... Erlösung der Captern von Peking Thatsache.

In Pao-ting-fu, einem Stützpunkt der Mission für das Innere
 Tschili, war inzwischen schreckliches geschehen. Belgische Eisen-
 ... arbeiter und andere Ausländer waren rechtzeitig geflohen; das
 ... personal hatte bleibend Gottes geharrt. Am 30. Juni starben
 ... (amer. Presb.) in den Flammen ihres Hauses; am 1. Juli
 ... die 7 übrigen Schlachtopfer erschossen, erstochen oder ent-
 ... (A. B.: 3; G. J. M.: 4). Es waren 6 Männer, 3 Frauen,
 ... räumlein und 4 Kinder.

Einzigartig waren die Schicksale der Station Pang-Tschwang an
 Südgrenze von Tschili. Ueber ein Jahr bedroht, entging sie
 ... allem Unheil, indem ein eingeborner Pfarrer, unterstützt
 ... die freundliche Haltung der Bevölkerung, den Boxerführer durch
 ... Pferd und einen Schmaus zufrieden stellen konnte.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Die Hauptträger des ruchlosen Plans waren die Konfuzianisten. Das unerbittliche Uergehen des amerikanischen Gesandten wehrte das drohende Unheil ab.

In vollem Umfang geschah der Wille der Machthaber von Peking durch Ya Hsien, den grossen Gönner der Boxer, in seiner neuen Provinz Schansi. Was hier sich zutrug, zeigte, was überall sich ereignen hätte, wäre im ganzen Reich nach Befehl gehandelt worden. Die Vorgänge in Schansi bilden das dunkelste Blatt aus der Geschichte der Krisis.

Bis 1900 hatte die Mission in Schansi nicht über Gegnerschaft klagen. Als Helferin in der Not der Hungerjahre 1877 und 78, fast die halbe Bevölkerung wegstarb, war sie auf den Plan getreten, zu Beginn 1900 zählte sie auf hoffnungsvollem Arbeitsgebiet 10 Missionare, 46 Fräulein, 2 Ärzte, 169 Nationalhelfer, 31 Haupt- und 48 Nebenstationen, 1850 Kommunikanten und 41 Schulanstalten (J. M., engl. Bapt., amer. Presb., S. P. G., der Freimissionar etc.). Schon 1899 drohte abermals Hungersnot. Die Herbstsaat blieb wegen Regenmangel; die Ernte fiel 1900 aus. In der 20-jährigen Schonzeit aber war die Bevölkerung durch Opiumrauchen herabgekommen. Sie that freilich alles Erdenkbare zur Abwehr der Feinden begruben lebendige Frösche, fasteten, pilgerten zu Heiligern; Christen beteten und harrten. Aber der Himmel blieb verlassen. Die Missionare berechneten den Bedarf der Christen an dringendster Hilfe auf 400 000 Mk. und bereiteten einheitliche Unterstützung eben vor, als die Krisis ausbrach.

Die Not erfüllte die Provinz mit abergläubischer Aufregung, und von höchster Stelle der Befehl zur Ausrottung der Fremden und der Parteigänger kam, fiel der zündende Funke ins Pulver. Im Mai 1900 bezog der neue Gouverneur seine Hauptstadt Tai-juen-fu. Mit ihm waren die Boxer im Lande. Ihre erste Frevelthat war die Bestrafung und Misshandlung des Ältesten Si (E. J. M.) bei Ping-jiang durch eine Bande von 16 Burschen. Ein paar Tage später waren es über 26, und mit ihrer Zahl mehrten sich ihre Verbrechen und deren Folgen. Am 23. Mai verkündigten sie öffentlich, sie seien auf kaiserlichen Befehl und unter General Tung Fu Hsiang's Kommando ins Land gekommen, um die Fremden mit ihrem Anhang zu vernichten. Zunächst aber nahmen sie nur eingeborene Christen aufs Korn.

Die Haltung der Provinzialregierung entschied auch hier. Unter-

beamte thaten zum Teil ihre Pflicht den Missethättern gegenüber. Ping-jang lieferten Soldaten den Boxern ein Gefecht, und als solche langen in die Stadt geführt wurden, höhnte das Volk: „Hollab, was seid ihr hier? Wir dachten, ihr könntet auf den Wolken reiten und seied unverwundbar!“ Enthauptung drohte ihnen. Einzelne Mandariner erwiesen auch den Missionaren Freundschaft, indem sie ihnen vor Befehlen aus Peking Kenntnis gaben und sie zur Flucht nötigten; z. B. rettete dem Schweden Blom das Leben, indem er ihm Pass- und Eskorte gab mit der Begründung, Schweden zähle wohl nicht zu China feindlichen Mächten. Und zu So-ping-fu liess der skeptische Magistrat um Mitternacht vor schaulustiger Menge auf die Boxer schießen, um ihre Unverwundbarkeit zu erproben, und alle wurden verwundet, 4 aber blieben tot auf dem Platze.

Solches Verhalten hemmte den Strom nicht! Bezeichnend ist eine Eingabe Yü Hsien's, welche am 29. Juli in der Pekinger Staatszeitung erschien. In derselben empfahl er einen Distriksbeamten zur Degradation, weil er gegen Boxer Truppen verlangt hatte. Damit kundgegeben, dass man nicht ungestraft gegen die Schosskinder des Gouverneurs eine Hand erhob, und eine Proklamation vom 7. Juli, die befahl dem Volk in Schansi, zu Stadt und Land, die Boxerkünste zu üben. Das Edikt vom 2. Juli machte Yü Hsien, soweit es die geborenen Christen betraf, in folgenden Worten bekannt:

„Die fremde Religion verdient Abscheu, da sie die Götter verachtet und Menschen plagt. Wollt ihr eure Pflicht thun, so seid ihr gute Leute. Die Boxer werden die Häuser aller Christen verbrennen und diese töten. Euer Unglück vor der Chüre. Alle Beamten, welchen es obliegt, euch zu schützen, sollen die Anhänger der fremden Religion zum Widerruf ermahnen. Widerruft ihr nicht, wird euch verspätete Reue nichts nützen. Ist es nicht höchste Tugend, vom Bösen sich abzuwenden und zum Guten zurückzukehren? Jedermann gehorche mit Eifer“

So war also für die Christen der Abfall der einzige Ausweg aus dem Verderben! Verführerische Bosheit oder aufrichtiges Wohlwollen erleichterten ihn mancherorts. Die Christen von Ping-jang-fu z. B. hielten ein obrigkeitliches Schriftstück; hefteten sie dasselbe aussen an ihre Thüren, so sollte dies als Beweis dafür, dass sie ihren Glauben aufgegeben hätten, gelten. Und der Magistrat von Tschao-tschang meinte es auf seine Weise gut, wenn er die Christen in die Stadt rief und ihnen Bescheinigungen des Widerrufs anbot, welche sie sollten an Leben und Eigentum. Die Boxer freilich unterzogen die solche Abschwörung noch einer Echtheitsprobe; in Hung-tung z. B.

einige Christen vor den Götzen Lose werfen; fiel das Los nach oben; so war sie ehrlich gemeint; kam es nach unten zu liegen, so war sie des Codes.

Die Verführungskunst hatte mit Hilfe der Codesschrecken natürlich einen gewissen Erfolg; Abfall kam vor, aber auch ein Heroismus und Martyrium, welches die Peiniger staunen machte. Was gab dem Herr Liu von Fen-tschau-fu jenen merkwürdigen, stillen Mut, dass er, Fächer in der Hand in seiner Stube sitzend, die Boxer und den Messerschlag erwartete? Den Mördern floss solches Sterben Grauen ein. Sie glaubten, diese Toten würden nach 3 Tagen auferstehen, und liebten es damit dies nicht geschehe, die Leichen in Stücke zu hauen und sie zu verbrennen, streuten wohl auch die Asche in den Wind. Die Zahl der protestantischen Blutzugehörigen von Schansi wird auf 244—274 angegeben (L. J. M.: 84, davon 27 allein in Ping-jang; H. B.: 80; Mission in Scheo-jang: 30—40; engl. Bapt.: 50—70).

Es ist unmöglich, die Leiden der Christen von Schansi während der Verfolgungszeit darzustellen. Das ganze Land litt schrecklich durch Hungersnot (in der Hauptstadt wurde Menschenfleisch pfundweise angeworfen) — wie mussten sie erst leiden, welchen die Feinde ihres Lebens im günstigen Fall das nackte Leben liessen! Die Liebe that das ihre. Der Schwede Blom hatte in der Hand eines treuen Dolmetschers 200 Pfund zurückgelassen; die skandinavische Allianz hinterliess 148 Pfund. Damit wurde ein Hilfsdienst, Missionen zur Rettung und darbedenden Christen zur Unterstützung, eingesetzt. Die Provinz Schensi war Ausgangspunkt. Treue Christen durchsuchten Schansi planmässig, um die Notstände zu erforschen, Bericht zu erstatten und die Hilfe zu vermitteln. Es scheint festzustehen, dass ein Christ Hungers starb.

Die Katholiken halfen sich auf ihre Weise. Sie hatten ihre Sammelpunkte, wo der Feind auf Erdwälle, Gräben, Bewehrungen und Kanonen stiess. Die Priester waren die Offiziere dieser streitenden Heere. Regelrechte Belagerungen wurden Wochen, Monate lang ausgedehnt. Ein Hauptquartier der Verteidigung war die Station Machang, wo 800 Christen grosser Übermacht siegreich trotzten.

Der Gouverneur bezahlte für den Kopf des Ausländers 100 Taels. Die in der Sprache unkundigen und dem Volk fremden Nichtmissionare waren besonders gefährdet. Missionar Saunders entging nur durch den Hinweis dem Code, dass er nicht jener Eisenbahninspektor sei, welcher

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Belangenschaft den Streichen der Boxer und Soldaten am Stadtmann stellte sich, als wollte man sie nach der Küste schaffen. Am 15. August wurden die Missionare von Fen-tschau-fu unterwegs getötet, am 30. 3 Personen bei K'uh-wu getötet u. s. w. — Schreckensartete die Verfolgung auch in der nördlich an Schansi grenzenden Mongolei. Die starke katholische Mission litt hier furchtbar. In der Ostmongolei verteidigte sich der apostolische Vikar mit Missionaren und 4000 Christen 4 Monate lang. Im Zentraldistrikt waren 5 Priester; 12 Residenzen und 60 Christengemeinden wurden zerstört, von 15000 Christen wohl 8000 niedergemacht. Im Süden wurde die Mission so gut wie vernichtet. Bischof Hamer, beim Verlesen ergriffen, erduldet entsetzliches, bis er, in Watte gehüllt, mit Petroleum übergossen und angezündet, den Geist aufgab. 5000 Menschen starben mit ihrem Oberbirten. Einzelnen Missionspartien gelang die Flucht nach Sibirien.

Schansi (mit der Mongolei) nimmt in der Verlustliste der evangelischen Mission den grössten Raum ein: von 188 Getöteten (135 Erwachsene, 53 Kinder) entfallen 159 (113 Erwachsene, 46 Kinder), 84,5%, auf dieses eine Verfolgungsgebiet.

In der Mandschurei kam der Blitz aus heiterem Himmel. Die deutschen und schottischen Presbyterianer hatten in 29 Jahren eine Kirche mit 19646 Gliedern und die Sympathie des Volks gewonnen. In der Hauptstadt Mukden waren die Beziehungen zwischen Mission, Regierung und Bevölkerung vorzügliche; zur Jahresversammlung, Anfangs Juni, garantierte der Militärmandarin vollkommene Sicherheit — und innerhalb einer Woche war die Freundschaft in Argwohn und Feindschaft umgewandelt! Eingaben beantwortete der Gouverneur nicht. Wer der Not gehorchte oder dem eignen Trieb? Den evangelischen Missionaren gelang die Flucht, teils nach Norden in russischen Schutz, teils nach Süden auf das rettende Meer; die Katholiken verloren 10 Männer und 2 Frauen.

In Mukden begann der Sturm am 30. Juni mit der Zerstörung aller Gebäulichkeiten; Bischof Guillon erlitt am 2. Juli, als die Kanonen ihn zum Opfer fielen, mit einem Pater, einem Priester und 2 Western den Tod. Am 9. Juli bot der Generalgouverneur durch eine Proklamation für jeden Fremden, tot oder lebendig eingebracht, eine Belohnung an und versprach jedem, der gegen die Ausländer zu Felde zog, eine Belohnung. Vielleicht war ihm dieses Vorgehen abgetrotzt durch

seine Umgebung. Denn der Catarengeneral war der beste Freund der Boxer, und 2 andere Oberbeamte proklamierten sich öffentlich als Führer. So protegiert, beherrschten sie die Stadt, deren Bezirke die 5 Klubs besetzt hielten. Etwa 100 Christen waren im Distrikt Mukden ihre Beute. Ihrem Schreckensregiment konnte am 11. Juli nach Abzug des Catarengenerals gegen die Russen, durch den Befehl sie zu vernichten, ein Ende gemacht werden; die Soldaten töteten 60—

In Liao-jang (1100 Christen, Missionsspital) brach der Sturm am 5. Juli, als Boxer aus Mukden eintrafen, los. Der fremden- und christenfreundliche Magistrat wurde machtlos und musste vor den Buben niederknien. Er suchte den Christen durch möglichst leichtes Pardon zu helfen. Sie konnten Zeugnisse holen, laut welchen sie die Falsche verwarfen und zum Wahren zurückkehrten.“ Auch galt es über ein auf den Boden gelegtes Kreuz hinschritt, als frei von Schuld. Solches verwirrte die Gewissen, dass sie dieses Thun als harmlos anerkennen konnten; von 23 Angestellten der Mission hielten sich nur 14 tadellos. In einer Hussengemeinde blieben von 80 Gliedern nur 20 rein.

Die Verleugnung stufte sich im grossen Verfolgungsgebiet der Mandschurei mannigfach ab. Manche stellten Götzen, zumal den Himmelsgott, in ihren Häusern auf; manche zündeten Weihrauch an und opferten an von den Boxern hierfür bestimmten Orten; manche rauchten stativ Opium. Auf die eine oder andere Weise fielen ganze Gemeinden. Immerhin bezeugte die Missionsleitung nach genauen Nachforschungen: „Der Gesamteindruck ist ungleich günstiger, als wie es zuerst den Anschein hatte. Jeder, der das Innere bereist hat, freut sich darüber, dass das Christentum so tiefe Wurzeln im Volk geschlagen hat; man bekennen, sie hätten jetzt viel mehr Glauben an die Aufrichtigkeit des chinesischen Christentums, als vor der Verfolgung.“

Die Provinz Honan (seit 1884 besetzt; von 109 unmanierten Städten sind 100 noch immer ohne evangelische Mission!) war Schauplatz heftiger Verfolgung. Auch hier bereitete die Hungersnot ein für die Aussaat der Boxer empfänglichen Boden. Die Christen litten sehr; keine Station wurde verschont. Die E. J. M. bezeugt Gutes von ihren eingebornen Gliedern: Abfall sei Ausnahme geblieben; in Tsing kang seien sie Sonntag, den 16. Juli, vollzählig und still zum Gottesdienst gekommen, während die Stadt vom Geschrei: „tötet die fremden Hunde!“ wiederhallte u. a. Den Missionaren gab man widerstandslos Beileid, dass keiner ums Leben kam — Dank dem mächtigen Götzen!

Hupe, welcher den Gouverneur von Honan telegraphisch anwies, sie zu schützen.

Vom 21. bis 24. Juli vollzog sich in Ku-tschau-fu, Provinz Santschuan, eine Tragödie: 11 Personen von der G. J. M. wurden ermordet (2 Ehepaare, 4 Fräulein und 3 Kinder). Die Erhebung scheint von der Boxerbewegung unabhängig und lokaler Natur gewesen zu sein. Ein Korrespondent erklärte sie in einem Blatt von Schanghai als Folge der Rücksichtslosigkeit, mit welcher Frankreich 1874 und England im Juli 1898 vorgegangen war, um ein dem Klub der Tsche-ling-Leute in Schanghai gehörendes Grundstück sich anzueignen.

Es gährte überall; wochenlang war der allgemeine Fremden- und Missionarenmord im Reich wahrscheinlich, weshalb den Missionaren aus allen Provinzen von ihren Vorgesetzten hastige Flucht in die Uferländer oder über das Meer befohlen wurde. Chatsächlich aber blieb der Ausbruch der Krisis auf die wenigen genannten Provinzen beschränkt. Generalgouverneure Tschang Tschih-tung von Hupe und Hunan (Verfasser von „China's einzige Hoffnung“, ein äusserst energischer, unerschütterlicher Reformfreund und Patriot, ohne Geldliebe) und Liu-Kunyi von Santschuan, sowie der Gouverneur Yuan Schih-kai von Schantung einigten sich, sobald die Befehle aus Peking ergingen, untereinander und mit den Vertretern der fremden Mächte zur Aufrechthaltung der Ruhe in den Territorien unter gewissen Bedingungen, zu welchen auch das Verbot des Fernbleiben fremder Kriegsschiffe von denselben gehörte. Der britische Generalkonsul Warren in Schanghai, erkennend, wie vom guten Gelingen dieser Machthaber zahllose Menschenleben und die Wohlfahrt des ungeheuren Gebietes abhing, wusste seine Regierung zu einem Zuschuss an Tschang Tschih-tung im Betrage von 75.000 Pfund zu bewegen, wodurch seine Position gestärkt wurde.

Yuan Schih-kai rettete allen Missionaren seiner Provinz das Leben, indem er sie, als er die Gefahr kommen sah, sicher an die Küste geleitete, liess, und den Christen suchte er den Abfall so zu erleichtern, dass sie ihn kaum noch als solchen erkannten. Seine Haltung missfiel dem Heimatland der Boxer sehr; es wird erzählt, sein Leben habe während der kritischen Monate beständig in Gefahr geschwebt und sein Lager sei von seinen besten 1000 Mann mit Kanonen bewacht worden. Nur freilich trat zu Tage, dass einzig durch seine kluge Festigkeit die Provinz vor einer Invasion fremder Truppen verschont geblieben war, und das Blatt wandte sich zu seinen Gunsten.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

in eigenem Geschick oder Ungeschick gemacht hat, und tritt so mit Vorschlägen auf. Wollen wir den Katechumenenunterricht und abschliessende Ziel, für das er vorbereitet, sachlich beurteilen, so setzen wir uns auf den Boden der geschichtlichen Betrachtung stellen. Indem wir die Wandlungen verfolgen, welche dieser Teil des kirchlichen Handelns in den verschiedenen Abschnitten der Kirchengeschichte hat, können wir das Wesen desselben, das natürlich aus der Zeit zu gewinnen ist, verstehen. Und nur von da aus können wir die Formen bestimmen, welche die betreffende Aufgabe den Behörden der Gegenwart gegenüber anzunehmen hat.

Mit der Zusammenstellung des hierher gehörigen Materials befaßt¹⁾, geriet ich naturgemäss auf die Frage nach der Art, wie in der heutigen evangelischen Heidenmission die Konfirmation und der Unterricht der als Kinder Getauften behandelt wird. Denn da sieht sich gleichsam unter unseren Augen derselbe Prozess, den wir gewöhnlich vom 5. bis 9. Jahrhundert zu verfolgen haben. Aus der heidnischen Welt lebenden Missionskirche wird eine Volkskirche mit dem christianisierten Familienleben und der Kindertaufe. Es vollzog sich diese Entwicklung unter der Herrschaft einer zauberhaften Lehre vom Sakrament, daher die Mitteilung auch der Abendmahlselemente an die Säuglinge, daher das Unterbleiben des kirchlichen Unterrichts an die getauften Kinder, daher auch die Ausbildung eines sakramental vervollständigenden Sakramentes der confirmatio. Wir hätten vielleicht 1000 Jahre früher einen kirchlichen Kinderunterricht und denselben abschliessende Feier mit erster Kommunion bekommen, wenn nicht schon seit dem dritten Jahrhundert die Kinderkommunion eingeführt und selbst von einem Augustin als notwendig zur Seligkeit der Kinder gelehrt wäre.

Heute stehen wir, wenigstens in der evangelischen Mission ganz anders. Es ist daher von grösstem Interesse, gleichsam als Ergänzung der wissenschaftlichen Betrachtung der Vergangenheit, die Erfahrungen der Gegenwart zu lernen, aus welchen heraus die verschiedenen Missionsgegenden der Gegenwart ihre kirchliche Aufgabe an den getauften Kindern gestalten.

Eine Schwierigkeit trat mir freilich sofort entgegen. Es giebt noch keine Literatur über die missionarische Konfirmation. Ich war deshalb

hoffe es, baldigst in einem „Handbuch des kirchlichen Unterrichts nach dem Inhalt“ veröffentlichen zu können.

darauf angewiesen, mich aus den Missions- und Kirchenordnungen einzelner Gesellschaften, aus Briefen der Direktoren und der von letzteren freundlichst dazu aufgeforderten Missionare zu orientieren, wofür ich allen ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche. Ich habe mich dabei auf die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften (die drei in Berlin, Leipzig, Hermannsburg, Barmen und Hamburg) beschränkt, in der Hoffnung, dass die Missionstheoretiker die Sammlung weiter verfolgen und auch aus den nicht-deutschen Missionen reichliches Material zusammenstellen werden.

Freilich kann sich die Behandlung nicht auf die eigentliche Kinderunterweisung beschränken. Die Praxis der Konfirmation des Konfirmandenunterrichts in der Mission hängt zu eng mit der Tauchpraxis und dem Unterricht für Erwachsene zusammen, als dass sie in der Behandlung hätte übergehen können. Und hierzu leisteten die Verhandlungen der Allgemeinen Bremer Missionskonferenz von 1893, der dort gehaltene Vortrag von Zahn und die im Anschluss an denselben aufgestellten Thesen über die Taufordnung (A. M. Z. 1893, 345) die beste Hilfe, sowie das was Warnock in der Evangelischen Missionslehre III, 2 beibringt, wo sich auch (S. 277) eine kurze Orientierung über die Konfirmationsfrage findet.

In allen mir zugegangenen Mitteilungen über die Konfirmation kommen Sätze wie der vor: Es herrschen bei uns noch wenig einheitliche Formen und Ordnungen; wir stehen noch immer im Anfangsstadium, Erfahrungen zu sammeln. Vieles ist der seelsorgerlichen Entscheidung des einzelnen Missionars überlassen. Und das ist auch ganz natürlich, wenn man bedenkt, wie kurz die Zeit ist, in der sich die kirchliche Zustände auf dem Missionsgebiet bilden konnten. Aber auch in der Taufpraxis gehen die Ansichten noch weit auseinander, und es wird auch trotz der Thesen über die Taufordnung so bleiben. In keiner anderen Gelegenheit zeigt sich der Einfluss der theologischen Grundrichtung so sehr als bei der Praxis des Unterrichts, der Taufe und der Konfirmation. Jede Abweichung der Lehre über die Kirche, über die Sakramente und über das Wesen des Glaubens setzt sich sofort um in die grössere oder geringere Betonung der Selbstständigkeit und Überzeugung bei den Katechumenen, den höheren oder geringeren Ansprüchen an ihre Erkenntnis, ihren Wandel, ihre Glaubensstufe.

Wenn wir ganz im allgemeinen die Kirchenparteien auf ihre Taufbedingungen hin unterscheiden, so stehen auf der einen Seite

Die laxeste Partei die Römer, die Anglikaner und viele Methodisten. Die anderen als die strengste die Schotten und Baptisten. Wenn wir von baptistischen Missionen wissen, welche ziemlich schnell Massentaufen vornehmen, so verlangt doch eigentlich das Prinzip der Baptisten etwas anderes. Wo die Taufe als das auf die innerlich vollzogene Wiedergeburt gedrückte Siegel angesehen wird, muss voran eine lange gründliche Bewährung vorangehen. Und dementsprechend wird wohl in den meisten baptistischen Missionen verfahren. Umgekehrt ist das kirchliche objektive Handeln bei den Römischen die Hauptsache, dass wir von Taufen bei ihnen wissen, welche ohne den Willen und das Bewusstsein der Getauften vollzogen werden. Wie leicht wird es dementsprechend mit den zur Taufe Willigen kommen, oft auch bei ziemlich äusseren Beweggründen. Auch die Schotten sollen es mit dem katechetischen Taufunterricht nicht allzu genau nehmen, indem sie den grösseren Wert auf die nachfolgende Lebensbewährung legen. Von ganz anderen Gesichtspunkten aus wird die Taufe beschleunigt bei den Methodisten. Da der Glaube nach ihnen mehr auf Gefühlsregungen als auf Einsicht beruht, so genügen schon wenig begründete lebhaftere Entschlüsse, um einen Heiden als taufwürdigen Taufbewerber erscheinen zu lassen. Es ist von anderen Orten mancher getaufte Schwarze in Afrika gefunden, an dessen Namen kaum mehr als der Taufschein eines methodistischen Missionars erinnerte. Am langsamsten schreiten die Schotten zur Taufe. Zwischen diesen beiden Extremen stehen die deutschen evangelischen Missionen in der Mitte. Zwar giebt es unter ihnen auch noch allerlei Unterschiede, die aber nur lose mit den Unterschieden der theologischen und kirchlichen Grundstellung zusammenhängen. Die hauptsächlichsten Abweichungen liegen wohl auf dem Gebiete der ethischen Beurteilung und bezeichnen mehr eine abweichende Beurteilung der sozialen Verhältnisse des betreffenden Volkes und deren ethische Wirkung.

Wenn uns in der Ausdrucksweise oft auch grosse Verschiedenheit entgegentritt, so scheint mir das zumeist nur in den Worten zu liegen. Er verlangt „als Vorstufe zur Ekklesia einen geordneten kirchlichen Katechumenat“, der immer unentbehrlicher werde¹⁾. So scharf er gegen mit demselben verbundene Einrichtungen der alten Kirche abweist, will er doch einen Aufnahmeakt in das Katechumenat, in welchem das betreffende vor der Gemeinde unter Handauflegung des Missionars

1) Evangelische Missionslehre III, 2, S. 252.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



der Abendmahlsbefehl, das Beichtgebet und wenigstens die lutherische Er-
des 2. Artikels einzuprägen“ — und zwar durch den Missionar selbst¹⁾. —

Ebenso steht Hermannsburg:

„Einzelne wenige Missionare zogen das fünfte Hauptstück in den Bereich
Abendmahlsunterrichts. Das konnten wir nicht gut heissen. Die betreffenden Brüder
die Praxis, die Zulassung zum hl. Abendmahl der Taufe bald folgen zu
während die überwiegende Mehrheit zwischen der Taufe und dem ersten
gen des hl. Abendmahles eine längere Periode, ein halbes bis ein ganzes
verstreichen lässt und in dieser erst den Abendmahlsunterricht giebt. Und
das Richtige“²⁾.

Ganz entgegengesetzt fordert die 15. der Zahnschen Thesen: „Die
Baptisten haben mit der Taufe das Recht zum hl. Abendmahl em-
pfangen. Nur Nebengründe können veranlassen, den Tauftag nicht den
der ersten Kommunion sein zu lassen.“ — Diesem Grundsatz ent-
sprechend wird z. B. in der Baseler Mission überall verfahren. Nur
aus äusseren Gründen Taufe und Abendmahl nicht zusammen-
gefasst, folgt noch nach der Taufe in mehreren Stunden eine Belehrung
über das hl. Abendmahl, nach einer schriftlichen Auskunft aus der
Mission in China. Von der Goldküste heisst es: „kein der Taufe nach-
folgender Unterricht, wenn nicht — in Ausnahmefällen — ein Tauf-
krank wurde und in Sterbensgefahr getauft wurde, nachher aber
er genes.“ Auch in Indien fällt bei den Baseleren der Tauf- und
Abendmahlsunterricht zusammen, weil das hl. Mahl gleich nach der
Taufe gereicht wird. Ebenso in Kamerun, wo die Frage zur Verband-
sache steht, ob man bei den unter 15 Jahren Getauften nicht erst noch
eine längere Zeit bis zum ersten Abendmahlsgenuss verstreichen lassen

Dass dann auch erst noch ein besonderer Unterricht erteilt wird,
steht sich; in Frage steht, ob man da auch noch eine Konfirmation
ertheilen soll. Doch darüber weiter unten. —

Eine vermittelnde Praxis hat die Rheinische Mission, die einen
Zeitabstand einräumt, aber nur einen ganz kurzen, zwischen der Spendung
beider Sakramente haben will, in dem natürlich auch noch eine
Abendmahlsbelehrung gegeben wird.

Die Berliner Mission (1) redet von diesem Verfahren in § 33—35
der Missionsordnung und den dazu gehörigen Motiven. Nach den
Angaben ist das 5. Hauptstück vom Taufunterricht ausgeschlossen. Ein

1) Nach Privatberichten findet die Vorbereitung der als Erwachsene Getauften
zum hl. Abendmahl oft erst ein bis zwei Jahre nach der Taufe statt.

2) Haccius, Denkschrift über die 1887—89 abgehaltene General-Visitation
Südafrika, 3. Aufl., 1899, S. 90.

nach der Taufe folgender Unterricht holt die Lehre vom heiligen Abendmahl nach. Danach liegt in der Taufe an sich noch nicht die Berechtigung zur Teilnahme am heiligen Abendmahle. Doch heisst es in

„Ein Erwachsener soll nicht getauft werden, bevor er als innerlich reif zum Empfang des heiligen Abendmahls erachtet wird. Hat er die Taufe ohne genügenden Abendmahlsunterricht empfangen, so muss dieser Unterricht, wenn es als möglich nachgeholt werden.“ In den Motiven kommt der Satz vor: „Die Erfahrung es als wünschbar erwiesen hat, mit der Taufe Erwachsener nicht, als durchaus nötig ist, zu zögern, so finden sich allzeit solche Erwachsene, weil sie über das heilige Abendmahl noch nicht genug unterrichtet waren, wohl noch nicht als genügend reif zum würdigen Empfang desselben erachtet werden, erst auf Grund eines vorhergegangenen ausserordentlichen Konfirmandenkurses eine öffentliche feierliche Handlung die Berechtigung zur Teilnahme am heiligen Abendmahl erteilt wird.“

Diese späte Einführung der Getauften in die Abendmahlsgemeinschaft scheint aber doch das Unnormale zu sein. Als ein Verfahren in regulären Verhältnissen wird mir schriftlich bezeichnet: Taufe der Erwachsenen am Epiphaniensfeste, nach einem Katechumenenunterricht über die 4 Hauptstücke. Nach der Taufe Unterricht über das 5. Hauptstück und dann erste Abendmahlsfeier der Neugetauften am Osterfeste.

In der alten holländischen Mission ist früher ein langjähriger bitterer Kampf geführt über „die Scheidung der Sakramente“. Eine Partei wollte grundsätzlich die als Erwachsene Getauften nicht zum Abendmahl zulassen. Wir sehen, wie die Differenzen das auch noch durch die gegenwärtige Praxis gehen. Altkirchlich ist die Scheidung jedenfalls nicht. Taufe und Abendmahl fielen in der der ausgebildeten Katechumenatspraxis ganz zusammen. Auch schon von Justin im 2. Jahrhundert wird anschaulich beschrieben, wie der neue Christ, eben dem Taufbade entstiegen, in die Versammlung der Brüder tritt, mit dem heiligen Kuss empfangen wird und nun schon die Abendmahls-elemente in die Versammlung getragen werden. In den Katechesen des Kyrill von Jerusalem sind die letzten Katechesen mystagogischen. Sie wurden nach der Taufe gehalten, aber auch nach der ersten Kommunion, welche von der Taufe zu trennen, niemand einfiel. Sie bezogen sich auf die einzelnen Handlungen, welche den Täuflingen vollzogen waren und mit denen die Eucharistie geweiht war, sie wurden ihnen in das Gedächtnis gerufen und einzeln und einmal ihre Bedeutung erklärt.

Wenn nun einige Gesellschaften in der Gegenwart einer anderen Praxis folgen, so kann das nur seinen Grund darin haben, dass

den Empfang des einen Sakramentes höhere Anforderungen als Be-
dingung aufstellen, als an den des andern. Es handelt sich hier
nämlich um die Hermannsbürger und die Leipziger. In der Kate-
chisierungsordnung der letzteren heisst es:

„Bedingung für den Empfang der heiligen Taufe ist weder ein bestimmtes
gedächtnismässiges Wissen, noch eine Reife des christlichen Charakters,
sondern der heilige Geist erst in der Christenheit durch die Gnadenmittel wirkt,
um lediglich das Verständnis dessen, was die Taufe auf den Namen des drei-
einigen Gottes bedeutet, das ausgesprochene Verlangen nach der Taufgnade und die
Zustimmung, dem Taufbunde gemäss zu leben.“

In der Hermannsbürger Denkschrift finde ich die Taufbedingung
in einem solchen prinzipiellen Satz ausgedrückt nicht, aber die Vor-
stellungen über den Inhalt des Unterrichts lassen auf ein ziemlich hohes
Maass der Anforderungen auch inbezug auf Lernen und Verstehen
schliessen. In der Berliner Missionsordnung heisst es § 33:

„Im Taufunterricht sind sie so weit zu fördern, dass sie erkennen, sie haben
ihren Sünden Gottes Zorn und Strafe verdient, dass sie glauben, Jesus Christus,
der Sohn, habe durch sein heiliges Sterben das durch seine Auferweckung als
einzig erwiesene Opfer für ihre Sünden gebracht, und dass sie den redlichen
Entschluss haben, als Glieder am Leibe Christi ihrem Sündenleben zu entsagen und
durch den heiligen Geist einen Gott wohlgefälligen Wandel zu führen.“

Ich habe nirgends Bestimmungen über die Taufbedingung gefunden,
welche einen Unterschied gegenüber anderen Gesellschaften genau fest-
stellen liessen, so dass wir von da aus auf den Grund, warum die
eine das heilige Abendmahl sofort, und die anderen erst nach längerer
Wartungszeit den Getauften reichen, schliessen könnten. Denn die Her-
mannsbürger, die mir am meisten Stoff schon vor der Taufe im Unter-
richt zu geben scheinen, trennen gerade beide Sakramente am schärfsten.
Was also der Trennung vielleicht eine Lehre zu Grunde liegen, welche
den Unterschiede der Sakramentsgnade in der Taufe und im Abendmahl
klar zu sondern unternimmt, und darum einen Katechumenen wohl
zum Empfang des ersten, aber noch nicht des zweiten Sakramentes
nicht lässt? Ich könnte mir denken, dass Theologen in der Gegenwart
von solchen Theologumenen recht lutherisch zu sein vermeinten. Was
aber selbst betrifft, so giebt er dazu keinen Anlass. Die Gnaden
der Taufe beschreibt er im Katechismus mit den Worten: „sie wirkt
die Vergebung der Sünden, erlöset vom Tode und Teufel und giebt die
ewige Seligkeit allen, die da glauben, wie die Worte und Verheissungen
Gottes lauten.“ Und vom heiligen Abendmahl heisst es: „das zeigen
uns diese Worte an: für euch gegeben und vergossen zur Uebergangung

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Annahme ausgeben, dass dieselben, wenn auch reif zur Taufe, doch nicht zum Abendmahl reif sind. Natürlich kann diese Frage nur durch den genauen Kenntnis des betreffenden Volksstammes und der Entwicklung seiner Glieder entschieden werden. Im allgemeinen ist doch zu sagen: wenn bei dem erwachsenen, oder aus der Kindheit herausgetretenen Menschen, das Verständnis vorhanden ist für die Wichtigkeit und Seligkeit seiner inneren Verbindung mit Christus, so ist dies Verständnis ebenso auf die Gemeinschaft im Abendmahl übertragbar, wie die in der Taufe bezieht.

Wie verhält es sich denn überhaupt mit der Kindertaufe in den evangelischen Missionen? Ausnahmslos werden Kinder getauft, aber überall nur unter gewissen Voraussetzungen. Dahin gehören besonders 1. die Gewähr einer christlichen Erziehung. Die Mission in Südafrika schreibt vor:

„Wenn nur die Mutter getauft wird, der heidnische Mann aber seine Zustimmung zur Taufe des Kindes giebt, so muss durch Bestellung von christlichen Eltern, denen der Vater in bindender Weise die Befugnis zugesteht, für die christliche Erziehung des Kindes Sorge zu tragen, der Gefahr vorgebeugt werden, dass vielleicht der in heidnische Umgebungen zurückkehrende Vater ein gefährliches Kind wie einen Heiden aufwachsen lässt.“ In den Motiven wird der Unterschied hervorgehoben, der zwischen den Ehegatten bezüglich der Verfügungsfähigkeit über das Kind existiert. „Die Mutter hat unter den kafferschen Völkern keinerlei Verfügung über das Kind, ist vielmehr samt ihrem Kinde willensloses Besitztum eines Mannes und nach dessen Code ihres eigenen ältesten Sohnes . . . Die Kirche darf doch eins ihrer getauften Glieder nicht der Gefahr aussetzen, wie ein Heide zu werden.“ Auch „Waisen- und Findelkinder mögen getauft werden, wenn christlichen Pflegeeltern, ohne Gefahr ihnen wieder entrissen zu werden, übergeben sind“.

Oftmals werden, wenn beide Eltern getauft werden, auch die Kinder gleich mit ihnen getauft. Und zwar wird die Säuglingstaufe hier wie bei uns vollzogen. In der Baseler Ordnung heisst es:

„Christliche Eltern werden ihre Kinder, sobald es die Umstände zulassen, spätestens vor Ablauf des zweiten Monats nach der Geburt, durch die heilige Taufe dem Herrn übergeben. Ist wegen Kränklichkeit Gefahr für das Leben eines Kindes vorhanden, so wird die Taufe unverzüglich vorgenommen.“

Aus der Hermannsbürger Visitation wird als Erfahrung mitgeteilt:

„Die Kindertaufe findet mit seltener Ausnahme stets am ersten Sonntage nach der Geburt statt (nach der zweiten Lektion im Hauptgottesdienste).“

Die Praxis in Cransvaal soll nach mündlichen Berichten viel strenger gehalten sein. Die schriftliche Erklärung des Vaters wird nicht mehr als genügend angesehen. Auch das Heidentum der Mutter wird unter allen Umständen als Taufhindernis für ihre Kinder angesehen.

Die Leipziger schreiten kirchenordnungsmässig gegen die Eltern, die die Taufe ihrer Kinder unterlassen, disziplinarisch ein:

„Eltern (Katechumenen), welche sich weigern, auch ihre unmündigen in ihrer Gewalt befindlichen Kinder taufen zu lassen, werden von der Taufe ausgeschlossen.“

Im Gegensatz dazu heisst die 13. These Zahns: „Die Kindertaufe sollte Sitte, nicht Gesetz sein und nur da geschehen, wo eine christliche Erziehung der Kinder zu erwarten ist.“

Und zu den Kautelen sei noch § 21 aus der Leipziger Katechumenenordnung angeführt:

„Minorene, schon unterrichtsfähige Kinder, welche sich in der Gewalt nichtchristlichen Vaters befinden, sind gegen dessen Willen vor dem konfirmationsfähigen Alter, ausser in Todesgefahr, niemals und auch später nur mit äusserster Vorsicht zur Taufe zuzufassen.“ Und § 22: „Wenn nichtchristliche Eltern der Taufe ihrer minorennen Kinder zustimmen, ohne selbst die Taufe zu begehren, so ist die Erteilung der Taufe ausser in ganz besonderen Fällen nur gestattet, nachdem die Genehmigung schriftlich erteilt ist, und falls ausreichende Bürgschaft für die christliche Erziehung der Kinder geboten wird.“

Sorgfältig werden im Allgemeinen die Patren ausgesucht. In der Baseler Gemeindeordnung für Ostindien heisst § 41:

„Als Taufzeugen für alle Taufen werden zwei Glieder des Ältesten-Kollegiums bestellt, welche im Namen der Gemeinde die getauften Kinder in die Gemeindeglieder aufnehmen und im Namen des Ältesten-Kollegiums für dieses die Aufgabe übernehmen, über die christliche Erziehung der Kinder zu wachen und im Fall des Bedarfs die Eltern, oder die, welche an ihrer Stelle stehen, an ihre Pflicht gegen die Kinder zu erinnern.“

Dieser ganzen Taufpraxis, worin sie — wenn auch mit einzelnen Abweichungen — im Wesentlichen übereinstimmend von den deutschen evangelischen Missionen geübt wird, liegt die richtige Lehre von der Taufe zu Grunde, dass sie nämlich, wie es oben hiess: in die Zukunft wirkt, mit andern Worten, dass sie für sich allein, ohne den Glauben hinzukommt, keine abgeschlossene Wirkung hat.

Eine weitere Voraussetzung für die Kindertaufe in der Mission ist 2. die, dass die Kinder wirklich noch Kinder sind. Es ist auch bei uns jetzt zu einer brennenden gewordenen Frage, wie alt ein Kind sein darf, das mit der Säuglingstaufe auf einen erst nachfolgenden Unterricht hin getauft werden soll. Interessant als ein Zeichen der damaligen Zeit ist, dass Gregor von Nazianz rät, die Kinder überhaupt 2—3 Jahr alt werden zu lassen, damit ihnen die Antworten auf die liturgischen Fragen beigebracht werden und sie die selbst lallen könnten. Ein Evangelischer wird heute auf derartige Spielereien Wert legen. Bei

Erkennt hat man sich gelegentlich auf die Formel geeinigt, dass nicht mehr im Säuglingsalter befindlichen Kindern „eine ihrer Reife entsprechende Belehrung“ oder Erzählung vor ihrer Taufe gegeben zu soll. So heisst es auch bei Zahn in These 13:

„Dort da, wo die Kinder wirklich nescientes et nolentes sind, darf die Taufe ohne Unterricht erteilt werden. Ältere Kinder sollen ihrem Alter entsprechend vor der Taufe unterrichtet werden.“ — In der Gemeindeordnung der Baseler Mission Ostindien heisst es: „Trifft ein heidnisches Ehepaar über, so werden die Kinder desselben mit den Eltern getauft, wenn dieselben das achte Jahr noch nicht vollendet haben. Kinder über acht Jahr erhalten vorher einen Unterricht von vier Wochen Dauer.“ — Ebenso tauft die Gossner-Mission (Berlin II), Kinder vom achten bis zum vierzehnten Jahre an nicht ohne vorangegangenen Unterricht. Immerhin ist die Taufe noch keine Taufe der Erwachsenen mit selbständigem Bekenntnis — Kindertaufe. In der Katechumenen-Ordnung der Leipziger heisst es: „Kinder, welche schon im unterrichtsfähigen Alter stehen, sollen vor der Taufe nach Massgabe ihres Verständnisses, in biblischer Geschichte und Katechismus unterrichtet werden, doch ist bei denen, welche sich noch nicht im konfirmationsfähigen Alter befinden (13—14 Jahr), die Taufe in der Regel als Kindertaufe zu betrachten, also ohne dass ihre Erteilung an die Erfüllung intellektueller oder anderer Erfordernisse geknüpft wäre. Ausgesprochenener und hartnäckig festgesetzter Widerwille eines schon selbständig denkenden Kindes gegen den Empfang der Taufe, ist ein Hindernis.“ — Letzteres ist jedenfalls richtig. Aber ob daraus noch weitere Folgerungen zu ziehen sind für gewisse moralische und auch intellektuelle Erfordernisse bei Kindern von 8—13 Jahren. Die Leipziger Mission (I) will „über das Alter derjenigen Kinder, die zugleich mit Vater und Mutter getauft werden können, bestimmte Vorschriften nicht geben, dem gesunden Ermessen des Missionars bleibt es vorbehalten, in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob das Kind das Tauf-Sakrament im Segen empfangen könne und empfangen dürfte.“ Gewöhnlich werden mit den Eltern die Kinder bis zum Tode getauft.



Banza Manteke,

eine Stätte des Lichts im dunklen Erdteil¹⁾.

Von Paul Richter, Werleshausen.

Wie oft wird bis auf unsere Tage den Negervölkern Afrikas die Arbeit, das Evangelium wegen seines angeblich zu hohen geistigen Niveaus zu verstehen und sich anzueignen, abgesprochen und dem-

¹⁾ Ich veröffentliche diesen wesentlich den Bericht des aus der Schule von Banza stammenden Missionars Richards reproduzierenden Artikel, weil er einen charakteristischen Blick in den Missionsbetrieb dieser Schule gewährt. D. H.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



zu halten und so dem Evangelium eine möglichst schnelle weitreichende Verbreitung zu geben¹⁾. Zunächst wurden 2 Missionare ausgesandt, um in der Gegend von Matadi die erste Station zu gründen. Sie gründeten ungefähr 10 englische Meilen oberhalb des Ortes, 6 Meilen südlich vom Kongo, die Station Palabala. Mit diesen anderen Missionaren ging dann im folgenden Jahre (1879) Richards hinaus, um 50—60 Meilen weiter stromaufwärts die zweite Station zu errichten und das weitere Terrain so fern als irgend thunlich zu reognoscieren. Sie drangen etwa 60 Meilen über Matadi hinaus. Da dann ihre Lebensmittel erschöpft und sie selbst alle durch die dortige Hitze hart mitgenommen und geschwächt waren, sahen sie sich gezwungen, umzukehren. Auf ihrem Rückwege erreichten sie, 10 Meilen vom Kongo entfernt, einen Ort Banza Manteke; hier schien das Volk freundlich und geneigt, ihre Niederlassung zu gestatten. Darum schlug Richards vor, um nicht unvollendeter Sache zurückzukehren, hier die erste Station zu gründen. Die beiden Reisegefährten hielten jedoch angesichts des Mangels an Lebensmitteln und blos im Besitz eines kleinen Zeltes ein solches Unternehmen für zu gewagt. Jedoch Richards' Freudigkeit konnte durch ihre Bedenken nicht erschüttert werden, er beschloss, hier festen Fuss zu fassen. Seine Gefährten halfen ihm bei dem Bau einer provisorischen kleinen Grashütte, danach kehrten sie zur Küste zurück und liessen ihn allein in Banza Manteke. Wie einsam fühlte sich Richards doch nach ihrem Weggange! Allein in diesem fremden Lande, unter einem fremden Volke, das eine fremde Sprache sprach! Von den manchen Gefahren, die ihn umgaben, wusste er damals noch nichts. Nur geringen Schutz bot die Grashütte mit dem Thür von Leinwand gegen Panther, Schlangen und andere wilde Thiere, die die Nachbarschaft unsicher machten und auch ihm bald ihre Aufmerksamkeit abstatteten und seine kleine Ziegenherde nächtlicherweile dezimierten. Und als die Regenzeit einsetzte, bot das dünne Grasdach so wenig Schutz, dass es drinnen in der Hütte fast ebenso heftig regnete als draussen. Um sein Bett einigermaßen trocken zu erhalten, spannte er ein wasserdichtes Plantuch darüber aufspannen.

In anschaulicher Weise beschreibt Richards dann, wie sich sein

1) Nach einigen Jahren wurde die Mission von den Amerikanischen Baptisten übernommen und weitergeführt; und unter ihrer Leitung hat die von vornherein in zu grossem Massstab begonnene und zu wenig solide Arbeit erst grössere Früchte erlangt.

Schöpfung und vom Sündenfall, wie durch die Sünde unserer Stammeltern die Sünde in die Welt gekommen ist und sich auf alle vererbt hat, und wie sie die Quelle aller Krankheiten und Leiden ist. Sie wollten keins von beiden zugeben, weder dass Gott gut, noch dass sie böse seien. Richards beschloss darum, um allmählich ihr Verstandnis für diese grundlegenden Begriffe zu wecken, ihnen in kurzen Vorträgen die Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes vom ersten Erscheinen Moses an vorzuführen. So hatte er ihnen bei der Schöpfungsgeschichte nachzuweisen sich bemüht, wie Gott alles gut geschaffen habe; da einer mit der Einrede: „Du sagst, Gott sei gut. Nun wohl, wer denn dann — und dabei wies der Frager auf ein paar schädliche Götzen (Jiggers) — diese Jiggers geschaffen? Oder als er beim Sündenfall von der Macht des Teufels redete, erhob sich die Einrede: „Du sagst, Gott ist gut und er liebt uns?“ — „So ist's.“ — „Du sag, wer ist mächtiger, Gott oder der Teufel?“ — „Gott natürlich.“ Nun, wenn Gott mächtiger ist als der Teufel und gut ist und uns liebt, warum vernichtet er dann den Teufel nicht?“ Kurzum, diese Einreden setzten Richards auf Schritt und Tritt hart zu und wussten Fragen zu stellen, die nicht eben leicht auf der Stelle zu beantworten waren. Richards kam auf solche Weise nicht weiter. Es schien, als ob diese Leute kein Gewissen hätten, und dass sich das Schuldbewusstsein bei ihnen nicht wecken liess.

Gelegentlich eines in der Heimat zugebrachten Erholungsurlaubes klagte Richards seine Not mit den Kongonegern einem erfahrenen Seelsorger. Der gab ihm den Rat, es mit den 10 Geboten zu versuchen; der Donner des Sinai würde die schlafenden Gewissen wach rütteln. Der Rat schien einleuchtend. Wieder auf seine Station zurückgekehrt, machte sich Richards daher an die Uebersetzung des Dekalog. Dann las er dem Volk die übersetzten 10 Gebote vor. Sie gingen aufs bereitwilligste zu, diese Worte seien gut; aber — die hätten sie auch alle gehalten, erklärten sie. „Wie könnt ihr das sagen?“ Richards ihnen vor. „Nehmt das erste Gebot: ihr sollt Gott anbeten.“ „Thut ihr das?“ — „Ja, das thun wir,“ lautete die unabweigliche Antwort. Und ebenso ging's, als ihnen das 2., 3. Gebot u. s. w. vorgehalten wurde. Sie, die sich aus Holz und Stein zahllose abgötterische selige Götzen machen; sie, die ihre Eltern damit ehren, dass sie vergiften, wenn sie alt geworden sind; sie, bei denen die Zucht in höchster Blüte steht; sie, deren grösstes Vergnügen Hurerei

swerbe sind; sie, deren tägliches Geschäft Lügen und Trügen ist, denen jegliche Form der Bosheit, welche des gefallen Menschen anheim und der satanischste Geist erfinden kann, wohl vertraut ist. behaupteten kecklich, die 10 Gebote nicht übertreten zu haben. halt, da stand einer, den Richards mehrere Male in flagranti Diebstahl ertappt hatte: der konnte doch unmöglich leugnen, dass 7. Gebot übertreten hatte. Also wandte er sich an diesen Mann: „Nicht stehlen! Hast du dies Gebot auch gehalten?“ — „Ja, ja.“ — „Dun, wie verhält sich's dann mit der Hängematte, die du gestohlen hast?“ — „Ich bitte dich, das wirst du doch nicht sagen!“ — „Wie verhält's sich dann aber mit den Erdbeeren?“ — „Ich bitte dich, nennst du das wirklich stehlen?“ Und wandte sich der Dieb ganz entrüstet zu den übrigen Zuhörern und sagte: „Hört nur, der weise Mann will mich hier zum Diebe stempeln, um mir meinen guten Namen nehmen.“ Er wurde ordentlich böse ebenso die andern. So gingen sie fort und liessen Richards stehen. Sollte er nun diesen hart gesottenen Heiden beikommen?

Mehr als 6 Jahre waren auf solche Weise ins Land gegangen, Erfolg war keine Spur zu sehen. Manche Anfechtung, manches Leid hatte Richards zu erdulden gehabt. Zuletzt hatte sein Weib mit einiger Zeit war er verheirathet — mit gebrochener Gesundheit das Land verlassen müssen. In der Einsamkeit wurde auch er vom Malariafieber, das schon so manchen Missionar dahingerafft hat, ergriffen. Da überkam ihn Mutlosigkeit. „Wozu dies alles? Mein Weib stirbt vielleicht auf dem Heimwege, und ich sterbe hier. Nicht gescheuter, ich kehre auch heim?“ Doch als er auf dem Wege der Besserung war, kehrte auch der Mut wieder, und er benutzte seine freiwillige Mussezeit, um seine ganze bisherige Thätigkeit zu überdenken. Vielleicht war er am Ende selbst an der Erfolglosigkeit seiner Arbeit schuld? Wie kam es denn, dass die Apostel in den ersten Zeiten so grossen Erfolg mit der Predigt des Evangeliums hatten und er nicht? Ist's nicht dasselbe Evangelium, ist's nicht derselbe Herr, ist's nicht derselbe Geist? Er studierte daraufhin das Evangelium noch fleißiger; da ging ihm die Erkenntnis auf: sie predigten das Evangelium, nicht das Gesetz. „Das Gesetz ist durch Moses gegeben, Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ Paulus schreibt an die Korinther, dass er sich nicht dafür gehalten habe, dass er etwas anderes als allein Christum, den Gekreuzigten. Er dagegen hatte bisher

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

den Nationalitäten zu haben und sie zu pflegen, andererseits das Lutherische zum Geltung zu bringen. Letzteres wurde in der Besprechung im Gegen-
 sätzlich-amerikanischer Weise besonders betont, zum teil so stark, dass der
 gegen Bedenken erhob. 3) „Auf welchen Gebieten muss man die Ver-
 bindung zwischen der Muttergemeinde in der Heimat und den Tochtergemeinden
 im Missionfelde zu gewinnen und zu erhalten suchen?“ Der Referent,
 John Johnson aus Madagaskar, betonte diesen Zusammenhang inbezug auf
 christliche Leben, die Bekenntnisse, den kirchlichen Unterricht, die Kirchenver-
 ordnung und die Gottesdienstordnung, warnte aber vor Überspannung, um nicht
 die Seiten des heimischen Kirchenlebens auf die zu bildenden Nationalkirchen zu
 übertragen. Gottesdienste und ein Ausflug nach Holmenkollen rahmten die Kon-
 ferenz ein. Ein Missionsfest, bei welchem die anwesenden Missionare aus
 verschiedenen Arbeitsgebieten hätten berichten können, wie es 1897 bei der
 Bremer Konferenz unter grosser Teilnahme stattgefunden hatte, wurde nicht ge-
 halten. — Im Anschluss an die Konferenz fand noch eine akademische Missions-
 Versammlung statt

B.



Litteratur-Bericht.

Martin: „A cycle of Cathay or China south and north with
 personal reminiscences.“ Edinburgh. Oliphant, Anderson and Ferrier.
 edit. 1900. Mit zahlreichen charakteristischen und meist schönen Illustrationen.

„The Lore of Cathay or the intellect of China“. Ebd. 1901
 ebenfalls mit 15 feinen Bildern, darunter als Titelbild das sehr ansprechende
 Bild des Verfassers.

Wie D. Faber (Z. M. R. 1897, 129) berichtet, erklärte der Sekretär der
 chinesischen Gesandtschaft in Washington, Herr Paux, ein Hanlin, d. h. Gelehrter
 1. Ranges, im Religionsparlament zu Chicago 1900: „Dr. W. Martin ist
 der einzige lebende Missionar in China, der gegenseitigen Verkehr pflegt mit
 den hohen, Grafen und hervorragenden Staatsmännern und als völlig ebenbürtig
 den Gelehrten und Beamten gilt. Seit Schall ist er der einzige Missionar, welcher
 besondere Auszeichnung geniesst“ und Faber fügt hinzu: „Nächst dem General-
 Konsul Sir Rob. Hart hat kein anderer Ausländer je so gute Gelegenheit ge-
 habt die hohen und höchsten Würdenträger China's kennen zu lernen, wie Dr.
 Martin; sein Urteil ist daher von höchstem Werte für jeden, der über chinesische
 Dinge eine klare Anschauung gewinnen möchte.“ Seit 1850 in China, zuerst
 Missionar der amerikanischen Presbyterianer im Süden des Landes (Ningpo), dann
 in verschiedenen Stellungen als Konsular- bzw. Gesandtschafts-Dolmetscher und
 Konsul, wurde er 1869 Präsident der Kaiserl. Hochschule in Peking, wo er
 auch die Belagerung mit durchgemacht hat, und wohin er nach einem Be-
 such in Amerika im vorigen Jahre wieder zurückgekehrt ist. Es ist ein bedeutungs-
 volles Stück chinesischer Geschichte, das Dr. Martin in China nicht bloss mit durch-

lebt hat, sondern an dem er zum Teil auch aktiv beteiligt gewesen ist, und im ersten der beiden genannten Bücher erzählt er nicht bloss diese persönlichen Eindrücke, und zwar in überaus fesselnder Weise, sondern er beleuchtet sie mit seinem gründlichen Verständnis chinesischer Art verleiht seinem Urteil Gewicht. *The Cycle of Cathay* nennt er dieses — übrigens schon 1896 in 1. Ausgabe veröffentlicht. Weil die chinesische Zeit in Zyklen von 60 Jahren eingeteilt wird, und er einen ganzen solchen Zyklus, den 76. von der Zyklenära an, in China zugebracht hat. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Taiping-Revolte, über die verschiedenen Vertragsverhandlungen, über Peking und die dortige Regierungshochschule, über die bedeutendsten chinesischen Gross-Würdenträger, über die Beziehungen Chinas zu den auswärtigen Mächten, über Rob. Hart und den Zolldienst, über die Audienzfrage und über die Missionen. — *The Lore of Cathay* ist eine wesentliche Ergänzung des *Cycle of Cathay*, in der Absicht geschrieben, dem geistigen Verständnis Chinas seitens der abendländischen Welt Handhabe zu thun. Auch hier ist es nicht ein Dilettant, sondern ein wirklicher Kenner Chinas, der sich zum Lehrer erbieht, ein Mann, der aus den Originalquellen und auf Grund seines jahrzehntelangen persönlichen Verkehrs mit den kompetentesten Chinesen gereifte Kenntnisse mitteilt. Das inhaltvolle Buch zerfällt — nach einer Einleitung über das Erwachen Chinas — in 5 Hauptkapitel: 1) Beitrag zur Kunst und Wissenschaft; 2) chinesische Litteratur; 3) chinesische Religion und Philosophie; 4) chinesische Erziehung; 5) Studien zur Geschichte Chinas. Alles überaus lehrreich und auch lichtvoll und fesselnd geschrieben. Für die Mission von der höchsten Bedeutung ist, was Martin über den Ahnenkult, dieses schmerzliche chinesische Missionsproblem, sagt, obgleich er mit seiner Anschauung isoliert ist. Er nimmt nämlich zu demselben eine ziemlich tolerante Stellung ein und will nicht bloss die Beibehaltung der Ahnentafeln, sondern auch die Prostrationen vor ihnen und am Grabe und begnügt sich mit der Verwerfung des Geomantieglaubens und der Anrufung der Geister. „Wenn — so schliesst er den betreffenden Abschnitt — die höheren Klassen erst in grösseren Scharen das Christentum annehmen, so werden sie sich leicht von ihrem Buddhismus und Taoismus loslösen, aber den Ahnendienst ganz aufzugeben werden sie sich nie entschliessen, doch sie ihn in der Weise modifizieren werden, wie ich angedeutet habe.“ „Es ist ein Punkt — bemerkte seiner Zeit Faber — in dem Dr. Martin jedenfalls beeinflusst wurde durch seine abhängige Stellung unter den höheren Mächten Chinas.“ Die grosse Schanghaier Missionskonferenz lehnte Martins Ahnendienst ab und auch ich kann mich nicht entschliessen, die Prostrationen zuzugeben, aber die Frage ist disputabel, ob man nicht die Ahnentafeln und die Anrufung von Blumen (statt Speisen und Getränke) vor ihnen konzederen darf.

Gibson: „Mission problems and mission methods in Siam and China.“ Lectures on evangelistic theology. Edinb. Ebd. 1901. Die Vorlesungen wurden in den 3 theologischen colleges der schottischen freien Kirche und an einigen colleges in England und Amerika gehalten ziemlich breiten Vorlesungen, die die Erwartungen nicht ganz, die der Titel erregt. Nach 3 einleitenden Kapiteln über chinesische Litteratur und Philosophie, wie über die chinesischen Religionen, bezieht sich der Verfasser wesentlich auf die Beschreibung der Entwicklung der Mission und zwar speziell in Swatau, so dass man über diese eine recht eingehende

Die Spezialgeschichte erfüllt. Die eigentlichen grossen chinesischen Missions-
 haben ausser Betracht und auch von der Missions-Methodik erhalten wir
 nur eine Anzahl und zwar wesentlich über die primitive, in 3 Stadien verlaufende
 christliche Chätigkeit in den 3 Kapiteln: Evangelistische Predigt, Pflanzung und
 Leben der Gemeinde. Alles übrige gehört streng genommen nicht in die
 Methodik. Es ist die eigne Praxis, die uns Gibson anschaulich vorführt, und sie
 ist das Beste, was die Methode für den Theoretiker; aber wer in dem Buche eine Missions-
 Methodik sucht, d. h. eine theoretische Begründung und Prüfung des Missionsbe-
 triebes, dessen Erwartungen werden nicht erfüllt. Allein man kann dem Verfasser
 keinen Vorwurf machen, da er in der Vorrede ausdrücklich erklärt, er habe
 nur gesprochen von dem Werke der englisch-presbyterianischen Mission
 im Szechuan-Distrikt und sich dagegen verwahrt, eine allseitige Missions-Methodik
 gewollt zu haben.

Titel: „Hinter den Mauern der Senana.“ Mit 21 Illustrationen.
 1902. 1,50, schön geb. 2 Mk. Die Verfasserin dieses 154 S. starken,
 in 3. Auflage erschienenen Büchleins ist als Mitarbeiterin an der A. M. Z.,
 welche an ihrem Beiblatt (1895—98) unsern Lesern als mit der indischen
 Welt und der missionarischen Frauenarbeit an derselben intim vertraut und
 in der lebendigsten und fesselnder Darstellungsgabe ausgerüstet, längst bekannt, so
 dass Ihnen ein Zweifel über ihren Beruf zur Verabfassung einer zusammen-
 fassenden Arbeit über die Frauenmission in Indien nicht bestehen kann. Und
 diese Monographie war auch nach Gründlers trefflichem Schriftchen über diesen
 Gegenstand in Deutschland um so mehr Bedürfnis, als jetzt auch bei uns die Mit-
 arbeit der Frauen immer mehr in den Missionsbetrieb einorganisiert wird. Fräulein
 steht seit ca. 15 Jahren selbst in dieser Arbeit und redet daher über die-
 sen Gegenstand als Augenzeugin. Sie teilt ihren Gegenstand nach einer Einleitung, die sich
 allgemein mit der indischen Frauenwelt beschäftigt, sehr übersichtlich in
 2 Hauptabschnitte: in die Arbeit unter den Heidinnen und in die unter den
 Christinnen und gruppiert ihn im ersten dieser Abschnitte unter folgende 5 Zweige:
 1. Senanas, ärztliche Mission, Industrieschulen und Witwenheime, Dorfmission;
 2. Arbeit unter: Waisenhäuser und Kostschulen, höhere Mädchenschulen, Arbeit
 der christlichen Frauen — alles anschaulich illustriert durch eine grosse Fülle von
 Bildern und persönlichen Erlebnissen. Den Schluss macht eine Charakteristik
 der Senana-Missionarin und ein Anhang, der praktische Winke für die Frauen-
 mission in Deutschland giebt. Das Buch ist sehr qualifiziert zur Lektüre in Frauen-
 Vereinsvereinen.

Titel: „Erstlingsfrüchte der hl. Schrift aus Syrien.“ Eine Er-
 zählung aus dem 19. Jahrhundert über den Wert und die Wahrheit des christlichen
 Lebens. Berlin. Deutsche Orient-Mission. 1902. 1, geb. 1,50. Aus dem
 Griechischen ins Englische und aus diesem ins Deutsche übersetzt. Der ursprüng-
 liche Verfasser, von dem gesagt wird, dass er aus Vorsicht habe anonym bleiben
 wollen, soll ein zum evangelischen Glauben bekehrter orientalischer Christ und
 sogar Prediger des Evangeliums unter seinen Landsleuten sein. Der Titel sagt
 schon, was sich das Buch zur Aufgabe gestellt hat, nämlich eine Apologie des
 Christentums dem Islam gegenüber zu sein. Diese Aufgabe sucht es in der Weise
 zu erfüllen, dass es eine bewegliche und anziehend geschriebene Geschichte von

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

September.

1902.

David Livingstone.¹⁾

Der Pfadfinder der Mission im Inneren Afrikas.

Von P. Johannes Chieme in Steuden.

Unter den Männern, die ihr Leben dargegeben haben, das Licht der Welt in den dunklen Erdteil hineinzutragen, überragt unbestritten David Livingstone alle anderen. Nicht als wäre er ein besonders erfolgreicher Verkündiger des Evangeliums gewesen, oder ein hervorragender Organisator der Missionsarbeit in Südafrika — er hat keine einzige Missionsstation dauernd gegründet und in einem Menschenalter so wenig Menschen zur Taufe geführt, wie wohl kaum ein anderer Missionar, der eine gleichlange Zeit in Arbeit gestanden hat. Er war überhaupt nichts anderes als ein Muster-Missionar; wer ihn kopieren wollte, würde sich zu schanden werden und die Sache des Reiches Gottes in der Welt schwerlich fördern. Vielmehr steht er vor uns als eins der vorordentlichen Werkzeuge,²⁾ deren sich Gott je und je als Anreger und Wegbahner bedient, um die Missionsarbeit vorwärts zu treiben auf neuen Bahnen und noch unbebaute Missionsfelder.

Dazu macht ihn die Weite seines Blickes sowohl für das, was zu thun ist, als für die Wege, die zum Ziele führen, die starke Lebenskraft und das freudig rücksichtslose Einsetzen seiner ganzen Person bei der Verfolgung des ihm vorschwebenden Zieles, vor allem aber der Edelgehalt seiner Persönlichkeit an Frömmigkeit und Liebe, die sich in jeder Lebenslage und jedem Menschen gegenüber bewährt, und ihn ebenso innerlich frei, selbständig, charakterfest, unerschrocken,

1) Quellen: Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika von Dr. David Livingstone. — Neue Missionsreisen in Süd-Afrika von David u. Charles Livingstone. Das Leben David Livingstones von William Garden Blaikie. — David Livingstone von Dr. Gustav Warneck in „Das Ausland“ 1882. Nr. 38. — Livingstones Missionsreisen von F. M. Zahn. A. M.-Z. 1882, 117.

2) Vergl. Warneck, Evang. Missionslehre, II, 16.

wie aufopfernd, gegen andere rücksichtsvoll, milde, geduldig und radezu bezaubernd freundlich macht.

So hat er als Erster, neben manchen anfechtbaren **Gedanken** Wahrheiten über Missionsbetrieb, Missionsmittel und Missionsziel, das Verhältnis von Mission und Civilisation, über Evangeliumskündigung und Anleitung der Eingeborenen zur Arbeit und zum lichen Handel ausgesprochen, die jetzt zum Gemeingut geworden sind. So ist er der wohl zu scharfe Kritiker der Missionsarbeit geworden, die er in Südafrika vorfand, aber auch der Pfadfinder und Wegereöffner der Mission nach Norden hin, der nicht ganz gerechte Gegner Buren, aber auch der treueste Freund der Eingeborenen, der unermüdete Bekämpfer der Sklaverei, der „gute Doktor“, dem Tausende von Afrikanern in den früher durch Sklavenjagden entvölkerten und verwüsteten Ländern um die grossen innerafrikanischen Seen her äusseren und inneren Frieden verdanken, den ihnen die Mission durch die Predigt des Evangeliums auf zahlreichen Missionsstationen gebracht hat.

I.

Ausrüstung zum Missionsdienst.

Geboren am 19. März 1813 zu Blantyre, einem Fabrikdorfe Clyde oberhalb Glasgow, entstammt Livingstone dem Uoike, das die Mission so viele hervorragende Arbeiter geschenkt hat. Überall in der Missionsgeschichte stossen wir auf schottische Missionare, die Führer ihrer Kreise sind: Alexander Duff, Robert Moffat, Alexander Macdonald, Dr. Laws, John Ross, James Chalmers und viele andere. Auch ihm bildet „das Hochlandsblut“ ein nicht unwesentliches Stück seiner Ausrüstung zum Missionsdienst. Man fühlt sich geneigt, diesem Uebererben einen besonderen Anteil an seiner ungemeinen Entschiedenheit und seinem in aller Gefahr unerschrockenen Mute, an der Geschlossenheit und Festigkeit seines Charakters, wie an seiner geraden Ehrlichkeit, an seiner ernstesten Pflichttreue und tief religiösen Herzensstimmung zuzuschreiben.

Diese letzteren waren auch die hervorstechendsten Charakterzüge seines Vaters, Neil Livingstone, der als Theehändler seine Waren in den Dörfern vertreibend, zugleich auf alle Weise dem Reiche Gottes dienen suchte. Auf seinen Reisen trug dieser stets Traktate bei sich und knüpfte, sie verteilend, mit Jung und Alt religiöse Gespräche an. Er gab Unterricht in der Sonntagsschule, war ein eifriger Freund

Arbeitsruhe und der Mission, hielt Gebetsversammlungen. Das ihm manchen Spott ein, aber seine freundliche und leutselige Art allem Ernst erwarb ihm doch weithin Achtung und Liebe. Wie von seinem Wesen und seiner Art spiegelt sich in dem Sohne der, der stets dankbar des fortwährenden und konsequenten Beispiels Frömmigkeit gedachte, das sein Vater ihm und seinen Geschwistern geben hatte.

Von seiner Mutter, Agnes Hunter, auch hochländischem Geschlecht stammend, sagt Livingstone selbst:

„Meine früheste Erinnerung an meine Mutter ruft mir ein Bild ins Gedächtnis das man so häufig unter schottischen Armen sieht, nämlich das einer sorglosen Hausfrau, welche sich ängstlich bemüht, mit ihrem beschränkten Einkommen glücklich durchzuschlagen.“

Von ihr mag er wohl die später von ihm so oft geübte Kunst zu haben, Zeit und Umstände klug auszunutzen, mit vorhandenen Mitteln sparsam hauszuhalten, sich an wenigem genügen zu lassen und sei doch voll harmonischer Heiterkeit des Sinnes zu bleiben. Denn sie war und blieb bei all ihrer Hausfrauensorge stets fröhlichen Gemüthes von überströmender Freundlichkeit und Liebe, die Sonne ihres Hauses und ihrer Kinderschar. Es scheint ein Erbteil von dieser Mutter zu sein, wenn uns in Livingstones Verkehr mit den Eingeborenen immer wieder seine herzugewinnende Freundlichkeit, sein zartes Eingehen auf Anschauungen und Bedürfnisse, seine nachsichtige Geduld mit ihren Fehlern und ein gewisser Humor begegnet, mit dem er ihre Thorheiten nicht beurteilt und erträgt.

Für seinen späteren Beruf kam es ihm ebenso zu statten, dass er schon frühzeitig gewöhnt wurde, alle seine Kräfte zusammenzunehmen. In zehnten Lebensjahre an musste er als Anstücker, später als Spinner einer Fabrik den Unterhalt für die Familie mit erwerben helfen. Dagegen war er von einem brennenden Lern- und Leseeifer erfüllt, der ihn die Rubestunden nur wenig zum Ausruhen benutzen liess. In der Befriedigung desselben zeigte er ein ungewöhnliches Mass von Energie und Ausdauer. Schon als neunjähriger Knabe hatte er den 9. Psalm so auswendig gelernt, dass er beim Aufsagen desselben in der Sonntagsschule nur 5 Fehler machte. Jetzt benutzte er einen Teil des ersten Wochenlohnes, um sich Ruddimann's „Anfangsgründe der schottischen Sprache“ zu kaufen und war, trotz seiner täglich 14stündigen Arbeitzeit, in der Feierabendschule und zu Hause so eifrig hinter dem

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

„nach den Independentismus, sondern das Evangelium Christi zu senden“, ihm überaus sympathisch war. In seiner Zustimmung dieselbe spricht er in bedeutsamer Weise seine Anschauung über die Aufgabe eines Missionars aus. Eigentümlich an ihr ist die Verbindung, in welche er missionarisches und civilisatorisches Wirken setzt. Er sagt:

„Vor allem soll ein Missionar suchen, durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, durch Predigen, Ermahnen, durch Unterredungen, Belehrungen der Jugend das Evangelium zu verkündigen und daneben, so weit es ihm ermöglicht ist, das Wohl derer, unter denen er wirkt, durch Einführung von Künsten und Wissenschaften der Civilisation zu fördern, sowie alles zu thun, um ihrem Herzen und Gemüthe das Christentum nahe zu bringen.“

Mit diesen Anschauungen tritt er — wohl ohne ein klares Bewusstsein davon zu haben — in einen gewissen Gegensatz zu der als noch allgemein herrschenden Ansicht über die Missionsaufgabe, welche die Bekehrung einzelner Individuen und nähert sich der modernen Bedeutung derselben als Volkschristianisierung. Er hat an ihnen zeitweilig festgehalten, und sie geben die Erklärung für manches in seinem späteren Wirken, das er für innerhalb seines Missionarberufes liegend hielt, während es uns von demselben ziemlich weit abzuliegen scheint.

Die Londoner Missions-Gesellschaft nahm sein Anerbieten an und lud ihn im September 1839 zu persönlicher Vorstellung nach London. Unter anderen Missionszöglingen überwies sie ihn dann dem Pfarrer John King zu Ongar in Essex zu einer Probezeit. Dort machte er auf seine Freunde und andere, die ihm nahe traten, einen tiefen Eindruck durch seine ganze Persönlichkeit, in der sich Einfachheit und Entschiedenheit, eine schlichte tiefe Frömmigkeit und lautere Liebe aufs schönste offenbarten, fiel aber durch eine gewisse Unbeholfenheit auf, die sich in der bescheidenen Weise kundgab, in der er, wenn an ihn die Woche kam, Hausandacht und an Wochentagen das Gebet in der Kirche hielt, und ihn einmal in einer Predigt vollständig stecken bleiben liess. Inzwischen fiel nach drei Monaten Cecils Bericht über ihn ungünstig aus, so dass der Vorstand der Gesellschaft Bedenken trug, ihn fest anzunehmen. Doch wurde ihm noch eine Verlängerung der Probezeit geboten, nach deren Beendigung er sein Ziel erreichte.

Nach Uervollständigung seiner medicinischen Kenntnisse in einem Londoner Hospital und nach seiner Genesung von einer schweren Leber- und Lungenentzündung wurde er durch Robert Moffats Vermittelung

zur Aussendung nach Südafrika bestimmt, um dort ein noch unbekanntes Gebiet in Angriff zu nehmen.

Noch einmal reiste er nach der Heimat, erwarb in Glasgow den Grad eines Licentiaten der medicinischen und chirurgischen Fakultät, nahm Abschied von Eltern und Geschwistern, wobei sie sich in der Nacht vor seiner Abreise an den Psalmen 121 und 135 auftrichteten. Er wurde am 20. November 1840 in der Kirche in der Albionsstrasse in London abgeordnet und bestieg am 8. Dezember das Schiff, das ihn zu seinem von Gott ihm bestimmten Wirkungsfelde Afrika zuführte. Er sollte er als Missionar, Reisender und Philanthrop, wie ihn seine Biographie in Westminster charakterisiert, mehr arbeiten, als viele andere.

2.

Die ersten Jahre in Afrika.

Livingstone betrat Afrikas Boden zuerst in der Kapstadt, wo das Schiff, das er benutzte, dort einen Monat lang aufgehalten wurde. Hier wollte ihn D. Philip als seinen Vertreter in der Gemeinde während einer geplanten Europareise festhalten. Aber Livingstone wollte es in das Innere des Erdteils; er wollte nicht auf schon angebaute Felder arbeiten, sondern neues urbar machen. Auch stiess ihn die brüderliche Zwietracht unter den kapländischen Missionaren ab, die in zwei Parteien, eine den Kolonisten zuneigende und eine eingeborenenfreundliche gespalten fand. Und noch manches andere in ihrem Leben, das seiner Anschauung vom Missionsdienst wenig entsprach, war ihm anstössig. Darum schlug er Philip's Anerbieten aus und eilte sobald als möglich nach der Algoabai, von wo er seine Reise ins Innere antrat.

Seine Instruktion wies ihn nach Kuruman, der damals am weitesten landeinwärts gelegenen Station auf dem südafrikanischen Nordostfeld der Londoner Missions-Gesellschaft. Dort sollte er bis zu seiner Rückkehr von England bleiben, sich in die Aufgaben eines Missionars einarbeiten und Vorbereitungen zur Anlage einer noch weiter nördlich gelegenen Station treffen.

Und wie stark trieb es ihn vorwärts! Trotz voller Anerkennung für das auf Kuruman in religiöser und kultureller Hinsicht bisher erreichte erschien es ihm doch höchst unzweckmässig, dass ein Missionar — oder gar mehrere — sich auf den engen Umkreis einer Station beschränkte, zumal in einem so dünn bevölkerten Lande, wo die

den er bisher kennen gelernt hatte. Vielmehr solle man bestreben, Eingeborene zu Missionsgehilfen auszubilden und durch sie den Samen des Evangeliums möglichst weithin ausstreuen lassen. Der ankommende Missionar aber sollte nicht die Arbeit auf einer bereits gegründeten Station aufnehmen oder in der Nähe eine neue im Grunde überflüssige Station anlegen, sondern tiefer ins Innere des Landes vordringen und in weiterer Entfernung sich niederlassen, um seinerseits einen ausgedehnten Bezirk der Mittelpunkt für eine wesentlich durch Lokalgehilfen getriebene Evangelisationsarbeit zu werden.

Gleich in seinem ersten von Kuruman datierten Briefe an die Missions-Direktoren, giebt er dieser Idee Ausdruck und bittet um Erlaubnis, zwei der befähigsten eingeborenen Christen Kurumans auf seinen Erkundungsreisen mitzunehmen und an einem geeigneten Platze als Arbeiter anstellen zu dürfen; er sei bereit für einen derselben einen Teil des Gehaltes abzugeben.

An dem Gedanken, dass es für die Mission gelte mit dem Worte: „Gehet hin in alle Welt“, völlig Ernst zu machen und darum nicht in den überbevölkerten Gegenden wie Südafrika, unverhältnismässig viel Missionsarbeit zu verschwenden, vielmehr vorwärts zu dringen in unerkannte, noch unbesetzte Gebiete, hat er zeitlebens mit einer gewissen Regelmässigkeit festgehalten. Immer wieder kommt er darauf zurück. In seinem ersten Reisewerk spricht er fast mit Erbitterung von der Überfüllung des Kaplandes mit Missionaren und Missionsstationen und findet es unbegreiflich, dass die Missionsgesellschaften sich nicht

„den Millionen ununterrichteter Heiden in den weiter landeinwärts liegenden Gegenden zuwenden, statt die Südspitze des Festlandes mit Wohlthaten gleichsam zu erstickern! Ich möchte es allen jungen Missionaren ernstlich anempfehlen, sobald sie zu den wirklichen Heiden zu gehen und sich niemals mit dem zu begnügen, was durch Männer von grösserem Unternehmungsgeiste bereits vorgearbeitet ist. Ich besorge auch von dem langen Festsitzen der Mission in einer Gegend die Gefahr, dass die Bekehrten nie zur Selbständigkeit kommen. Wenn weder das Selbstvertrauen bei ihnen gepflegt, noch Gelegenheit zur Ausübung dieser Tugend gegeben wird, so laufen auch die vielversprechendsten Konvertiten Gefahr, wie verlassene Kinder zu werden. Die Idee, Musterchristen zu erziehen, dürfte doch niemand beugen, der in seinem Innern überzeugt sei, dass er selbst kein musterhafter Christ sei. Die israelitischen Sklaven, welche Moses aus Ägypten führte, seien ja nicht in einer einzigen Generation bekehrt und gehoben, obschon sie unter der unmittelbaren Zucht Gottes selber standen. Auch unser sittlicher Standpunkt ist das Werk von Jahrhunderten und wenn wir dies bedenken, so sollten wir uns von übertriebenen Erwartungen hingeben in Betreff der hohen sittlichen Stufe,

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



gerade in dieser freimütigen Kritik des bisherigen Missionsbetriebs in diesem Drängen nach vorwärts, in neue Bahnen hinein, hervor. Gott hatte ihn sich eben auserwählt, nicht dass er wie andere vor ihm und nach ihm mit der Creue im Kleinen, die eine Haupttugend des Missionars ist, ein bestimmt abgegrenztes Missionsfeld beackern, sondern dass er der Christenheit zeigen sollte für die Grösse des noch unbebauten Missionsfeldes in Afrika. In seinem göttlichen Berufe lag es, dass er das Beste und Gute am bisherigen Missionsbetriebe vielleicht zu wenig wusste; durch ihn sollte die Mission Initiative empfangen zum Betreten neuer Wege, zur Gestaltung ihrer Arbeit nach neuen grossen Gesichtspunkten.

Am 31. Juli 1841 war Livingstone in Kuruman angekommen. Im Herbst desselben Jahres, sobald seine Zugochsen genügend erntet waren, machte er in Begleitung eines andern Missionars und eines eingeborenen Christen seine erste Erkundungsreise nach Norden. Bis zu dem Stamme der Bakuena drang er vor, der damals bei Kuruman seinen Wohnsitz hatte. Im nächsten Frühjahr finden wir ihn wieder in jener Gegend an einem Orte Lepelole, den er damals eine zukünftige Stationsanlage ins Auge gefasst hatte. Hier verweilte er fast ein Halbjahr lang von allem Umgang mit Europäern ablossen, um sich eine möglichst genaue Kenntnis der Landessprache, Lebens- und Denkweise der Bakuena zu verschaffen. Grösstenteils drang er dann noch weiter nordwärts bis zu den Bakaa und Mungwato vor. Auf all diesen Reisen trat nun sofort seine eigentliche Gabe, mit den Eingeborenen zu verkehren, hervor. Fast immer erwarb er sich überall deren Vertrauen. Sein offnes Auftreten, schlichtes und furchtloses Benehmen, seine Art sie nicht von oben herab, sondern als gleichberechtigt zu behandeln, aber zugleich seine Festigkeit unter ihnen doch als eine Gunst erscheinen zu lassen, seine Hilfsbereite, durch seine ärztliche Kunst wirksam unterstützte Güte, seine körperliche Rüstigkeit und Geschicklichkeit in allerlei Handlungen — alles wirkte zusammen, ihm in kürzester Zeit einen ungeheuren Einfluss auf sie und ein gutes Gerücht weithin im Land zu schaffen. Willig liessen sie sich von ihm lenken und zu allerlei bis dahin unbekanntem Arbeiten bewegen. Von fern her kamen sie, bei ihm Heilung zu suchen, Häuptlinge, mit denen er nur einzeln zusammengekommen war, sandten nachher wiederholt Boten zu

so dass er den schon lange gehegten Plan einer Erziehungsanstalt Nationalhelfer in einer besonderen Schrift der heimatischen Direktion seinen Berufsgenossen in Südafrika unterbreitete. Aber er fand keinen Anklang, ja etliche legten es ihm übel aus, als wolle er nur ehrgeizig vordrängen.

Warf diese Enttäuschung einen Schatten auf die Erstlingstage seiner selbständigen Missionsarbeit, so ging ihm andererseits gerade jetzt die Sonne für Herz und Leben auf. Als Moffat mit seiner Familie nach England zurückgekehrt war, fand Livingstone bald in dessen Tochter Marie eine Lebensgefährtin, die sich ihm zu einer innigen Herzens- und Geistesgemeinschaft verband, ihm sein Haus weicher, sein Leben in der Einsamkeit erträglicher machte, auch in seiner Berufsarbeit als Lehrerin der Kleinen und Erzieherin der Frauen bei seinen Reisen durch die Kalahariwüste bis zum Ngamisee am Sambesi ihn unerschrocken begleitete und später verständnisvoll auf seine weit ausgreifenden Pläne einging, willig die langen Trennungszeiten ertrug, bis sie selbst in Schupanga am Sambesi ihr Leben gab für England und Afrika.

Frisch gingen beide, nachdem sie im Herbst 1844 Hochzeit gemacht hatten, in Mabotsa an die Arbeit. Doch war ihres Bleibens dort nicht lange. Es kam zu Misshelligkeiten zwischen Livingstone und Edwards, der wohl aus gekränkter Eitelkeit jenen der Unmännlichkeit und Unredlichkeit beschuldigte. Im Gefühl seiner Unschuld und mit

Livingstone behandelte wie Abraham gegen Lot, über sein neuerbautes Haus und seinen eben angelegten Garten mit den nicht unerheblichen Geldmitteln, die er darauf verwendet hat, ab dass er zwischen sich und einem Mitarbeiter am Missionar den Augen der Heiden Zank sein liess, und zog zu den Orten, mit deren Häuptling Setschele er auf seinen Erkundungsreisen in Berührung gekommen war. Zuerst zu Tschonuane, dann, da dieser Ort sich allzu trocken und unfruchtbar zeigte, in Kolobeng, wo er an einem nie versiechenden Bache baute er sein Haus.

Über die Art seiner eigentlichen Missionsarbeit dort erfahren wir nur wenig, Charakteristisches. Nach der Morgenandacht pflegten er und seine Frau auszugehen, um bis gegen Mittag Schule zu halten für alle, die sich einstellten, Männer, Weiber und Kinder. Am Nachmittage sammelte Frau Livingstone die Kinder um sich, oder gab den Frauen Näbunterricht. Der Abend nach Sonnenuntergang gehörte der Evangeliumsverkündigung und allgemeinen Belehrung. Da der Missionar in Setscheles Stadt, um sich dort mit Jedem zu unterhalten, sich angelegt war, bald über allgemeine Gegenstände, bald über Religion. Jeden Abend in der Woche hielt er einen öffentlichen Gottesdienst und eine Beschauungsunterricht über profane Gegenstände, der durch Bilder und Muster unterstützt wurde. Mit diesen Andachtsübungen wechselte der Besuch der Kranken die Verabreichung der Arzneien an sie, sowie die Austeilung von Nahrungsmitteln an Arme und Elende und sonstige Hilfsleistungen. Und das letztere betrachtete ebenso wie die Unterweisung der Heiden in allerlei Handarbeiten, auf die er einen grossen Teil seiner Zeit verwendete, durchaus nicht als den nebensächlichsten Teil der Missionsarbeit. Vielmehr stimmte er der Ansicht Xaver's zu, dass die kleinsten Pflichten, ein verbindliches Wort und ein höflicher Blick ein nicht zu verachtender Teil der Waffenrüstung eines Missionars sei, und hielt eines solchen Wertes mit der blossen Verkündigung des Evangeliums und der Einpflanzung fremdlicher Begriffe in die Herzen der Heiden keineswegs erfüllt. Die allgemeine kulturelle Hebung der Eingeborenen schwebte ihm als Ziel vor und jede Unternehmung, die man zur Verbesserung des Menschengeschlechtes macht, ist ihm als Missionararbeit.

So treibt er nicht nur eifrig Sprachstudien und plant eine Grammatik des Setschuana, in der er die Sprache aus sich selbst analysieren will, weil er die Bemerkung gemacht hat, dass die afrikanischen Sprachen ihrem Bau sich durchaus von den indogermanischen unterscheiden und daher sich nicht nach der Analogie der klassischen bearbeiten lassen. Er macht auch daheim und auf Reisen fortwährend naturwissenschaftliche Beobachtungen, sammelt für seine Freunde in der Heimat Mineralien, Pflanzen, Tiere und erachtet dergleichen keineswegs als außerhalb seines Missionarberufes liegend. Denn er ist gewiss, dass

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Die große Nachfolge im Volke finden würde. Denn die Bakuena waren ein schwerfälliges Volk und nicht leicht in Bewegung zu bringen. Und er hatte richtig vermutet. Als er Setschele auf dessen wiederholte Bitte, und nachdem der Häuptling aus freien Stücken seine Weiber freigesprochen und entlassen hatte, am 1. Oktober 1848 taufte, weinten im Gottesdienst viele von den alten Männern des Stammes bitter, weil es sich ein Ende mit ihrem Vater genommen habe,“ und die Bekehrung bewirkte Abkehr von dem Missionar bei den Alten. Besonders die Zauberdoktoren organisierten den Widerstand gegen das Evangelium und alle Freunde der weggeschickten Weiber wurden Widersacher der Mission und des Christentums.

3,

Nach Norden.

Je mehr sich so herausstellte, dass ein grosser und schneller Erfolg der Missionsarbeit unter den Bakuena und den benachbarten Stämmen nicht zu erwarten sei, desto lebhafter suchte Livingstone seinen alten Plan zur Ausführung zu bringen, die Verkündigung des Evangeliums durch eingeborene Helfer betreiben zu lassen, selbst aber weiter ins Innere zu ziehen, um für jene Arbeit Ort und Gelegenheit zu erschaffen und das Land möglichst weithin dem Evangelium zu erschliessen. Aus von Tschonuane aus hatte er mehrere Reisen nach Osten hin in die heutige Transvaal gemacht, um womöglich den Mebalwe und andere Eingeborene unter Teilen des Bakathlastammes zu stationieren, die sich niedergelassen hatten. Und kaum hatte er sich in Kolobeng in der Gegend eingerichtet, so machte er einen neuen Versuch in dieser Richtung. Aber hier stiess er auf eine unüberwindliche Schranke. Fast alle Eingeborenen-Stämme und Häuptlinge fand er willig, eingeborene Helfer bei sich aufzunehmen, aber die in den Magaliesbergen wohnenden blühenden Buren stellten sich zur Mission sehr unfreundlich. Einer ihrer Führer, Potgieter, erklärte, dass er jeden Stamm angreifen werde, der einen eingeborenen Helfer bei sich aufnehme, und schon Livingstones Niederlassung an der Westgrenze ihres Gebietes sahen sie scheelen Blickes an. Vom Kaplande her hatten sie eine starke Abneigung gegen die Mission, zumal gegen die Londoner Missionare mitgebracht, da diese, wie allen Dr. Philip, Hauptagitatoren für die, — wie wir jetzt wohl wissen müssen, — übereilte und ungerecht ausgeführte Aufhebung der Sklaverei und Emanzipation der Eingeborenen gewesen waren, die den

Kolonisten schwere wirtschaftliche Nachteile gebracht hatte. Die Buren befürchteten die Buren, die unter grossen Opfern der englischen Herrschaft in Südafrika gewichen waren, von einem Vordringen der Engländer, zumal der englischen, in die jetzt von ihnen eingenommenen Gebiete. Besonders, dass mit den Missionaren oder in deren Gefolge Händler ins Land kamen, die den Eingeborenen Feuerwaffen verkauften, war für sie ein Dorn im Auge. Das stellte ihre Herrschaft über das Land in Frage oder bedrohte doch ihre und der Ihrigen Sicherheit. Sie betrachteten sich als die von Gott berufenen Erben des Landes und die Schwarzen zur Dienstbarkeit bei den Weissen bestimmt, wie einst die Kanaaniter zur Knechtschaft unter Israel. Auch hatten sie sich durch eine Art Recht auf das Land und die Arbeitskraft der Eingeborenen dadurch erworben, dass sie den wilden Sulukönig Mosilikatze, der die Betschuanen aufs grausamste geknechtet hatte, überwunden und aus dem Lande getrieben hatten. Nicht ganz mit Unrecht hielt sich deshalb Livingstone für den grossen Friedensstifter des Landes.

Livingstone freilich spottet darüber und urteilt überhaupt über die Buren mit einer gewissen Voreingenommenheit. Jemehr man seine Persönlichkeit schätzen und lieben gelernt hat, desto mehr betrübte er sich, dass man sagen muss: den Buren gegenüber wird der sonst gerechte Mann ungerecht und lässt ganz die Milde des Urteils vermissen, die ihn sonst auszeichnet und auch an denen, die ihm gegenüber sympathisch sind, stets hervorsuchen lässt, was zu ihren Gunsten sprechen kann. Hier ist er offenbar nicht bloss der Christ, Missionar und Menschenfreund, der sich der Unterdrückten annimmt, sondern der Engländer, der Liberale, der doktrinäre Freihandelsmann, der in den Buren prinzipielle Gegner seiner Anschauungen und nationale Feinde betrachtet. Sie in ihrer Eigenart zu verstehen, macht er nicht den leisesten Versuch, geschweige denn, dass er ihr relatives Recht zu ihrem Verhalten gegen die Eingeborenen erkannte und anerkannte. Er hat nur seine Bewunderung darüber, dass viele von ihnen persönlich fromme Charaktere seien und keineswegs aller besseren Regungen und Gefühle baren dabei doch so hart und oft grausam gegen die Schwarzen verfahren. Dass ihre alttestamentliche Anschauung über die gegenseitige Stellung der Weissen und Farbigen dies, wenn auch nicht entschuldigte, so doch erklärte, sieht er nicht. Wenn sie gegen das englische Gesetz den Vorwurf erhoben, dass es keinen Unterschied zwischen Weissen und Schwarzen mache, und die Anstellung eingeborener Lehrer nur durch

zulassen wollten, dass diese die Schwarzen lehrten, sie
 den Buren nicht gleich, so erscheint ihm das als eine unbegreif-
 liche Arbeit und Rückständigkeit der Ansichten. Wir müssen doch
 anerkennen, dass darin ein gut Stück richtiger Pädagogik lag, dass die
 englische Gesetzgebung auf die Eingeborenen angewandt, sich
 als ein Segen für diese erwiesen hat und noch heute er-
 weist, dass auch der Zwang zu unbezahlter Arbeit, den die Buren auf-
 erlegten, nicht ohne weiteres, wie Livingstone thut, mit der Neger-
 erei auf Eine Stufe zu stellen, sondern vielmehr als eine harte
 Form der Leibeigenschaft anzusehen ist, wie sie früher auch in Europa
 vorkam und dort wie hier geschichtlich geworden und bedingt war.
 Dabei unnötige Härten, ja unverantwortliche Grausamkeiten vor-
 zuwenden, ist natürlich aufs schärfste mit Livingstone zu verurteilen,
 andererseits doch auch anzuerkennen, dass im Laufe der Zeit die
 Buren sich als bessere Erzieher der schwarzen Rasse erwiesen
 haben als die liberalen, wenigstens in ihrer Gesetzgebung liberalen,
 Engländer. Das ist wenigstens jetzt das auf langjährige eigene Er-
 fahrung gegründete Urteil der überwiegenden Mehrzahl der deutschen
 Missionare in Südafrika.

Besonders aber in dem Punkte, der zum offenen Konflikt der
 Buren mit Livingstone führte, in der Frage des Waffenverkaufs seitens
 niederländischer Händler an die Eingeborenen, befindet er sich offenbar im
 Recht. Denn wollten sich die Buren unter der überlegenen Zahl von
 Schwarzen halten, so mussten sie eifersüchtig über jede Flinte und jedes
 Pulver wachen, die ins Land gebracht wurden. Livingstone aber
 unterstützte diesen Handel, einerseits weil er prinzipiell für absolute
 Handlungsfreiheit war und von ihr eine Förderung der Mission und Zivili-
 sation erwartete, andererseits weil sie in dem besonderen Falle England
 vorteilhaft war. Er spricht es in seinem ersten Reisewerk offen aus, dass es
 eine kluge Massregel der Kapregierung halten würde, wenn sie das
 Verbot der Waffeneinfuhr den Buren und den Raffern im Osten der
 Kolonie gegenüber zum Gesetz erhoben hätte, weil diese Feinde der
 niederländischen Herrschaft seien, dass er es aber für unklug halte, den Händ-
 lern den Verkauf von Gewehren an die Betschuanen zu verbieten, die
 Englands Freunde seien. Sei jede Hemmung des freien Handelsverkehrs
 verwerflich, so in diesem Falle doppelt.

Ob die Buren von ihrem Standpunkte aus so unrecht hatten, einen
 Handel mit solchen Ansichten für gefährlich zu halten und die Anstellung

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



betfallen waren und schon einen ihrer Gefährten verloren hatten, batte Livingstone zu deren Hilfe doch an den See zu gehen; ein bewundernswerther Zug für den Mann, der wohl nie an einem Hilfslosen vorübergegangen ist, ohne den Versuch zu machen, ihm zu helfen. Es gelang ihm auch, seine Landsleute zu retten, was besonders dankbar der Pflege der Frau Livingstone zu danken war, wie deren Anwesenheit sich auch insofern nützlich erwies, als sie den Eingeborenen Vertrauen einflößte und die Anbahnung freundlicher Beziehungen begünstigte. Eine zeitlang hatte er den Plan, seine Familie bei Tschulatebe zurückzulassen, nachher aber ihn durch das Geschenk einer kostbaren Jagdflinte sich nun zum Freunde gemacht hatte, und allein Sebituane zu besuchen. Schwere Fieberanfalle unter seinen Begleitern, vor allem die Erkrankung zweier seiner Kinder, zwangen ihn, sein Vorhaben aufzugeben und nach Kolobeng zurückzukehren. Er nahm die Erkenntnis mit, dass die Gegend des Sees für Europäer ungesund und darum die Mission nur durch eingeborene Hilfskräfte möglich sei, aber auch die Vermuthung, dass es weiter im Norden höher gelegenes und darum gesünderes Land geben müsse, weil der Tsege, der nordwestlich in die Ngami-See mündet, nach Bekundungen der Eingeborenen ein starkes Wasser hatte.

Deshalb gab er sein zweimal gescheitertes Vorhaben nicht für auf, gedachte vielmehr sobald als möglich unter Zurücklassung seiner Familie in Kolobeng oder Kurumann auf etwa zwölf Monate nach Norden zu gehen und nicht nur die vermutete höhere und gesünderere Region zu suchen, sondern von ihr aus auch einen Zugang zum Meer nach Osten oder Westen, da der Weg von Süden her für dort zu beginnende neue Missionsarbeit sich zu lang, zu beschwerlich und durch Fieber und die Tsetsefliege beinahe verschlossen zu haben schien.

Aber zunächst musste er seiner Frau wegen, die nach der Geburt eines Kindes, des vierten, und durch den bald darauf erfolgenden Tod desselben sehr schwach in eine schwere Krankheit verfiel, vielmehr auf etliche Zeit nach Süden, nach Kuruman gehen, damit sie sich dort erhole. Doch sobald das geschehen war, ging er im April 1851 wieder mit seiner Familie und in Begleitung Oswells auf eine Reise nach Makolololand. Seine Schwiegereltern waren sehr dagegen, dass er seine Frau und Kinder mitnahm und auch andere Freunde tadelten seine Hartnäckigkeit, weil er den weit ausschauenden und, wie sie meinten, voraussichtlich aussichtslosen Plan verfolgte. Und er selbst verbarg sich auch die Gefahren nicht, denen er

seine Liebsten aussetzte. Aber er fühlte in sich einen Gottesruf, der ihn trieb. Er glaubte gehen zu müssen, um eine gesunde Gegend im Innern zu suchen auf einem fruchtbareren Missionsfelde, als Betschuanaland war. Die Leiden, die dort durch die Buren und den Hunger infolge der Dürre der Jahre 1846 und 1847 vorbereitet wurden, erschienen ihm wie Fingerzeige Gottes. Und seine Familie sollte er mitnehmen zu sollen, weil es doch diesmal nicht blos auf eine Erkundung abgesehen war, sondern auf eine vorbereitende Niederlassung in der nördlichen Gegend, die er im Norden des Ngami-Sees vermutete.

An seine Schwester schreibt er aus solchen Erwägungen kurz vor der Abreise;

„Es ist ein grosses Wagnis; das Fieber kann uns alle hinraffen. Ich bin mit Schmerz an die Möglichkeit des Todes der Kinder. Aber wer wird es wagen, wenn wir es nicht thun? Niemand. Für Christum wage ich Alles.“

In festem Glauben an Gottes Schutz zog er aus und das Unternehmen gelang. Alle Beschwerden und Gefahren unter denen die zeitweiliger Wassermangel das schlimmste war, wurden glücklich überwunden, die Reisenden erreichten ihr Ziel und wurden von Sebitane mit grosser Freude aufgenommen. Sofort erklärte er sich bereit, sein ganzes Land zu zeigen und an jedem beliebigen Orte ihre Niederlassung zu gestatten, ja zu befördern. Leider aber starb der im besten Mannesalter stehende, weise, weithin mächtige und beliebte Häuptling kurze Zeit darauf an einer Lungenentzündung. Eine Tochter folgte ihm in der Regierung. Sie hielt das Versprechen ihres Vaters aufrecht und auch das Volk wünschte sehr Livingstones Bleiben im Lande. Infolgedessen setzten er und Oswell ihre Reise noch 130 Meilen weiter nach Nordosten fort, bis sie an den hier Leeambye genannten grossen See kamen, den sie als den von ihnen soweit südlich nicht vermutheten Sambesi erkannten, und von dessen Wasserfülle sie entzückt waren. Aber einen gesunden Platz zur Niederlassung fanden sie nicht; das Land war zur Regenzeit weithin überschwemmt und seine Bewohner litten selbst heftig am Fieber. So musste der Plan, hier ein neues Missionsunternehmen zu beginnen, wenigstens fürs erste aufgegeben werden.

Gleichzeitig aber trat etwas Neues in Livingstones Gesichtsfeld, das für sein ganzes weiteres Leben bedeutungsvoll geworden ist. Im Sambesi stiess er nämlich auf die ersten Spuren des Sklavenhandels, der als Tauschhandel erst seit kurzem von den westafrikanischen Besitzungen der Portugiesen aus in das Land der Makololo oder Barotsche wie es etwas weiter nordwestlich genannt wird, eingedrungen war, mit

standen ihm die verwüstenden und aller Missionsthätigkeit hindernden Folgen desselben vor der Seele. Also er musste fern gehalten werden, wenn Innerafrika, zu dem soeben in dem mächtigen Sambesi der Weg gefunden war, nicht sofort wieder dem Evangelium und Zivilisation verschlossen werden sollte. Aber wie war dem Uebel zu wehren? Da blitzte ihm bei der Erörterung dieser Frage mit Oswell der Gedanke auf, dass Sklavenhandel unmöglich werden müsse, wenn der Markt durch ehrlichen Handel mit Erzeugnissen europäischer Manufakturen versehen würde. Es erschien ihm weit ausführbarer, die Waren, welche jetzt die Völker dort Kriegsgefangene hingaben, im Tausch mit Elfenbein und andere Landeserzeugnisse abzulassen, und so den Sklavenhandel im Keime zu ersticken, als ihn erst dann unterdrücken zu wollen, wenn er grössere Ausdehnung gewonnen hätte. Doch war nicht anders möglich als durch Anlegung einer Handelsstrasse von der Küste nach dem Inneren. Und nun, wie immer, wenn es sich um die Ausführung eines schwierigen Werkes handelte, das der Sache des Fortschritts und der Kultur Dienste zu leisten versprach, gabs für David Livingstone auf die Frage: „Aber wer solls thun?“ nur die Eine Antwort: „Ich wills thun.“ Ich will einen Weg aus dem Herzen Afrika's von der West- oder Ostküste des Erdteils suchen, auf dem friedlicher Handel, aber auch die Boten des Friedens, die Träger christlicher Wahrheit und Kultur ins Land ziehen können.

Aber Frau und Kinder konnte er bei diesem Unternehmen nicht bei sich behalten. Er beschloss, sie derweilen nach England zu senden, da sie in Kolobeng nicht bleiben wegen, in Kuruman oder Kapstadt aus anderen Gründen nicht bleiben konnten, für die ältesten Kinder auch die Zeit gekommen war, da sie europäischen Schulen anvertraut werden mussten. Er selbst brauchte mancherlei zu seiner Ausrüstung und musste sich mit der Missionsdirektion in Verbindung setzen und von ihr die Billigung seines Planes zu erlangen suchen. Deshalb trat die Reisegesellschaft am 13. August 1851 die Rückreise an und erreichte ohne weitere Zwischenstationen Kolobeng, Kuruman und Kapstadt.



Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Die Mission in den deutschen Kolonien.

Von P. Paul in Lorenzkirch.

Beim Überblick über die letzten Jahre der Missionsthätigkeit in den überseeischen Gebieten treten drei Momente hervor: intensives Vordringen, starke römische Konkurrenz und die Neigung zu langem Zurückweichen seitens der ausserdeutschen Missionsgesellschaften.

Wer sich vor 5 Jahren mit der Ausdehnung des Missionswerkes vertraut gemacht hat, findet den damaligen Bestand heute fast allentwegen weit überholt. Dieses Wachstum fällt in unsern Kolonien besonders in die Augen, weil es sich zumeist um frisch bearbeitetes Land handelt. Was in jüngster Zeit den deutschen Missionsgesellschaften an Kräften zugewachsen ist, haben sie meist unsern Kolonien zu Gute kommen lassen. Wenn man das als ein Zugeständnis der Wünsche der Kolonialpolitiker bezeichnen will, so kann man andererseits nicht leugnen, dass das deutsche Regiment im allgemeinen dem Naturboden unsrer Kolonien günstige Vorbedingungen für die vorbereitende Missionsthätigkeit schafft, soviel wir auch im Einzelnen (z. B. Konzessionen, Branntweinhandel, Strafexpeditionen) auszusetzen pflegen.

Die römische Propaganda wirft ungeheure Kräfte in unsre Gebiete, ausgehend vom tonangebenden Zentrum daheim, gefördert von der Gunst wichtiger Kolonialpolitiker und gekennzeichnet durch skrupelloses Vordringen in die schon vorher von der evangelischen Mission besetzten Gebiete. Dass evangelische Missionare sich in katholischen Gebieten niederlassen, kommt kaum irgendwo vor, wenn auch die auf der kontinentalen Missionskonferenz vertretenen Gesellschaften im Prinzip von Rücksichtnahme auf die Römischen abgehen zu wollen erklärten. Es ist aber bemerkenswert, dass an vielen Punkten ein förmliches Wettstreiten beider Konfessionen bei Besetzung wichtiger neuer Stationen stattfindet.

Man kann nicht sagen, dass den ausserdeutschen Gesellschaften das Leben in unsern Gebieten schwer gemacht wird. Aber man macht ihnen gegenüber kein Hehl daraus, dass man ihre Niederlassungen lieber

mit deutschen Missionaren besetzt sähe. Darum ist es nicht verwunderlich, dass von neuen Unternehmungen oder auch nur nambhaften Weiterungen ihrer Thätigkeit auf deutschem Boden nicht die Rede ist. Man gewinnt sogar hier und da den Eindruck, als würden die Missionare früher her im deutschen Gebiet bestehenden Arbeitsfelder etwas mütterlich behandelt. Ja, sie verraten an einzelnen Stellen die Neigung sich zurückzuziehen. So die Presbyterianer in Kamerun, die Wesleyaner in Togo.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen halten wir eine graphisch angeordnete Umschau über die einzelnen Gebiete.

Togo.

Das ist die kleinste unserer afrikanischen Kolonien, in bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit aber die beste. In dem für die Mission nächst in betracht kommenden Gebiet (bis auf 125 km landeinwärts) leben die Evehener, ein betriebsamer, friedlicher Volksstamm, der auf dem Küstenstreifen seit Jahrzehnten durch den europäischen Einfluss stark beeinflusst ist. Er bewohnt nicht nur das deutsche Gebiet, sondern auch den durch die deutsch-englische Grenze willkürlich geschnittenen östlich des Volta liegenden Teil der englischen Küstenkolonie, dessen wichtigster Küstenplatz Keta den Ausgangspunkt der Evehemission bildete. Die auf der andern Seite im benachbarten französischen Dahome wohnenden Neger sind ebenfalls stammverwandt. Unser Togo hat sich seit der deutschen Besitzergreifung friedlich entwickelt als irgend eine andre Kolonie, die Beamten gingen meist in Hand mit den schon vor ihnen hier wirkenden Missionaren. Es sind keine oder doch nur geringe Kolonialskandale zu verzeichnen. Der Branntweinhandel spielt allerdings an der Küste eine grosse Rolle. Die Evehbevölkerung ist rein heidnisch; die von Norden her dringenden und gelegentlich bis in die Küstenplätze kommenden Haussa-Medaner stammen aus dem westlichen Sudan und sind meist Haussa.

Es sind drei evangelische Missionskreise zu unterscheiden: die Norddeutsche Mission, die Basler und die Wesleyaner (Methodisten). Die erstere überwiegt aber so bedeutend, dass man fast nur an sie allein denkt, wenn von der Evehemission die Rede ist.

Die Norddeutsche Mission ist seit 55 Jahren stetig zielbewusst, wenn auch unter vielen Rückschlägen und fast ausschließlich durch Opfer an Menschenleben, von der Küste ins Innere vorgedrungen.

besteht mit ihren 5 Hauptstationen Keta, Come, Ho, Amedzovhe und Aguda, die von 37 Nebenplätzen umgeben sind, die wichtigsten des Euhelandes besetzt. Im Nordosten sind ihr die Römischen durch die Besetzung von Atakpame zuvorgekommen, doch hat man sich dort von evangelischer Seite Land und Anhang gesichert.

Zwischen der ältesten Station Keta und der jüngsten am Aguda lassen sich auf den anderen die verschiedenen Stufen der Entwicklung beobachten. Ho und Amedzovhe gehören sowohl durch ihre äußere Erscheinung, die das ungeteilte Lob der Reisenden und Besucher findet, wie nach Seiten ihres geistlichen und sittlichen Standes den hervorragendsten westafrikanischen Missionsplätzen. Das verhältnismässig junge Come verspricht als Sitz der deutschen Behörden und wichtigster Verkehrsplatz eine mächtige Entwicklung; der laute Geschäftsbetrieb bereitet der Arbeit an den Seelen allerdings manche Schwierigkeiten, die auf den andern Plätzen nicht vorhanden sind.

Die alte Keta hat an Bedeutung für die Gesamt-Evhemission in demselben Masse verloren, wie Come gewann. Ursache war in erster Linie die politische Verschiebung, ein wenig trug auch die Zerstörung des alten Ketaer Missionshauses durch die Meeresbrandung und eine neuerer Zeit hervortretende Gereiztheit der englischen Behörden bei. Betrachtet man auch die durch Missionsinspektor Schreiber in seinem Bericht über die kürzlich vollendete Inspektionsreise festgestellte Thatsache, dass die deutsche Regierung viel für die Verbesserung der Verkehrswege und andre Kulturfortschritte thut, während das englische zurückbleibt. Daher verödet die alte Missionsstrasse Keta—Ho; die Geschäftszentrale der Mission wurde im Sommer 1902 von Keta nach Come verlegt; das früher an ersterem Orte bestehende Seminar ist schon vor längerer Zeit nach Amedzovhe überführt worden.

Welchen Umfang die Bremer Mission, die sich in der Heimat eine neue kräftigere Organisation giebt, erlangt hat, ersieht man aus folgenden Zahlen: sie verfügt über 19 Missionare (von denen 4 in Europa weilen) und 8 unverheiratete Missionsschwestern. Ihnen stehen 10 männliche Evhepastoren und 72 andre eingeborne Hilfskräfte zur Seite, unter 8 weibliche. In 44 Schulen werden 1020 Knaben und 7 Mädchen unterrichtet; unter den ersteren sind dreimal soviel heidnische als christliche, was für den Bildungshunger der Bevölkerung bezeichnend ist. Auch die Schülerinnen sind zur Hälfte noch nicht getauft. Seelenzahl der Gemeinden beläuft sich auf 2908, im letzten Jahre

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



wieder aufgegeben worden. Es werden jetzt sechs Klassen von Gehilfen unterschieden: Evangelisten, Hilfslehrer, Lehrer 1. Klasse, Lehrer 2. Klasse, Katechisten (als Ehrentitel für bewährte Lehrer) und Pastoren.¹⁾ Für die Begabung und Leistungsfähigkeit der Lehrer ist bezeichnend, dass Kristian Aliwodzi in Keta die Begrüssung eines Ältesten dem Missionsinspektor Schreiber in fließendes Deutsch übersetzte und dass Robert Kwami in Ho ein Lutherfestspiel spielte und mit den Stationsbewohnern aufführte, in dem die deutsche Kirchengeschichte höchst originell mit afrikanischen Sitten verwoben war. Über ist der Wert eines solchen afrikanischen Pfarrhauses einzuschätzen, wie es der Uisitator beim Pfarrer Newell in Ue-Obodome (Kozovhe-Bezirk) fand. Er schreibt darüber:

„Wer afrikanische Verhältnisse kennt, weiss, was es bedeutet, wenn wir mit der Frau nicht nur gemeinsam an dem sauber gedeckten Tische assen, sondern auch Zeitfrage in unsern christlichen Gemeinden, namentlich in betreff der Maassnahmen gegen die übertriebenen Aufwendungen während der Verlobungszeit und bei Hochzeitfeierlichkeiten, besprechen konnten. Auch die tief gesunkene heidnische Sitte wird durch die Macht des Evangeliums geläutert und gehoben. Welche Ordnung und Sauberkeit herrschte auf dem ganzen Gehöft; keine Cünche falscher Art, sondern eine gesunde Aneignung und Übertragung europäischer Verhältnisse auf die afrikanischen. Gleich den Missionaren hat die Familie Newell auch eine Reihe Hauskinder (eine Art Pensionäre), die sie trefflich erziehen.“

Zur Beurteilung des religiösen und sittlichen Standes der Eheleute mögen einige charakteristische Ausschnitte aus den Berichten des Inspektors und der Missionare helfen.

Der Besuch der Gottesdienste ist ein recht guter. In Keta finden sich bei Gemeindegliedern sonntäglich zwischen 325 und 400 Personen ein, in Comegemeinde die Zahl der Kirchgänger sogar auf 200 pEt. Die grosse Opferwilligkeit ist in deutschen Gemeinden vielfach beschämend. Die kleine Comegemeinde überreichte dem Inspektor eine Begrüssungsgabe von 668 Mk., die von Keta 1047 Mk. Missionsinspektor berechnet das Liebesopfer der zur Norddeutschen Mission gehörigen Gemeindeglieder, das in Form von Kollekten, Liebesgaben, Kirchensteuern u. dergl. gebracht wird, auf 12 000 Mk. jährlich oder 4,18 Mk. pro Kopf, die Kinder eingeschlossen. Wenn neue Missionstationen besetzt werden, wie es erst kürzlich mit der Station an der Strasse von Misahöhe nach Atakpame geschah, wird das Land kostenlos geschenkt. Der sittliche Stand der Gemeinden lässt freilich noch viel zu wünschen übrig. Selbst von den jungen unverheirateten Lehrern ist mancher Fall gekommen und der Mission dadurch zeitweilig oder für immer verloren gegangen. Zur gerechten Beurteilung solcher Fälle muss man aber den tiefen Stand der Sittlichkeit im engeren Sinne des Worts beim genannten Uolke und namentlich auch das schlechte Beispiel vieler im offenen Konkubinat lebender Euro-

1) Eine zu komplizierte Klassifizierung. D. H.

päter bedenken. Über den wohlthätigen Einfluss der Mission auf die Abnahme des Kannibalismus und anderer Grausamkeiten schrieb Hauptmann Herold 1898 in der Kolonialzeitung: „Am besten sieht der den Eingebornen am nächsten stehende Missionar hinter das dunkle Treiben der heidnischen Bevölkerung ist der Regierung durch zeitgerechte Anzeigen eine wesentliche Stütze. Unter diesen Umständen wirkt der Gedanke tröstend, dass das erfreuliche Fortschreiten der Missionen gleichzeitig eine allmähliche Abnahme heidnischer Grausamkeiten und Sittenbräuche bedeutet, welche ihre Ursachen im herrschenden Fetischwesen haben. Werden erst vollständig von der Bildfläche verschwinden, wenn der letzte Fetischpriester das Christentum angenommen haben wird.“ Diese vernünftigen, in den Kolonialkreisen nur noch allzu seltenen Worte fanden eine Bestätigung, als während des letzten Asantekrieges ein abscheulicher Fall von Blutrache in den Goldküsten vorkam. Die vom Bezirksvorsteher eingeleitete Untersuchung ergab die erschreckende Thatsache, dass sämtliche Christen der Unthat Iern standen, ja zu ihrer Ausführung geholfen hatten.

Neben der Norddeutschen Mission und im freundschaftlichen Verkehr mit ihr stehend wirkt weiter landeinwärts die Basler Missionsgesellschaft. Auf der General-Konf. 1881 wurde beschlossen die von den Asantern 1869 zerstörte, jenseit des Volta (von der Goldküste aus) gelegene Station Anum wieder zu besetzen. Nun lag allerdings Anum im englischen Gebiet, aber von hier aus waren die Vorstösse in das nördliche Hinterland gemacht worden, das Deutsch-Cogo gehörte, durch Nkonya und Boëm bis nach Adeli hin. Zwei eingeborne Pastoren, Hall und Clerk, setzten sich in Ntschum und Worawora fest, und die Errichtung einer Hauptstation im deutschen Gebiet wurde als dringend nötig erkannt; sie sollte in Akpato entstehen. Es war dabei namentlich auf eine Schulanstalt grösseren Stils abgesehen zur Ausbildung von Lehrern für das deutsche Gebiet. Die Kolonialverwaltung sieht es nicht gern, dass dieselben aus Anum kommen, zumal da dort nicht die deutsche, sondern die englische Sprache bevorzugt wird. Andre Schwierigkeiten, auch üble Erfahrungen mit eingebornen Gehilfen kamen dazu. So ward eine kraftvolle, selbständige Organisation der ganzen Arbeit bis in unsere Tage herein hinterhalten. Da führte der von der Norddeutschen Mission gehegte Wunsch, die ganze Evhemission in ihre Hände zu bekommen, zu dem im vorigen Jahre eröffneten Verhandlungen zwischen Bremen und Basler Mission wegen Vereinigung der beiderseitigen Arbeit. Der Gedanke an letztere wurde den Baslern wesentlich dadurch erleichtert, dass die von ihnen in der Goldküstenmission benutzte Tschisprache, deren Gebiet ins Hinterland unserer Cogoküste hereinragt, sichtlich vor der Evhemission zurück weicht. Die Verhandlungen sind jetzt zum Abschluss gekommen.

geben als Ertrag der Basler Arbeit an die Norddeutsche Mission 20 eingeborne Gehilfen (darunter Pastor Elerk), die an 15 Orten stationiert sind und 570 Seelen in ihrer Pflege haben. Die Schulen haben 334 Schüler. Die meisten Christen wohnen in Kpando, in Kpando besteht eine siebenklassige Schule.

In Kleinpopo am östlichen Ende der Togoküste besteht eine Station der englischen Wesleyaner, die neben dieser auch noch Stationen im französischen Dahome haben. Bis 1900 standen diese Zweige unter der Oberleitung des in Kleinpopo wohnenden deutschen Missionars Ulrich. Seitdem derselbe durch Krankheit in die Heimat zurückgeführt ward, ist für Dahome ein französischer Wesleyaner in Porto Novo angestellt. Doch dauert der freundschaftliche Verkehr der eingebornen Christen über die Grenze fort. Kleinpopo hat seit 1897 eine stattliche Kirche, die über 20 000 Mk. kostete. Von den 375 Gemeindegliedern gehören viele zu den angesehensten Männern der Stadt. Dem deutschen Missionar steht ein eingeborner Prediger zur Seite. Die 4 zugehörigen Nebenstationen liegen alle dicht an der Küste. Sie haben eine starke römische Konkurrenz auszuhalten. Der Gesamtstand der ganzen wesleyanischen Mission im deutschen Gebiet ist: 1 europ. Missionar, 1 eingeb. Prediger, 39 andre eingeb. Hilfskräfte, 375 Gemeindeglieder, 6 Schulen mit 392 Schülern und 79 Schülerinnen. In jüngster Zeit ist der Gedanke aufgetaucht, auch diesen Teil der Mission mit der Norddeutschen Mission zu vereinigen. Die Sache ist aber noch im weiten Felde. Käme der Plan zu stande, so würde der besondere Evhedialekt, der in der Kirche von Kleinpopo gepflegt wird und sich sogar in die kleine Kirchen- und Schulliteratur eingeboren hat, verschwinden, was sicher kein Schaden wäre.

Die katholische Mission (Steyler Missionäre) ist seit 1892 in diesem Schutzgebiet. Ihre Stationen (Come, Porto Seguro, Kleinpopo, Kpando) lagen bis 1900 ausschliesslich an der Küste; in diesem Jahre wurde Atakpame hinzu und im Sommer 1902 das mitten zwischen den beiden Hauptstationen gelegene Agome-Kpalime. In Come und Kleinpopo befinden sich neben den Missionsstationen auch Schwestern-Stationen. In Come wird eine grosse Kirche gebaut. Eine Aufzählung in „Gott will es“ giebt für die Togomission folgende Zahlen: 1 Priester, 9 Brüder, 5 Schwestern, 23 Schulen mit 1059 Schülern, 50 Katholiken

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Beginn dieses Jahres auf dem Missionsfelde: 37 Missionare (davon 16 verheiratete), 2 unverheiratete Missionarinnen, 1 eingeb. Pastor und 141 andre eingeb. Gehilfen.

Der Schwerpunkt der Basler Mission liegt im Mündungsgebiet des Kamerunflusses (Wuri). Hier finden wir die drei Hauptstationen Edie, Bonaberi und Mangamba, die zugleich den ältesten Zweig der ganzen Arbeit bilden. Nach dem Innern sind vorgeschoben: Stationen am Mongo und Nyasoso im gebirgigen Nkosi; dies die inneren Stationen. - Zur Verbreiterung der Basis an der Küste dienen Stationen Moria und Buëa am Kamerunberg, und auf der andern Seite am Uferlauf des Sanaga Lobethal und Edie (Edea). Da der Flusslauf des Sanaga sich tiefer, als alle andern, ins Hinterland erstreckt, erachtet die Besetzung dieser Linie für die Zukunft besonders wichtig. Es ist ein Viereck von etwa 100 km Länge und Breite, das die Basler Mission haben. Der Aufmarsch geschah überaus schnell. Sie legten in den Jahren 9 Stationen an. Und wie mit der Stationsgründung ging auch mit der Annahme von Taufbewerbern und ihrer Aufnahme in die Gemeinde im ersten Jahrzehnt schnell. Die Jahre 1892/93 und 1897 zeigten den grössten Fortschritt. Das letztgenannte Jahr bedeutet jedoch einen Wendepunkt. Es ist seitdem keine neue Hauptstation hinzugekommen. Die Losung wurde: Nicht Ausdehnung, sondern Vertiefung! Nicht als ob das Wachstum aufgehört hätte. Im ersten Anlauf zum Teil weit vorgeschobenen Hauptstationen haben sich seither mit einem Kranz von Nebenplätzen, deren Zahl von 1897 bis 1902 beinahe verdoppelt wurde (91 : 148) und stellen die Verkettungen unter einander her. Es hat sich in dieser Zeit auch schon die Gründung von zwei neuen Europäerstationen vorbereitet, deren eine in den Rumpi- oder Baluëbergen hoch im Norden stehen soll, während die andre stromaufwärts von Edie geplant ist. Auch die immer wachsenden Zahlen der Taufbewerber (das Jahr 1900 mit 549 Taufen die höchste Zahl) zeigen, dass die Mission sich in gesunder, kräftiger Weise fortentwickelt. Aber die Missionsleitung hat sich während der letzten 5 Jahre mehr den inneren Ausbau anzuwenden sein, als die Erschliessung neuer Gebiete. Sie scheute selbst einer durch strenge Kirchenzucht gebotenen starken Sichtung der Gemeinden nicht zurück. Die Begeisterung, mit der im Flussgebiet, namentlich in Mangamba und Umgegend, anfangs grosse Scharen zum Unterricht gekommen waren, hatte einer Ernüchterung Platz gemacht.

Hier und da trat sogar eine heidnische Reaktion ein, und die Losen Männer hatten wieder mehr Zulauf. Am Sanaga schaffte sich eine Gemeinde in der seit drei Jahren kein heidnisches Fest mehr gefeiert worden wieder neue Fetische an, und viele Christen mussten wegen Teilnahme an unzünftigen Tänzen (trauriger Weise führen einige neu eingeführte die Namen: „Kaiser“ und „Gouverneur,“ und manche Europäer schlossen ihnen gerne zu) ausgeschlossen werden. Unter diesen Umständen mussten die Missionare mehr Wert auf Befestigung und Förderung der Neugetauften, als auf die Gewinnung grösserer Scharen legen. In den Gemeinden geschah das durch Vermehrung christlicher Erkenntnis, durch Pflege des Familienlebens und Heranbildung eines tüchtigen Arbeitstandes.¹⁾ Hatte man sich erst gefreut, dass so viele junge Männer das Christentum annahmen, so wurde es mit der Zeit als Mangel empfunden, dass so wenig christliche Frauen und ältere Leute, auf deren grössere Stetigkeit zu rechnen ist, in den Gemeinden sind. Besondere Pflege empfangen nun auch die Schulen. Das Schulsystem der Mission zu dessen Leitung ein Missionar als Schulinspektor bestellt ist, besteht aus einer grossen Zahl Elementarschulen, sieben Mittelschulen und einer zur Ausbildung eingeborner Lehrer und Prediger bestimmten Seminare in Buča. Acht bis zehn Missionare treiben jetzt ganz oder vorwiegend Schularbeit. Die Lernbegier im Küstengebiet ist gross. Die schwarzen Dualaneger, die als Händler kaum hinter intelligenten europäischen Kaufleuten zurückstehen, haben bald gemerkt, dass die Schulbildung auch etwas einbringt. Darum sind auch fern wohnende Häuptlinge leicht zu bewegen, ihre Söhne als Kostschüler auf eine Missionsstation zu geben; selbst die Mädchen werden jetzt gern zur Schule geschickt, weil auch der heidnische Vater dabei nur den Gedanken beugen mag, dass er infolgedessen bei der Verheiratung einen höhern Preis erzielen wird. Diesem Bildungshunger, der natürlich an den Plätzen mit europäischem Verkehr am stärksten ist, sucht die Basler Mission mit zwei Lehranstalten zu begegnen, die ihres Gleichen im Bereich der evangelischen Mission in unsern Kolonien nur noch in Kiautschau haben. Es sind die „deutschen Schulen in Duala (Bonanjo und Bonebela), wo das Deutsche nicht nur Unterrichtsfach, sondern auch Unterrichtssprache ist. Diese beiden Schulen sollen namentlich junge Leute ausbilden, die später in Regierungsdienst

¹⁾ Ausführlicher ist darüber zu lesen in Heft 9 der Basler Missionsstudien. Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben. Von Missionssekretär Würz. Basel, Missionsbuchh. 1902.

Wohlfaktoreien eintreten wollen. Zur Unterhaltung der Anstalt in Kamerun lieferte der Evangelische Afrikaverein eine wesentliche Beihilfe. Der Missionsgedanke tritt bei diesen Schulen hinter dem Bestreben zu einer soliden Bildung in den weltlichen Unterrichtsgegenständen zurück. Würz bemerkt aber an a. a. O.:

„Die Mission hat an diesen Schulen ein starkes Interesse, erstens weil sie die einzige Hoffnung ist, die eine besonders versuchungs- und verantwortungsvolle Zukunft für die Kolonie mitbringen kann, und zweitens weil sie zeigen darf, dass sich eine Menschenklasse, die eine so wichtige Rolle in der Kolonie zu spielen haben wird, vorwiegend aus Leuten rekrutiert, die bei den Missionen zur Schule gegangen sind. Als Schüler werden sowohl Christen als Heiden aufgenommen; von diesen melden sich manche während der Schulzeit für die Mission. Es ist ein dornenreicher Missionszweig, aber er wird immer wichtiger, je weiter sich die Kolonie entwickelt. Von diesen Schulen wird zum Teil die christliche Moral der Kolonie abhängen.“

Während diese beiden Schulen vorwiegend den Interessen der Kolonialpolitik dienen, steht bei allen anderen der missionarische Gesichtspunkt im Vordergrund, vor allem bei den Mittelschulen und dem Seminar, die der Mission zu einem tüchtigen Lehrstand verhelfen sollen. In den Mittelschulen dienen zwei der Mädchenerziehung. Das Seminar in Kamerun hat 1900 die ersten 5 Zöglinge nach beendetem Kursus entsandt. In ihnen hat die Mission nun wesentlich besser vorbereitete Lehrende für die Missionare; bisher war man gezwungen, vielfach unreife Burschen als Lehrer zu verwenden, die von rechts wegen selbst nicht auf der Schulbank sitzen sollen. Bei der ausgesprochenen Hochmut der Kamerunneger zu hochfahrendem Wesen ist es nicht leicht, Lehrende zu finden, denen auf den Hussenstationen eine gewisse Selbständigkeit abverlangt werden muss, in der Demut zu erhalten. Bezeichnend dafür ist der Konflikt der Missionare in Mangamba mit dem ehemaligen Pfarrer und jetzigen Lehrer Koto, der sogar eine Spaltung der Missionsgemeinden im Aboländchen herbeizuführen drohte. Dieser in Beten und Traktaten früher viel gerühmte Mann war eine Zeit lang von dem Hochmutsteufel besessen. Glücklicher Weise gelang es durch die aufregenden Streitigkeiten dem Präses Schuler, ihn zu bescheidenerem Betragen zurück zu bringen. Seit September 1901 hat die Mission in Kamerun von Bonaduma ihren ersten eingebornen ordinierten Pastor.

Die christliche Litteratur in der Dualasprache ist in neuester Zeit durch das von Schuler aus dem Grundtext neu übersetzte Neue Testament um ihr wertvollstes Stück bereichert worden. Den Druck übernahm

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



und Nyamtan-Gebiet. Letzteres, das teilweise mit dem Basler Distrikt von Mangamba zusammenfällt, ist hinsichtlich der Heidenwelt weit fruchtbarer, als das an der Mündung des Kamerunflusses, wo ein besonders empfindlicher Arbeitermangel fühlbar machte. Auf dem ganzen Arbeitsfelde waren Mitte 1901 nur zwei Männer und vier Frauen resp. Jungfrauen tätig, doch ist inzwischen Verstärkung gekommen und eine weitere in Aussicht. Man hat in dieser Mission aber zu früh die eingebornen Gehilfen schalten und walten lassen, so daß es jetzt 40 auf 44 Stationen giebt. Wenn der Bericht von ihnen selbst die besten eingebornen Lehrer sind ganz auf die Leitung der Missionare angewiesen und können nicht ohne gehörige Aufsicht sein,“ und an anderer Stelle: „Gebe der Herr, dass wir bald in den Lage gesetzt werden, nur so viele Lehrer zu haben, als genügend kontrolliert werden können,“ so ist das offenbar ein Eingeständnis eigener Fehler. Es wurden denn auch im letzten Jahre 7 Nebenstationen geschlossen, die zunächst nicht wieder eröffnet werden sollen. Man gedenkt von nun an mehr Nachdruck auf die Ausgestaltung von Hauptstationen mit weissen Missionaren zu legen. Im Übrigen wird die wachsende Zahl der Taufen gerühmt, und dass es möglich geworden sei, das Tagsgesetze einzuführen, den Kaufpreis der Frauen zu reduzieren, den Schulbesuch zu regeln, die christliche Trauung durchzusetzen; auch von zunehmender Arbeitslust, grösserer Reinlichkeit innerhalb der Stationen u. dergl. berichtet.

Mit der Hauptstation in Duala ist eine Mädchenanstalt verbunden, die 70 Schülerinnen aufzuweisen hat, von denen 20 auf dem Missionsgelände wohnen, desgleichen eine von einer Diakonissin besorgte Krankenstation.

Über das Verhältnis zwischen der Baptisten-Mission und den andern verlautet vom Arbeitsfelde selbst nichts ungünstiges. In der That wird das von den andern evangelischen Gesellschaften beobachtete ablehnende Verhalten seitens der Baptisten noch nicht ganz geteilt, wenigstens brachte ihr Organ „Blüthen und Früchte“ im April 1900 keinen einen hässlichen Ausfall gegen die Basler Gesellschaft, die doch der Kamerun-Frage stets mit der grössten Lauterkeit und Liebe gegolten hat.¹⁾

1) Soeben erschien die orientierende Schrift: Die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun (von 1884—1901). Von E. Scheve. 125 S. Berlin N.-W.. Missionbuchhandlung „Bethel.“

Die Sendboten der Presbyterianischen Kirche in den einigen Staaten arbeiten unter den zu den Fan-Stämmen gehörigen Bule an der Südgrenze von Kamerun. Von ihren 6 Stationen sind zwei, Baraka und Benito, im französischen Kongogebiet, die andern Grossbatanga, Efulen, Elat (Ebolwoa) und Lolodorf (Mac Lean Mission Station) zwischen der deutsch-französischen Grenze und dem Logbe-Fluss. Da ein häufiger Wechsel über die Grenze stattfindet, lassen die Zahlenangaben fürs deutsche Gebiet nicht genau feststellen. Das ganze Missionswerk, das auf den erstgenannten Stationen schon seit einem halben Jahrhundert, im jetzt deutschen Gebiet aber erst im Jahre 1884 begonnen wurde, umfasst: 6 Haupt- und 58 Nebenstationen (Plätze) mit 1241 getauften Gemeindegliedern, 25 Schulen und Schülern. Die Zahl der Missionare beträgt 16 (darunter 10 verheiratet, ferner 5 ledige Missionarinnen, 4 ordinierte und 46 andre eingeweihte Gehilfen. Unter den Missionsleuten findet man auffällig viele deutsche Namen. Neben den genannten Europäerstationen ist die wichtige Handelsstadt Kribi als Speditionsplatz besetzt. Die Missionare pflegen in ihrer Stationsarbeit sehr die Reisepredigt und schicken auch ihre eingebornen Gehilfen oft weit umher. Die Kosten für solche Evangelisationsreisen trägt die Gemeinde der betreffenden Hauptstation. Neben der Predigtthätigkeit wird viel ärztliche Mission getrieben; es giebt 5 Hospitäler und 10 Kliniken, in denen im letzten Jahr 8322 Patienten behandelt wurden.

Mit Bemeisterung der hauptsächlich in Betracht kommenden Sprachen ist begonnen. Man hat eine Übersetzung der Evangelien, ein Gesangbuch hergestellt. Obwohl die Eingebornen zum Teil noch wild sind — es kamen noch neuerdings Fälle von Kannibalismus vor — besteht doch allenthalben ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen und den Missionaren. Auf allen Stationen kommen täglich Hunderte zum Gottesdienst. Sie drängen sich fast zur Person des Missionar Johnston schreibt von Efulen, er habe die 98 Namen zählende Liste der Katechumenen sichten wollen, aber die Leute nicht zu bewegen, aus den Versammlungen fern zu bleiben; er hat das freilich nicht als eine Beharrlichkeit der Heiligen, sondern als Beharrlichkeit der Sünder angesehen wissen.

Die Elatstation hat im vorigen Jahre eine Verlegung erfahren. Das deutsche Gouvernement erklärte, dass es an den Platz, wo sich das Missionsgebäude befanden, einen Militärposten legen wolle. So mussten die Missionare weichen, und bauten sich für die empfangene Geldsumme

in einer Entfernung von 20 Minuten eine neue Station, die sehr schön ist und namentlich mit einem Hain von Fruchtbäumen bepflanzt ist. Die Militärstation führt auf den neuen Karten den Namen Colodorf. Der Station Colodorf droht möglicher Weise ein schwerer Schlag. Dankt ihre Entstehung einer amerikanischen Dame, die für die Expedition unter den Zwergen im Innern von Kamerun schwärmte. Um die Expedition über zu kommen, ward Colodorf besetzt. Die Niederlassung hat sich ganz gut entwickelt und die Missionsarbeit unter den umwohnenden Völkern, Baue und Bekoka erweist sich als hoffnungsvoll. Weil aber die Expedition von hier aus nur gelegentlich besucht werden können, will die Expedition Mac Lean die Unterstützung, die sie bisher gewährte und die den Namen Mac Lean Memorial-Station verursachte, künftig zurückziehen. Dadurch bleibt der Mission diese Blamage erspart.

Unterdes haben die Unterhandlungen zwischen New-York und Basel die eine Abtretung des ganzen Missionswerks im deutschen Gebiet an die Basler Gesellschaft bezwecken, ihren Abschluss gefunden. Die Basler Missionarier haben die betreffenden Stationen in sehr brüderlicher Weise an Basel übergeben. Über den Erfolg verlautet noch nichts.

Die katholische Mission wird in Kamerun von den Pallottinern betrieben und hat sich nachträglich fast überall da festgesetzt, wo lange Zeit evangelische Missionare waren. Ihre Hauptstationen sind Duala (am Fluß des Präfekten), Engelberg am Kamerunberg, Marienberg und Edea (am Fluß Sanaga, Kribi und Grossbatanga an der Südküste und die Yaunde-Station tief im Innern. Der Personalbestand beträgt nach der amtlichen Statistik des Präfekten im letzten Weissbuch: 12 Priester, 23 Brüder und 16 Schwestern. Die Zahl der Katholiken wird in „Gott will es“ mit 3210 angegeben. In 63 Schulen werden 1720 Schüler gezählt.



Die chinesische Krisis.

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

III.

Nach dem Sturm.

Der Sturm hinterliess Ruinen von Christenhäusern und Kapellen, Elend, Mangel, Elend. Auch in Schantung war die Verwüstung umfangreich. Im Tschau-ping-Distrikt z. B. hatte die amerikanische Baptisten-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

nd. Seitdem ist schrittweise die Wiederbesetzung der Stationen
 1. Auch die Frauen rückten ein; das Volk wollte sie, als Unterpfand
 , dass nun wirklich Friede herrsche, in seiner Mitte haben. Yuan
 kai bewies der evangelischen Mission auch dadurch seine Bewogen-
 dass er Dr. Hayes nach Tsi-nan-fu berief, um mit ihm die Grün-
 eines grossen litterarischen Kollegs zu beraten, und das Rektorat
 übertrug. Überzeugt, dass einzig tüchtige Erziehung eine bessere
 ist verspreche, plante er Schulen auch für die Präfekturen. Mit
 dem sahen die Missionare ihn scheiden, als er als Nachfolger des
 ebenen Li Hung Tschang nach der Hauptprovinz berufen wurde;
 ist auch sein Nachfolger ein Freund der Reform.

Die Christen von Schansi waren monatelang für Hille von aussen
 sichtbar, da die Provinz sich gegen die Gefahr eines Einmarsches
 der Truppen möglichst abschloss. Der landeskundige Evangelist
 Hsia Yun stellte, von dem gleichgesinnten Wang Ying begleitet,
 Lebensgefahr Nachforschungen an nach dem Umfang der Ver-
 g und der Lage der Christen und brachte Bericht nach Tschifu.
 e solcher Informationen über furchtbare Notstände wurde in Peking
 diplomatische Verwendung für die bedrängten Christen in Szene
 t. An den neuen Gouverneur Tsen, einen aufgeklärten Mann,
 Befehl, vor allem ihnen zu helfen. Er that dies gern und rasch.
 Christ in Tai-juen-fu und Taiku erhielt ein Quantum Korn und
 Mars; dann wurde die Unterstützung ausgedehnt und die Summe
 10 000 Taels für diesen Zweck ausgesetzt. Der grössten Not war
 abgeholfen, und reichlicher Regen ermöglichte schöne Herbstsaat.
 ders in Amerika wurde viel für Schansi gesammelt; der „Christian
 1“ half mit 40 000 Dollars. Der Gouverneur machte sein Volk in
 Proklamation auf diese Antwort der amerikanischen Christen auf
 Ermordung ihrer Missionare aufmerksam.

Eine Friedenskommission that gutes. Sie war angeregt durch
 Sun Ho, den neuen Minister für fremde Angelegenheiten in Schansi.
 die Ausländern zur Flucht verholfen und war dafür nach Kalgan
 mit worden, wo er gegen die Boxer tüchtig Front gemacht hatte.
 wünschte eine Deputation der evangelischen Missionen namentlich
 als Gegengewicht gegen katholische Überforderungen. Die Friedens-
 mission wurde aus 9 Vertretern der in Schansi betroffenen Mis-
 sion zusammengesetzt; unter ihnen war Mr. Hoste, der Subdirektor
 z. j. M.; ferner Dr. Atwood (H. B.). Der an der Grenze des be-

setzten Gebiets in Tschili kommandierende französische General liess sich schriftlich für alle Folgen ihres Vordringens selber haften. Die Angst war grundlos; denn chinesisches Militär begegnete bald als Schutzwall und die Aufnahme war überall tadellos. Wie die Träumenden zog sie am 9. Juli, dem Jahrestag des Blutbades, in Tai-juen-fu ein, grossartig empfangen. Auch hier verliefen die Unterhandlungen über alles Hoffen gut; bald war alles geregelt. Es wurde zugesagt: volle Schadenersatz für die Christen, Fürsorge für Witwen und Waisen; Aufsetzung einer Strafsumme von 500 000 Taels innerhalb von 10 Jahren zur Gründung von Schulen für die heidnische Bevölkerung; Errichtung von Sühne-Denkmalern; volle Rechtsgleichheit der Christen und Heiden; Beschränkung der Strafe auf die Rädelsführer u. s. w. (die E. J. M. verzichtete ihrerseits auf jede Entschädigung). Die Vereinbarung wurde von der chinesischen Presse als vorbildlich gepriesen. Mr. Hoste verlangte begeistert durch Telegramm 5 Missionare der E. J. M. für Schansi; Dr. Atwood, kritischer gestimmt, staunte gleichwohl, die Geschichte des Jahres bedenkend, über ein Wunder. — Ausserhalb der Stadt war von der Regierung ein würdiger Friedhof für die Opfer des Blutbades vom 9. Juli 1900 angelegt worden; die Einweihungs- und Trauerfeierlichkeit (18. Juli) liess nichts ermangeln, was nach chinesischer Anschauung den Frevel sühnte.

Die Verfolgung hatte, wie sich nun herausstellte, nicht einmal an den Stätten der ärgsten Gräuel die Christengemeinden zu sprengen vermocht. In Taku und Fen-tschau-fu hatten die Überlebenden — an letzterem Ort nur $\frac{1}{4}$! — Lokale gemietet und ohne Unterbrechung Gottesdienst gehalten. Die Missionsarbeiter kehrten schrittweise zurück; der Caotai erklärte sich ohne Bedenken auch für die Zulassung der Frauen.

In der Mandschurei brachten die Russen nach ihrer Weise die Ordnung. Mit ihnen zog der Missionsarzt Dr. Westwater im Dienste des Roten Kreuzes am 2. Oktober in Mukden ein. Er sah ein Elend: alle Christen, auch reiche Kaufleute, waren um alles gekommen. Am 7. Oktober sammelte er die Überreste der Gemeinde — es kamen 400 Christen und 20 Älteste — in den Ruinen der einst schönen Kirche zum ersten Gottesdienst; waren vom Gotteshause auch nur ein bröckeltes Ziegel und Mauerreste geblieben, so fehlten doch die lebendigen Bausteine nicht. Tiefer, stiller Ernst der Ergebung und des Glaubens ehrte die Versammlung.

Als die Russen gegen Liao-jang anrückten, drohte der Stadt ein Verdict. Dr. Westwater wehrte es ab: er liess sich als Unterhändler vordrängen, konnte die Bevölkerung zu ruhigem Bleiben und die Möglichkeit zu klugem Entgegenkommen bestimmen, und verhütete dadurch jede Plünderung. Als er nach einiger Zeit Liao-jang wieder besuchte, um ein Spital des Roten Kreuzes einzurichten, fand er ein lebendes Geschäfts- und reges Strassenleben, als herrschte tiefster Friede in der Gegend. Er erntete Dank als Retter der Stadt; Gebäude und Geldmittel für seine Zwecke und die Errichtung eines Missionsspitals wurden ihm freiwillig angeboten und gewährt.

Eine Konferenz der Missionare in Niu-tschwang (27. Nov. bis Dez. 1900) beschloss u. a.: die Missionare sollen nicht als Kläger, die Christen nicht als Initianten auftreten, wenn die Bestrafung der Täter in Frage kommt; die Ansprüche der Christen auf Schadenersatz für zerstörtes und geraubtes Eigentum sollen, falls sie nicht aus freien Willen befriedigt werden, durch die Mission vermittelt werden, damit Recht und Uersuchung verhütet wird. —

Die Stellung der Russen zur Mission war eine freundliche; von den Fortschritten der Arbeit durch sie berichtet der schottische Missionary Record kaum.

In Peking wie in Tientsin war die Aufgabe der wenigen Missionararbeiten nach Aufhebung der Belagerung gross und schwierig; die Flüchtlinge, völlig entblösst und hilflos, hingen an ihnen wie Kindlein, und ihre Pflege und Bewahrung wollte über ihre Kraft gehen. Missionsfrau Smith hatte als einzige Vertreterin der L. M. für 200 Flüchtlinge zu sorgen. Die Hingabe ihres Heroismus leistete das Grösste.

Sie bezog mit ihren Christen den Palast einer flüchtigen Mandschunfamilie. Gegen Gutscheine, welche die Russen nicht stehlen konnten, hielt sie aus den nahen Läden Korn; der Verkauf vorgefundener Teppiche, Seidenstoffe u. s. w. lieferte Geldmittel; ein tadelloses Arbeitssystem wurde organisiert, die Herstellung von Matratzen und Decken für die Engländer, die Lieferung von Heu für die indische Kavallerie, die Strassenreinigung im deutschen Quartier übernommen. Gegen die Verpflichtung zu bestimmten Leistungen erlangte sie die Zusicherung, dass fremde Soldaten ihre Gebäulichkeiten nicht ohne besonderen Befehl betreten durften. Allgemeine Achtung und viele herzliche Liebe war ihr wohlverdienter Lohn. Ausländer schlugen sie scherzweise als Nachfolgerin der Kaiserin-Witwe für den Thron vor.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



man auf 1150 Glieder geschätzt (am. Presb.: 300; C. M.: 400; P.: 300; A. B.: 150). Die Überlebenden waren in grosser Verwirrung. Die Verfolgten waren mit einem Schlag die Geehrten geworden, welche mit der Drohung, fremde Soldaten zu holen, alles erpresst; aus Hütten waren sie in Paläste versetzt. Zum Teil erhielten auch von den Fremden hohe Löhne. Solches konnte schaden. Es war wirklich Unrecht vor: Konvertiten verübten Erpressung, Stonehouse lieferte ihrer 4 dem Gefängnis. Und Räuber hingen Kreuze um brandschatzten Dörfer als „Christen.“ Im ganzen bewährte sich „Rest.“ vor allem durch die Ruhe der Ergebung und die Enthaltung an Rache, sogar im Wort. Als unter Assistenz der Behörden und des Kaisers in den Dörfern zu Ehren der Märtyrer Gedächtnisfeiern abgehalten wurden, liessen Männer, welche die einzigen Überlebenden ihrer Familien, Frauen, welche ihrer Gatten oder Eltern beraubt waren, keinen Schreiklaut und keine Drohung hören. Für die Missionare war es eine glückliche Überraschung und wahre Erbauung, zu sehen, wie sich die Verfolgten mit echter Würde gegen die betrugen, welche sie in namenloses Elend gebracht hatten.

Die Anfänge eigentlicher Missionsarbeit waren schwer und langsam. Sie begann damit, dass für die geretteten Kinder zur Not Schule gehalten wurde. Auch jetzt noch hat die Rekonstruktion mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die grossen Aufgaben erfordern Sparsamkeit im Gebrauch der Kräfte und bestimmen die in Peking vertretenen Missionen, einheitliches Schulwesen zu erstreben.

Auch in Pao-ting-fu musste nach Einzug der Alliierten vorerst für den im Elend lebenden Rest der Christen gesorgt werden. Ein geborner Pfarrer löste diese Aufgabe ähnlich, wie es in Peking geschehen war. Lowrie, der einzige ausländische Vertreter der protestantischen Mission, leistete als Dolmetscher des deutschen Kommandanten Recht und der Billigkeit gute Dienste. Der Dank blieb nicht aus. Als er sich nach einem Grundstück für die Mission umsah, boten ihm die Beamten ein sehr günstig gelegenes als Geschenk an. — Die Gegend blieb noch lange in Unruhe. Boxer marodierten, Katholiken forderten „Schadenersatz“ ein. Beides rief neuen Aufstand hervor, und endlich musste das Gebiet von Pao-ting-fu von den Missionsarbeitern vollständig geräumt werden.

In den übrigen Provinzen wurden die verlassenen Stationen Ende 1900 oder im Verlauf der folgenden Monate wieder von den

Ausländern bezogen. Sie berichteten von glänzenden Empfängen und allgemeinem Streben, Verfehltes gut zu machen und überdies, im frohen Con grosser Hoffnung, von zu den Gottesdiensten strömenden Massen weitverbreiteter Lernbegierde und ernstem Verlangen vieler. Der Veteran der Londoner Mission am Yang-tsze, Dr. Griffith John, erlebte bei einer Besuchsreise in Hunan unerhörte Freundlichkeiten in berüchtigten fremdenfeindlichen Städten, und meldete in Begeisterung die grosse Thatsache: „Hunan is open.“

* * *

Es erübrigt der Hinweis auf einige wichtige Ergebnisse der Krisis. Für die chinesische Missionskirche bedeutete dieselbe eine furchtbare Dezimierung. Ihr Verlust an kostbaren Menschenleben (die Katholiken eingerechnet) ist — wohl zu hoch — auf 40 000 geschätzt worden. Aber der Einbusse steht grosser Gewinn gegenüber. Denn der Gewinn ist es anzuschlagen, dass sie geläutert und bewährt aus der Prüfung hervorging. Der Vorwurf des Reis-Christentums darf ihr fortan nicht mehr gemacht werden; auch glaubenslosen Beobachtern hat ihre Treue Achtung abgenötigt. Bedeutungsvoll ist auch der Beweis ihrer Selbstständigkeit, welchen sie, der gewohnten ausländischen Leitung plötzlich beraubt, unter den schwierigsten Verhältnissen ablegte. Da erhoben sich aus ihrer eigenen Mitte ihre Häupter, und ein Problem der veränderten Sachlage wird die Demut sein, welche diesen lässt, was sie verdient haben.

Gross waren die Schädigungen der Mission. Ihre eigentliche Arbeit stand im ganzen Reiche still, gegen 200 Menschenleben büsste sie ein (Protestanten: 189; Katholiken: 35 Männer und 9 Frauen) — des ungeheuren Verlusts an Eigentum nicht zu gedenken. Aber auch für sie war die Schädigung Förderung. Gewinn war der Geist der Selbstprüfung, welcher im Chinese Recorder und anderswo das Wort führte, und die Nötigung zur Bruderliebe in den Tagen einer Gefahr. Die Tendenz der geistigen und praktischen Union, schon vorher ein ehrendes Merkmal der evangelischen Missionen in China, erfuhr durch die Krisis augenscheinliche Kräftigung. Dies ist in dreifacher Beziehung nachweisbar.

1) Für Schantung speziell entstand die Missionary Organization: jede Missionsstation wählt einen Vertreter, welcher dem Exekutivkomitee vierteljährlich Bericht erstattet; dieses giebt Anregung in bezug auf die Verteilung von Arbeitsgebieten, schlichtet Streitigkeiten

in Zeiten der Unruhen einheitliche Anordnungen, regelt den Verkehr mit der Regierung u. s. w.

2) Die China Missionary Alliance, vor der Krisis angebahnt, erfuhr während derselben, begünstigt durch die Anwesenheit vieler Hunderte von Missionaren in Schanghai, ihre Ausgestaltung. Die Zustimmung war beinahe allgemein. Zweck dieser Vereinigung ist, was die Missionary Organisation in Schantung erstrebt, für ganz China anzubahnen. Ihr erster Akt war die Veröffentlichung eines „Statement by Protestant missionaries on the present crisis,“ zur Abwehr und Rechtfertigung den erfahrenen Angriffen gegenüber.¹⁾

3) Die Central China Presbyterian Conference, ebenfalls eine Frucht der Krisis, soll die Missionen der 4 in China thätigen presbyterianerkirchen (Irland, Schottland, Verein. Staaten Nord und Süd) zu Kräften unieren. Die Errichtung eines gemeinsamen theologischen Seminars wurde beschlossen, einheitliche litterarische Arbeit geregelt, ein Komite für die Belebung des Missionsinteresses in den Kirchen der Provinz beschlossen, und Ausdehnung dieser Bestrebungen über die Grenzen der eigenen Missionen erhofft. — „Eine engere Verbindung besteht nunmehr zwischen den Christen aller Denominationen durch das ganze Land.“

Unberechenbar wichtig ist der Kausalzusammenhang zwischen Krisis und Reform. War jene von ihren Urhebern als der Tod dieser bestimmt, so musste sie ihr thatsächlich unwiderstehliche Impulse geben. Viele Augen gingen auf. Dr. Ament hörte Gelehrte sagen, der Konfuzianismus könne China nicht helfen, westländische Bildung

¹⁾ Als Gegenstück sei erwähnt und verglichen der Brief von 14 katholischen Mächten und Missionsoberen an den französischen Gesandten Pichon (Schanghai, 2. Nov. 1900). Auch hier wird der Vorwurf der Mitschuld an der Krisis zurückgewiesen, aber nicht, wie dort, in eingehender und sachlicher Begründung, sondern mit der Gegenanklage der Lüge, des Verbrechens und der Feigheit, und mit autoritärem Machtspruch. Charakteristisch ist auch, im Gegensatz zu jenem Statement, die politische Haltung dieses Briefes: von Frankreich wird die Aufrechthaltung des katholischen Protektorats als die einzige Gewähr für das Existenzminimum von Freiheit und Sicherheit verlangt, und während die protestantische Erklärung sich damit begnügt, den christlichen Mächten grundsätzlich ihre Pflicht, das Recht zu wahren, vorzuhalten, enthält der katholische Brief eine Reihe einzelner Forderungen, welche Frankreich für die Mission vertreten soll. Vom Geist busstfertiger Selbstanklage, wie jene ihn bekundet, zeigt dieser auch nicht eine Spur. Texte: Chron. of the L. M. S. 1901, p. 229 f; Le Correspondant 1901, 10. Juli, p. 4—10.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

den des Lukas in ihre Sprache. Als er ihnen dann die Geschichte von dem Bettler vorlas, erregte es alsbald ihr lebendiges Interesse, dass ein Sohn zu uns herabgekommen, als ein Kind geboren, wie ein Mensch aufgewachsen und unter Erweisung vieler Wohlthaten erzogen sei. Für solche Verkündigung fand sich schnell eine teilnehmende Zuhörerschaft: das Evangelium bewies seine Anziehungskraft.

Im weiteren Verlauf der Übersetzung trug sich dann ein Ereignis zu, das von besonderer Bedeutung für Richards' Wirksamkeit, fast möchte man sagen, zu einem entscheidenden Wendepunkte wurde. Er kam an Luk. 6, U. 30: „Wer da dem gieb.“ Unwillkürlich stutzte er. Sollte er den Uers wirklich so wiederholen? War das rätlich? Was würde das für Folgen haben? Eine der hervorragendsten Eigenschaften der Kongoneger war ihre Bettelhaftigkeit. Was sie bei einem Mann sahen, wollten sie auch haben. Und nun stand hier: wer dich dem gieb. Richards war ratlos. Um in seiner Ratlosigkeit Zeit zu gewinnen, ließ er den Eingebornen, der ihm beim Übersetzen behilflich war. Er dachte, er solle dem Uers einfach zu übergehen; aber nein, das wäre eine Unterschlagung des göttlichen Wortes gewesen, und sein Gewissen lehnte sich dagegen auf. Er suchte zu einem Kommentare seine Zuflucht. Der erste, den er aufschlug, sagte nichts über die Stelle; ein zweiter erklärte, der Uers dürfe nicht buchstäblich genommen werden; sein Sinn sei, wir sollen freundlich und hilfreich sein und helfen, wo, wie wir wüssten, eine wirkliche Not sei. Keineswegs solle der Christ etwas geben, und womöglich durch sein urteilsloses Geben dem Müssiggänger ein Ansehenbold in ihren Lastern noch bestärken. Indessen auch diese Auslegung konnte Richards nicht befriedigen. Wenn das des Herrn Meinung gewesen war, so würde er sich, würde er das nicht eben so gut haben sagen können? So entschloss er sich, im Namen Gottes den Spruch buchstäblich so wiederzugeben, wie er dastand. Er that, was er that. Als er bei der nächsten Versammlung nun diesen Uers vorlas und besprach, konnte er an dem wohlgefälligen Grinsen der Hörer wohl merken, daß sie den Spruch begriffen hatten. Kaum hatte er diesmal geendet, da baten sie ihn auch schon: gieb mir ein Stück Seife, mir eine Elle Kaliko, mir ein Stück Zeug und so fort. Er gab ihnen, worum sie baten, wobei sein Trost war, daß er nicht viel zu verschenken hatte. Am nächsten Tage hatte er eine größere Versammlung denn je zuvor; die Sache von dem Geben war schnell ruchtig geworden, Richards sah das an den schmunzelnden Mienen. In der Chat, am Ende hatte er zu Ende gesprochen, da ging das Bestürmen von neuem an. Würde er vielleicht doch nicht imstande sein, sein Prinzip durchzuführen? Wie wenn sie in sein Schlafgemach eindringen und ihm da alles abbettelten? Und doch konnte er sich nicht davon überzeugen, daß seine Schriftauslegung falsch sei. Am nächsten Tage sah er, wie das Volk wieder auf ihn wartete. Er war im seinem Zimmer. Sie zeigten einander die Dinge, die sie am Tage zuvor nicht hatten. Da hörte er einen Häuptlingssohn tadelnd zu den Leuten sagen: „M'lot's genug mit dem Betteln, will nun jemand noch etwas haben, so mag er laufen.“ Und siehe da, nach der Predigt an diesem Tage nahte sich kein Bettler mehr, überhaupt wurde Richards hinfort nur noch äusserst selten angebettelt. —

Schliesslich kam Richards mit seiner Übersetzungsarbeit bei der Leidensgeschichte des Herrn; und hierbei sollte er nun ganz ähnliche Erfahrungen machen, wie sie einst die Brüdermissionare bei den Eskimoes mit Kajarnak gemacht haben, und wie sie nach ihnen noch so manchen Missionare unter den verschiedensten Völkern gemacht haben. Er wollte Richards dies Erlebnis mit seinen eigenen Worten erzählen lassen.

„Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den die Kreuzigungsgeschichte Christi in der Stadt des Häuptlings hervorrief. Nachdem ich die Geschichte zum ersten Male gelesen hatte, sprach ich: Ihr habt von diesem Manne gehört, der uns nichts als Gutes thugend umherzog und niemals etwas Böses that. Selbst Pilatus musste ihn kennen: ich finde keine Schuld an ihm. Aber er stirbt am Kreuz für eure Sünden und für meine. Nun sagt mir noch einmal, dass ihr keine Sünder seid. Die Pharisäer und Sadducäer ihn lästern, die Soldaten, die ihn ans Kreuz geschleppt haben, ihn verspotten und der Hauptmann ihn verachtet, hört was er sagt: Vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Habt ihr je etwas Ähnliches gehört? Sie waren wie elektrisiert, niemand sprach ein Wort. Ich würde verwundert gewesen sein, wenn sie gesagt hätten: wir glauben. Mit diesem Eindruck verliess ich sie. In einer andern Stadt rief die Geschichte dieselbe Wirkung hervor. Nun verstand ich, warum Paulus sagt: ich hielt mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste ohne allein Jesum Christum, den Bekreuzigten.“

Nach der langen, nun schon über 7 Jahre währenden Saatkampagne sollte der geduldige Säemann endlich die erste Frucht seiner Mühen anschauen. Eines Tages, als er auch wieder über dasselbe Thema gesprochen hatte, nahm nach ihm ein Mann das Wort — derselbe, dem er ihm beim Übersetzen geholfen hatte — und er redete das Volk an. „Der weisse Mann ist nun lange genug in unserer Mitte, und seine Worte sind wahre Worte. Warum glaubt ihr noch immer nicht? Wunderlicher Mensch! musste Richards denken, andere tadelt er und glaubt selbst nicht. Freilich er hatte dem Missionar schon mehrere Male seinen Glauben beteuert, aber dieser hatte solchen Glauben zurückweisen müssen, denn er führte noch ein heidnisches Leben. Deshalb hatte ihm Richards antworten müssen: „Nein, Lutete; ein Christ ist einer, der ein christliches Leben führt. Aber du hast deine Fetische und Amulette noch, du wandelst noch auf den alten heidnischen Wegen.“ Am jenen Tage aber, als Lutete mit dem Missionar heimging, stimmte er plötzlich aus eigenem Antriebe ein christliches Lied an. Richards wandte sich um, sie sahen sich Auge in Auge. Da rief Lutete: „Ich glaube diese Worte. Ich glaube, dass Jesus mir meine Sünden vergeben hat. Ich glaube, dass er mir neues Leben gegeben hat. Und ich bin sehr froh hier“ — dabei deutete er auf sein Herz. Lutete wurde der erste

in Banza Manteke. Richards nannte ihn Barnabas, Sohn des, denn ein solcher war er ihm geworden nach den 7 Jahren Barrens und Seufzens. Als Barnabas seinen Landsleuten erzählte, ein Christ geworden, wandten sich alle gegen ihn, seine Dorfgenossen, sogar sein Weib und seine Kinder. Die Männer verschworen ihm zu vergiften. Darum verliess er seine Stadt und siedelte sich an Richards an und besuchte mit ihm fortan die Städte und erzählte, was der Herr an ihm gethan hatte.

Bald fand Lutete einen Nachfolger in dem Häuptlingssohne, der als dem Volke die zudringliche Bettelei verwiesen hatte. Diesen Häuptlingssohn führten unerträgliche Zahnschmerzen zum Missionar. Dem Zauberern hatte er vergeblich Hilfe gesucht, trotzdem er es sich hatte kosten lassen. Dass nun Richards dem Schaden abzuhelpen suchte, hatte zuerst die Wirkung, dass der Häuptling die Eitelkeit der Fetische erkannte. Er that sie probeweise für eine Nacht aus seiner Hütte heraus, freilich war ihm dabei doch nicht recht geheuer zu Mute, denn nach den Reden der Zauberer bestrafen die Geister ihre Feindiger mit dem Code. Als ihm aber nichts Böses widerfuhr, fasste er sich ein Herz, sich gänzlich dieser unnützen Dinge zu entledigen. In einigen weiteren Unterredungen mit Missionar Richards gab auch sein Herz Gott. Das erregte aber noch einen viel grösseren Sturm des Unwillens als Lutetes Bekehrung. Sein Vater und das ganze Volk hatten ihn einen Verräter, der sie nur bezaubern und umbringen wolle. Man war wohl geneigt gewesen, dem Missionar zuzuhören; aber dass es nun ernst werden sollte mit seiner Rede, das war ihnen zu starke Zumutung. Auch der Häuptlingssohn, einst geehrt, jetzt schasst, musste, um sich vor den Nachstellungen seiner Landsleute in Sicherheit zu bringen, zu Richards flüchten.

Recht ungestüm, wie ein ganzer Wilder trat ein dritter Mann auf, der eines Tages seine Zaubermittel zu Richards brachte, sie auf den Boden warf und mit fast leidenschaftlichem Affekt erklärte, er wolle damit nichts mehr zu thun haben. Richards musste ihn ernstlich zur Ruhe und einem gesitteten Auftreten ermahnen; aber der Mann meinte es ernst und, als ihm der Weg des Friedens von Richards nochmals gezeigt war, ergab auch er sich dem Herrn und ist ein treuer Christ geworden. Den nächsten führten Gewissensnöte zu Richards. Er bekannte ihm, dass er keine Ruhe mehr fände, weil er beständig an seine bösen Thaten denken müsse. Ob Jesus sie ihm vergeben könne?

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



mäßrigem Kursus hinzugekommen, in welche die fortgeschrittenen und besten Schüler der auf den Filialen hin und her eingerichteten Volksschulen geleitet und in den Elementarfächern noch besser vorbereitet werden. Das Seminar eine kurz bemessene Zeit dann wenigstens ausschliesslich auf die theologische Ausbildung verwenden.

Aus dem Lehrerseminar sind schon einige 50 Evangelisten und Prediger hervorgegangen. Freilich ist es mit dem Wissen und wohl auch mit dem christlichen Erkenntnis bei nicht wenigen von ihnen noch mässig bestellt. Einige aber, wie der Erstling der Mission, Barnabas, Stephanus und besonders ein Häuptlingssohn, Nloko, einst ein Feind der Mission, jetzt ein ebenso eifriger Freund — Paulus sein Taufname — sind ausserordentlich thätige Männer und haben Erfolge gehabt. Doch beteiligen sich nicht nur diese Evangelisten an der Ausbreitung des Evangeliums, sondern auch die andern Beamten. Richards urteilt, dass von den ca. 2000 im Lauf der Jahre in Banza Manteke (erwachsenen) Getauften bei weitem die meisten von eingebornen Christen dem Missionar zugeführt sind.

Die Einflussphäre der Missionsstation dehnt sich jährlich aus, und erstreckt sie sich bereits auf einen Umkreis von 30—50 (engl.) Meilen von ihrem Zentrum aus. Dieses Gebiet wird mehr und mehr vom Sauerteig des Evangeliums durchwirkt, das Heidentum scheint den Gottesstoss empfangen zu haben, und je näher an Banza Manteke desto mehr macht es den Eindruck eines christianisierten Gebietes. Mehr als 30 Orten bestehen Filialen mit Volksschulen, die Schülerzahl ihnen beträgt jetzt fast 1900. Das Verlangen nach Schulen ist an manchen Orten vorhanden, kann aber aus Mangel an geeigneten Kräften noch nicht befriedigt werden.

Den geistigen Mittelpunkt bildet die Station selbst, auf ihr herrscht die Woche über reges Leben: Montags um 12 Uhr Gottesdienst in der Kapelle, Taufe neuer Taufkandidaten durch den Pastor und die Diakonen. Dienstag und Donnerstag Gottesdienst um 9 Uhr. Am Mittwoch nach dem Gottesdienst Kirchensammlung für geschäftliche Angelegenheiten. Freitag Mittag Versammlung des Singsvereins. Am Sonnabend Vormittag Vorbereitungsgottesdienst für die Prediger, welche am Sonntag zur Evangelisation auf die Dörfer ausgehen sollen. In der evangelistischen Thätigkeit steht die Schulthätigkeit. Es befinden sich 10 Schulen auf der Station, die eine durchschnittliche Frequenz von 90—100 Schülern haben. Der Unterricht wird jährlich während 10 Monaten erteilt; die beiden letzten Monate werden zur Visitation der Filialschulen gebraucht. Einen weiteren wichtigen Zweig der Arbeit bildet die ärztliche Mission und die Hospitalarbeit, welche viel Segen gestiftet. Es sind in den letzten Jahren bis zu 20000 Kranken jährlich zur Behandlung gekommen. Leider hat man die Ursache der geheim-

nisvollen Schlafkrankheit noch nicht zu ergründen und ein Heilmittel dagegen nicht zu entdecken vermocht. Sie verläuft fast ausnahmslos tödlich, und es ist starker Prozentsatz der Todesfälle, bisweilen 50% oder sogar noch darüber, der ihr Konto zu schreiben ist.

Die Gliederzahl der Gemeinde ist zumal in den letzten Jahren mächtig angeschwollen. Periodenweise verging keine Woche, ja kein Tag, wo sich nicht neue Kandidaten meldeten. Auf der Station jedesmal der letzte Sonntag des Monats der Taufsonntag. Für den Betrag die Zahl der durch die Taufe der Gemeinde hinzugefügten Mitglieder für das Jahr 1898: 298; für 1899: 339; und 1900: 255. Was die Qualität der Getauften betrifft, so glaubt Richards ihnen im allgemeinen ein gutes Zeugnis ausstellen zu dürfen; ebenso thun es die übrigen Missionare. Ihr Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums, ihr neuer Lebenswandel, ihre Freudigkeit im Leisten von Kirchensteuer, ihre Standhaftigkeit im Ertragen von vielen Leiden und Bedrückungen, das alles seien Beweise des in ihnen wirkenden neuen Geistes.

Um unwürdige Glieder von der Gemeinde möglichst fern halten, wird schon bei der Erteilung der Taufe mit grosser Vorsicht zu Werke gegangen. Jeder Bewerber muss zuerst von dem Evangelisten oder der Zweigkirche seines Heimortes angenommen sein, dann vom Pastor und den Diakonen; erst dann wird er der Gemeinde zur Aufnahme vorgeschlagen. Manche werden auf Jahre zurückgestellt. Wenn jemand aus der Kirche ausgeschlossen ist, muss er erst durch einen mehrjährigen ordentlichen Wandel seine Besserung an den Tag legen, ehe er wieder Aufnahme finden kann. Durch strenge Kirchenzucht, die nie ohne reichliches Gebet um Leitung durch den heiligen Geist geübt wird, wird die Kirche rein und geistlich erhalten.

Die Wirkung, die Kirche von unlautern Elementen zu säubern wird auch durch die Verfolgungen und Bedrückungen erreicht, der die Bekehrten ausgesetzt gewesen sind. Einige von den Christen sind Märtyrer ihres Glaubens geworden; mehrere sind vergiftet, andere erschossen, noch andere haben Misshandlung, Wegnahme ihrer Habe und andere Unbilden über sich ergehen lassen müssen.

Als 1898 Missionar Richards zwecks eines Erholungsurlaubes die Station zeitweilig verliess, drohten noch einmal allerlei heidnische Unsitten, Vielweiberei, Palmweintrinken u. a., ihr Haupt zu erheben. Aber dieser Versuch ging doch nur von den weniger geistlichen Gemeindegliedern aus. Es wurde ihm von Anfang an mit dem erforderlichen

a Ernst entgegengetreten. So gab es wohl eine Sichtung; 65
len ausgeschlossen, doch kehrten auch von ihnen 16 reuig zurück.

Die litterarische Thätigkeit haben die Missionare, überlastet mit
sel anderer dringenderer Arbeit, noch nicht so pflegen können, wie
wohl gewünscht hätten. Immerhin sind mehrere paulinische Briefe
(1. Cor., Gal. I. und II. Tim.), das Evang. Joh., ein Buch Psalmen
jetzt und auf der in Banza Manteke befindlichen Druckerei ge-
druckt. Dazu ist jetzt noch eine Geschichte des Lebens Jesu gekommen.
Schulbüchern war grosser Mangel; unter Richards' Aufsicht sind
während seines Aufenthalts in England einige 1000 Schulbücher
hergestellt. Der Hunger nach Büchern ist gross; es ist erfreulich, fast
immer, wie die Leute ihre sauer verdienten Francs bringen, um sich
dafür zu kaufen. Auch alte, abgenutzte bezahlen sie teuer,
wenn sie überhaupt nur welche bekommen und nicht unverrichteter
Weise abziehen müssen.

Besonderes Gewicht hat endlich Richards von Anfang an darauf
gelegt, dass sich die Bekehrten daran gewöhnen, die Kosten für den
Unterhalt von Kirchen, Schulen und Lehrern als eine ihnen obliegende
Pflicht anzusehen und dafür selbst aufkommen. Denn es ist sein Grund-
satz nichts für die Eingebornen zu thun, was diese selbst für sich
thun könnten. Es sind in dieser Hinsicht auch schon ganz anerkenntnis-
würdige Erfolge erzielt. Die Christen sind fast ausnahmslos arme Leute.
Trotz ihrer Armut haben sie trotzdem jährlich mehrere 1000 Franks
beigetragen (1897: 3445, 1898: 4057, 1900: 3216), wovon die
Unterhaltung der eingebornen Gehilfen vollständig bestritten werden konnte,
so dass Missionsgelder dafür nicht verwendet zu werden brauchten.
Neben dem wird es als selbstverständlich angesehen, dass die Eingebornen
Kapellen, Schulen und Lehrerhäuser in ihren Dörfern unentgeltlich
sowohl errichten als auch instand halten.

So die Schilderungen von Richards und seinen Mitarbeitern; ich habe sie
wesentlichen unverändert und, ohne Kritik zu üben, wiedergegeben. Sie mögen
wohl hier und da etwas rosig gefärbt sein, und wir werden das eine und
das andere mit etwas kritischem Auge betrachten. Den Eindruck empfängt man aber
trotzdem, dass wir in Banza Manteke, ein weites, offenes Missionfeld vor uns
haben, das zu grossen Hoffnungen für die Zukunft durchaus berechtigt.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Caufgnade mit ihren Verpflichtungen auf Grund eigener Einsicht freizunehmen und daraufhin zum ersten Male das hl. Abendmahl empfangen. Die Auffassung der Konfirmation ist von derselben Urfriedenheit wie in der Heimat. Die Missionsordnung von Berlin I ist (§ 34):

„Obwohl die Konfirmation weder ein selbständiges Sakrament, noch eine sacramentale Ergänzung der Kindertaufe ist, so erkennen wir in ihr eine auf das Wort gegründete, durch alten kirchlichen Gebrauch geheiligte und mit allem Ernst zu pflegende und zu bewahrende kirchliche Handlung an. In derselben soll das Kind Getaufte dasjenige, was seine Pathen damals in seinem Namen getan hat, nämlich dass sie dem Teufel und allen seinem Wesen und allen seinen Werken entsagten, den Säufeling dem dreieinigen Gott zum Eigentum übergaben und an seiner Statt den christlichen Glauben bekannten, mit eigenem Wissen, Willen und Wort selbständig thun, und auf Grund dessen einen kirchlichen Segen, die Beauftragung zum Patenstande, zur Teilnahme an dem hl. Abendmahl und zu kirchlichen Gemeindeämtern empfangen.“ — In den von Wangemann verfassten Missionen bemüht sich der Verfasser, seine Ansicht von der Konfirmation noch deutlicher zu machen. Er polemisiert gegen die katholische Firmelung und fährt fort: „Doch auch in der lutherischen Kirche gibt es zwei verschiedene Auffassungen. Nach der einen ist die Konfirmation wesentlich nichts anderes, als ein bei Gelegenheit der kirchlichen Mündigkeitserklärung ausgesprochener, mit Gebet begleiteter Segenswunsch. Nach der anderen ist sie die wirkliche Mitteilung eines Segens. Da ein kirchlich im Glauben ausgesprochener und im Glauben empfangener Segenswunsch eine wirkliche Mitteilung eines Segens nicht denkbar ist, so ist im Grunde zwischen den beiden Auffassungen kein Widerspruch.“ Es wird dann als der Inhalt dieses Konfirmationsegens bestimmt „die Mitteilung einer sonderlichen Gabe des hl. Geistes, den Betreffenden stark zu machen, dass er treu bleibe im Glauben und sein Bekenntnis halten könne.“

Da nun auch noch auf die Vermittlung dieses Segens durch „das Wort, das den Geist giebt“, hingewiesen und die alt-hessische Formel: „Ich bin hin den heiligen Geist u. s. w. erwähnt wird, so wird es schwerlich möglich sein, zwischen dieser und einer direkt sacramentalen Auffassung der Konfirmation zu unterscheiden. Es scheint mir nicht ganz übereinstimmend, wenn es einerseits heisst: „Von dem bereits in der hl. Taufe empfangenen hl. Geist der Wiedergeburt ist diese besondere Gabe der Konfirmation wohl zu unterscheiden“ — und andererseits: „Die Konfirmation ist also nach dieser altkirchlich-lutherischen (?) Auffassung keine Ergänzung der Kindertaufe.“ Es zeigt sich in diesen Darlegungen die ganze Schwierigkeit, der Konfirmation ihre richtige Stellung anzudeuten, von der Bachmann einst gesagt: „Die Konfirmation lebt vom Leben der beiden Sakramente.“ Das Unklare der Darlegungen in den Missionen tritt auch noch darin grell hervor, dass nachdem als biblische

Grundlage für die Konfirmation der Befehl: zu taufen und zu lehren richtig angegeben ist, hinzugefügt wird: „Auch mag wohl des apostolischen Brauches gedacht werden, Apg. 8, dass in Samaria, die zugetauft waren, hernach durch die Apostel konfirmiert worden sind“.

Mehr herabgedrückt dagegen erscheint die Konfirmation in den Hermannsburger Bestimmungen. Sie protestieren ausdrücklich gegen die Wiederholung der Abrenunciation durch die Konfirmanden, „wie dieselbe auch in keiner der lutherischen Kirchenordnungen findet“. Es soll das Glaubensbekenntnis von den Kindern gemeinsam gesprochen werden, und die Frage, ob sie den Glauben in einem frommen Wandel beweisen, und ob sie dazu die Gnadenmittel fleissig gebrauchen wollen, mit einem kurzen Gelöbnis beantwortet werden. Der „hie und da übliche Handschlag, den die alte Kirche nicht kennt, ist fortzulassen“. Dann folgt unter Handauflegung die Einsegnung. Aber „eine neue Mitteilung des hl. Geistes findet nicht statt“. Die Handlung schliesst mit der Fürbitte der Kirche und der ersten Feier des hl. Abendmahls.

Übereinstimmend wird von allen evangelischen Missionen, im Gegensatz zu der Firmelung auch der Anglikaner, die innere Reife der Konfirmanden verlangt, und deshalb werden eingehende Bestimmungen über den Unterricht getroffen. Es soll eben ein Akt sein, in welchem ihr Entschluss, der Taufe gemäss zu leben, zum ersten öffentlichen Ausdruck kommt. Um das subjektive Moment der persönlichen Entscheidung kommt man bei der Konfirmation, mag man sonst dazu stehen wie man will, nicht herum. Eine blosser öffentliche Abschlussprüfung des kirchlichen Unterrichtes hätte in der Mission ebensowenig Sinn, als sie ihn bei uns hätte. Das hl. Abendmahl bringt das objektive Moment hinzu und bewahrt vor der Auffassung, als ob der Konfirmand eigentlich sich selbst konfirmiere. Nach der einseitig pietistischen Auffassung trat ja das subjektive Thun in den Vordergrund. Man hat gesagt: die Kinder seien danach nicht mehr Konfirmanden, sondern Konfirmanten. Auch in dem Konfirmationsakt wurde das Erleben der „Durchbohrung des Herzens“ betont, auf das alles hinzielen müsste. Eine Erinnerung an diese Auffassung findet sich in der Ordnung für die evang. Gemeinde der Baseler Mission in China. Nach Hervorhebung der hohen Bedeutung des hl. Abendmahls für das ganze Gemeindeleben lautet § 66:

„Weil aber nur solche an dem hl. Abendmahl teilnehmen können, welche aufrichtig Jesu Christo als ihrem Heiland und Herrn und deswegen auch sich selbst

meinde als lebendige Glieder angehören wollen, so haben die in der Kindheit Getauften, bevor sie zum Tisch des Herrn zugelassen werden, nach Empfang eines geistlichen Vorbereitungsunterrichts ihr Bekenntnis zu Christo öffentlich abzulegen. 17. Dies geschieht in der Taufbundsrenewierung oder Konfirmation, einer von der christl. Kirche eingeführten Einrichtung, die erfahrungsgemäss schon öfter zur Weckung und Stärkung des geistlichen Lebens bei jungen Christen gedient und viel Gutes gestiftet hat."

Letztere Erfahrung möchte ich nicht bezweifeln, aber es muss doch dabei hervorgehoben werden, dass entscheidend für solche Weckung und Stärkung der vorangegangene Unterricht ist, und den Segen des Konfirmationsaktes möchte ich nicht unter die Motive für die ganze Handlung aufnehmen. Das bestimmende Motiv ist vielmehr die notwendige Einsicht in die Gnade der Taufe und die Bezeugung dieser Einsicht vor der Gemeinde.

Da nun diese Einsicht sowohl als auch die Bezeugung derselben vor der Gemeinde bei den als Erwachsenen Getauften bereits erreicht ist und stattgefunden hat, so ist ein Grund für eine Konfirmation Erwachsener nicht abzusehen. Die einzige der deutschen evangelischen Missionen, wo eine solche geübt wird, ist nach den mir gewordenen Nachrichten die Kolsmission, doch kann ich näheres darüber nicht mitteilen. Einige andere lehnen sie ausdrücklich ab. In der Missionsordnung von Berlin I findet sich diese Ablehnung gleichfalls, doch hat dieselbe selbst ein Brauch Eingang gefunden, der der Konfirmation zum Uerwechseln ähnlich sieht. In § 34 heisst es nämlich am Schluss:

„Bei einem solchen, der als Erwachsener getauft ist, findet eine Konfirmationshandlung nicht statt. Hat er die Taufe ohne einen eingehenden Abendmahlsunterricht empfangen, so muss dieser Unterricht sobald als möglich nachgeholt werden. Die feierliche Handlung, durch welche ein solcher in die Rechte einer zur Teilnahme am hl. Abendmahl und zu kirchlichen Ämtern zuzulassenden Gemeindegliedes eingesetzt wird, ist keine Konfirmation.“ — In den Motiven führt Wangemann aus, dass sich in Afrika alle Zeit solche Erwachsene finden, welche getauft, aber noch nicht für reif zum Abendmahl befunden sind (im Widerspruch mit der oben mitgetheilten Bestimmung). Ihm wird erst auf Grund eines vorhergegangenen ausserordentlichen „Konfirmanden-Kursus“ durch eine öffentliche feierliche Handlung die Berechtigung zur Teilnahme am hl. Abendmahl erteilt. Es wird dann zugegeben, dass in der Praxis diese Leute vielfach ganz gleichartig mit den jugendlichen Konfirmanden behandelt seien, was die Motive nicht billigen. Es heisst: „Für eine die Mündigkeitserklärung von solchen, die als Erwachsene getauft sind, begleitende feierliche Handlung soll man aber nicht die Bezeichnung Konfirmation gebrauchen, und sollte dieselbe, um Missdeutungen vorzubeugen, lieber abgesondert von der eigentlichen Konfirmation vollziehen.“ Vorher: es könnte eine wirkliche Konfirmation, mit Wiederholung von Glaubensbekenntnis und Gelübde, dem Wert und Ansehen der Taufhandlung Abbruch thun.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



den und allem seinen Wesen, und sich dem dreieinigen Gott zu übergeben zu dem Gehorsam im Leben und im Sterben, — wissen, was sie thun, Wenn sie in öffentlicher Gemeinde die drei Glaubensartikel nicht bloß aufsagen, sondern öffentlich als ihr eigenes Bekenntnis bekennen“.

In der Ordnung für die Kolonialmission wird der Unterrichtsstoff noch weiter umgrenzt, und zwar zunächst für die Cäuflinge, worauf aber für die Konfirmanden zurückgegriffen wird:

Kurzer geschichtlicher Überblick über die Geschichte des A. und N. Testaments; aus dem letzteren nur: Schöpfung, Sündenfall, Entwicklung der Sünde und des Erlösens, Verheissung des Erlösers. Im Neuen Testament besonders eingehend die Leidensgeschichte. „Dem weiteren Unterricht ist der kleine Katechismus Luthers zu Grunde zu legen, jedoch ohne die Erklärung der einzelnen Hauptstücke. Diese wird nur in einzelnen Fällen, wohl bei denen, die lesen können, in Anwendung kommen. Es sind also die zehn Gebote, der Glaube, das Gebet des Herrn und der Taufbefehl dem Gedächtnis einzuprägen und zu gleicher Zeit bei jedem einzelnen Satz die nötigen Unterweisungen in freier, zu Herzen gebender Rede zu geben. Ferner sind einzelne Sprüche wie Joh. 3, 16; 3, 5; Mark. 16, 16; 2, 14, sowie der apostolische Gruss und das Taufgelübde auswendig zu lernen und zu erklären . . . Zur Erteilung der hl. Taufe lasse man noch die Entsagungformel lernen. Bei der Vorbereitung auf die Konfirmation ist das Taufpensum zu wiederholen, sowie das fünfte Hauptstück und das Sündenbekenntnis, welches bei der Taufe vor der Absolution gesprochen wird, zu erklären und lernen zu lassen.“

In den Baseler Missionen wird mehrfach im Anschluss an den Katechismus von Brenz unterrichtet, auch ist das Württembergische Konfirmationsbüchlein auf 51 Fragen zusammengezogen und für den Missionsunterricht eingerichtet. — Nach Luthers Katechismus wird auch in der rheinischen Mission unterrichtet. In deren Gemeinden in Kapland ist vielfach ein reformirtes Lehrbuch „Kort Begrip“ im Gebrauch. — Bei den Hermannsburgern ist der Unterrichtsstoff der ganze Katechismus Luthers. Da wo der Missionar selbst den Schulunterricht, wenigstens in der Oberstufe, hat, beschränkt sich die Zeit des eigentlichen Konfirmandenunterrichts auf 3 Monate und der Inhalt auf „die Lehre von den Sakramenten, von dem Amt der Schlüssel und auf die seelsorgerliche Bereitung“. Aus dieser Formulierung ergibt sich, dass Luthers Katechismus mit den Erklärungen durchgenommen wird, und dasselbe besagen wohl auch die Bestimmungen von Berlin I.

Vor der Konfirmation werden die Konfirmanden überall geprüft, wie auch die erwachsenen Taufkandidaten, und zwar vor versammelter Gemeinde. In der Baseler Mission wird das Recht der Gemeinde zum Urteilen ausgesprochen durch die Heranziehung der Presbyter. Die Hermannsburger dagegen erwägen, ob der Superintendent dabei sein

müsste oder ob der Missionar allein über die Konfirmation entscheiden sollte. Letzteres wird von der Direktion als genügend bezeichnet. In anderen Missionen werden die Namen der Konfirmanden wohl der Gemeinde mitgeteilt, gleichfalls in dem Gedanken an den vorauszugehenden möglichen Einspruch.

Endlich ist noch eine wichtige Frage zu stellen: Ist die Konfirmation in den Missionsgemeinden ein Gesetz, oder wird ihr Erfolg als eine freie Entscheidung irgendwie zu wahren gesucht? Da wir nun zunächst überall eine gewisse Zucht, die an den Konfirmanden geübt wird.

„Junge Leute, welche es am nötigen Ernst oder Lernerifer fehlen werden von dem Unterricht ausgeschlossen, resp. bis zum nächsten Male gestellt“, heisst es in der Rheinischen Mission. In der Baseler Mission die, welche „wegen Crägheit, Gleichgiltigkeit, strafbarer Unwissenheit, al Unart und Bosheit nicht würdig sind, zur Konfirmation zugelassen zu werden zurückgestellt, „letzteres unter Mitwirkung des Presbyteriums, dem der Fall überhaupt schwere Fälle vorlegen wird“. Oder: „Disziplin wird insofern als der Konfirmation eine Beratung des Presbyteriums vorangeht. Kann bei ein sittliches Uergehen nachgewiesen werden, so schliesst das von der Konfirmation aus“. Schon „ein böswilliger Charakter und unbeugsamer Sinn“ schliesst anderen schriftlichen Mitteilungen von der Konfirmation aus. In der Ordre Berlin I heisst es § 34: „Kinder, welche durch heidnisches Leben oder in Beteiligung an heidnischem Unwesen ihren Unglauben oder Mangel an Reife an Erkenntnis und Heiligung des Wandels bekunden, sollen zur Konfirmation nicht zugelassen werden.“

Näheres ist mir nicht bekannt geworden, und es steht zu hoffen, dass es mit dieser Zuchtübung recht genau genommen freilich in Verbindung mit einem ebenso einfachen und verständlichen wie anregenden und warmen Unterricht. Noch wichtiger aber ist die Frage nach dem freiwilligen und bewussten Charakter der Konfirmation ist die nach den Mitteln, welche durch die Missionare angewandt werden unterlassen werden, um die Kinder und ihre Eltern zum Besten vorbereitenden Unterrichts und der darauf folgenden kirchlichen Handlung zu bewegen. Missionar Merensky schreibt:

„Ich habe in der Praxis mich bemüht, die Konfirmation der Kinder dem Sinne zur Volkssitte werden zu lassen, dass jedes Kind ohne eigene betätigung konfirmiert wird, ich habe sie deshalb von der Entlassung der Schule getrennt, damit sie nicht als Abschluss der Erziehung und des Unterrichts angesehen würde. Ich liess die Kinder sich Arbeit suchen u. s. w. und konnten sie sich zum Konfirmationsunterricht melden, wenn sie wollten. Von solchen wurden nicht alle konfirmiert; wir übten Zucht, und der Älteste hat ein Wort mitzureden bei der dadurch entstehenden Frage.“

ieden werden, zur Konfirmation zu ermahnen, damit sie ganz frei bleibe. sollte die Aufforderung an Eltern und Paten, ihre Kinder zum Unterrichten, energischer gestellt werden, damit das grosse Gut des Unterrichtsamen Lehre möglichst allen Kindern in den versuchungsreichen Jahren und allgemeiner das Verlangen nach dem Gnadenmittel des Sakraments werde. Abkündigungen darüber vor der Gemeinde sollen aber so einwirken, dass kein Missverständniss entstehe, besonders darüber, dass der Unterricht nur dann die Konfirmation zur Folge hat, wenn nicht zu bezweifeln ist, dass der zu Konfirmierende das hl. Sakrament unwürdig empfangen

Der Zwang zur Konfirmation wird natürlich nirgends ausgeübt, sondern, der darin liegt, dass nicht konfirmierte Christen nicht zum Abendmahl gehen dürfen, was sich ganz von selbst versteht. Auch wird wohl auch die kirchliche Trauung abhängig gemacht, dass die Nupturienten beide konfirmiert sind. Zum Unterrichte zu schicken werden die Eltern auch durch Kirchenzuchtmittel bestraft, aber durch die nachfolgende Disziplin und eingehende Belehrung der Reife wird doch dieser disziplinarische Zwang nicht auf die Konfirmation ausgedehnt. So darf man wohl im allgemeinen annehmen, dass die evangelische Mission keinen Zwang oder Nötigung zur Konfirmation kennt. Es ist gegenwärtig auf allen älteren Missionsgebieten eine kritische Zeit. Es beginnt sich eine Volkskirche zu bilden, welche die alte kirchliche Tradition. Von manchen Gebieten wird es bezeugt, dass es eine Gefahr ist, in das Heidentum zurückzusinken, bei der Jugend fast allgemein zu gelten. Dasselbe beginnt als etwas ganz Dummes, Rückfälligkeit zu gelten. Desto grösser ist die Gefahr, dass das Christentum als das Vernünftige, einzig Mögliche, Selbstverständliche erachtet wird und damit tritt dann die Freiheit der Entscheidung bei den Christen in den Hintergrund. Desto wichtiger ist es, die Konfirmationspraxis, in Verbindung mit den Bräuchen des Katechumenatescaufe, in der alten Reinheit der Idee festzuhalten und alles zu vermeiden, was dazu führen könnte, dass es wird wie es in der alten Kirche steht, wo wir, durch schweren Schaden klug geworden, nicht an den Strom der in den toten Gemeinden herrschenden Mei-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

die heimatliche Kirche für ihre Konfirmationspraxis wenig aus der
lernen und zwar darum, weil diese die heimatliche Praxis viel
kopiert. Die hoffentlich bald erscheinende Schlussabteilung
„Evangelischen Missionslehre“ behandelt die vorstehende Frage
Kapitel: „Die Organisation der Gemeinde“ in einer von den
üblichen Formen, speziell in Deutschland, viel unabhängigeren Weise
meisten der hier so ausgiebig zitierten Missions-Kirchenord-
nungen. Das Ergebnis steht in wesentlicher Übereinstimmung mit dem
meisten Freikirchen üblichen Brauche der Aufnahme in die Ge-
meinde der vollberechtigten Kirchenglieder.



Was kostet die evangelische Mission in Indien?

Eine missionsstatistische Studie

von R. Grundemann.

Von einem Herrn, der sich für Indien und die dortige Mission
interessiert, ging mir kürzlich die obige Anfrage zu. Genau genommen,
hatte ich zur Beantwortung derselben keine Zeit. Doch die Wichtigkeit
der Sache und der Gedanke, dass der Fragesteller, der sich bereits an
Harnack gewendet hatte, keinen andern finden dürfte, der sich zu
den erforderlichen, umständlichen Arbeit Zeit und Mühe nehmen werde,
dass bei dieser Gelegenheit vielleicht unzutreffende Zahlen in die
Öffentlichkeit kommen könnten, brachte mich zu dem Entschluss, trotz
meiner schon drängenden Arbeiten auch diese noch zu übernehmen.

Der Fall giebt zu einigen allgemeinen Bemerkungen Veranlassung,
zur Beseitigung irrthümlicher Ansichten über die Missionsstatistik nicht
unwichtig sein dürften.

In andre Gebiete haben ihre feste Statistik. Man braucht z. B. nur
an der rechten Stelle anzufragen, wie viel Taubstumme die Provinz Sachsen
hat, oder wie viele ihrer Bewohner einem industriellen oder dem land-
schaftlichen Berufe angehören, und man bekommt eine runde, ge-
naue und sichere Antwort. In bezug auf die Mission ist solche Aus-
kunft völlig ausgeschlossen. Es giebt keine einheitliche Instanz, welche
Berichtungen über das gesamte Missionswerk veranstalten könnte. Wir
sind angewiesen auf ein ausgedehntes, viel gespaltenes Material, das der
Vollständigkeit ermangelt. Dazu giebt es (wenngleich in beschränktem

den Rubriken haben. Man beachte, wie diese Uerschiedenheit in den kirchlichen Richtungen wurzelt. Von manchen werden nur Mitglieder der Abendmahlsgemeinde gezählt. Oft steht man ratlos wenn man die Zahl ihrer getauften Kinder (die doch unstreitig Christen sind) zu erforschen sich bemüht. Andere zählen alle Taufen, oder auch die bereits im Taufunterricht stehenden Personen. In dem Falle werden die Besucher des Gottesdienstes gezählt, man weiß nicht sind sie getauft oder nicht? Noch unsicherer ist die blosser Name: Anhänger. Es handelt sich dabei meist um grosse Massen, die mehr oder weniger sich von der heidnischen Sitte losgesagt haben unter dem Einflusse des Evangeliums stehen. Das Bestreben möglichst nur die wahrhaft Gläubigen als Gemeindeglieder zu zählen, kann in tatsächlichen Verhältnissen in das Gegenteil umschlagen, sodass die Begriffe der Heidenchristen weitere Grenzen gegeben werden als bei einer weitherzigen Fassung des Kirchenbegriffs.

Die Angaben, welche wir in den verschiedenen Jahresberichten finden, eignen sich hiernach gar nicht zur Addition. Sie sind wie unzuverlässige Brüche, für die der Generalnenner zu suchen ist. Ich habe dieses Bild schon 1874 angewendet und es ist seitdem manchmal wiederholt worden. In der That aber ist es bei weitem nicht ausreichend, die Schwierigkeiten der Missionsstatistik auszudrücken. Denn wenn auch die Summe der Getauften und Taufbewerber als der rechte Generalnenner nicht zweifelhaft ist, so bietet das vorhandene Material in vielen Fällen nicht die Möglichkeit einer Umrechnung des andersartigen Bruches. Es bleibt dann nichts anders übrig als Schätzung, die sich am besten nach einer Verhältnissrechnung auf Grund der Zahl der Kommunionberechtigten ausführen lässt.

Die Schwierigkeiten der Missionsstatistik sind hier nur in bezug auf eine ihrer Rubriken dargelegt. Aber auch für die anderen fehlen sie nicht. Selbst die eben erwähnte der Kommunionberechtigten ist in allen Missionen gleichwertig. Auch hier bewirkt der veraltete Kirchenbegriff und die daraus folgende Praxis beträchtliche Uerschiedenheiten. Sogar die Rubrik „Missionare“ bietet nicht die volle Wahrheit, da Laienmissionare, etwa an der Schule thätig oder Ärzte und vielleicht auch Missionshandwerker hier eingeschlossen, dort ausgeschlossen sind. Manche Zahl der Missionare ohne weitere Erweiterung schliesst einen grossen Prozentsatz von weiblichen Missionarinnen ein. So sind auch die Angaben über die eingebornen Helfer

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



on einer eingehenden Korrespondenz mit den Sekretären
n muss man absehen. Uns fehlt die Zeit dazu, und
wir nicht die Bemühung zumuten, auf unsre Spezial-
hen.

t oft und mit Recht darauf hingewiesen, dass die Mis-
k etwas sehr ungenügendes ist. Die besten Wir-
ission gehören der unsichtbaren Welt an und lassen sich
zahlen nicht ausdrücken. Gerettete Seelen lassen sich von
t zählen. Auch die sauerartige Wirkungen der Mis-
ischen Volksleben, obwohl sie an deutlichen Spuren mit
en sind, lassen sich nicht registrieren.

en wir einmal von der höchsten Seite der Mission ab
en uns ganz auf die empirische. Das in der Wirklich-
lichen Menschen mit irdischen Mitteln getriebene Werk
) zutreffender Weise fixieren lassen! Dennoch ist dies,
dargelegt haben, eine völlige Unmöglichkeit. Selbst das
: an der Sache, das Geld, bleibt uns unberechenbar.

n der Missionsstatistik kommen wir nicht aus mit
r Wirklichkeit. Wir müssen in unserm Geiste die Wirk-
ktieren, um der Wahrheit nahe zu kommen, wozu
st erarbeitete und treulich gepflegte Sachkenntnis die
bildet. Suchen wir in solchem Bestreben uns der Wahr-
nach einer festen Richtlinie, so bietet sich nach meinem
m das sichere Minimum dar. Sind alle meine Be-
nd eine Grösse in genauen Zahlen auszudrücken vergeb-
ich bei der Zahl stehen, die sich noch sicher vertreten
ch weiss, dass ich damit hinter der Wirklichkeit zurück-
Weitergehen läuft Gefahr, über die letztere hinauszugehen
Inwahrheit zu geraten. Darum will ich auch in der
10 Schritt vor der Grenze der Wahrheit Halt machen,
t über dieselbe hinausgehen.

n Sinn sind auch die folgenden Zahlen zu nehmen. Ich
usführlich wieder. Die blossen Summen der deutschen,
amerikanischen Aufwendungen, wie sie der Fragesteller
e, würden leicht zu Missverständnissen Veranlassung
sollte man bei Vergleichen nach dem Durchschnitte
und immer die besonderen Verhältnisse, unter welchen,
de, nach welcher gearbeitet wird, im Auge behalten.

Indien ¹⁾.

Missionsgesellschaften.	Ausgabe in Mark.	Missionare.	Heidenchristen (einschl. Katechumenen).	Kommunika- berechtigta.
A. Deutsche (6).				
Brüdergemeinde	18750	10	97	44
Gossners M. ²⁾	285536	38	63665	15906
Basel	415547	79	15204	7878
Leipzig	396340	31	20819	8810
Breklum	131633	11	6474	700
Hermannsburg	40000	11	2046	1705
	1287806	180	108305	35043
B. Englische (13).				
S. P. G.	805660	66	93641	30332
Church Miss. Soc.	2052580	200	145749	37384
London "	1000208	68	101073	11277
Wesleyan "	547820	101	21078	6820
Engl. Baptist M. S.	530820	62	18468	7144
United Free Churches of Scoll.	512000 ³⁾	64	7698	2660
Establ. Ch.	203302	22	9266	1770
Welsh Calvin. Method. M. . .	157300	19	15048	4650
Irish Presbyterian M.	138540	21	3111	605
Bethel Santhal M.	20700	3	1062	681
English Presbyterian M. . . .	18000	1	?	?
Friends	86622	7	2127	454
Kurku M.	96745	6	?	?
	6170297	640	418321	103777
C. Amerikanische (14).				
Amer. Board	511652	27	25990	9788
" Presbyterian	759892	47	7500	2584
" Baptist Union	582628	64	136544	65060
Methodist Episcopal	498640	63	134966	30788
Lutheran General Synod	264356	11	39599	6717
" General Council	174420	5	6159	2000
Americ. United Presbyter. . . .	267433	14	9264	2000
" Reformed Church	165911	27	9736	2437
Disciples of Christ	121776	4	800	272
Deutsche Evang. Synode ⁴⁾ . . .	104118	3	2000	1200
Free Baptist M.	90384	14	2400 ⁵⁾	815
Canad. Presbyter.	105175	13	1016	271
" Baptists ⁶⁾	76200	6	12498	3898
Christian and Missionary Alliance	114916	45	4000 ⁶⁾	1308
	3837501	343	392472	129128

Anmerkungen siehe nebenstehende Seite.

Skandinavische (3).

ing. Fosterlandsstiftelse	111031	17	862	254	125
nische M. G.	97130	10	800	277	37
thal M. (Indian Home M.)	210136	6	11185		289
	<u>418297</u>	<u>33</u>	<u>12847</u>	<u>400⁶⁾</u>	<u>451</u>
				31	

Missionshilfsgesellschaften und Vereine in Indien

979320	20	4366	1341	—
--------	----	------	------	---

Bei Dennis a. a. O. finden sich nicht weniger als 69 solche Vereine aufgezählt. Davon dienen 9 der Bibelverbreitung, 20 der Verbreitung anderer christlicher Schriften. Die übrigen 40 verteilen sich auf Schulthätigkeit, ärztliche Mission, industrielle Mission, Waisen u. s. w. u. s. w. Auch sind einige Vereine, welche unabhängige, sog. Glaubensmissionen, unterstützen unter dieser Rubrik aufgeführt. Auf diese beziehen sich die Angaben in Spalte 3—5.

Ohne Zweifel ist, besonders bei den beiden ersteren Klassen, vieles mit eingeschlossen, was nicht in die Grenzen der Heidenmission fällt, sondern der Evangelisation unter den Europäern und Eurasiern dient. Eine Auseinanderrechnung ist nicht möglich. Indessen, was hier viel gerechnet wird, dürfte mehr als aufgewogen werden durch vieles, was nicht registriert werden kann. Es ist bezeichnend, dass selbst Dennis unter jenen 69 Vereinen 10 hat, deren Ausgabe er nicht angeben vermochte. Darunter sind mehrere, die grundsätzlich über ihre Geldangelegenheiten nichts veröffentlichen, Unternehmungen, die sich im besonderen Sinne als „Glaubenswerk“ bezeichnen, wie z. B. die Godaverielta Mission. — Wie viel von den mehr als 520 000 Mark, welche die Heilsarmee angeblich auf Heidenmission verwendet, auf Indien kommen, und wie viel davon in der That zur Christianisierung von Heiden (und nicht zu der störenden Gewinnung von Heidenchristen für die Armee) verwendet wird, ist nicht auszumachen.

1) Mit Ceylon, aber ohne Barma.

2) Einschl. der Ausg. i. d. Heimat, Spalte 3—6 nur Kolsmission.

3) Geschätzt nach dem Durchschnitt der engl. Missionen.

4) Die Zahlen stammen aus der Miss. Review 1900; nur für Spalte 4 u. 5 wurden Dennis Zahlen als wahrscheinlicher aufgenommen. Seine Angabe der Kosten mit 65624 Mark muss auf einem Irrtum beruhen.

5) Nach Miss Review, Spalte 2 — geschätzt nach dem Durchschnitte der indischen Gesellschaften.

6) Geschätzt.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Die Mission in den deutschen Kolonien.

Von P. Paul in Lorenzkirch.

Deutsch-Südwestafrika.

Hier ist fast das ganze Gebiet ein seit Jahrzehnten angebautes Missionsfeld. Nur der Norden erhielt erst neuerdings nach längeren vergeblichen Versuchen einige evangelische Missionsstationen, der Nordosten behrt sie bis heute. Die Rheinische Mission hat planmässig und ziemlich gleichmässig das weite Nama- und Hereroland besetzt. Das im Norden liegende und von der deutsch-portugiesischen Grenze zerschnittene Ovamland hat auf deutscher Seite finnische Missionare, auf portugiesischer Seite die der Rheinischen Gesellschaft.

Die deutsche Besitzergreifung hat der Mission in mancher Hinsicht genützt, namentlich durch Beseitigung der Stammesfehden. Die Feindschaften sind seitdem schneller gewachsen als vorher. Auch verdient das häufig hervorgeretene Wohlwollen der Beamten und Offiziere, namentlich des Gouverneurs Leutwein, alle Anerkennung. Aber die neue Zeit macht sich doch nicht nur angenehm bemerkbar. Die wichtigsten Missionsplätze sind Militärstationen geworden, oft genug zum Nachteil für das geistliche Leben. Es mag noch zu übersehen sein, dass das ganze Verhalten der Eingeborenen zum Missionar ein anderes geworden ist. Früher nahm derselbe eine patriarchalische Stellung ein. Er wurde in allen kirchlichen und politischen Dingen um Rat gefragt und als erste Autorität geehrt. Jetzt umgeht man ihn in den meisten sozialen und politischen Angelegenheiten fast gänzlich. Aber viel empfindlicher ist das in jüngster Zeit besonders merklich gewordene Einströmen fremdartiger Elemente und zersetzender Einflüsse. Sie machen sich natürlich in den Hafenplätzen (Swakopmund und Walfischbai) am meisten fühlbar. Der an beiden Orten wirkende alte Missionar Böhm klagt, dass manche Eingeborene schon auf deutsch und englisch fluchen können und liederlich sind, wie grosstädtischer Auswurf. Namentlich wird hier auch über das durch den ins Land kommenden Branntwein angerichtete Verderben geklagt, zu dessen Verhinderung vom Innern die deutsche Regierung allerdings ebenso willig

zunächst für diese Hauptstrecke der alte schwerfällige Wagenverkehr auf. Andere Eisenbahnpläne werden entworfen. Telegraphische bessere Postverbindungen sind schon seit einigen Jahren vorhanden.

Diese Verkehrsverbesserungen kommen auch der Mission zu gute, sie auch andererseits die Einwanderung von Europäern und Südmännern erleichtern, deren zahlreicheres Kommen die Existenzbedingungen für die alten Landesbewohner erschwert.

Es sind drei Volks- und Missionskreise im deutschen Gebiet zu scheiden: Nama-, Herero- und Ovambo-Mission. Die Grenze zwischen den beiden erstgenannten liegt ungefähr am Wendekreis. Sie schiebt sich aber infolge der durch die deutsche Besetzung geschaffenen Reizbarkeit immer mehr. Auf manchen Stationen müssen besondere Nama- und Herero-Gottesdienste gehalten werden. Die Küstenstationen stellen noch grössere Anforderungen an die Sprachfertigkeit der Missionare; der von Walfischbai muss in Nama, Holländisch und Englisch predigen.

Die Namamission bietet das am wenigsten erfreuliche Bild, das das Namavolk keine Zukunft mehr zu haben scheint. Unter den Einflüssen der neuen Zeit löst der Volksverband sich auf. Missionar K. von Keetmanshoop schreibt im letzten Weissbuch: „Wir werden den Eindruck nicht los, dass wir die Namas weder durch Lehre noch durch Vorbild aus ihrer trägen Lethargie aufrütteln werden, ja dass wir selber bebett eines dahinschwindenden Volkes stehen.“ Die Schuld daran ist weniger in den neuen Verhältnissen, als im Leichtsinne des Volkes zu suchen. In Keetmanshoop, der Hauptstation des Landes, sieht man den Rückgang allerdings nicht gewahr, wenigstens nicht der lässliche Beurteiler. Seitdem es Regierungssitz geworden, wird hier viel gebaut, und das ehemalige Namadorf erwächst zu einer Stadt. Es herrscht viel Zuzug und Kirchenbesuch. An Taufbewerbern ist nie Mangel. Im Januar 1900 wurden auf einmal 108 Heiden getauft. Aber die Bewerber setzen sich aus Namas, Bastards, Damras, Betschuanen, Hereros und Kapländern zusammen. Es fehlt auch sonst nicht an einzelnen Liebtöpfen und die Eingeborenen bringen Opfer für die Mission. In Gochas wurden vom Kapitän und Gemeinderat 8000 Mark aus dem Erlös von Platzverkäufen angewiesen, um eine neue Kirche zu bauen; in Gochas schenkte der Kapitän Sim. Kooper einen Platz, dessen Erlös ebenfalls zum Bau einer Kirche dienen soll; als opferwilligste Missionsgemeinde bezeichnet Fenchel die von Rietfontein; die zwar klein

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



weitere Reservate sind Gochas, Hoachanas und Bethanien in Ausgenommen; am erstgenannten Orte wurde auch schon ein grösseres Land angekauft. Es ist aber fraglich, ob die Regierung sie genehmigt. Bei allem persönlichen Wohlwollen, das einzelne Weisse, besonders Regierungsvertreter, für die Mission und die Farbigen haben, sind doch leider die Ansichten der Mission und der Kolonialpolitik in diese Sache oft weit auseinander." Man will offenbar seitens der Regierung zunächst bei Rietmond beobachten, wie das neue soziale Regime wirkt. Wenn nur nicht der Landhunger der weissen Anwohner den Vorzug erlangt.

Ein neues Reis hat die Namamission tief im Innern am Rande der Kalabariwüste getrieben. Der Stamm der Ueldschoendragers in Khoë's langte endlich einen eigenen, schon lange erbetenen Missionar.

Nach der Statistik von 1901 hat die Rheinische Mission im Lande 9 Hauptstationen und 3 Nebenplätze mit 5640 Gemeindegliedern, 9 Schulen mit 610 Schülern. Im letzten Jahre wurden 169 heidnische Heiden, 92 heidnische Kinder und 192 Christenkinder getauft. Es wirken unter ihnen 10 Missionare, darunter ein nicht ordentlich, 5 eingeborene Lehrer und 1 Evangelist.

In der Herero-Mission sieht alles viel hoffnungsvoller aus. Das Volk ist widerstandsfähiger und weiss sich auch den Weissen gegenüber besser zu behaupten. Als Christen sind die Hereros zuverlässiger als die Nama. Namentlich die älteren Leute, die in der ersten Missionsperiode als Erwachsene getauft wurden und das Christentum mit innerer Überzeugung annahmen, haben ein recht gutes Mass christlicher Erkenntnis, was sich auch in ihrem Leben offenbart. Man gewinnt, wie der mehr als 30 Jahre auf diesem Arbeitsfelde wirkende Missionar Diehl versichert, bei ihnen immer wieder den Eindruck, dass sie sich's etwas haben kosten lassen, dem Heidentum zu entsagen. Unter Versuchungen halten sie mit Zähigkeit an der erkannten Arbeit fest. Weniger zuverlässig sind die jüngeren Leute, die durch freundschaftliche Beziehungen zu den schon Getauften auf die Station gezogen wurden; andere wurden durch Heiraten oder durch Dienstverhältnisse in Berührung mit dem Christentum gebracht, sodass ihr Übertritt mehr aus äusseren Rücksichten erfolgte, wenn auch unbezweifelhaft. Auch sie halten sich meist ordentlich, so lange sie im gemeinsamen Gemeindeverband leben; aber sie bedürfen eines wachsameren Aufsehens, ebenso die als Kinder Getauften. Seit der deutschen Besitz-

ergreifung sind gerade diese Gemeinden sehr gewachsen, aber quantitativ als qualitativ. Unter den Herero machte sich die erwähnte starke Bewegung zum Christentum geltend. So meldeten z. B. in Okahandja und seinen beiden Filialen Otjiruze und Otjimbingue ganze Scharen zum Taufunterricht. Es konnten hier im Jahre 1900 nicht weniger als 146 getauft werden und überdies standen noch 100 Personen im Vorbereitungsunterricht. Auch im Gebiet des Nosob (Station Otjihaëna) ging nach langer Geduldsarbeit zu dieser Zeit die Saat in überraschend schöner Weise auf. Ebenso war in Otjimbingue und Walfischbai ein namhaftes Wachstum der Gemeinde zu verzeichnen. Otjimbingue hatte im genannten Jahre eine sehr schöne Konferenzzeit. Die Kirche war dazu schmuck restauriert und die Gemeinde überreichte am Hauptfesttage (sie beging gerade das 50jährige Jubiläum ihres Bestehens) eine Festgabe von 2045 Mark. Als weiteres bemerkenswertes Beispiel kirchlicher Opferwilligkeit sei erwähnt, dass sieben Leute von Otjituezu (Filiale von Otjihaëna) mit vereinten Kräften eine große Kreuzkirche erbauten. In Windhuk, das einst als Missionsstation eine untergeordnete Rolle spielte, entfaltete sich das kirchliche Leben während der letzten Jahre besonders schön. Der frühere Missionar Siebe voran einige noch die Seelsorge an den Weissen und den Farbigen in seiner Person. Die Arbeit wuchs aber so, dass seit 1900 zwei selbständige Gemeinden bestehen, in denen mehr als in unsern andern Kolonien auf ein freundliches Nebeneinander der weissen und farbigen Christen gehalten wird, die aber doch jede einen ganzen Mann beanspruchen. Der vom Berliner Oberkirchenrat geschickte Pastor Anz hat es lediglich mit den deutschen Militärpersonen, Beamten und Kolonisten zu tun. An verschiedenen andern Punkten der Kolonie wird die Seelsorge an unsern Landsleuten, um das hier einzuschieben, auch jetzt noch von Missionaren im Nebenamt betrieben, so in Gibeon, Omaruru und Rothmanshoop. An letzterem Orte wurde 1900 auch eine Kostschule für weisse Kinder von der Mission gegründet. Hier und da (bei Windhuk und Gibeon) werden auch kleine Burengemeinden von den Missionaren kirchlich bedient. Für die farbige Gemeinde von Windhuk, wo im letzten Jahre 123 Heiden getauft wurden, ist der Bau einer stattlichen Kirche für 20 000 Mark geplant. Der durch die Eisenbahn geschaffene neue Verkehrsweg stellt auch neue Anforderungen an die Mission. In Swakopmund, das noch immer Filial von Walfischbai ist, mußte ein eigener Missionar angestellt werden, auch wird es als ein unerlässlich

empfinden, dass im dortigen Lazaret römische Schwestern Pflege haben, obwohl die weisse Bevölkerung zu $\frac{4}{5}$ evangelisch ist. Südlich aufgeblüht ist die auf halbem Wege nach Windhoek liegende Eisenbahnstation Karibib, wohin sich viele Bewohner von Otjomuise gezogen haben. Letzteres ist dadurch stiller geworden, als in Otjomuise, wo es von den Transportwagen berührt ward, aber gerade die Familien, in denen das Christentum tiefer Wurzel geschlagen ist, sind dem Kirchplatz treu geblieben, der also nur an Zahl nicht an tüchtiger Kraft verloren hat.

Einen schmerzlichen Verlust erlitt die Hereromission im vorigen Jahre durch den Tod ihres Präses Gottlieb Uebe, dessen reiche Erfahrung in der Lande bei den vielfachen Verhandlungen mit den Behörden besonders wertvoll war. Sein Heimgang hatte unter anderem die Schliessung der Ausbildungsstätte für Herero-Gehilfen, des Augustineums in Okahandja, im Gefolge. Es hatte allerdings zuletzt nur noch 7 Zöglinge. Einige von ihnen sind zum Missionar Lang in Otjihaëna übergegangen, der tüchtige Evangelisten aus ihnen machen will, wofür er auch bereits bewährte Gemeindeglieder annimmt. Es fehlt nicht an tüchtigen Männern aus dem Volke, die den Missionaren bereits wertvolle Dienste leisten, wie z. B. Job, der Evangelist von Otjenga oder unlängst verstorbene Elias, aber zur Ordination wurde noch keiner reif gehalten. Der erfahrene Leiter des Augustineums fällt das Urtheil: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Die Zahl der Hauptstationen hat sich in den letzten Jahren um zwei vermehrt. Otjikango, das seit 1890 Filial von Okahandja war, ist selbstständig geworden. Damit erscheint unter anderem Namen wieder Neumen, die älteste aller Herero-Stationen, in der Liste. In Okazeva bei dem Häuptling Tjetjoo im Gebiet der ehemaligen Station Bobabis ist eine ganz neue Niederlassung entstanden.

Die Statistik der Herero-Mission hat für 1901 folgende Zahlen: Hauptstationen, 28 Nebenplätze, 6875 Gemeindeglieder, 679 Taufen (6 erwachsene Heiden, 112 heidnische und 231 christliche Kinder), 6 Schulen mit 1787 Schülern. Hier wirken 23 Missionare (darunter 1 nicht ordinierte), 21 eingeborene Lehrer und 14 Evangelisten.

Die Ovambo-Mission der Rheinischen Gesellschaft, die sich an der Nordgrenze von Deutsch-Südwestafrika lehnt, zeigt die frischen und interessanten Züge eines neuen Werkes. Zu den beiden vorhandenen Stationen Ondjiva und Omupanda kam im letzten Jahre Nama-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Von Obuhonda aus eine Reihe naheliegender Hauptstationen mit Nebenplätzen errichtet worden. Die Mission, die wie die Rheinlande unter den Klimaschwierigkeiten sehr leidet, hat in ihrem Vorwärtsschritt Rantanen eine seit Jahrzehnten erprobte Kraft, dem jetzt 8 Brüdern zur Seite stehen, eine bisher noch nie erreichte Zahl. Sie haben das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen, und können geradezu von Hunger nach göttlicher Nahrung beim Volke reden. Die Kirchen sind jeden Sonntag voll von aufmerksamen Hörern, bei der Jugend kommt die Leselust zu. Die wiederholt erwähnten Landplagen hatten hier den guten Erfolg, dass mehr nach Gottes Wort gefragt wurde. Die Zahl der Gottesdienstbesucher, die Anfang 1897 500 betragen hatte, stieg im Laufe des Jahres auf 4000. Als ein erfreulicher Fortschritt litterarischer Missionsarbeit ist die fertig gestellte Ovambo-Übersetzung des Neuen Testaments zu bezeichnen, von der gerade jetzt eine von Rantanen besorgte revidierte Ausgabe erscheint. Einen eigenartigen Zweig hat das Werk in dem Anfang der 90er Jahre begonnenen und seitdem eifrig gepflegten Webeunterricht für eingeborne Frauen und dazu gehörigen Baumwollplantagen. Um den bekehrten Eingeborenen eine reichlichere Bekleidung zu verschaffen, wurde erst ein nach Ostafrika mitgebrachtes Ovambomädchen im Spinnen und Weben unterrichtet, um diese Fertigkeit in ihr Heimatland zu verpflanzen; in den nächsten Jahren kamen wiederholt junge Finnländerinnen als Spinn- und Webelehrerinnen nach Ondonga. Die Finnische Mission ist längere Zeit durch eindringende jesuitische Sendboten beunruhigt worden, doch hat der Gouverneur auf die ihm gemachten Vorstellungen bestimmt, dass die katholischen Missionare das Ovamboland räumen und weiter nach Osten gehen sollten. Im Jahre 1900 besuchte der Missionsdirektor Mustakallio aus Helsingfors die Ovambomission als Visitator.

Die neueste Statistik lautet: 4 Hauptstationen, 12 Nebenplätze, 1022 Gemeindeglieder, 10 Schulen, 816 Schüler, zu deren Pflege 9 Missionare, 3 unverheiratete Missionarinnen und 27 eingeborene Gehilfen da sind.

Die römische Mission, deren Eindringen in das so gut besetzte Gebiet mit besonderer List geschah, hat in Deutsch-Südwestafrika zwei getrennte Gebiete, das der „Oblaten der Unbefl. Empfängnis“ im südlichen Teil des deutschen Gebiets, und das der „Oblaten des hl. Franz v. Sales“ in Heirachabis an der Südgrenze der Kolonie. In jenem Gebiet sind 9 Priester und 10 Brüder, die 120 Katholiken versorgen, in

diesem 3 Priester, 4 Schwestern und 4 Katecheten unter 60 Beten und 150 Katechumenen. In jüngster Zeit wurden wieder zwei Stationen in der nördlichen Hälfte des deutschen Gebiets, Kukurus und Aminuis, angelegt.



Strömungen im geistigen Leben Nordindiens

Ein Stimmungsbild aus der Feder eines litterarischen Missionars.

Aus dem Jahresbericht des Rev. Dr. H. U. Weitbrecht (Intellig. 1902, 595 ff.)
übersetzt von Julius Richter.

Der Name Weitbrecht ist in der Missionswelt Indiens von guter Kiang; es ist einer der deutschen Namen, welche den deutschen Missionar auch bei den Engländern hohes Ansehen erworben haben. Der Vater J. J. Weitbrecht arbeitete von 1831—1852 in Bardwan in Nieder-Bengalen, und diese beiden Jahrzehnte waren die Blanzzeit dieser Station. Ein Sohn von ihm, Dr. H. U. Weitbrecht, trat nach einer in Deutschland verlebten Kindheit, nach Absolvierung des theologischen und philologischen Studiums in Tübingen und Bonn und einigen Jahren Kirchendienstes in Liverpool im Jahre 1876 gleichfalls in den Dienst der E. M. S. und wurde nach dem Pandschab gesandt. Nachdem er zuerst einige Jahre an der theologischen Seminare seiner Gesellschaft (Divinity School) in Lahore doziert hatte, wurde er wegen seiner hervorragenden sprachlichen Begabung für litterarische Arbeiten freigestellt, und hat sich durch seine ausgedehnten und vielseitigen Arbeiten in der Urdu-Sprache einen hervorragenden Namen gemacht, dass er als eine der ersten Autoritäten in derselben gilt. Über diese Arbeiten veröffentlicht Dr. Weitbrecht in Intell. einen interessanten Jahresbericht, dessen Hauptabschnitte wir im verkürzt übersetzen. Zunächst über Mangel an Arbeit braucht sich der Schreiber nicht zu beklagen: er ist Sekretär der Pandschab-Bibel- und der Traktat-Gesellschaft (Punjab Bible Soc. und Rel. Book Soc.); da Urdu die weitverbreitetste Sprache Indiens ist und besonders von der mohammedanischen Bevölkerung fast ausschliesslich gebraucht wird, ist es seine Aufgabe, die christlichen Urdu-Schriften über ganz Indien und darüber hinaus zu vertreiben. Allein im Jahre 1900 setzte er 2331 Bibeln, 5618 Testamente, 46 636 Bibelteile, 53 470 Bücher und 61331

dabei ist es nicht einmal seine schwierigere Aufgabe, den täglichen Umsatz nach kaufmännischen Grundsätzen zu leiten und zu ordnen, sondern immer für die brennenden Zeitfragen neue Litteratur zu beschaffen, teils selbst zu schreiben, teils andere begabte Männer zur Abfassung zu werben. Diese Seite der Arbeit ist um so bedeutungsvoller, als, wie wir hernach aus seinem Munde bestätigt hören werden, der Geisteskampf mit dem Islam in Indien hauptsächlich auf diesem Gebiete ausgefochten wird. Da er nebenbei auch Sekretär des „Vernacular Committee“ der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnisse (S. P. C. K.) ist, hat er auch die für den Dienst in den anglikanischen Missionsgemeinden erforderliche liturgische und theologische Litteratur zu beschaffen, u. z. sowohl zu veröffentlichen wie zu vertreiben. Fast wichtiger als diese beiden Arbeiten ist seine hervorragende, fast ausschlaggebende Teilnahme an der Revision der hebräischen Bibelübersetzung. Die Britische Bibelgesellschaft lässt z. Z. die hebräischen Übersetzungen in allen Hauptsprachen Indiens gründlich umarbeiten, und zieht überall im Einverständnis mit den Missionsgesellschaften dazu die tüchtigsten Sprachkenner unter den Missionaren heran. Die Urdu-Bibelübersetzung ist soweit vorgeschritten, dass das Neue Testament probeweise veröffentlicht ist. Ich habe mich auf den verschiedensten Missionsfeldern Indiens davon überzeugt, in welchem Masse diese Revisionsarbeiten die Geister beschäftigen, und wieviel theologische Belehrsamkeit und sprachliche Akribie aufgewandt wird, um die neuen Übersetzungen nicht dem mehr um neue Arbeiten als um Revisionen handelt es sich meistens — dem Ziele der Vollkommenheit näher zu bringen. Gleichzeitig hat Bischof Cefroy von Lahore Dr. Weitbrecht zu seinem Gehilfen und Mitarbeiter an einer andern wichtigen Aufgabe gemacht; die bischöfliche Synode im Jan. 1900 hat beschlossen, für den Gebrauch der anglikanischen Gemeinden Indiens eine fortlaufende Serie von Kommentaren zu allen Büchern der Bibel zu veröffentlichen, und die Schriftleitung dieser Riesenarbeit ist in Bischof Cefroys Hände gelegt, der einerseits in Dr. Weitbrecht seinen Hauptmitarbeiter sieht. Alle diese Commentare sollen zunächst englisch und dann auch in den indischen Hauptsprachen gedruckt werden. Nebenbei ist Dr. Weitbrecht Mitglied des Senats der Pandschab-Universität, examinierender Kaplan des Bistums, Mitglied des Pandschab-Komitees der E. M. S. und des bischöflichen Konsistoriums, und es wird von ihm erwartet, dass er sich nachher an den laufenden Missionsarbeiten und an den Vorträgen im

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



...latter und Ideale gewonnen werden kann. Eine Nachricht, dass
 ... in Cambridge das beste Examen gemacht hat („Senior
 ...“ geworden ist), oder die schwere Staatsprüfung für den indi-
 ... Zivildienst als erster bestanden hat, oder an einem der Kolleges
 ... Cambridge als Privatdozent (Feilow) angenommen ist, erregt bei
 ... Zeitungslesern grösseres Interesse und eine lebhaftere Befriedigung
 ... welche neue Wendung der religiösen Entwicklung. In dem
 ... als die höhere Bildung ein Gefühl geistiger Macht weckt und
 ... Verständnis für den nationalen Fortschritt in andern Ländern auf-
 ... ist, ist es unvermeidlich, dass der denkende Inder in steigendem
 ... mit der Rückständigkeit seines eigenen Landes und den Nach-
 ... seiner eigenen Lage unzufrieden wird. Jahrhundertlang hat er
 ... höheres Ideal gekannt als Meditation und Zurückgezogenheit.
 ... lernt er energische Thätigkeit und Fortschritt schätzen. Früher war
 ... herzlich gleichgiltig, was die mletschhas (die unreinen Aus-
 ...) von dem Völkerkonglomerat südlich vom Himalaya dachten.
 ... möchte er sich gar zu gern als eine grosse indische Nation an-
 ... wissen. Dazu kommt, dass auch heute noch viele Engländer
 ... sich nicht mit dem Masse von Höflichkeit und Takt benehmen,
 ... der Stärkere dem Schwächeren schuldet. So dürfen wir uns nicht
 ... , dass mit der Ueberebreitung allgemeiner Bildung gleichzeitig, ja
 ... in grösserem Umfang ein Gefühl der Entfremdung zwischen Herr-
 ... und Beherrschten um sich greift; und diese Rassen-Eifersucht ist
 ... der Schwierigkeiten, mit der wir zu rechnen, die wir zu über-
 ... haben, wenn wir der indischen Kirche eine solide Organisation
 ... wollen. Andererseits können sich die Inder, welche tiefer nach-
 ... und selbstloser handeln, der Erkenntnis nicht verschliessen, dass
 ... in England noch dringend nötig braucht, weil es allein nicht stehen
 ... , und dass es — nach der Geschichte zu urteilen — unter jeder
 ... Macht erheblich schlechter daran wäre;¹⁾ und sie erkennen denn
 ... auch das grosse Mass guten Willens und selbstloser Aufopferung
 ... dass viele einzelne Engländer, je und dann auch das englische
 ... gegen Indien beweisen. Von dieser Klasse nachdenklicher und

1) So klug sind nämlich die gebildeten Inder auch einzusehen, dass ein
 ... der englischen Herrschaft befreites Indien eine sichere Beute Russlands wäre,
 ... dass die russische Herrschaft ein schlechter Causch gegen die englische sein
 ... darüber besteht in Indien kein Zweifel. (R.)

christlichen Sittlichkeit auszupressen, und meistens sind sie noch so beschränkt, dass die alten Schläuche ihn halten werden, und sie verweigern ihm dabinein zu schütten. Wer kann sagen, wie lange sie so weiterhalten. Einige sind schon am zerreißen. So wird der Brahma Samadsch von den Indern als eine halbchristliche Gesellschaft angesehen. Er betrachtet alle grossen Religionslehrer als von Gott gekommen, aber es ist bemerkenswert, wie sehr in seiner Lehre Christus alle andern übertrifft. Seine Gemeinden haben kürzlich Weihnachten durch einen besonders Gottesdienst gefeiert, und obgleich der Brahma Samadsch eine kleine Körperschaft ist, die noch dazu unter sich gespalten ist, haben die Bemühungen ihrer Mitglieder auf den Gebieten der Frömmigkeit, der Mässigkeit, der Keuschheit und der sozialen Gerechtigkeit dem christlichen Ideal näher als bei irgend einer andern Gesellschaft ausserhalb der Kirche.¹⁾ Der Brahma Samadsch stammt in Indien aus Bengalen und ist im Pandschab immerhin ein fremdes Geistesgut. Der Arya Samadsch ist hier einheimisch und gebietet über eine weit grössere Anhängerschaft. Er repräsentiert eine neuere Stufe der Entwicklung und hat bisher Halt gemacht bei einer These, über welche der Brahma Samadsch schon vor zwei Menschenaltern hinweggegangen

1) Am weitesten in der Richtung auf Anerkennung des göttlichen Ursprungs des Christentums ging der Führer der Bewegung, Babu Protap Mozumdar in Kalkutta; er lehrte die Gottheit Christi und wollte sich gern für einen „Christ-man“, nicht als einen „Christian“, d. h. ein Glied einer der zerrissenen christlichen Konfessionen angesehen wissen. Übrigens hat sich trotz dieses christlichen Standpunktes der Brahma Samadsch in Bengalen, speziell in Kalkutta, als schwer zu überwindendes Hindernis der Mission bewiesen, insofern er den vornehmen, durch die Missionsschulen gegangenen Bengali Babus Gelegenheit gab, soviel vom Christentum aufzunehmen, als ihnen beliebte, ohne die Kaste aufgeben zu brauchen. Mit dem Aufkommen des Brahma Samadsch um 1870 ist die durch Dr. Duff angelegte Bewegung zum Christentum in den höheren Schichten der bengalischen Bevölkerung zum Stillstand gekommen; es ist in den letzten Jahrzehnten kaum ein Mitglied der Kalkuttaer Adelsfamilien übergetreten. Dass in einer nur vom Eklektizismus lebenden Religionsgemeinschaft die Richtungen weit auseinander gehen, ist in der Natur der Sache. Schon als ich um Weihnachten 1900 in Kalkutta war, hatte Mozumdar die Führung des Brahma Samadsch aus den Händen verloren. Er hat seitdem die Konsequenz dieser Thatsache gezogen und hat alle Verbindungen zu demselben gelöst, indem er völlig ins Privatleben zurücktrat. Damit hat diese vielköpfige Gesellschaft die letzte geistige Kapazität verloren. Auch der Zensus von 1901 hat festgestellt, dass dem Brahma Samadsch eine lebendige Kraft nicht inne wohnt; er hat sich in den abgelaufenen Jahrzehnt auch in 4000 Seelen vermehrt, von 3000 auf 4000. Er ist absterbende Bewegung. (R.)

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

nahe von Lahore schritt, wo sich meist eine ziemliche Anzahl mohammedanische Studenten aufhalten, bemerkte ich einen einsamen Jüngling, der an einem eng geschriebenen Buche buchstabierte, das ich für ein Buch hielt. „Welchen Teil der Theologie studierst du,“ fragte ich. „Recht oder Logik oder Exegese?“ „Histari af Inghland hai,“ antwortete er auf Urdu, („Herr, es ist englische Geschichte.“) Er war Schüler des Orientalischen Kollege, bereitete sich für das Abituriumexamen der Pandschab Universität vor, und hatte sich zu diesem Zwecke die Hefte eines früheren Schülers verschafft.

„Dass die abendländische Bildung und Gedankenwelt die mohammedanisch-religiösen Begriffe in weitem Masse umgestaltet, wird zur Genüge bewiesen durch das Anglo-mohammedanische Kollege in Aligarh (in den Nordwest-Provinzen) und die einflussreiche Sekte der Netairi (Rationalisten, Verfechter des Naturgesetzes), welche dem verstorbenen Sir Sayyid Ahmed Khan folgen und so hervorragende Leute wie der Oberrichter Emir Ali einschliessen. Es ist von Interesse zu beobachten, dass wie im Hinduismus der europäisierte und fortschrittliche Ahma Samadsch im Pandschab abgelöst ist durch den konservativeren Ja Samadsch, so das Pandschab auch einen mohammedanischen Reformer von konservativeren Tendenzen als Sir Sayyid Ahmed hervorbringt hat. Auch seine Anhänger unterscheiden sich vom orthodoxen Islam durch ihre Haltung gegen die abendländische Gedankenwelt, während sie zugleich wie der Arya Samadsch zu den entschiedensten Gegnern des Christentums gehören. Ich meine Mirza Ghulam Ahmed (dem Dorfe Qadian bei Batala.¹⁾) Er behauptet ein inspirierter

Hochburg der mohammedanischen Orthodoxie die Hochschule von Deoband. Die Universitäten stehen sich theologisch etwa so gegenüber wie die liberale Elmhurst-Universität in Cairo und die orthodoxen Madrissas in Mekka, nur dass in Indien die liberale Hochschule weit höheres Ansehen geniesst als Deoband. (R.)

¹⁾ Dieser Mirza Ghulam trat zum ersten Mal vor die grosse Öffentlichkeit bei Gelegenheit der berühmten Disputationen in Amritsar im Juni 1893, wo er Hauptvertreter des Islam war. Er ist eine so merkwürdige und für den modernen Islam Nordindiens so charakteristische Persönlichkeit, dass es gestattet ist ihn mit den Worten eines Mannes, der ihn genau kannte, des Missionsarztes H. Mart. Clark in Amritsar, zu beschreiben: „Ghulam Ahmed ist von Moghul abstammung. Lange Jahre stand er in Regierungsdiensten. Jetzt hat er sich zum religiösen Führer, ja zum Propheten aufgeworfen; und vom weltlichen Standpunkt aus gesehen, hat er damit ein gutes Geschäft gemacht. Er ist tief durchdrungen von rationalistischen Grundsätzen Sir Sayyid Ahmeds von Aligarh. Nach seiner Ansicht liegt die mohammedanische Welt in Finsternis, und jetzt ist ihm allein Er-

Reformator des verfallenen Islam zu sein. Er giebt vor, er sei wiedergekommene Christus, ebenso wie Johannes der Täufer war. Obgleich seine Weissagungen wieder und wieder zu schanden geworden sind, haben seine litterarischen Gaben, seine anziehende Persönlichkeit und seine Meisterschaft in der Intrigue ihm eine bedeutende Gefolgschaft gesichert, zu der auch einige angesehene Leute gehören. Charakteristisch ist die Klage eines seiner Anhänger über den Fortschritt der christlichen Litteratur:

„Vor allem sind von diesen Nazarenern Angriffe auf den Koran gemein. Ich brauche dabei hier nicht länger zu verweilen, da mit Ausnahme einiger Eremiten und Einsiedler jederman damit Bescheid weiss. Sie haben Millionen von Büchern und Traktaten gegen den Islam veröffentlicht, und da ihnen unerschöpfliche Mittel zur Verfügung stehen, können sie sich das leisten. Kurz, sie haben alle Mittel unversucht gelassen, um die mohammedanische Religion zu untergraben und zu widerlegen. Der Erfolg ist, dass Hunderte vom Islam abtrünnig und Apostaten geworden sind; Hunderte mehr sind zwar dem Namen nach noch Moslem, aber ihr Glaube ist tot.“

„Ohne Zweifel sind die meisten dieser Abfälle zum Christentum auf schamlose Gewinnsucht zurückzuführen; aber es kann nicht geleugnet werden, dass die

leuchtung und Inspiration geschenkt, um den verborgenen Sinn des Koran zu klären. Er ist der Prophet Ahmed (der Mahdi), der kommen sollte. Das ist natürlich vom mohammedanischen Standpunkt krasse Häresie und vom christlichen Unsinn; aber seine grösste Häresie ist, dass er, entgegen aller mohammedanischen Lehre, die wunderbare Geburt unsers Herrn leugnet, ja, dass er behauptet seinen Geist Christi in sich zu haben und der Christus zu sein, der nach mohammedanischer Anschauung wiederkommen soll, um dem Islam auf Erden zum Siege zu verhelfen. — Der nordindische Islam hat sich über Ghulam Ahmed in zwei Lager geteilt. Von der Gesellschaft der Orthodoxen ist er wegen seiner Gotteslästerungen und Häresien exkommuniziert; die Sammlung der 700 Uolaführenden Moulwis Indiens über diesen Häretiker und seine Häresien ist eines der merkwürdigsten Bücher.“ Nichtsdestoweniger hoben ihn im Jahre 1893 die Mohammedaner als ihren Wortführer auf den Schild. Dr. Clark fügt seiner Charakteristik folgende lehrreiche Bemerkungen an: „Dieser Mann ist in gewissem Sinne eine bemerkenswerte Persönlichkeit und vom Missionsstandpunkte von grossem Interesse, denn er ist eins der Zeichen der Zeit. Wie der sprossende Baum hinweist auf den absterbenden Stamm, so beweisen er und seines Gleichen den Verfall des Baumes des Islam. Der Islam in Indien ist nicht mehr, was er früher war; es vollzieht sich ein ungeheurer Umschwung. Er kann den Angriffen seines Gegners nicht mehr auf der alten Basis widerstehen. Es ist höchst beachtenswert, dass der alte orthodoxe Mohammedanismus jetzt seine tiefsten Wunden von den sogenannten Mohammedanern erhält. Sie versuchen ihn, den veränderten Umständen anzupassen, und sie vergessen, dass ihn anzupassen heisst, ihn zerstören.“
Intell. 1894, 96 f. (R.)

den Traktate und Bücher auch einen grossen Einfluss darauf gehabt haben. Vor
cht gar langer Zeit wurde unter den mohammedanischen Schülern, welche das
Inschulexamen bestanden hatten, ein anziehendes Buch verteilt. Da das Buch
gedruckt und in Form einer Novelle abgefasst war und den anziehenden Titel
„Ismar i Sbirin“ („Süsse Erstlingsfrüchte“)¹⁾ trug, muss es den Jünglingen wohl
fallen haben. Es ist schwer, den Einfluss eines solchen Buches auf die Jungen
den Schüler zu überschätzen. Vielleicht wurde niemand durch die Lektüre
entzogen haben. Jedenfalls können Leute, die mit der wahren Schönheit
dem Werte des Islam nicht genau bekannt sind, durch die Lektüre solcher
Bücher nur schlecht beeinflusst werden.

„Vor einiger Zeit schrieb ein Engländer namens Sir William Muir ein Leben
Mohammeds in vier Bänden eigens zu dem Zweck, den Missionaren Waffen zum
Angriff auf den Islam und seinen Gründer zu liefern. Dann brauchte Imad ud Din
in seinen Büchern Hidayat ul Muslimin, Tarikh; Muhammadi u. s. w, eine so läster-
liche Sprache, dass davon beinahe der Himmel eingefallen und die Erde gespalten
wäre. Dann haben Chakur Das, Safdar Ali, Hissam ud Din und Akbar Masih durch
ihre Schriften einen solchen Sturm heraufbeschworen, dass man nur sagen kann:
Allah Aman (Gott sei uns gnädig.) Das Nurafshan (eine christliche Zeitung) in Lud-
hiana hat sich sogar verpflichtet, den „Herrn der Heiligen“ (Mohammed) zu ver-
dammen, und täglich werden von dieser Sekte hunderte von Büchern und Traktaten
veröffentlicht, die soviel Verwirrung anrichten, dass einem bei diesem Anblick das
Herz weh thut.“

„Ausser diesen bestimmten, oben beschriebenen Parteien sind un-
ter den gebildeten Mohammedanern viele, welche, wie es der eben
zitierte Schriftsteller ausdrückt, zwar nicht Christen geworden sind, aber
doch nur „einen toten Glauben haben.“ Neulich traf ich einen solchen
auf der Eisenbahn. Er ist ein Häuptling von einigem Ansehen an der
Grenze und wurde in einer Schule der E. M. S. erzogen. Seine Auffas-
sung der Religion war sehr weltlich und ungenügend; er erklärte, dass
er wenigstens seine Seele durchaus keine Sehnsucht nach Gott verspüre.
Während er von seiner gleichgiltigen Haltung sprach, sagte er: „Glauben
ich nicht, dass ich Lust habe, Christ zu werden; die Gebräuche der
mohammedanischen Religion sind gut genug für mich, soweit ich mir
die Mühe gebe, sie zu beobachten. Aber eins macht mich dem Chri-
stentum geneigt. Unsere Nation (er sprach als Inder, nicht als Afghane)
ist zurückgeblieben, weil sie uneins ist. Weder unter dem Einfluss des
Islam, noch weniger unter dem des Hinduismus ist irgend welche Aus-

¹⁾ Diese Schrift ist unter dem Titel: „Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift
aus Syrien“ auch ins Deutsche übersetzt (Verlag der Deutschen Orient-Mission).
Vergl. A. M. Z. 1902, 443.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



In der Nummer vom 2. Dezember 1901 finden wir unter den relationellen Bemerkungen folgende Stelle:

„Seit zwei Jahren wird von einigen frommen Hindu-Schwestern ein Verein, der „Bhadschan Mandli“ (Gebetsbund) gepflegt. Der Verein wurde gestiftet durch die Bemühungen von Srimati Bhagwati Dewi, der Gattin des Pandit Giridhar Rai aus Bhiswashi und einiger andern frommen Hindu-Damen. Zuerst gehörten nur die Frauen von fünf Familien dazu, welche zusammen kamen, um zu beten und fromme Bhadschans zu singen. Jetzt hat er bedeutende Fortschritte gemacht, und die Frauen, welche eintreten, unterschreiben folgendes Gelübde: „Wir entsagen dem Lügen, Verleumdungen, mit Freunden und Verwandten zu streiten und jeder Unmännlichkeit. Und wir wollen die Wohlfahrt unserer Schwestern zu befördern suchen.“ Im Leben steht meist mit diesem Gelübde im Einklang. Dementsprechend waren am letzten 15. Oktober, wo der Verein seine Jahresversammlung hielt, mehr als 50 Damen gegenwärtig. Das Meeting war sehr erfolgreich. Einige sehr rührende Reden wurden verlesen; dann las die Begründerin ein Gebet in Hindi Prosa, dann sang man folgendes Lied:

Du bist mein Herr; ich bin Deine Magd;

Du bist die Liebe; ich dürste nach Liebe.

Dann verlas Schwester Basanti Devi ein Referat und den Jahresbericht. Nach einigen weiteren Referaten wurden Früchte herumgegeben und der geschäftliche Teil der Verhandlungen geschlossen. Unsere besten Wünsche diesen aufrichtigen, rechtgläubigen Schwestern, welche sich solche Mühe geben, den Götzendienst zu beseitigen und wahre Gerechtigkeit und Gottesanbetung zu befördern. Wir beten aufrichtig, dass Er ihnen Erfolg gebe. Kann uns jemand sagen, ob es irgendwo unter den mohammedanischen Schwestern ein ähnliches Unternehmen, gleiches Geschick und gleichen Eifer giebt, dass sie auch ihre täglichen Arbeiten unterbrechen und jede Woche einmal für ähnliche Zwecke eine Zusammenkunft halten und dies Werk der Entracht und Liebe betreiben? Und sollte selbst unter den Mohammedanern sich eine selbstlose, dazu geschickte Magd des Herrn aufstehen und einen solchen Mann anregen, so würde man ihr wahrscheinlich sofort entgegen: „Ich kann nicht in Euer Haus kommen; Ihr müsst zu mir kommen.“

Solche Selbsterkenntnis und herzliche Teilnahme wurzeln nicht im Verstand. Die begabte Dame, welche das Vorstehende schrieb, liest jetzt die Evangelien, welche ihr Gatte bereits genau kennt. Es ist überflüssig und müßig, von den möglichen oder wahrscheinlichen Resultaten dieser Bewegungen zu sprechen. Nur das sieht man deutlich, dass Gott durch die Bibel und ihre Lehren in Indien eine allmähliche, aber völlige Umgestaltung der Anschauungen zu Wege bringt, welche schon jetzt die Erstlingsfrüchte einer Ernte zur Reife bringt, die seine Arbeiter in allen Zweigen ihrer mannigfaltigen Thätigkeit einheimen lassen.“



Der Austritt des Missionars Kranz aus dem Allgem. evang.-prot. Missionsverein.

Wie die „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“, Organ des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, 1902, Seite 253 mitteilt, ist der seit 10 Jahren im Dienste dieses Vereins gestandene und speziell als Mitarbeiter Dr. Fabers in China literarisch thätig gewesene und irren wir nicht, sich aus eignen Mitteln unterhaltende Missionar Kranz aus dem Verband desselben ausgeschieden. Da die Motive zu diesem Austritt, wie die Antworten des Zentralvorstandes charakteristisch sind, so ist es gerechtfertigt, wenn die betreffende Mitteilung des letzteren auch zur Kenntnis weiterer Kreise gebracht wird. Wir reproduzieren sie ohne Kommentar.

„Pfarrer Kranz, unser bisheriger Missionar, hat sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken getragen, sein Verhältnis zu unserem Verein zu lösen. Bereits in einem Schreiben vom 8. März 1901 teilte er mit, dass er dazu entschlossen sei, und berief sich darauf, dass er immer mehr fühle, er gehöre seiner ganzen Grundrichtung nach nicht in den Verein. Er liess sich aber bereittfinden, seine Entscheidung hinauszuschieben. Ehe er nach China zurückkehrte, machte Pfarrer Kranz am 30. August 1901 zur Bedingung seines Verbleibens eine Statutenänderung. Paragraph 1 unserer Satzungen: „Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein steht auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi“, sollte näher dahin bestimmt werden, dass

a) der Verein fortan nicht nur die synoptischen Aussagen Jesu, sondern die Heilslehren des ganzen Neuen Testaments, speziell auch die Heilslehre des Paulus und Johannes als Lehrnorm für seine Tätigkeit daheim und draussen anerkennen will, dass

b) nur der ein stimmberechtigtes Mitglied des Vereins sein kann, welcher an den lebendigen Jesus als an den zu unserem Heil gekreuzigten, auferstandenen und persönlich-gegenwärtig fortwirkenden Heiland glaubt und ihn als bleibenden persönlichen Mittler zwischen sich und Gott anerkennt, womit dann auch der Glaube an die Möglichkeit und Wirklichkeit auf den äusseren Naturlauf einwirkender Gebeterhörungen gesetzt ist.“

Es werden viele unserer Mitglieder bereit sein, das von Pfarrer

Kranz formulierte Bekenntnis nach seinem christlich-religiösen Sinne zu beschreiben. Aber

1) Die von Pfarrer Kranz gebrauchten Ausdrücke sind nach Lage der Dinge und nach der geschichtlichen Erfahrung verschiedener Deutung fähig. Das gilt vor allem von „der Heilslehre des gesamten Neuen Testaments.“ Die Aussagen der heiligen Bücher darüber sind geschichtlich und durch die Individualität der Überlieferung bedingt. Der in ihnen liegende unvergängliche Wahrheitsgehalt kann nur durch den Geist, der in alle Wahrheit leitet, erkannt und erfasst werden.

2) Die Geschichte der christlichen Kirche lehrt, dass nicht in der bekenntnisartigen Festlegung der entscheidenden Lehren das Heil für die Ausbreitung des Reiches Gottes liegt, sondern in dem Geiste, der Bekenntnis und Bekenner erfüllt.

3) Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat sich von Anfang an zum Grundsatz gemacht und muss, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, auf dem Grundsatz beharren, dass er seine Thore weit aufmachen will, und dass der Geist, der da wehet, wo er will, in seiner Mitte frei wehen kann. Christus und sein Evangelium bleibt die entscheidende und ausreichende Leistung christlicher Verkündigung und christlichen Wirkens.

Der Zentralvorstand sah sich deshalb nicht in der Lage, auf den Antrag des Pfarrers Kranz einzugehen.

Inzwischen hatte Pfarrer Kranz von China aus am 15. Februar 1902 sich zufrieden erklärt, wenn der Paragraph 1 der Statuten den Zusatz erhalte: „Und bekennt sich zu Jesus als dem auferstandenen, lebenden und lebendig-persönlich fortwirkenden Herrn.“

Diese Formulierung entspricht, zum grossen Teil wörtlich, Aussagen von Pfarrer Kranz über: „Das Wesen wahren Christentums,“ die in unserer „Grundrichtung und Methode des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins“ anstandslos abgedruckt worden sind. (Vgl. Z. M. K. 1900, S. 197 ff.). Die Zentralvorstandsmitglieder würden an sich diesen Zusatz annehmen können. Aber auch gegen die Aufnahme dieses vereinfachten Zusatzes in die Statuten bestand — abgesehen davon, dass die von Pfarrer Kranz gewählten Ausdrücke innerhin eine verschiedene Auffassung zulassen, also die von ihm erstrebte völlige Klarheit dadurch nicht erreicht wird — das Bedenken, dass

1) die Formulierung des Bekenntnisses nicht das Ausschlaggebende für das Leben im Geiste Christi bildet und

2) unser Missionsverein in der Weitherzigkeit des Bekenntnisstandpunktes von Anfang an seine Eigenart gesehen hat und auch weiter sehen muss. Der bisherige Standpunkt ist aber durch die richtige Auslegung des Paragraphen 1 unserer Statuten auch in seiner bisherigen Fassung gewahrt.“

Der Zentralvorstand hat daher auch den zweiten Antrag des Pfarrers Kranz auf Statutenänderung ablehnen zu müssen geglaubt.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

haben bewiesen haben, sondern dass sie auch an der kolonialen Sache sich interessenvolle Teilnahme bezeigen.

Vermutlich ist es manchem unter den evangelischen Missionsleuten nicht ganz leicht geworden, sich an dieser Veranstaltung zu betheiligen, denn es konnte nach mancher Erfahrung, die sie gemacht, etwas voraus fraglich erscheinen, wie, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, die evang. Mission bei dieser Gelegenheit abschneiden sollte. Sowohl die ganze national-koloniale Tendenz des Kongresses, als die unvermeidlich gebotene Rücksicht auf die ebenfalls vertretene protestantische Mission konnte Bedenken erwecken, deren Berechtigung für die Missionen auf der Hand liegt, und die an dieser Stelle keiner näheren Ausführung bedürften. Um so erfreulicher ist es, dass der Eindruck wohl sämtlicher Teilnehmer, soweit sie Missionsleute sind, am Schluss des Kongresses ein recht befriedigender war.

Es muss zunächst hervorgehoben werden, dass auf allen Gebieten für die Missionsleute viel zu lernen gab. Man kann nicht leugnen, dass der Kongress in vorzüglicher Weise vorbereitet war und auf allen Gebieten Vorzügliches bot. Die meisten der gehaltenen Vorträge waren vortrefflich und gaben nach allen Seiten reiche Belehrung auch den Missionsleuten. Die Plenarversammlungen fanden am 10. Vormittags und am 11. Nachmittags statt, während der Nachmittag des 10. und Vormittag des 11. den Sitzungen der einzelnen Sektionen gewidmet waren. Es waren 7 Sektionen gebildet worden, in welchen die geographischen, die hygienischen, die rechtlichen, die kulturellen (religiösen), die wirtschaftlichen Verhältnisse sowie Deutschlands Auswanderung und die wirtschaftlichen Beziehungen des Heimatlandes zu den Kolonien abgehandelt wurden. Leider konnte der einzelne Teilnehmer, da die Sektionen alle zu gleicher Zeit tagten, nur dies und jenes einzeln auswählen und bei weitem nicht alle diejenigen Vorträge besuchen, die für die Missionsarbeit mittelbar oder unmittelbar von Interesse waren. Von besonderer Bedeutung sind und waren selbstverständlich die Verhandlungen der Sektion 4 (die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien). Hier kam auch die Mission unmittelbar zur Sprache. Die Vorträge des Pastor Paul („die Leistungen der Mission in den Kolonien und ihre Gegenforderung an die Kolonialpolitik“), des Dr. Lind („Ausdehnung und erzieherische Bedeutung der ärztlichen Mission“), des katholischen Provinzials Pater Hcker („Über einige Mittel zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei“) und des Professors Schmidt

(„Die Behandlung der Polygamie“) führten unmittelbar auf das Gelingen der Missionsarbeit. Es ist heute nicht möglich auf die Vorträge einzelnen einzugehen, sie werden ja im Druck erscheinen. Nur eines möchte ich hervorheben, einmal dass die Besprechungen verlaufen ohne dass die Vertreter der verschiedenen Konfessionen in öffentlichen Widerspruch zu einander traten und ferner, dass die Vertreter der evangelischen Missionen, obwohl sie ihrem evangelischen Standpunkte treu vergaben, doch nach beiden Seiten hin, sowohl den katholischen Missionen als den kolonialen Kreisen gegenüber sich die Mässigung aufzuerlegen, welche Ort und Gelegenheit nun einmal erforderte. In zugleich eindrucksvoller und geschickter Weise griffen die Vertreter der evangelischen Mission in die Besprechung ein, namentlich Inspektor Oberlin aus Basel. Immer wieder und besonders in den Verhandlungen der Sektion 5 am 10. Okt. bei dem Vortrag des Kaufmanns Vietor aus Brüssel („Die Arbeiterfrage in den Kolonien“) trat es klar hervor, dass eine der Hauptaufgaben der Mission den kolonialen Kreisen gegenüber darin liegt, ungerechten Ansprüchen an die Eingebornen und deren schlechter Behandlung entgegen zu treten. Der Vortrag Vietor's, an welchem die Mission einen ebenso entschiedenen wie geschickten Anteil auch im Kolonialrat gewonnen, war vorzüglich und darum von besonderer Bedeutung, weil er nicht aus der Theorie heraus, sondern auf Grund praktischer Erfahrungen und Kenntnisse gehalten wurde.¹⁾

Im Plenum kam die Mission am 2. Tag und zwar in letzter Stelle zur Besprechung im Vortrag des D. Merensky („Die Bedeutung der Mission für die Entwicklung unserer Kolonien“), der reichlichen Beifall erntete und mit einer für uns erfreuenden Weise die Verhandlungen abschloss.

Bei der Abstimmung über die Resolutionen trat bei Nr. 1 „die Mission betreffend“ zwar kein grundsätzlicher Widerspruch gegen die Mission als solche hervor; aber es war interessant, dass, als der Antrag einging — aus welchen Motiven bleibe ununtersucht —

Alinea 2 statt wie vorgeschlagen: „dass die Reichsregierung den

1) Die „N. M. Z.“ wird diesen Vortrag, an den sich eine der lebhaftesten Debatten und wichtigsten Resolutionen des Kongresses knüpfte, im Wortlaut bringen, die die Zwangsarbeit der Eingeborenen leiernde „Koloniale Zeitschrift“ (1902, 308) ist durch denselben so erregt worden, dass sie ihn zum Mittelpunkt der gesamten Verhandlungen macht und in einem Tone bespricht, der einer öffentlichen Debatte nicht würdig ist.

Missionsgesellschaften unbeschadet aller gesetzlichen Ordnungen volle Freiheit für eigentlichen Missionsbetriebe lässt“, so zu fassen: „so weit die politischen Verhältnisse es gestatten“, dass da der Vorsitzende nur feststellen konnte, wofür die Majorität eintrete. Jedenfalls war die Minorität, die für die ursprüngliche Fassung stimmte, sehr bedeutend. Immerhin ein Zeichen, dass das Recht der Forderung innermissionarischer Freiheit allgemeiner anerkannt wird, als wir oft zu hören.

Soll ich den Eindruck, den der Kongress hinterlassen, in einigen Worten zusammenfassen, so glaube ich, dass ich wohl dem Gefühl der anwesenden Missionsarbeiter richtigen Ausdruck gebe, wenn ich sage, dass wir mit Befriedigung auf den Verlauf desselben zurückblicken können. Wir haben Gelegenheit gehabt, vieles und manches zu lernen, was unserer Arbeit zustatten kommen kann. Wir haben aber auch den Eindruck mitgenommen, dass in kolonialen Kreisen, ich sage nicht die Liebe zur Mission wächst, aber doch die Überzeugung sich mehr Bahn bricht, dass sie ein Faktor ist, mit dem gerechnet werden muss, und dass sie in ihrer inneren Wirkung auf die Eingekulturten und in ihren kulturellen Erfolgen eine wichtige Förderin im besten Sinne patriotischer, sittlicher Kolonialpolitik ist. Natürlich will die Mission mehr sein und sie wird ihren im letzten Grund rein religiösen Charakter nie verleugnen, aber immerhin darf sie sich freuen, dass ihre Arbeit sich die Anerkennung mehr und mehr erwerben scheint, die ihr die Ausführung ihrer grossen religiösen Aufgabe ermöglicht.

Zum Schluss sei der Wortlaut der vom Kongress bezüglich der Mission gefassten Resolution hier wiedergegeben:

„Der deutsche Kolonialkongress 1902 empfiehlt in Anerkennung namhaften Opfer, welche die in unsern Kolonien thätigen Missionsgesellschaften bringen, um deren Einwohner geistig, sittlich und kulturell zu heben, und unter Hinweis auf die damit bereits erzielten Erfolge der Reichsregierung, den Missionen das bisher erwiesene Wohlwollen zu erhalten und ihre selbstlose Arbeit so viel als möglich zu fördern, namentlich dadurch, dass sie

1. in der Verwaltung ihrer überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt;

2. den Missionsgesellschaften, soweit es die politischen Verhältnisse erlauben, volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb lässt;

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



und bewirkte es endlich bei dem schwachen und bestimmbaren König, dass die Pandu-Söhne aus der Stadt verwiesen wurden. Sie waren nun in der Wildnis, erwarben sich aber bald durch ihre Heldenthaten und durch ihre Bündnisse mit andern mächtigen Fürsten so viel Macht und Ansehen, dass die Kuru sich vor ihrer Macht fürchteten, und beschloßen, sich wieder mit ihnen zu versöhnen. Der blinde Maharashtra teilte daher sein Reich, und überliess die eine Hälfte desselben den Pandu-Söhnen. Diese gründeten in ihrem Anteil die Stadt Kaprasthra und besiegten von dort aus viele Fürsten und Völker. Das glänzende Geschick der Pandu-Söhne machte aber den Duryodhana niemals neidisch und eifersüchtig, und da riet ihm sein Oheim Sakuni, der sich vorzüglich auf das Würfelspiel verstand, sie durch die Würfel zum Fall zu bringen, da sie doch im Kampf unbesiegbar wären. Der blinde König wurde dann von seinem Sohn Duryodhana wirklich dazu bewogen, die Pandu-Söhne zum Würfelspiel nach Hastinapur zu laden. Sie folgten der Einladung, und hier beginnt das vorliegende Buch.

Teil I.

In dem prächtigen hundertthorigen Saal, der auf tausend Säulen ruhte, saßen die Fürsten der Elefantenstadt auf goldglitzernden Stühlen nach Rang und Alter geordnet, und labten sich am festlichen Mahle. Der älteste der Pandu-Söhne, Yudhishtira, sprach zu dem König: „Du hast uns, o König, in diesem herrlichen Saale mit Speise und Trank festlich bewirtet, jetzt aber lässt uns zum fröhlichen Spiel die Würfel holen. Wer setzt mit mir?“

„Setzen will ich wohl,“ rief Duryodhana, „aber die Würfel wirft mein Oheim, für mich.“

„Hier, diese Perle im Strudel des Meeres entsprungen, rein und ohne Fehl, die setz ich ein, was setzest du dagegen von gleichem Wert?“

„Ich habe Perlen genug von gleichem Werte, mein Herz hängt nicht an solchen Dingen, wirf und gewinn.“

Die Würfel rollten und „Gewonnen!“ rief Sakuni lachend aus.

„Du lachst, weil du die Perle gewonnen hast, ich werde sie zu gewinnen, wirf noch einmal Sakuni, ich habe Gold die Fülle in meinem Schatze, das setz ich für die Perle ein!“

Und wieder rollten die Würfel, und wieder hatte Sakuni ge-

„Mein Wagen mit Tigerfellen bedeckt, der rasselnd darüber
donnernde Wolken, acht lilienweisse herrliche Rosse davor, den setz
ein, wirf Sakuni.“

Die Würfel rollten, und wieder lachend: „Gewonnen!“ rief
Sakuni aus.

„Mit Kränzen, Spangen und Ketten geschmückte, dienstfertige
Mägde, in Sang und Tanz geschickt habe ich tausend, die setz ich
wirf Sakuni!“

Die Würfel rollten und wieder: „Gewonnen!“ rief Sakuni lachend.

„Auch Knechte habe ich tausend, mit Kleidung wohl versehen
geschickt im Dienst und klug und eifrig, die setz ich ein, wirf Sakuni!“

Und Sakuni warf die Würfel geschickt: „Gewonnen!“ rief
wiederum.

„Meine hundert Kriegselefanten setz ich ein, die gezähmt
mauerbrechenden, mit starken Zähnen und goldenen Burten, wirf Sa-
kuni!“

Und wieder rollten die Würfel und wieder gewann der Würfel-
kundige.

Da rief Duryodhana dem Yudhishtira zu: „Das Glück ist euch nicht
hold, der Pandu Gut zerrinnt, gedenkst du noch weiter zu spielen?
Kannst du noch weiter setzen?“

„Ob ich noch weiter setzen kann? Habe ich nicht unermessliche
Schätze, Herden von Rindern und Pferden, zahllose Ziegen und Schaf-
die bis an die Ufer des Indus weiden, die alle setz ich ein!“

Die Würfel rollten, und wie vorher, gewonnen hatte Sakuni.

„Noch einmal würfle Sakuni! Meine Stadt, mein Land, mein
Volk, nur die Brahmanen nicht, die setz ich ein!“

Und wieder rollten die tückischen Würfel: „Gewonnen!“ rief der
schlaue Sakuni.

„Die Ketten und das Geschmeide, mit dem die Königs-
meine Brüder und Freunde geschmückt sind, das setz ich jetzt, wirf
noch einmal!“

Die Würfel rollten, Sakuni rief: „Gewonnen hab' ich wiederum!“

„Jetzt setz ich den jungen Nakula, den rotaugigen, schön
mit den Löwenschultern und den kräftigen Armen, wirf Sakuni!“

„Um deinen Bruder willst du spielen?“ rief Duryodhana
Judhishtira zu. Doch

„Wurf!“ rief jener, und Sakuni warf. Gewonnen hatte er wie-

„Hier den Sahadeva, den Pflichtenkundigen, der berühmt ist durch Wissen, den setz' ich jetzt, wirf Sakuni!“ Und wieder rollten die sieben Würfel: „Gewonnen!“ rief Sakuni.

„Judhishthira, höre endlich auf,“ rief ihm Duryodhana zu, zwei Brüder hast du schon verspielt, zwei Brüder sind dir nur noch leben!“

„Du weigerst dich, weiter zu spielen Duryodhana, weil du fürchtest, das wieder zu verlieren, was du von mir gewonnen hast. Hier, Bogenschützen Arjuna, der wie ein Schiff im wogenden Meer uns beil ans Ufer bringt, den setz' ich jetzt, wirf Sakuni!“

Und wieder rollten die tückischen Würfel, und wieder gewann der Würfelkundige.

„Den starken, grimmigen, wilden Bhima mit den zottigen Brauen, den mit der Keule alle besiegt, den setz' ich jetzt, wirf Sakuni!“

Die Würfel rollten und wieder lachend: „Gewonnen!“ rief der alte Würfler.

„All deine Güter hast du nun verloren, deine vier Brüder hast du verloren, jetzt wirst du wohl genötigt sein, aufzuhören,“ rief Duryodhana.

„Noch bin ich frei, für meine Brüder setze ich mich. Gewinnst du Duryodhana, so diene ich selbst dir als Knecht!“

„Halt ein, wer wird deine Brüder lösen, wenn du dich selber verlierst?“

„Wurf!“ rief Judhishthira. Sakuni warf. „Gewonnen!“ rief er wieder.

„Noch einen Satz erlaube mir, damit ich mich selber wiedergewinne: mein Weib mit dem krausen, schwarzen Haar und dem Lotusengesicht, an Schönheit und Gemüt, wie sie ein Mann nur wünschen kann, wenn sie dir gefällt, Sakuni, so wirf, es gilt um sie!“

„Wehe! Wehe!“ riefen da entsetzt die Fürsten, „wehe, dass du um dein Weib spielst!“

Bhisma aber der Greis, der Stammvater des Geschlechts und Bhishma und Kripa, die alten ehrwürdigen Räte des Hauses sassen still und senkten kummervoll das Haupt. Doch Bhima rief zornfunkelnd einem Bruder zu: „Alles hast du in der Verblendung des Spiels verloren, unsre Schätze, unsre Waffen und Rüstungen, unser Reich, dich

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

„Wehe, wehe!“ riefen Drona und Kripa, die weisen Räte, und: „wehe!“ rief der alte Bhishma, der Stammvater des Geschlechts. „Ich noch den Untergang unsres Hauses erleben! Denn der Untergang der Kuru ist sicher, seitdem ein Kuru ein Weib an ihren Haaren schleift!“

Die herrliche Dranpadi aber schaute sich im Saale um, und blickte die Pandu-Söhne an voll Zorn und voll Beschämung. Und weher als der Verlust des Reiches und als der Hohn der Kuru that den Pandu der Verlust der weinenden Königstochter.

„Judhishthira, mein edler Gemahl,“ sprach sie darauf, „und ihr Pandu-Söhne alle, höret, warum der Frevler Duchsasana mich an den Haaren schleift!“ Und sie wiederholte ihnen seine höhrenden Worte mit ihrer Entgegnung. „Und nun frage ich dich, o Judishthira, und du starker Bhima, darf er mich ungestraft vor euren Augen als Sklave behandeln?“

Da senkte Judhishthira beschämt das Haupt. „O Dranpadi,“ sprach er endlich, „im Spiele habe ich erst all mein Eigentum verloren, dann meine Brüder, dann mich selbst; von eitler Hoffnung bethört, habe ich dann noch einen Wurf erbeten und, um mich wiederzugewinnen, meine edle Gattin, eingesetzt, und ich verlor. Wir müssen ertragen, was der Wille der Götter schickt.“

Doch zornig rief Bhima: „Wenn nicht Judishthira mit der Fessel die Pflicht, und Arjuna mit Gewalt mich zurückhielte, wahrlich keiner könnte mir, der dich an deinen wogenden Haaren zu ziehen wagt! So wie der Löwe eine scheue Herde von Hirschen zermalmt, so wollte ich die Kuru vernichten, wenn ich nicht Judishthira folgen müsste, der der Vater unsres Lebens und unser Herr ist!“

Stannend über diese Reden, beschämt, von Zorn und Schmerz befallen, schwieg Dranpadi lange.

„Wehe!“ rief sie endlich aus, „wehe, dass ich es erleben muss, den Sohn des Pandu, meinen edlen Gemahl, schimpflich als Sklaven zu sehen! Doch Recht bleibt Recht, und jeder erdulde, was er mit Recht erdulden muss. Dich aber frage ich, o Bhishma, des Stammes ehrwürdigen Ältesten, der du nie eine Lüge gesagt hast und Recht und Unrecht unterscheiden kannst, dich frage ich vor den versammelten Kuru, ob ich Duryodhanas Sklavin bin: Judhishthira war schon ein Sklave, als er um mich die Würfel warf. Kann ein Sklave, der nicht, was er besitzt, noch um andre würfeln?“

„Auch dem Weisesten ist es oft schwierig,“ antwortete Bhishma „das Rechte zu finden, wenn die Rechte sich streitend begegnen und Recht und Unrecht sich vermischt: wahr ist es, dass ein Sklave nicht spielen kann, weil er nichts eigenes besitzt, doch gilt es auch für Recht, dass die Gattin immer das Geschick des Gatten teilen muss. Nicht du kannst deine Frage entscheiden, o herrliche Fürstin, da kann nur der König entscheiden, Duryodhana selbst, ihn frage du!“

Da wandte sie sich an ihn: „O, grosser König Duryodhana, entscheide gerecht, erfülle deine Pflicht als König, sprich, bin ich deine Sklavin?“

Da schwiegen alle und lauschten gespannt auf des Königs Urteilsspruch. Er aber sprach: „Ungiltig war Yudhishthiras Wurf, der als Sklave würfete! Ihr Fürsten alle hört mich an: Frei ist die Erde von der Dranpadi!“

Und rings im Saale erschollen Freudengerufe, und alle Fürsten rühmten und priesen Duryodhanas Edelmut. Er aber sprach sodann: „Wurde ein schweres Unrecht gethan, o edle Dranpadi, als dich Dussasana wie eine Sklavin an den Haaren zum Saale zog. Um die Frevel zu sühnen, gewähre ich dir eine Bitte, sprich, Schönaugige, was du begehrt, es soll geschehen, ich schwöre es dir!“

Willst du mir eine Bitte gewähren, so sei es dies: mein Knabe, der wurde bisher ein Königssohn genannt, soll man ihn künftig den Sohn eines Sklaven nennen? Gib seinen Vater, gib seine Oheime frei! Das ist meine Bitte, o Bharata-Löwe, die gewähre mir!“

„Deine Bitte sei gewährt, Grossaugige! Dein Knabe soll als Königssohn geachtet werden, auch den Vater des Kindes und seine Oheime gebe ich frei, doch hört unter welcher Bedingung: seitdem unsterblichen heldenmütigen Vätern, der ältere Dhritarashtra und der jüngere Pandu mich zum Könige über das berühmte Geschlecht der Bharata weiht und dann die Hülle des Leibes verlassend, freiwillig zu des Himmels Lust eingingen auf den schneeigen Höhen des Himawats, seit jener Zeit sinnt ihr, Söhne des Pandu, stets auf Streit und Hader, weil mein Vater, von der Augen Dunkel getroffen, die Last des Regierens dem jüngeren Bruder, eurem Vater Pandu übertrug. Deswegen, o Yudhishtira, verlangst du, vom Ehrgeiz gestachelt, hier gleichfalls wie dein Vater ehemals, zu herrschen, und vergisst, dass dein Vater zur Einigkeit und zum Gehorsam gegen mich euch ermahnte. Deshalb, damit nicht wieder der Streit und Hader entstehe, verbanne ich euch jetzt aus meinem

„In Einsamkeit, in Wüste und Wald sollt ihr leben, dreizehn Jahre lang! Wenn ihr, Pandu-Söhne, hier vor den versammelten Fürsten versprecht, dass ihr vor dreizehn Jahren nicht wiederkommen werdet, so sei Dranpadis Bitte gewährt, so gebe ich euch eure Freiheit!“

„Ich verspreche es vor diesen versammelten Fürsten, o König,“ entgegnete Judhishthira, „dass ich, wie du befohlen hast, mit meinen Brüdern in die Wildnis gehen und nicht eher zurückkehren will, bis dreizehn Jahre vergangen sind!“

Teil II.

Als nun die verbündeten und verwandten Fürsten der Pandus vernahmen, dass diese verbannt, und im Spiel besiegt, kummerlich im Walde lebten, da eilten sie ergrimmt zur Einsiedelei, um Judhishthira zum Widerstand aufzureizen, an ihrer Spitze der an Listen geübte, schlaue Krishna, der Schwager des Arjuna. Der führte das Wort für alle Fürsten, die, sich vor Judhishthira verneigend, ihn im Walde umgaben.

„Die Erde trinke das Blut der Verbrecher, des Karna, des Sakuni, des grimmigen Duchsasana und des Duryodhana. Diese vier und alle ihre Genossen erschlagen wir in offener Schlacht, und lassen dann dich, Judhishthira, feierlich zum König weihen!“

So sprach Krishna, und mit wildem Geschrei erhoben die Fürsten ihren freudigen Beifallsruf.

Judhishthira aber sprach: „Ich habe geschworen, vor dreizehn Jahren nicht zurückzukommen. Soll ich mich der Welt als Lügner zeigen? Im Ueda wird uns gelehrt, dass Lügen die grösste Sünde sei.“

„Aber der Ueda sagt auch,“ entgegnete Krishna, „ein Tag in Trauer und Kummer verlebt, gilt einem ganzen Jahre gleich.“ Nach dem Ausspruch hast du, o Fürst, dein Wort schon längst gelöst. Wenn dir das nicht genügt, so kannst du ja später, um nicht als Feigling zu gelten, wenn deine Feinde besiegt sind, hier vom Walde die Erde beherrschen, bis dreizehn Jahre vorüber sind.“

„Wie können wir es wagen, mit den Gewaltigen zu fechten, mit Arjuna, dem entsetzlichen Alten und mit all den andern herrlichen Fürsten und ihren zahllosen Heeren? Lieber noch in der Wildnis leben als den sichern Tod zu gehen!“

„Ich schwöre dir, dass du siegen wirst! Hast du nicht auch schon die mächtigsten Helden und herrliche Fürsten mit ihren Völkern, die

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Chronik.

Zu Palo Alto in Kalifornien starb am 19. Mai dieses Jahres, 81 Jahre alt, der Methodisten-Bischof William Taylor, ein Mann, der nicht bloss durch seine unermüdete Evangelisationsthätigkeit, sondern von 1884 an, wo er von seiner Delegation zum „Bischof von Afrika“ ernannt worden war, auch durch seine abenteuerlichen Missionspläne viel von sich reden gemacht hat, und dessen Name in dieser Zeitschrift wiederholt gedacht worden ist (1885, 95, 532; 1886, 243; 1887, 270; 1891, 190; 1898, 37). Jedenfalls eine merkwürdige, meteorartige und in keiner Weise grossartige Erscheinung, von seinen Freunden „Spurgeon, Beecher, Miller, Moody, Brooks, ja Abraham, Henoch, Daniel, David gleichgestellt.“ von einem Afrikaner „die flammende Fackel“ genannt, war er seit 1841 der Reihe nach Revivalist thätig in Virginien und Maryland, in Kalifornien und Panama, in New York und Kanada, in Australien, England und Irland, in Palästina und abermals in England und Australien, in der Kapkolonie, Kaffraria und Natal, wieder in England, in Westindien und Britisch Guyanna, in Ceylon und Britisch Indien, in den Westindien, in Südamerika, wieder in den Vereinigten Staaten, dann in Westafrika als Missionspionier und nachdem er sich von da zurückgezogen, noch einmal in Südafrika, von wo er nach Kalifornien zurückkehrte. Als bei seiner Abreise von London nach Australien ein Herr fragte: „Was ist jetzt Ihre Adresse?“ gab Taylor zur Antwort: „Ich halte mich jetzt auf der Erde auf, aber nicht, wie bald ich sie verlassen werde.“ Daneben veröffentlichte er zahlreiche Schriften, unter denen die romantische Geschichte seines Lebens besonders hervorsticht. „Was die Zirkulation dieser Schriften betrifft.“ heisst es in dem Nekrolog (Rev. 1902, 609), „so ist unmöglich zu sagen, wie gross sie war; sicher lag sie in die hunderttausende; er selbst hat von ihnen für 800 000 Mark verkauft.“ In ganz überschwänglicher, oft an Grosssprecherei grenzenden Weise schildert er selbst den Erfolg seiner Thätigkeit und seine Panegyriker überbieten fast noch seine Schilderungen. „Wer will seines Gleichen finden?“ sagt der Nekrolog. Dann fährt er besonnener fort: „Dass Bischof Taylor in all seinen Ausserungen und Methoden immer weise gewesen, wird schwerlich jemand behaupten. Dass er Erfolg gehabt habe, wie er zuversichtlich erwartete, in der Revolutionierung der Missionsmethode aller Zeitalter und in der Betreibung eines schnell fertigen, ausserordentlichen Erfolgs in kurzen Zeiträumen durch neue Pläne, ist erwiesenermassen nicht wahr . . . Aber sicher hat kein Mann der modernen Zeit ihn erreicht in der kosmopolitischen und ökumenischen Art seiner evangelistischen Unternehmungen, und wahrscheinlich übertrifft ihn niemand in der Zahl der busstfertigen Sünder, welche bekannt haben, durch seinen Dienst Christum gefunden zu haben. Er war eine Eindruck machende Persönlichkeit und ein entschieden originaler Geist. Seine Stimme war machtvoll und pathetisch und seine Art zu reden, wunderbar packend. Seine Gedanken waren sein Eigenstes, er nannte nie einen Menschen Meister in der Theologie und noch weniger in der praktischen Thätigkeit. Er hatte nirgends Ruh, an einem Orte vermochte er nicht lange zu verweilen. Etwas Lokomotiven-artiges lag in seiner Natur. Wenige Menschen waren so geeignet wie er, ein Werk zu inaugurierten, aber in keiner Weise passte er für eine lokalisierte, pastorale

Chätigkeit. Geboren zum Befehlen, besass er ein hartnäckiges Naturell, das so leicht keiner menschlichen Kontrolle unterwarf, aber sofort und ganz sich unterwarf, was er für göttliche Leitung hielt." Und mit dieser Charakteristik können wir uns mit einigen Einschränkungen einverstanden erklären. Als Missionbrecher auf dem Gebiete der Mission kommt ihm eine geschichtliche Bedeutung nicht zu.

* * *

Aus Nordamerika wird die Inangriffnahme zwei neuer, selbständiger Universitäts-Missionen gemeldet, die durch das Student volunteer movement angeregt, von der Yale- und Harvard-Universität in China und Indien ins Gesetz werden sollen. Ich kann in den triumphierenden Ton, mit welchem dieses new missionary movement signalisiert wird, nicht einstimmen. Es ist noch nicht lange her, dass Mr. Mott, der Hauptführer der grossen studentischen Missionsbewegung, mir mündlich aufs bestimmteste versicherte, man denke nicht daran, eigene Missionsunternehmungen in Angriff zu nehmen, sondern werde sich vor wie nach damit begnügen, den bereits bestehenden Missionsorganisationen Arbeiter zuzuführen; und nun wird der editorial secretary des Student volunteer movement, Mr. Beach, der Führer der neuen Yale-Universität-Mission. Und ich fürchte, dass es der amerikanische Independentismus bei diesen beiden ersten Universitäts-Missionen nicht belassen wird, nachdem der Stein einmal in Rollen gebracht ist. Als ob wir gerade in den Vereinigten Staaten an den (nach Dennis) 52 Missionsgesellschaften der Zersplitterung nicht übergenug hätten, und als ob die notwendige Folge dieser Neugründungen nicht eine Schwächung der alten Missionsorgane sein müsste, abgesehen davon, dass aus Mangel an Erfahrung und sachkundiger Leitung ganz unnützerweise wieder viel teures Leben wird bezahlt werden müssen. Die verständigen Bedenken, welche neben der triumphierenden Anzeige (S. 761 der Miss.-Rev. 1902) im Kleindruck (S. 700) geltend gemacht werden, fertigt die Redaktion sehr kurzer Hand ab.

Das Organ der Pariser Mission (Journal des Miss. evang. 1902, 209) veröffentlicht zum erstenmale eine Statistik der unter ihrer Leitung stehenden protestantischen Bevölkerung in Madagaskar. Dieselbe beläuft sich in den beiden Provinzen Imerina' und Betsileo auf 99393, unter ihnen allerdings zur Zeit nur erst 10461 Kommunikanten. Nach dieser Angabe stellt sich die Gesamtzahl der evangelischen Madagassen bedeutend höher als in meinem Abriss (7. Aufl. 1901) angegeben worden ist, nämlich einschliesslich die zu der Conferenz M.-G. (60000), den Quäkern (8579), den Norwegern (ca. 60000) und den Anglikanern (ca. 12000) gehörigen auf rund 249000. Die durch die römischen Gewaltthatigkeiten gesprengte und verängstigte evangelische Christenheit sammelt sich also wieder.

* * *

Die Statistik über die japanische Mission in 1901, der in der Z. M. 1902, 257 eine eingehende Beleuchtung gewidmet wird, zeigt — obgleich sie eine lückenlose, noch eine gleichmässige ist — nach einer langen Periode der Stagnation wieder eine bedeutende Zunahme der protestantischen Christenheit nämlich um 4183, so dass die Gesamtsumme derselben auf 46634 gestiegen ist. Ungerechnet die zahlreichen Katechumenen und bei verschiedenen Denominationen

getauften Kinder. Diese Zunahme ist die sichtbare Frucht der im Anfange von 1859 ins Werk gesetzten organisierten Evangelisationsarbeit (des Talkyo dendo. Z. 1901, 546), deren Gesamtwirkung freilich erst Ende 1902 zur vollst. statistischen Registrierung kommen kann. Auch die Zahl der griechischen (1000) und der römischen Katholiken (55824, mit Einrechnung der Kinder) hat sich vermehrt, aber während die Vermehrung bei den Protestanten $\frac{1}{10}$ beträgt, betragt sie sich bei den Griechen nur auf $\frac{1}{38}$ und bei den Römern nur auf $\frac{1}{48}$. Eine grosse Majorität der protestantischen Christen Japans kommt auf die Städte, hauptsächlich auf Tokyo, Yokohama, Osaka, Kobe und Nagasaki; in den kleineren Städten und gar auf dem Lande ist der Anhang ein geringer. Was die Kirchen betrifft, unter welche sich die 46634 protestantischen Kirchenglieder verteilen, so stehen die zur „Kirche Christi in Japan“ (Nippon Kiristo Kyokwai) organisierten Presbyterianer mit 11347 obenan; dann folgen die zur Kumieikirche angehörenden Gemeinden des kongregationalistischen Am. Board mit 10856 (ohne Kinder); zu dritt stehen die zur japanischen, bischöflichen Kirche (Nippon Sei Kokwai) zusammengeschlossenen Episkopalen mit 10328. Die methodistische Gruppe, deren Versammlungs-Verhandlungen noch nicht zum Abschluss gekommen sind, zählen 8875 und die gleichfalls noch nicht zusammengeschlossene baptistische 2303. Der Rest verteilt sich auf 14 kleine und kleinste Gesellschaften, unter ihnen der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein mit 140. Bedeutend ist die finanzielle Ertragsleistung ca. 235000 Mark, ein Plus gegen das Vorjahr von ca. 32000 Mark, dagegen entspricht die Zahl der Theologie-Studierenden nicht dem Bedürfnis, sie beträgt nur 105 und bewegt sich in absteigender Linie. Ebenso ist die Schülerzahl um ca. 1000 zurückgegangen, auf nur 10590, während die der Sonntagskinder um fast 2000 gestiegen ist und jetzt 36310 beträgt.

* * *

Ein römisches Urteil über die protestantische Mission in Japan. „Das vernünftliche Leben der Gnade und Wahrheit hat die Mission den Völkern zu bringen“ . . . , heisst es in den „Katholischen Missionen“ (1902, 267). Nach diesem Massstab bemessen, hat die protestantische Missionsarbeit auf Japan einen sehr geringen Wert. In Wirklichkeit hat der Protestantismus gerade in Japan in religiöser Hinsicht vorwiegend lösend, zersetzend gewirkt, und hier wie anderwärts einen Wirrwarr der religiösen Meinungen, einen seichten Rationalismus, eine kirchliche Unbotmässigkeit, geschaffen, wie sie schlimmer kaum gedacht werden können. Heute sind die Protestanten selbst entsetzt über den schrankenlosen Gebrauch, den die Japaner von dem Prinzip der freien Forschung und dem Recht selbständiger Gemeindegründung gemacht haben. Die Zersplitterung in Sekten und religiöse Parteien wächst von Tag zu Tag. Die Doschisa, die der Hort der bibelgläubigen Orthodoxie sein sollte, ist heute eine Hauptschule des Rationalismus geworden. Die Beziehungen zwischen den einheimischen und ausländischen Predigern spannen sich immer mehr.“ Dann wird aus den Cath. Miss. citiert: „Es sei nicht die Religion des Kreuzes, die man den Japanern lehre, nicht die wahre Wahrheit des Christentums, die man betone, nicht sein göttlicher Ursprung, die man als Motiv zur Annahme des Glaubens geltend mache. Man erlaube sich statt dessen darauf, dass die christliche Religion die Religion der ge-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Japaner seiner eignen Richtung sich dahin äusserten, dass, falls sie je zum Römischen zurückkehrten, sie es nur in der Form der römisch-katholischen Kirche thun würden, als der einzigen, die ihnen über die quälenden Zweifel wegbrächte."

Ein kleiner Zug aus der katholischen Missionspraxis in Japan. „Eine interessante Idee, zu deren Ausführung es aber an Geldmitteln fehlt, hatte (weil die katholische Mission durchaus nicht recht vorwärts will) ein hiesiger Missionar, der Pater Ferrand. Er gründet seinen Plan auf das Adoptivsystem, welches in Japan ausserordentlich verbreitet ist. Er will also geistig gut veranlagte Kinder armer Familien adoptieren, ihnen eine katholische und auch sonst ausgezeichnete Erziehung geben, die sie befähigen soll, einstens in ihrem Lande eine hervorragende Rolle zu spielen und damit den katholischen Ideen in allen Kreisen Eingang zu verschaffen.“ (Rath. Miss. 1902, 157.) Was wohl der heilige Paulus zu diesem Missionsmittel sagen würde, das dem s. Zt. in Afrika so viel praktizierten Kauf von Sklavenkindern verzweifelt ähnlich sieht!

Aus einem römischen Katechismus. Im Jahre 1899 ist unter bischöflicher Approbation von einem Jesuiten, dessen Namen in chinesischen Schriftzeichen gedruckt, aber nicht entzifferbar ist, ein in Mandarin geschriebener „Katechismus der christlichen Religion“ für Chinesen erschienen, aus welchem der chinesische Recorder (S. 226) folgende Fragen und Antworten mittheilt, die so charakteristisch sind, dass ich sie auch der heimathlichen Christenheit zur Kenntnis zu bringen für gerathen erachte.

Frage: Beruht die Lehre und das Regiment der Religionen ausserhalb der Pflöcke der römisch-katholischen Kirche auf zuverlässiger Einsetzung?

Antwort: Nein, weil jede Religion ausserhalb der Grenzpfähle der Kirche nicht die Religion Jesu ist. Sie haben keinen Auftrag Jesu empfangen und können nicht für ihre eignen Seelen sorgen, geschweige andere leiten und lehren. Sie geben sich die Uollmacht an, ihren Glauben auszubreiten und zu verteidigen, aber jede geht ihren eignen Weg. Wenn sie predigen, haben ihre Anhänger nicht den heiligen Geist. Im besten Falle sind sie alle Täuschungen (kann auch Lüge oder Betrug heissen).

Frage: Beruht die Lehre und das Regiment der sog. Jesus-Religion (in China Bezeichnung des Protestantismus) auf zuverlässiger Einsetzung?

Antwort: Nein. Jede Person dieser Religion kann glauben was und handeln wie es ihr gefällt. Sie hat kein einheitliches Regiment und ist in mehr Theilen gespalten als andere Religionen.

Frage: Wer hat den Protestantismus gegründet?

Antwort: Luther. Er war der Sohn eines deutschen Bergmanns und wurde (Jahre 1484). Seine Bildung vollendete er in Eisenach. Hier trat er später in den Augustinerorden als Mönch ein. Als er den Doktorgrad erhielt, wurde er zum Professor der Philosophie an der Universität Wittenberg gemacht, wo er berühmt

U Die historischen Irrtümer, welche reichlich unterlaufen, brauche ich den Lesern der A. M. Z. nicht besonders kenntlich zu machen.

wurde. Er ging immer darauf aus neue Theorien zu ersinnen und Lehren in dieser Weise zu erörtern, wie es nie zuvor geschehen war. Seiner ganzen Anlage nach war er ein eitler Mensch und dreister Bursche, voll von Zornesworten und Widerspruchsgeist. Er liebte die häretischen Schriften von Johann Bus und seine Seele wurde mit den Ideen derselben übersättigt. Er wurde immer schlechter, er achtete die Gebräuche und Vorschriften der römischen Kirche und besonders den Klerus. 1516 publizierte er vor der grossen Öffentlichkeit gewisse Lehren von grosser selbsterhebender Bedeutung und bald darnach ordnete der Papst einen Ablass an und beauftragte den ganzen Klerus mit Ausnahme der Augustiner ihn abzuhalten.

Von da an gesellte sich bei Luther zu dem Hass der Welt nun predigte er Lügen. Er erklärte die Lehre vom Ablass für falsch, die Sakramente für unnütz und dass der Mensch keinen freien Willen habe Gutes oder Böses zu tun. Am 18. Juni 1520 erliess der Papst ein Dekret, welches seine falschen Lehren verdammt und das Volk vor ihrer Befolgung warnte. Die Wut Luthers loderte auf wie ein Feuer, er bellte jeden an wie ein Hund. Er raste und fragte nicht nach der heiligen Religion und den Worten der Heiligen. Durch seine Lehren köderte er den Pöbel, sodass der Papst am 3. Januar 1521 ein anderes Dekret erliess, welches ihn aus der Kirche ausschloss. Hieran wurde Luther nicht blos unsinnig sondern auch masslos unmoralisch. Er entführte und verführte junge unverheiratete Mädchen. Kurz der Rede von seinen ehebrecherischen Ausschreitungen, die so gemein waren, dass wir nicht einmal über sie reden können, wurde ganz allgemein Luther starb 1546. Man sagt, dass er sich selbst erhängt hat. Das ist nur ein dürftiger Abriss seines Lebens. Kann darnach noch jemand glauben, dass Gott einen solchen Menschen mit der Gründung einer Religion beauftragt habe?

Frage: Wie kam Luthers Religion nach England?

Antwort: 1535 heiratete König Heinrich heimlich ein Weib namens Ann Boleyn und wünschte dann sein wirkliches Weib Katharina von sich zu thun und die A. B. an ihrer Statt zur Königin zu machen. Papst Klemens VII. hörte davon und sofort widersetzte er sich aufs tapferste, weil Gottes Gebot die Scheidung von einem Weibe verbietet so lange sie lebt. Heinrich wurde darüber masslos erbittert und befahl seinem ganzen Lande der katholischen Religion den Rücken zu kehren und der Luthers zu folgen. So kam die Religion Luthers nach England.

Frage: Ich habe sagen hören, dass der König von England das Haupt der Kirche sei. Ist das wahr?

Antwort: Ja, man sagt das, aber er ist nur der Herr des Bodens und regiert das Reich nur in weltlichen Angelegenheiten. Gott hat ihm niemals die Autorität geben, die Kirche zu regieren, sodass er fälschlicherweise diese Autorität in Anspruch nimmt. Es ist lächerlich. Einige Provinzen Englands sind presbyterianisch, andre bischöflich und alle unter dem Haupte des Königs des Landes. Ich bitte, die Frage zu erwägen: gründete Jesus unter diesen Bedingungen eine Religion?

Frage: Ist der Protestantismus heilig?

Antwort: Alle Europäer wissen dass er seinen Ursprung von 4 Männern

Salvator, Calvin, Zwingli und Heinrich VIII. Nun bitte ich dich, blicke nur wenig in die persönliche Geschichte dieses Quartetts und du wirst wissen, ob Protestantismus heilig ist oder nicht. Von Luthers Chäten habe ich schon einiges gesagt, ich will aber noch mehr hinzufügen. Er war ursprünglich ein Mönch, aber später schlecht. Er war voll List und Verschlagenheit. Er verführte eine Dame, dass sie sein Weib wurde.

Von da an wurde er der vollkommenste und schamloseste Lügner. Er kam soweit mit ihm, dass, wenn einer ein Schlemmer wurde, in Europa das allgemeine Sprüchwort ging: wir leben jetzt im Lutherschen Zeitalter. Luther selbst schrieb einen Segen, der mit den Worten lautet: Sausen und Fressen ist gut genug. Urteile doch selbst, ob ein Mensch heilig genug ist, um eine Religion zu gründen. Zwingli war auch ein Kleriker, aber er verleugnete seinen Glauben und wurde der nichtswürdigste Schuft. Einst beichtete er seinem Bischof: In Keuschheitsgelübde habe ich seit Jahren nicht gehalten. Jetzt möchte ich es ganz zu widerrufen und zu heiraten, um Hurerei zu vermeiden. Er betrog das Volk indem er sagte, er habe göttliche Macht für seine Chäten. Calvin war kein Kleriker. Sein Leben war voll der extremsten Ausschweifungen. Er war unzüchtig wie ein Vieh und darum seitens der bürgerlichen Obrigkeit an seiner Schulbank mit einem rotglühenden Eisen gebrandmarkt. Einer seiner Zeitgenossen namens Aloni schrieb: ich selbst sah Calvin in Verzweiflung sterben. Er hatte sich ein gefährliches Geschwür zugezogen, von dessen Fäulnis ein unerträglicher Gestank ausging. Als Heinrich VIII. starb, sagte er zu seinem Minister: ich habe alles verloren Ehre, Hoffnung, Gewissen, Himmel. An dem Leben dieser Menschen kannst du beurteilen, ob der Protestantismus heilig ist oder nicht."

So redet Rom über den Protestantismus vor urteilsfähigen (1) Chinesen! Und dann entrüstet es sich mit der Unschuld des beleidigten Lammes, wenn an dem Wahrheitssinn, an seiner Friedensliebe und an seinem Coleranzgeist gezweifelt wird.



Litteratur-Bericht.

Gensichen: „Bilder von unserm Missionseelde in Süd- und Deutsch-Ostafrika. Zugleich Fortsetzung der Kratzensteinschen Geschichte der Berliner Mission von 1893—1901. Berlin 1902. 518 S. Elefant geb. 4,50 Mk. Der Verfasser wollte sich zweier Aufgaben zugleich entledigen: er wollte die auf seiner 2jährigen Visitationsreise in Süd- und Ostafrika empfangenen Eindrücke und gemachten Erfahrungen zur Förderung der heimatischen Missionsgemeinde in der Kenntnis wie in der Liebe zur Mission verwerten, und zugleich das längst fühlbar gewordene Bedürfniss nach einer neuen Auflage der Kratzensteinschen Berliner Missionsgeschichte befriedigen. Nun hatte er allerdings

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



über Weise gethan hat. Gerade das Eingehen auf die in den verschiedenen Missionen wie in den verschiedenen Stadien der Entwicklung verschiedenen Fragen des praktischen Missionsbetriebs stellt die Missionsgeschichtschreiber grössere Gesichtspunkte und bewahrt sie dadurch davor, dass sie sich wesentliche Kleinigkeiten verliert, die wenig für die Mission begeistemde und hohen Aufgaben Verständnis erweckende Kraft besitzen.

Sehr eingehend beschäftigt sich der Verfasser, besonders in den von ihm bereisten Gebieten (das wichtige Transvaal blieb ihm wegen des Burenkriegs schlossen), mit dem Stande des geistlichen Lebens innerhalb der Missionen, und es ist viel Erquickliches, was er über denselben berichtet. Aber wenn man sich daran erfreut, so kann man sich doch des Eindrucks nicht entziehen, dass manche optimistische Täuschung mit untergelaufen sein mag, besonders so zuversichtliche Urteile über das innere Leben gefällt werden. Das ist ein Punkt, über den man weder durch eigene Schlüsse noch durch Generalurteile an die Missionare sichere Ergebnisse erzielen zu können meinen darf. Der durch Liebe geborne Optimismus ist gewiss eine missionarische Tugend, aber er muss gezügelt werden durch die gleichfalls zu den christlichen Tugenden gehörende Bescheidenheit, welche sich der Schranke des menschlichen Urteils in Sachen der Herbeiführung bewusst bleibt. Allerdings fehlt in den von dem Verfasser gezeichneten Bildern auch der Schatten nicht, aber ich fürchte, in manchen Fällen wird er von dem Lichte zu sehr überstrahlt. Nur in einem Punkte bin ich dem Gegenüber-Optimismus begegnet, nämlich wo G., S. 55 f. kurz über den eingebornen Lehrstand redet und kategorisch erklärt: „Niemand soll ein durchs Seminar gewählter Helfer als selbständiger Missionar ordiniert werden; er soll immer als Helfer dem weissen Missionar als seinem Vorgesetzten untergeordnet sein und Uikar heissen; dabei wird es hoffentlich bleiben.“ So besonnen nun über die Selbständigstellung heidenchristlicher Kirchen urteile, und so sehr ich einer Überhastung in derselben warne, ja überzeugt bin, dass sie auf den Missionsgebieten als absolute Unabhängigkeit von missionarischer Oberleitung nicht rätlich ist, so kann ich doch das kategorische „Niemand“ Gensichens nicht unterschreiben. Das „hoffentlich“ der Mission muss das Ziel immer im Auge behalten, dass wir mit der Selbständigkeit auch des eingebornen Lehrstandes kommen, als es bis jetzt der Fall ist. Freilich liegen gerade in Südafrika besondere Schwierigkeiten vor — das wäre gerade eine von den eingehend zu behandelnden Fragen gewesen, die in den Visitationsbericht hätten einbezogen werden sollen — und was der Verfasser von den schwarzen Geistlichen der sogenannten Kirche gesehen hat, mag ihn mit Recht „mit einem leisen Grauen“ erschauern, aber das rechtfertigt nicht sein Generalverdikt; *abusus non tollit usum*. Wie doch auch gefragt werden: hat die Mission, speziell auch die Berliner Mission, in der Erziehung eines eingebornen Lehrstandes bisher voll ihre Pflicht erfüllt? Selbstverständlich wollen wir keine Karikaturen, aber auch nicht „immer“

Reichlich ausgestattet ist das frisch und zum Teil schwungvoll geschriebene Buch mit Bildern, auf welche alle Sorgfalt verwandt worden ist, und die ihm in der wirklichen Zierde gereichen. Besonders bemerkenswert ist, dass die mei-

sten neu sind. Auch die beigegebenen Karten thun gute Dienste. Der Preis ist billig. Erfüllt das Buch auch nicht alle vielleicht unbescheidenen Anforderungen die ein Fachmann an dasselbe stellt, so ist es doch eine schätzenswerte Bereicherung der Literatur über die Berliner Mission und darum sei es dem Studium angelegentlichste empfohlen mit dem Wunsche, dass seine recht weite Verbreitung der jetzt so bedrängten Gesellschaft gesteigerte Hilfe bringen möge.

Pohl: „Aus den Anfängen unserer Breklumer Mission.“ Leipzig 1902. 150 S., geb. 1,20 Mark. Das ist bei all seiner Schlichtheit ein fesselnd geschriebenes Büchlein, und ich bin gewiss nicht der erste gewesen so von ihm angethan worden ist, dass er es in einem Zuge zu Ende las. Der Verfasser ist einer von den beiden ersten Breklumer Missionaren, die nach Indien gesandt wurden, so dass er in der Heimat wie draussen auf dem Missionfelde die Anfänge selbst mit durchlebt hat. Mit Pietät, Ernst und Hingabe schreibt er zuerst in aller Einfachheit das alte Breklumer Missionshaus, sein ganzes Leben darin, charakterisiert seine Leiter und Protpektoren, berichtet über die Prüfung und Abordnung und dann über die Reise nach und die Anfänge in Indien. Da beginnen und häufen sich nun immer mehr die Hindernisse, von denen die arglosen Brüder, die über das Land ihrer Bestimmung, Bastar, so gar keinen Bescheid wussten, daheim keine Ahnung gehabt. Sie fanden in Leipzig Helfer an den Leipziger und besonders den amerikanischen Missionaren am Generalkonzils in Kadschamandry, aber obgleich von einigen derselben in einem missionsfreundlichen Engländer auf der ersten Untersuchungsreise begleitet wurden, mussten sie doch einen wahren Passionsweg gehen. Auf anschaulichster Weise wird dieser Weg mit seinen mühseligen und enttäuschungsvollen Kreuz- und Querwegen beschrieben, bis sie endlich nicht in Bastar, sondern im Dscheyputande im Distrikt Salur, begründen konnten, wo es auch noch durch reichliches Gelingen ging. Kurz, es war ein schwerer Anfang; aber es ist nicht etwa eine Zeit in der er geschildert wird, sondern in einem frischen und männlichen Charakter Bild an Bild und Erlebnis an Erlebnis gereiht, so dass man nicht bloß die Spannung erhalten, sondern auch mit Bewunderung vor der Tapferkeit und Ausdauer erfüllt wird, mit der die manchmal naiven Brüder alle Hindernisse überwinden, bis sie endlich ihr Ziel erreichen. Hoffentlich beschenkt uns Herr Pohl bald mit einer ähnlich schlichten und anschaulichen Erzählung über den Verlauf der Breklumer Mission.

Adolphi: „Am Fusse der Bergriesen Ostafrikas. Geschichte der Leipziger evangelisch-lutherischen Mission in Deutsch-Ostafrika.“ Leipzig 1902. Mit 32 Bildern und 2 Karten. Leipzig 1902. 140 S., geb. 1,50 Mark. In diesem Buch gibt uns der schriftstellerisch gewandte Verfasser, ein Niederländer, ein auf sorgfältigem Quellenstudium beruhendes, anschauliches und lebendiges Bild von der jungen Leipziger Dschagga- oder Kilmandschare-Mission in Ostafrika. Die Wiederbesetzung der durch die Ermordung der beiden Missionare Overman und Brock (am 20. Okt. 1896) geweihten Stätte am Berge Meru. Die Wakamba-Mission bleibt unberücksichtigt. Gern hätte man gelegentlich den monatlichen Aufenthalt der ersten Leipziger Sendboten in Meru und die Thätigkeit der englischen Kirchen-Missions-Gesellschaft etwas eingehender

stern sie viel verkehrten. Nur der wenig lebenswürdig konkurrierenden Mission wird in einem besonderen Kapitel (20) gedacht. Die Auslegung ist sehr ansprechend.

Taylor (Frau, geb. G. Guinness): „Ein chinesischer Gelehrter. Bildungsgang und Bekehrung eines Konfucianisten.“ Deutsch. Gütersloh 1902, geb. 3 Mark. In einer: „Eine Seite aus dem Tagebuche einer Mission“ betitelt Einleitung wird der Leser über die Person des Helden dieser Geschichte kurz unterrichtet. Sein Name ist Hsi; er hatte sich den ersten Grad eines chinesischen Literaten, den des „blühenden Talents,“ erworben, war ein Gelehrter und nach der furchtbaren Hungersnot, die Ende der 70er Jahre seine Heimatprovinz Schansi heimsuchte, mit dem China-Inland-Missionar Hill bekannt geworden, durch den er zum lebendigen Glauben an Jesus, als seinen persönlichen Erlöser, kam. Nach seiner Bekehrung wurde er ein machtvoller Zeuge der Errettung, die in Christo ist und selbst ein Retter für viele Knechte des Opiums. Grund einer kurzen Autobiographie, zu deren Abfassung vornehmlich Frau Taylor ihn bewogen, hat diese nun seine Lebensgeschichte in ihrer malerischen Sprache, vielleicht etwas ausgeschmückt, beschrieben, doch umfasst diese Beschreibung nur die Hälfte des Buchs; sie ist in einen weiten Rahmen gefasst, der besonders den Bildungsgang eines chinesischen Gelehrten, aber auch allerlei anderes, z. B. eine Orientierung über die chinesischen Religionen, umfasst. Hsi, später Pastor geworden, ist bereits heimgegangen, aber seine Lebensgeschichte wird nicht bis zu seinem Tode, sondern nur bis zur Abberufung als Missionar Hill aus seiner Heimat erzählt; ob eine Fortsetzung in Aussicht genommen ist, wird nicht gesagt.

Mayer: „Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigt-Dispositionen.“ Ein Handbuch für Geistliche, Missionare und Missionsfreunde. Gütersloh 1902. Erstes Heft. S. 96, 1 Mk. 8 Hefte sollen erscheinen. In einem kurzen Vorwort sagt der Verfasser, was er mit seiner Arbeit beabsichtigt. „Während D. Grundemann bei dem Begriff Missionspredigt den Accent fast ausschließlich auf das erste Wort legt, ist es mir darum zu thun, den Predigtcharakter der rechten Missionspredigt zur Geltung zu bringen, d. h. zu fordern, dass die Missionspredigt wie jede Predigt Wortverkündigung sei und strengen homiletischen Grundsätzen entspreche.“ Auf Grund des vorliegenden ersten Heftes kann man nun kein sicheres Urteil über die Leistung des Verfassers fällen. Die reichlich gegebenen Dispositionen und auch die den Texten gegebenen Überschriften sind ihrer Mehrzahl nach textgemäss und ansprechend, und auch in den meist nicht weit umfassenden Meditationen steckt eine Fülle reeller Gedanken, obgleich manchmal Nebel liegendes übersehen wird, z. B. bei N. 8 (Matth. 4, 24) die für die Mission grosse Bedeutung des weithin schallenden „Gerüchts,“ oder bei N. 19 (Matth. 9, 36 ff.) der Jammer Jesu über die verschmachteten und zerstreuten Schafe, an die Jünger (nicht an alles Volk) gerichtete Aufforderung Jesu zur Bitte um Arbeiter und das mit dieser Aufforderung verbundene Gebetsgeheimnis, die grosse Bedeutung der Klage Jesu über die wenigen Arbeiter u. s. w. Gewiss werden viele die Gabe des Verfassers dankbar sein; aber ein durch die etwas einseitige Auffassung der sich gestellten Aufgabe bedingter Mangel der Gabe ist es, dass den

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

1.

November.

1902.

David Livingstone.

Der Pfadfinder der Mission im Inneren Afrikas.

Von P. Johannes Chieme in Steuden.

4.

Mit den Makololo quer durch Afrika.

Am 23. April 1852 trat Frau Livingstone mit den Kindern die Reise an. Innige Briefe ihres Mannes an sie aus der nächsten Zeit bezeugen, wie schmerzlich er sie vermisste und wie grundlos der Entschluß war, der ihm damals gemacht wurde: er habe, in seine überkommenen Pläne verrannt, kein Herz für seine Familie gehabt. Vielleicht war er so fest überzeugt, dass es seine Bestimmung und seine Pflicht sei, zu gehen und im Innern Afrikas der Mission Bahn zu bahnen, dass er seines eigenen Herzens Wünsche dafür zu opfern im Augenblick sich bedachte, obwohl ihm der Abschied von Weib und Kind ein wirkliches Opfer war. So schreibt er im ersten Briefe an die Seinen Abreise:

„Meine teuerste Mariel! Wie sehr vermisse ich Dich und die lieben Kinder! Unablässig sehnt sich mein Herz nach Euch Lass uns unsere Pflicht gegen unseren Heiland thun und wir werden uns wiedersehen Ich spreche alle meine Gefühle aus, aber ich kann in Wahrheit sagen, Du meine Treueste, die ich Dich liebte, als ich Dich heiratete, und dass ich Dich heisser liebte, je mehr ich mit Dir lebte Lass uns unsere Pflicht gegen Christum erfüllen und es wird uns mit Ehren durch die Welt bringen.“

Auch fühlte er wohl, dass sein jetziges Unternehmen über den gewöhnlichen hinausging, den man gewohnheitsmässig dem Missionswirken zuschreibt, dass er hinfort den Menschen mehr als Forschungsreisender, denn als Missionar erscheinen würde. Nichtsdestoweniger war er innerlich fest gewiss, gerade so seinen Missionarsberuf zu erfüllen. Was er ein Jahr zuvor seinem Vater geschrieben: „Ich bin ein Missionar mit

Leib und Seele. Gott hat einen einzigen Sohn und Er wurde Mann und Arzt. Ich bin eine arme, arme Nachahmung von Ihm wünsche es zu sein. In diesem Dienste hoffe ich zu leben, wünsche ich zu sterben," das galt auch jetzt noch, ja gerade jetzt.

Und seine Vorgesetzten, die Londoner Missionsdirektoren, ließen sein Vorhaben und bezeugten so, dass er mit der in dem erwähnten Brief an sie ausgesprochenen Voraussetzung recht hatte würden so lebendig wie er wünschen, dass die ganze Welt — „ganze“ betont — der Ehre des Herrn voll werde.“

So trat er am 7. Juni die Reise ins Innere des dunklen Kontinents an. Ende August erreichte er Kuruman. Hier durch einen Unfall aufgehalten, bekam er die Nachricht, dass Kolobeng von den Buren völlig ausgeplündert und verwüstet war. Sie hatten Setschele und andere Händler nach Norden hin durchzulassen, und als er sich dessen widerte, zogen ihn und die benachbarten Stämme der Bangwakatse und Bakaffa in einen Krieg überzogen. Es kam in der Nähe Kolobengs zum Gefecht, dem sich die Bakuena tapfer wehrten und 35 Buren töteten. In wütend, waren diese über die Station Livingstones, dem sie die Versorgung der Bakuena mit Gewehren schuld gaben, hergefallen, sein Haus ausgeplündert, das meiste von seinem Eigentum fortgenommen, seine Bücher zerrissen umhergestreut und selbst alle Flaschen Medizin zerschlagen. Livingstone fand darin eine Bestätigung seiner Ansicht über die Missions- und Kulturfeindschaft der Buren und mit seiner Entrüstung nicht hinterm Berge, sah aber in dem Unfall zugleich einen neuen Fingerzeig Gottes, der ihn in die ausserhalb ihrer Sphäre liegenden nördliche Länder wies. Freilich wurden ihm durch das Vorgehen der Buren auch neue Schwierigkeiten bereitet. Das Betschuanaland war in hoher Erregung, und viele Schwarzen aus Furcht vor den Buren nicht, ihn in Sebituane's Land zu begleiten. Er musste, um nur Führer für seinen Wagen zu bekommen, sich gegen ihm etwa auflauernden Buren auszuweichen, eine mehr westliche Route einschlagen. Auf dieser aber, obwohl sie ihn tief in die Betschuanawüste hineinführte, gelangte er doch schnell und glücklich zu Linyanti, der Hauptstadt der Makololo. Dort war unterdessen ein Wechsel in der Regierung eingetreten. An Stelle Mamochisanes war dessen Tochter Sebituane's, war deren junger Bruder Sekeletu zum Führer geworden. Dieser nahm Livingstone mit derselben Freundlichkeit wie sein Vater. Er zeigte auch Aufmerksamkeit für die Mission.

Evangeliums, obwohl er fürchtete, wenn er zuviel davon böre, würde
 wie Setsehele werden und alle seine Weiber entlassen. Auch im
 gab willige Zuhörer. Das benutzte der Missionar fleissig.
 In jedem Sonntage predigte er zweimal, indem er besonders den
 Plan der Erlösung, die Güte Gottes in der Hingabe seines Sohnes
 den Tod, die Bekräftigung seiner Sendung durch Wunder, das jüngste
 oder das zukünftige Leben, das Übel der Sünde und Gottes
 dagegen erklärte. Im Übrigen pflegte Livingstone auch hier
 den sonntäglichen Gottesdienst möglichst den feierlichen Formen der
 von England anzupassen und fand, dass diese eines gewissen
 auf die Zuhörer nicht verfehlten. Freilich, dass er damit
 nur vorbereitende Arbeit thue, dessen war er sich bewusst. Seine
 Aufgabe sah er doch immer in der Erkundung des Landes und
 in Auffinden eines geeigneten Platzes für eine zukünftige Zentralstation
 im Lande, sowie in der Eröffnung eines Weges nach der Küste. Se-
 unterstützte ihn dabei, und begleitete ihn selbst den Sambesi
 fast bis an die Grenze seines Gebietes. Auf diesem Zuge
 schenken sich Livingstone tiefe Blicke in die dunkle Nacht des Heiden-
 tums. Er wurde Zeuge furchtbarer Grausamkeiten, und obwohl alle,
 denen er zusammenkam, der Häuptling an der Spitze, gütig und
 aufmerksam gegen ihn waren, erschien ihm doch das Tanzen, Schreien
 und Singen, das Scherzen, Brummen und Zanken, das Totschlagen
 der Naturkinder eine schlimmere Prüfung als alles, was ihm das Leben
 der Missionar bis jetzt auferlegt hatte. Dazu kam, dass er, je weiter
 er nach Nordwesten vordrang, desto mehr Spuren der verwüstenden
 Wirkungen des Sklavenhandels fand. Dagegen einen gesunden Ort
 zur Niederlassung fand er nicht, musste vielmehr die Fiebernatur des
 Landes an sich selbst erfahren. Nie zuvor hatte er so an Fieber ge-
 litten. Das blieb auch so auf der Reise nach der Westküste. Nicht
 weniger als 31 Anfälle an Wechselfieber hatte er auf derselben zu
 erdulden. Sie war überhaupt eine der schwierigsten und gefährlichsten,
 die je in Afrika gemacht sind. Seine Ausrüstung war überaus mangel-
 haft. Nur 27 Leute verschiedener, an jenem Abschnitt des Sambesi
 wohnhafter Stämme, gewöhnlich mit dem Gesamtnamen Makololo be-
 zeichnet, begleiteten ihn. Um sie so wenig als möglich zu belasten,
 nahm er nur das Allernotwendigste an Nahrungsmitteln und Kleidung
 mit. Drei Musketen für seine Leute, eine Büchse und eine doppel-
 löthige Flinte für ihn selbst machten die ganze Bewaffnung der Reise.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



er an Lebensmitteln von ihnen bedurfte. Auch passte er sich soviel als möglich ihren Landessitten an und hütete sich peinlich vor Rechtsverletzungen irgend welcher Art. Aber Unverschämten wusste er auch kraftvoll zu begegnen und durch festes Auftreten zuletzt auch die missgünstigsten Häuptlinge sich entweder geneigt zu machen oder doch in Schranken zu halten. Welch Ehrenzeugnis für ihn, dass er sein Ziel erreicht hat, ohne auch nur ein einziges Mal von der Waffe Gebrauch zu machen, besonders wenn man an das Auftreten so manches anderen Reisenden denkt, der blutige Spuren im dunkeln Erdteil hinterlassen hat.

Die Wurzel aber, aus der diese weise, so erfolgreiche Behandlung der Eingeborenen erwuchs, war seine christusähnliche Liebe zu den Kleinen, Geringen, der brennende Drang, den Menschen in Afrika zu helfen, ihnen ein Bringer des Segens zu werden, den er selbst seiner Geburt in einem christlichen Lande zu verdanken, sich gerade angesichts der Greuel und der Not des afrikanischen Heidentums besonders lebhaft bewusst wurde. Es ist nicht blos, ja nicht einmal in erster Linie der energische Mann, der praktisch tüchtige, umsichtige Reisende, es ist vor allem der Christ und Missionar Livingstone, der durch alle Fährlichkeiten und Mühsale hindurch sein Ziel erreicht. Denn wie viel dazu sein Verhalten gegen die Eingeborenen, sein missionarisches Arbeiten an ihren Seelen beigetragen hat, das ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Er hat sie nicht bekehrt im landläufigen Sinne, aber er hat ihnen vorgelebt, was ein Christ sei, und so seine Begleiter aus innigster Anhänglichkeit an sich gefesselt und seine Widersacher durch die Macht seiner Persönlichkeit überwunden.

Am 31. Mai 1854 erreichte er in St. Paul de Loanda die Westküste. Zu seiner Freude fand er dort einen Landsmann, den englischen Kommissar zur Bekämpfung des Sklavenhandels Edmund Gabriel, dem Livingstone für herzliche Aufnahme, aufmerksame Fürsorge für ihn selbst und seine Begleiter und für treue Pflege während eines langen und schmerzlichen Anfalles von Fieber und Dysenterie zeit lebens dankbar blieb. Auch half ihm Gabriels Freundschaft und Umgang über die schmerzliche Enttäuschung hinweg, dass er bei seiner Ankunft in Loanda keinen Brief aus der Heimat vorfand, noch während seines dortigen Aufenthaltes erhielt. Zwei Jahre lang war er nun schon von seiner Familie getrennt; es lässt sich denken, wie heiss er Nachricht von Weib und Kindern und überhaupt aus der Heimat er-

sehnte. Da bot sich ihm Gelegenheit selbst nach England zurückzukehren. Der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kreuzers bot ihm an, ihn dorthin mitzunehmen. Aber so verlockend die Aussicht war, seine Lieben in wenigen Monaten wiederzusehen, er lehnte ab um seiner Makololo willen. Sie, die ihm bisher Creue gehalten, der Gefahr auszusetzen, dass sie seiner Führung beraubt auf dem Rückwege von feindseligen Stämmen angehalten, vergewaltigt, vielleicht gelötet oder zu Sklaven gemacht, nie die Heimat wiedersähen: — er müsste nicht Livingstone gewesen sein, wenn er sich dazu entschlossen hätte, um selbst früher in seine Heimat zu gelangen. Nein, er musste sie zurückführen. Was nachher mit Recht als eine seiner grössten und edelsten Thaten gepriesen wurde, ihm wars das Allernatürlichste und ganz selbstverständlich.

Auch war die Aufgabe, die er sich gesteckt, ja nur halb gelöst. Er hatte wohl die Westküste erreicht und so einen Weg erkundet, auf dem Sekeletu sein Elfenbein mit grösserem Vorteil verkaufen konnte als durch die Vermittelung der Sklavenhändler. Aber für eine am mittleren Sambesi zu beginnende Mission, die ihm noch immer als letztes Ziel seiner Mühen vorschwebte, war dieser Weg durch Fiebergegenden und das Gebiet feindseliger Stämme hindurch doch eine zu unsichere und zu lange Verbindungslinie nach der Küste. Vielleicht ermöglichte eine kürzere und bessere der grosse Strom selbst nach seiner Mündung hin. Es galt also auch noch seinen Lauf abwärens bis zur Ostküste zu verfolgen.

So wurde am 24. September 1854 die Rückreise angetreten. Neu ausgerüstet mit Gabriels Hille, alle mit Musketen versehen und durch die Freigebigkeit der über die neue Handelsverbindung erfreuten portugiesischen Kaufleute reiche Geschenke für Sekeletu mit sich führend, zog die Karawane fröhlich der Heimat zu. Aber länger dauerte die Rückreise als die Hinfahrt. Heftige Regengüsse, Fieber und andere Krankheiten, die verschiedensten Widerwärtigkeiten verzögerten die Heimkehr nach Linyomti bis zum 11. September 1855. Umso grösser war die Freude, mit der die weitgereiste Schar zuhause empfangen wurde. Und hatten sie auch auf dem langen Wege, um ihr Leben zu erhalten, fast alles wieder hergeben müssen, was sie sich persönlich in Loanda durch wochenlange Hafenarbeit erworben, sie waren doch die Helden, die „bis an das Ende der Welt“ gekommen waren.

und hatten ein lebendiges Gefühl davon, dass sie diese Reise nicht bloss gemacht, sondern etwas grosses für ihr Volk vollbracht hatten.

Und so sehr sie sich der Heimkehr freuten, — von neuem mit dem geliebten Führer auszuziehen in unbekannte Länder, waren sofort viele von ihnen bereit und infolge ihrer Erzählungen auch andere ihrer Mitgenossen. Auch an Sekeletu bewährte sich die herzugewinnende Macht von Livingstones Persönlichkeit. Er hatte in dessen Abwesenheit sich schlecht benommen, Raubzüge veranstaltet und andere Schlechtigkeiten verübt, sodass sein eigener Schwager Livingstone bat, ihn derb anzusprechen. Der Häuptling nahm aber dessen Vorhaltungen ruhig an und blieb ihm dennoch wohlgesinnt. Als jener sich anschickte, den Sambesi abwärts zur Ostküste vorzudringen, stattete er ihn aus freigebigste aus und gab ihm bis zu den Viktoriafällen, die Livingstone als erster Europäer sah, selbst das Geleite. Mit einer Begleitmannschaft von 114 Köpfen zog dieser dann weiter stromabwärts über mancherlei Mühsalen und Gefahren aus neue seinen kaltblütigen Mut, seine weise Besonnenheit und sein festes Gottvertrauen bewährend. In Cette, der ersten portugiesischen Niederlassung, auf die er stiess, liess er seine Begleiter zurück mit der Zusage, sie im nächsten Jahre wieder heimzuführen, und gelangte am 20. Mai 1856 in Quilimane an die Ostküste.

Was hatte er erreicht? Er hatte einen grossen, bis dahin völlig unbekanntem Teil Innerafrikas erforscht und festgestellt, dass die Mitte des Erdteils nicht die vermutete dürre Wüste, sondern ein wasserreiches, fruchtbares, dichtbevölkertes Hochbecken war, westlich und östlich von gesunden Höhenzügen begrenzt, die für die Niederlassung von Europäern geeignet erschienen. Und in dem Sambesi glaubte er eine bis auf wenige Strecken schiffbare Wasserstrasse von der Küste her zu dem östlichen dieser gesunden Landstriche gefunden zu haben, auf der ziemlich bequem ehrlicher Handel und Mission im Verein vorgehen könnten, die Leiden Afrikas zu lindern und besonders dem schlimmsten Schaden des Landes, dem Sklavenhandel, teils zuvorzukommen, teils entgegenzuwirken. Von der Willigkeit der Eingeborenen, Missionare und Kaufleute bei sich aufzunehmen, war er nach seinen Erfahrungen mit den Makololo überzeugt. Es galt nun in der Heimat für die Inangriffnahme eines derartigen Unternehmens zu werben und zu wirken.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

gewinnen, dienen. Es sollte sich „nicht so sehr mit dem beschäftigen, was bereits geschehen sei, als vielmehr mit dem, was noch zu leisten übrig bleibe.“

Und sein Wirken für Afrika in der Heimat war nicht vergeblich. Sein Buch fand reissenden Absatz, und Männer aller Richtungen, Gelehrte, Kaufleute, Menschenfreunde, Diener der Krone, fingen gleicherweise an sich aufs angelegentlichste für Afrika zu interessieren. Die Handelswelt begriff, dass Afrikas Innere, — nicht eine weite Sandwüste, wie man bisher geglaubt, sondern ein reiches, fruchtbares Land, — ein weites Gebiet für gewinnbringende Unternehmungen bot. Die Menschenfreunde wurden durch seine Berichte von neuem auf die verheerenden Wirkungen des Sklavenhandels und die auch an der Ostküste wie im Westen notwendige Bekämpfung desselben hingewiesen und lernten die schwarze Rasse in einem anderen Lichte sehen, als das war, welches die Grausamkeiten der Kaffernkriege auf sie geworfen hatten. Er zeigte ihnen, dass die Neger des Innern, richtig geleitet und gut behandelt, verständig und gesellig, voll Achtung für den weissen Mann, in den meisten Fällen bereit seien, ihn bei sich aufzunehmen. Und eben diese Erfahrungen Livingstones musste auch der Mission ein neuer Sporn werden, tiefer ins Innere Afrikas einzudringen, zu dem er überdies Zugänge von Süd und West und Ost her aufgedeckt hatte. Wirklich wurde dadurch nicht nur die Londoner Mission bezeugen, von Süden her eine Gesellschaft von Missionsarbeitern an den Sambesi zu Sekeletus Volk zu schicken, — ein Unternehmen, das etwas vor schnell begonnen, leider nahe am Ziel infolge schwerer Fiebererkrankungen der Mitglieder und des Todes des führenden Missionars Belmore und seiner Frau scheiterte, indem dadurch die übrigen Mitglieder sich zu schleuniger Umkehr bewegen liessen, — sondern Livingstones Vorträge in Dublin, Oxford und Cambridge, von denen zumal der letztere in einen feurigen Aufruf an die gebildete Jugend Englands ansief: die besten Kräfte in den Dienst der grössten Sache zu stellen, — gab auch den Anstoss zur Gründung der Universitäten-Mission und zu deren erster, freilich so unglücklich verlaufenen Expedition nach dem Schirehochlande.

Insonderheit aber strömte ihm von allen Seiten Interesse und werthatige Hilfe für das zu, was er selbst nun weiter plante. Über diese Pläne sagt er in eben jener Rede zu Cambridge:

„Ich für mein Teil beabsichtige als Missionar auszugehen. Mein Ziel in

Afrika ist nicht bios die Erhebung des Menschen, sondern eine solche Erschließung des Landes, dass der Mensch die Notwendigkeit der Errettung seiner Seele sehen möge. Ich habe vor, auf meiner nächsten Expedition den Sambesi zu besuchen, die verschiedenen Häuptlinge an seinen Ufern miteinander auszuwählen und sie zu veranlassen, Baumwolle zu bauen und den Sklavenhandel aufzugeben; sie treiben bereits Handel mit Elfenbein und Goldstaub und verlangen danach ihren Handel auszudehnen. So ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, ihre Interessen mit den unsrigen zu verbinden, und das Resultat wird die Erhebung Afrikas sein.

In seinem Sinne sollte auch das neue Unternehmen ein Missionswerk sein. Aber die Art, in der er zu arbeiten gedachte, sah Plan einer Verbindung von Mission und Handel, und — wie wir sehen werden, — eventuell auch Kolonisation, lag doch zu weit ab von der bisherigen Ansicht von Missionsarbeit und Missionsbetrieb, als dass er bei seiner zarten Gewissenhaftigkeit noch länger hätte Gehalt von der Londoner Gesellschaft beziehen und diese dem Vorwurf von seiten ihrer beitragenden Mitglieder aussetzen mögen, sie weiche von den eigentlichen Zwecken einer Missionsgesellschaft ab. Er hielt daher sein Verhältnis zu ihr, und die für sein neues Unternehmen interessierten einflussreichen Kreise erwirkten ihm dafür die Unterstützung der Regierung und ein von Lord Clarendon, dem Sekretär des auswärtigen Amtes, unterzeichnetes förmliches Patent, das ihn zum Kommandanten Ihrer Majestät zu Quilimane für die Ostküste und die unabhängigen Gebiete im Innern, sowie zum Chef einer Forschungsexpedition in Ost- und Zentralafrika ernannte.

So brach er am 10. März 1858 von neuem nach Afrika auf. Als Mitglieder der wohlausgestatteten, sogar mit einem für den Sambesi und seine Nebenflüsse bestimmten kleinen Dampfer versehenen Expedition begleiteten ihn eine Anzahl Männer der verschiedensten Berufsarten, unter ihnen sein Bruder Charles. Auch Frau Livingstone mit dem jüngsten Sohne Oswell ging mit hinaus, musste aber aus verschiedenen Gründen vorerst in der Kapstadt zurückbleiben und zu ihren Eltern nach Kuruman gehen.

Am Sambesi angekommen land die Expedition die von den Portugiesen bisher verheimlichte Kongonemündung desselben für die Schifffahrt sehr günstig und erwählte sie zum Stützpunkt für weitere Unternehmungen. Diese aber wurden bald auf mancherlei Weise erschwert. Zwischen dem Schiffsoffizier, der den mitgeführten Dampfer leiten sollte, und Livingstone kam es zu einem Zerwürfnis infolge dessen derselbe seine Entlassung nahm. Mit geübter Ent-

lassenheit und Energie übernahm Livingstone selber neben seinen
 eigenen Pflichten den Befehl über das Schiff. Hätte dieses nur selbst
 den gegebenen Erwartungen mehr entsprochen. Aber es erwies sich
 wenig tauglich, verbrauchte ungeheure Lasten von Feuerungsmaterial,
 trotzdem leistete seine Maschine nichts rechtes. Dazu stellte es
 sich heraus, dass der Wasserstand des Sambesi stark wechselte,
 sein Bett sich bei jedem Hochwasser veränderte. Bei niedrigem
 Wasser war es schwierig, für das Schiff eine sichere Fahrrinne zu
 finden und inne zu halten. Auch blieben Fieberanfalle, unter den
 Mitgliedern der Expedition nicht aus, und über das alles musste
 Livingstone die Erfahrung machen, dass die portugiesischen Lokal-
 Beamten trotz aller persönlichen Liebenswürdigkeit einiger Offiziere
 und Beamten und entgegen den wohlwollenden Zusicherungen ihrer
 portugiesischen Regierung im Geheimen ihm auf alle Weise entgegenarbei-
 teten, weil sie fast alle am Sklavenhandel beteiligt waren. Doch alle
 diese Hindernisse wurden unter der anfeuernden Macht seiner Persön-
 lichkeit mit Tapferkeit und Charakterkraft überwunden, und die wertvollsten
 und folgenreichsten Entdeckungen gemacht.

Der Rest des Jahres 1858 wurde zur Untersuchung des Sambesi
 zu den etliche Meilen oberhalb Tette's liegenden Kebrabassastrom-
 stellen verwendet. Dabei wurde der Doktor in Tette von seinen
 zurückgelassenen Makololo aufs freudigste begrüßt. Oft waren sie
 von den Tetteleuten verspottet worden: euer Engländer wird nicht
 zurückkehren. Und nun kam er doch und hielt sein Versprechen. Das
 wirkte nicht nur seinen Einfluss auf sie selbst, sondern gab seinem
 Namen weithin unter den Eingeborenen einen guten Klang.

Da sie aber inzwischen ihren Lebensunterhalt in Tette gefun-
 den hatten, war er nicht genötigt, sie sofort in ihre Heimat zurück-
 zukehren, konnte vielmehr das folgende Jahr zu einer gründlichen Er-
 forschung des Schire benutzen, die die wichtigsten Ergebnisse hatte.
 In drei Reisen diesen Fluss hinauf, deren letzte zur Entdeckung des
 Kasasees führte, öffnete er ein weites Gebiet, das bisher von den Por-
 tugiesen noch nicht besetzt für Handels- und Missionsunternehmungen,
 für eine englische Ansiedlung ihm sehr geeignet erschien. Denn
 der Schire war bis zu den Murchisonfällen mit einem flachgehenden
 Flußufer wohl befahrbar, und oberhalb dieses nicht allzuschwer zu um-
 gehenden Hindernisses bildeten Fluss und See einen bequemen Zugang
 zum Herzen des dunklen Erdteiles. Ein dorthin geschaffter Dampfer

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Er war bereit, aus eigenen Mitteln 2—3000 Pfund beizusteuern, 20—30 schottische Familien sich entschlossen, versuchsweise zuzukommen.

In England würdigte man aber besser als Livingstone die Schwierigkeiten, die das Klima, die portugiesische Beherrschung des unteren Stromes u. a. m. einer englischen Ansiedlung im Schirehochland beizubringen mußte, und ging nicht auf seinen Plan ein. Es war auch ein Irrtum, von solch enger Verbindung mit Kolonisation für die Missionsarbeiten Vorteile zu erwarten. Mannigfaltige Erfahrungen auf den verschiedensten Missionsfeldern beweisen das Gegenteil.¹⁾

Inzwischen hatte die Universitätenmission einen ganz ähnlichen Plan gefasst. Sie wollte eine Arbeit im Innern Afrikas beginnen und diese mit der Missionsthätigkeit Handel und Industrie verbinden. Mit großer Freude hörte Livingstone davon und empfahl sofort den oberen Strom als geeignetes Feld.

Er stand damals im Begriff, die Makololo, so viele ihrer dazu geeignet waren, nach Hause zu bringen. Das führte er aus, wurde von Sekake und seinem Volke mit der alten Freundlichkeit aufgenommen, aber auch das traurige Ende der Expedition, die während seiner Abwesenheit die Londoner Missions-Gesellschaft nach Linyanti gesandt hatte, und erquickte sich daran, „wieder jeden Abend mit den Makololo herzusitzen und ihnen von dem zu erzählen, der vom Himmel zur Rettung der Sünder herniederkam.“ Denn noch immer war er mit seiner Seele Missionar und „des Entdeckens müde, wenn keine Frucht darauf folgte.“ Dann eilte er nach dem Kongone hinab, um in der Nähe zu sein, wenn die Mitglieder der Universitäten-Mission kämen, und bei dem Unternehmen nach Kräften zu helfen, von dem diese Frucht erhoffte.

Aber traurig fand er das Land verödet, als er nach einer kurzen, ergebnislosen Untersuchung, ob man auf dem Nowuma zum Njassa auf gelangen und so das portugiesische Gebiet vermeiden könne, in dem neuen besseren Dampfer „Pionier,“ den ihm die Regierung soeben herausgeschickt hatte, den Bischof Mackenzie und seine Begleiter in die Schire hinaufbrachte. Indem sie sich als „des Doktors Kinder“ gaben, waren die Portugiesen auf seinen Spuren in das Thal gelangt, und hatten auch hierher den verruchten Sklavenhandel ge-

1) Siehe *Missionsrundschau* i. d. J. M. Z. 1902, 289 ff.

tragen. Die kriegerischen Hjava im Südosten des Njassa hatten auf die Mangandja gehetzt und kauften ihnen die im Kampfe gemachten Gefangenen ab. Überall auf dem Wege vom Flusse zum Hochlande stiessen Livingstone und seine Begleiter auf verwüstete Fluren und verbrannte Dörfer voll Leichen der Erschlagenen und hörten von ferne die Klagen der Verwundeten und Gefangenen vermischt mit dem Siegesgeheul der Hjava. Einen Trupp Sklaven konnte man freieren, weil beim Herannahen der Weissen ihre Treiber die Flucht griffen. Dann aber kam es zu einem kriegerischen Zusammenstoss mit den Hjava, als man mit ihnen verhandeln wollte, und da geschah es zum ersten und einzigen Mal, dass Livingstone gegen Eingeborene Waffen gebrauchte. Die Erregung des Augenblicks und die besonderen Umstände rissen ihn fort. Aber als nun der Bischof von Magona aus, wo er sich niedergelassen hatte, weiterhin mit den Waffen, die die gejagten Mangandja eintrat und seiner jungen Mission in Mafeking befreiter Sklaven eine schwere Last auflud, missbilligte Livingstone das entschieden und sah schwere Konflikte voraus, zumal ihm ausserdem sonst die Unerfahrenheit der Missionare und ihr immer mehr zu tretender Mangel an Geschick im Verkehr mit den Eingeborenen ein Besorgnis einflösste.

Diese erwies sich in der Folgezeit nur allzu begründet. Da während Livingstone mit seinem Bruder eine Bootsfahrt zur genaueren Erforschung des Njassa machte und dann zur Sambesimündung hinüberging, um allerlei Vorräte und das von ihm für den oberen Schire und den See auf eigene Kosten angeschaffte Schiff, die Lady Njassa, seinen neu angekommenen Mitglieder der Missionsgesellschaft heranzubringen, empfing das Werk auf dem Schirehochlande den Codesstoss, teils infolge jener von Livingstone beklagten Unerfahrenheit der Missionare und teils infolge der falschen Politik des Bischofs, teils durch widrige Zufälle, die den Mackenzies und mehrere seiner Gefährten am Fieber gerade da die Folge hatten, als Verstärkung für sie herannahte.

Ein schwerer Schlag für Livingstone und die ganze Expedition, der er vorstand. Zum ersten Mal schienen seine Missionspläne, denen er sich soviel für Afrika versprochen, Wirklichkeit werden zu sollen, da scheiterte alles in kaum Jahresfrist. Und zum Überflusse von solchen, die ihm Dank schuldig waren, versuchte, ihm die Schuld an dem Unglück aufzubürden, als hätte er angeraten, wovon er vielmehr abgeraten hatte. Aber entmutigt wurde er dadurch nicht.

„Ich werde von meiner Arbeit kein Haar breit ablassen, so
 ich am Leben bleibe,“ schreibt er an den Bischof der Kapstadt,
 der Mahenzies Tod ihm berichtet. Und dass es dessen Nachfolger
 an Mut fehlte, das Werk im Innern fortzusetzen, reisst ihn, den
 ihm Urteil über andere sonst so milden Mann, zu dem bitteren
 fort:

„Was für eine Mission das sein würde, wenn es keine Schwierigkeiten
 als in Pantoffeln herumzuspazieren, die von bewundernden jungen
 gemacht wurden. Hal das passte mir nicht. Es würde mich gewiss
 machen; allein es giebt vielerlei Geschmack in der Welt.“

Zu dieser berben Enttäuschung kam in derselben Zeit das
 werste hinzu, was ihn in seinem persönlichen Leben treffen konnte.
 demselben Schiff, das die „Lady Njassa“ brachte, war auch seine
 angekommen, um ihm wie früher in Kolobeng und am Njami-
 bei seinem Werke eine Gehilfin zu sein. Und sie starb zu
 am Fieber, nachdem die Gatten nach so langer Trennung
 3 Monate wieder vereinigt waren am 27. April 1862. Wie
 sein Schmerz ging, zeigt am besten das Wort in seinem Tage-
 : „Meine teure, teure Maria ist heute schon 14 Tage im Himmel
 ausser dem Leibe wallend, daheim bei dem Herrn. Zum ersten
 in meinem Leben fühle ich mich bereit zu sterben.“ Aber mit
 undernswerter Spannkraft richtete er auch aus dieser Ziele der
 sich auf, seine Pflicht zu thun und sein Werk fortzusetzen.

Nachdem er die „Lady Njassa“ vom Stapel gelassen, machte er
 im Herbst desselben Jahres zu einer nochmaligen Untersuchung
 Nowuma auf. Sie verlief wiederum erfolglos. So brachte er sein
 nach den Murchisonfällen, um es in Stücken an diesen vorbei
 oberen Schire hinauftragen zu lassen. Da erreichte ihn der Be-
 seiner Regierung, der die Expedition zurückrief, weil sie die
 für die sie ausgerüstet worden, nicht erreicht und sich viel
 lustspieliger erwiesen habe, als man ursprünglich erwartet. So ent-
 Livingstone war, musste er diese Gründe doch anerkennen.
 Der offene und geheime Widerstand der Portugiesen hatte in der That
 klug geplante und mit zäher Ausdauer ins Werk gesetzte Unter-
 um fast alle Frucht gebracht. Noch nutzte er die Zeit bis
 Eintritt des Hochwassers, das für die Chalfahrt des Expeditions-
 notwendig war, zu einer genaueren Untersuchung des westlichen
 bis zum Loangwa hin, dann führte er seine beiden Schiffe

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

späteren Missionsunternehmungen von Nutzen sein konnten. Und hofft, indem er eine immer genauere Einsicht in den verruchten Sklavenhandel gewinnt, um so besser nachher die Wege zu seiner Bekämpfung zeigen zu können. Aber auch das geographische Problem selbst interessiert ihn. Und wenn er es löste, welches Gewicht würde dann in der ganzen Welt sein Wort gewinnen, seine Bitte: Unger Afrika nicht!

So zieht er weiter. Die feigen Johannaleute entlaufen ihm im Westen des Njassa aus Furcht vor den räuberischen Mazitu und verbreiten die Nachricht, er sei von diesen ermordet. Und nun verschwindet er für fast fünf Jahre im dunklen Innern des Erdteils, bis ihn Stanley im Herbst 1871 zu Udschidschi findet von allem entblüht halb verhungert, zum Tode erschöpft durch Fieber und andere Leiden. Inzwischen hat er, von seinem Pflichtgefühl weiter und weiter getrieben, den Moerosee, den Bangweolosee, den Cualaba entdeckt, ist durch Manyuema bis nach Nyangwe vorgedrungen, hat die wertvollsten Beobachtungen gemacht und peinlich genau seinen Tagebüchern einverleibt. Aber was für Leiden an Leib und Seele hat er in dieser Zeit auch erduldet, wie oft ist er am Rande des Grabes gewesen, was für furchtbare Scenen hat er erlebt, als er zu Nyangwe, ohne es zu wissen, in das Jagdgebiet der arabischen Sklavenjäger verschlagen war.

Aber aufrecht erhalten hat ihm in alledem sein unerschütterliche Gottvertrauen, das in der schwersten Bedrängnis ihn immer wieder gestützt machte: „Es muss noch alles gut werden. Er wird sein Wort halten — der Gnädige, der voll ist von Erbarmen und Wahrheit; kein Zweifel daran.“ Ja selbst einen gewissen Humor hat er sich in diesem steten Aufblick zu Gott bewahrt; besonders in den Briefen an sein Cochier Agnes bricht er immer wieder hervor. In seinem Verkehr aber mit den Menschen, mit denen ihn sein Weg zusammen führt, und ob Sklavenhändler waren oder nichtsnutzige Träger, die ihm seine wertvollsten Vorräte verschleuderten und heimtückische Pläne gegen ihn schmiedeten, hat er stets nach der Regel gehandelt, die er schon an der Makololo erprobt und immer befolgt hat: „Es sollte nie vergessen werden, dass der Einfluss auf die Heiden nur durch geduldiges Ausdauern im Gutes thun gewonnen werden kann, und dass seines Betrages unter Barbaren so notwendig ist wie unter Civilisierten.“

Dass dieser Christ und Gentleman auf Stanley sofort den tiefsten Eindruck machte, ist sehr erklärlich. Gern hätte er ihn mit sich

genommen. Aber Livingstone hielt seine Aufgabe für noch nicht gelöst. Um die Wasserscheide völlig klar zu legen, wollte er südlich um alle Quellen herumgehen und dann erforschen, ob die Meer des Cualaba zum Nile flössen. Indessen seine Kraft war zu Ende.

Von Stanley neu ausgerüstet, kam er von Tage zu Tage mehr fallend noch bis zum Südufer des Bangweolo-Sees. Da hauchte er einsamer Hütte in der Nacht zum 4. Mai 1873 seine Seele aus im Vertrauen von Gott Segen herabflehend auf Afrika und auf jeden, — Afrikaner, Engländer, Türken, — der die offene Wunde der Welt heilt.

Dass er nicht umsonst gelebt und nicht vergebens für Afrika gegeben ist, ist seitdem herrlich offenbar geworden. Wie eine Verwirklichung des Segens, der durch ihn nach seinem Tode auf die Völker Afrikas kommen sollte, war schon die That der Treue, die seine schwarzen Diener an seinem Leichnam thaten, indem sie ihn unter den schwersten Gefahren nach der Küste trugen. Sie zeugte davon, dass es christlichen Glauben und christlicher Liebe gelingen werde, nicht nur zu dem Inneren Afrikas Bahn zu brechen, sondern auch zu den Herzen der Afrikaner. Seine Schilderungen der Greuelthaten der Sklavenhändler, die so oft mit wehem Herzen hatte sehen müssen, weckten das Gewissen der ganzen evangelischen Christenheit, sodass die Staatsgewalten in Europa sich aufmachten, diesem Fluche Afrikas ein Ende zu bereiten. Die Sklavenjagden wenigstens haben last ganz aufgehört. Und auf den Pfaden, die er gefunden, sind von allen Seiten die Boten des Friedens ins Innere Afrikas vorgedrungen: zum Schirehochland und an den Njassa seine Landsleute gefolgt von den Arbeitern der Brüdergemeine und der Berliner M. G. Die Universitäten-Mission hat sich aus der Barbarei aufgerafft, in die er sie versinken sah, und hat ihre Arbeit vom Rowuma hinauf, der ihm so viele Enttäuschungen bereitet, bis zur Südspitze und Mitte des Njassa vorgetrieben. Am Südende des Nyanganyika steht die Londoner M. G. in Arbeit, die ihn zuerst nach Afrika gesandt. Zum Sambesi, wo seine treuen Makololo gewohnt, hat der tapfere Coillard vorgedrungen. Auch die Gründung der Sklavenstation Freretown und die so überraschend erfolgreiche Ugandamission wenigstens indirekt auf Livingstones Einfluss zurückzuführen. Und überall ruht der Segen, den er sterbend herabgefleht, auf der Arbeit seiner Nachfolger und führt die von ihm so geliebten Afrikaner ins Christentum ein.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Die Mission in den deutschen Kolonien.

Von P. Paul in Lorenzkirch.

Deutsch-Ostafrika.

Hier bilden die bewohnbaren oder, vorsichtiger ausgedrückt, zur Zeit bewohnten Gebiete wie in Südwestafrika nur einen mässigen Teil des Landes. Die Angaben schwanken zwischen $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{5}$. Alles andere ist Steppe, wo nur kleine Massaihorden oder andere nomadische Stämme hausen. Fast das ganze Gebiet ist gut erforscht, mit einem Netz deutscher Militärlager gleichmässig überspannt, und die widerstrebenden Stämme sind so ziemlich zur Ruhe gebracht.

Der Naturart des Landes entsprechend sind auch die Missionsfelder inselartig über Deutsch-Ostafrika verteilt. Es ist ein unverkennbares Vorurteil, dass die Missionare es mit einzelnen, nicht sehr grossen Völkern zu thun haben, bei denen von einer geschlossenen Macht des Heidentums nicht die Rede sein kann. Der an der Küste ehemals herrschende Islam verliert immer mehr an Bedeutung. Die Bergvölker zeigen sich im allgemeinen zugänglicher für das Christentum, als die der Ebene, das gilt auch von den isoliert wohnenden im Vergleich mit den vom Karawanen- und Küstenverkehr verdorbenen Negern. Schnellere Erfolge würde die Missionsthätigkeit haben, wenn nicht überall neue Sprachen, deren Erforschung eben erst begonnen hat, erlernt werden müssten. Die römische Mission hat sich, wie überall, in verschiedene evangelische Arbeitsfelder mitten hineingesetzt, aber es giebt hier mehr als in den anderen Kolonien von der evangelischen oder der katholischen Mission ausschliesslich besetzte Gebiete.

Im Küstengebiet hat 1887 die Berliner ostafrikanische Mission eingesetzt und neben der schon 1867 gekommenen Universitätenmission für ihre Kräfte last allzugrosses Arbeitsfeld gefunden.

Berlin III hat in seinem Südgebiet (Dar-es-Salaam samt den beiden Stationen im dahinterliegenden Usaramo) einen harten Boden zu bearbeiten. Viele Krankheit der Missionsgeschwister und der dadurch bedingte Mangel an stetig wirkenden Kräften brachten in den letzten Jahren einen gewissen Stillstand der Arbeit mit sich. Am fühlbarsten in Dar-

es-Salaam, wo die einst viel besprochene Missionsniederlassung dem Immanuelskap nur noch eine untergeordnete Rolle spielt, seitdem die deutsche Gemeinde in der Stadt einen besonderen Gelingen und ihre eigene Kirche bekommen hat. Die Mission war eine Zeit lang nur durch den christlichen Syrer Domet vertreten. Seit 1897 ist wieder ein Missionar da. Aber von rechtswegen müsste diese wichtige Posten viel stärker besetzt sein. Aus dem letzten Jahresbericht ist zu ersehen, dass die seit 1887 bestehende Station nur 11 evangelische Christen hat; in der Missionsschule lernen nur 11 Schüler. Wenn man damit die in der Stadt mit Nachdruck betriebene römische Propaganda vergleicht, kann man den Wunsch nach grösserer Kraftentfaltung auf evangelischer Seite nicht unterdrücken. Besser sieht es auf der seit 10 Jahren besetzten Station Kissarawe aus, das in einem Kranz von Aussenstationen umgeben ist. Hier ward namentlich die letzte Hungersnot und die von der Mission vermittelte Hilfe dem Leiblichen ein Schlüssel zu den Herzen. Seit 1897 hat Missionar Lindemann einen Anfang mit der Ausbildung eingeborener Gehilfen gemacht. Es soll künftig in der kürzlich entstandenen Mittelschule noch systematisch betrieben werden¹⁾.

Das nördliche Arbeitsfeld der Gesellschaft in Usambara macht bessere Fortschritte. Das gilt weniger von der Hafenstadt Tanga als von den im Gebirge liegenden Stationen, unter denen Hohenfriedberg den obersten Platz behauptet. In Bumbuli ist 1899 die vierte Station unter den Waschamba entstanden. Zwar klingen auch die Berichte von diesem Berglande etwas gedämpfter, seitdem an die Stelle der anfangs mit besonderer Begeisterung betriebenen „Verkündigung“ mehr die geordnete Stationsarbeit getreten ist, und gerade in jüngster Zeit hat es nicht an schmerzlichen Rückfällen auch im Kreise der eingeborenen Gehilfen gefehlt. Aber die zahlreichen Tauten des letzten Jahres (Hohenfriedberg, wo noch die Begründer Johanssen und Wohlrab wirken hatte deren 50), die noch zahlreicheren Taufbewerber (in Wuga 161) sowie der gute Schulbesuch lassen ein gesundes Wachstum nach allen Seiten hin erkennen. Ein bemerkenswertes Ereignis war der im Februar d. J. erfolgte völlige Untergang der Stadt Wuga. Zu Dr. Krapfs Zeiten eine unnahbare Ueste des Heidentums, zählte es noch einige Jahre nach

1) Zur Zeit schweben Verhandlungen zwischen Berlin III und I, welche vermutlich zur Übernahme des Usaramogebiets seitens Berlin I führen werden. D. 5.

deutschen Besitzergreifung mit seinen 500 Hütten und 2000 Wohnern zu den grössten Städten im Innern von Deutsch-Ostafrika. Die Macht des einst über das ganze Usambara herrschenden Häuptlings gebrochen war, ging es in den letzten Jahren immer mehr zurück, während die gegenüberliegende Missionsstation, die denselben Namen trug, mehr und mehr wuchs. Nun ist die heidnische Stadt ganz vergebrennt.

Berlin III hatte Ende 1901 folgenden Bestand: 8 Hauptstationen, 10 Missionare (die allerdings zum Teil in der Heimat weilen), 8 europäische Hilfsarbeiter, 1 unverheiratete Gehilfin, 26 eingeborene Helfer, 19 Ebristen, 16 Schulen und 429 Schüler. Die Missionsgesellschaft widmet den Kulturarbeiten — Ausbildung von Handwerkern und dergl. — besondere Aufmerksamkeit zu.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Berliner Usambara-Mission steht eins der von der Universitäten-Mission besetzten Arbeitsfelder im deutschen Gebiet. Es kommt hier für uns nur deren Sansibar-Diözese in Betracht, die im Dezember 1901 in Dr. Hine einen neuen Bischof erhielt; ihr zweiter Bischofssprengel am Njassa-See liegt ganz im englischen und portugiesischen Gebiet¹⁾. Auch die Arbeiten auf Sansibar wollen wir nur kurz streifen. Von Wichtigkeit für das deutsche Gebiet ist namentlich die vor zwei Jahren erfolgte Gründung der Theologischen Schule St. Markus, in der unter Leitung des Rev. Evans die besten Eingeborenen aus dem Magila- und Rovuma-Distrikt in den theologischen Fächern weitergebildet werden, als es auf ihrer Heimatstation geschehen kann, und die, wenn sie in der bischöflichen Kathedrale die Diakonen- oder Priesterweihe erhalten haben, wieder in ihre Heimat ziehen. Die Mission verlor in dem vor einem Jahre verstorbenen General Mathews, dem ersten Minister des Sultans von Sansibar, einen wertvollen Freund und Gönner. Noch schwerer aber hat sie den Verlust einer Reihe tüchtiger Missionsarbeiter zu tragen, sodass die Klagen über Mangel an europäischen Arbeitern in den letzten Jahren gar nicht mehr verstummen wollten. Beachtenswert ist das Geständnis des Bischofs beim letzten Jahresfest in London, dass die Universitäten-Mission bisher so gut wie gar nichts zur Überwindung des Islam an der Küste gethan habe. Er verlangt darum jetzt Männer nach Sansibar, die arabisch verstehen und die Gebräuche der Mohammedaner kennen.

1) Über denselben siehe Rundschau S. 295 ff.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

dort, hat aber bis ins letzte Jahrzehnt unter den unsichern Zuständen zu leiden gehabt. Der Yao-Stamm, mit dem sie sich zu thun hat, wurde durch die raubgierigen Magwangst in einer Bergwildnis zusammengetrieben. Seitdem aber die Regierung Frieden ins Land gebracht hat, zerstreute er sich mehr, was um der Ernährung willen nötig ist. Der Missionar hat daraus immer neue Schwierigkeiten, weil sie ihre Stationen verlassen muss. Sie hat hier schon von ihrem Prinzip abgehen müssen, eine feste Zentrale im Distrikt zu haben. Es giebt deren zwei: Masasi und Masasi. Aber das jetzige Newala ist schon die dritte Station dieses Namens, Masasi die zweite. An den ehemaligen Plätzen herrschen noch in wuchernder Wildnis.

Der Distrikt galt bisher als gesund. Seit Bischof Smythies' Zeit ist ein Europäer in ihm gestorben, um so empfindlicher war der Distrikt. Im März 1901 zwei Missionare und im Juni 1902 ein dritter, der begabte Rev. Gee in Masasi, starb. Glücklicherweise steht der Diakonus Carnon der seit 20 Jahren auf dieser Station als erfahrener Ratgeber zur Seite. Er wird von allen geradezu „Vater der Mission“ genannt. Newala und seine Frau Mkoos werden von dem eingeborenen Geistlichen Daudi der 1901 die Priesterweihe empfing, verwaltet. In der Mission geht es trotz empfindlichen Arbeitermangels, über den seit Jahren wird, gut voran. In Masasi wurden vorige Ostern auf einmal getauft und der Bischof hatte bei seiner Durchreise von Likoma über binnen einigen Tagen 373 Konfirmationen zu vollziehen. Die Zahl der Getauften hat im Distrikt letztes Jahr das erste Tausend erreicht, als „Anhänger“ werden über 2400 gezählt. In der Zeit gab es mancherlei Not bei den Eingeborenen. Auf Dürre und Heckenplage folgte eine Hungersnot, welche die bettelnden Scharen zur Missionsstation trieb. Noch im Anfang dieses Jahres wurden in einer Woche 1500 Portionen Reis oder andere Nahrungsmittel verteilt. Glücklicherweise hat die Mission ein Vorratshaus an der Küste zu gelegenen, fruchtbaren Gegenden, das in diesen Zeiten wertvolle Dienste leistet. Ein Bericht klagt darüber, dass die Hungersnot von der Regierung die Hüttentaxe eingefordert wurde, dass die Eingeborenen ihren Verdruss darüber auch an den Missionaren ausliessen.

Der Distrikt liegt zwischen dem Magila-Distrikt im Norden und dem am Rovuma

hat die Universitäten-Mission ganz in der Nähe von Dar-es-Salaam die beiden Niederlassungen Kichelwe und Mtoni. Ihre Gesamtbevölkerungszahl beträgt aber nur 272. Sie scheinen auch ziemlich stiefmütterlich behandelt zu werden. Es vergehen gelegentlich 6, ja sogar 9 Monate bis wieder ein europäischer Missionar nach ihnen sieht. In der Zwischenzeit versieht ein eingeborener Geistlicher diese Diasporagemeinden.

Die neueste Statistik der Universitäten-Mission zählt im deutschen Gebiet: 8 Hauptstationen, 47 Nebenstationen, 2381 Getaufte, 60 Schulen mit 3396 Schülern. Es wirken hier: 11 Missionare, 5 unverheiratete Missionarinnen (diese alle im Magiladistrikt), 8 eingeborene ordinierte Geistliche und 77 andere Helfer. Die Universitäten-Mission wird bekanntlich von den hochkirchlichen Kreisen in England getragen und ihrem Betrieb ist uns manches, das stark an die römische Kirche erinnert, wenig sympatisch, so die hierarchische Ordnung, das priesterliche Kuttengewand, die prinzipiell zwar nicht geforderte, aber in Praxis fast überall durchgeführte Ehelosigkeit der „Priester“, der Gebrauch der Chorknaben und manches andere. Andererseits ist anzuerkennen, dass eine solide Arbeit auf biblischem Grunde geleistet wird. Das Verhältnis zu den deutschen Behörden ist ein recht gutes, was im Gegensatz zu den portugiesischen, deren Misswirtschaft die Berichte beklagen, häufig betont wird.

Vom Njassa-See, der Südwest-Ecke des deutschen Gebiets, gehen in brüderlicher Eintracht die Missionare von Berlin I und der Brüdergemeine vor, jene in nordöstlicher, diese in nordwestlicher Richtung. Beide Missionen haben sich in den 11 Jahren ihres Bestehens ungestört und schnell entwickelt. Da die Rundschau auf S. 297 ff. schon in anderm Zusammenhange über sie berichtet hat, sei hier nur die neueste Statistik eingefügt. Berlin I hat in seinen beiden Superintendenturkreisen Kondeland und Feheland: 13 Hauptstationen, 10 Nebenplätze, 192 Getaufte, 8 Schulen und 285 Schüler. Es wirken hier 16 ordinierte Missionare, 5 europäische Gehilfen, 1 Arzt und 8 eingeborene Gehilfen. Die Brüdergemeine hat in ihren drei Kreisen Njassa, Kiwere und Unyamwesi, die jetzt noch hunderte von Kilometern auseinander liegen, später aber verbunden werden sollen: 8 Hauptstationen, 2 Nebenplätze, 195 Getaufte und 7 Schulen mit 357 Schülern. Zu ihrer Pflege sind 15 ordinierte und 3 nicht ordinierte Missionare da, sowie 17 eingeborene Gehilfen.

Ins Zentrum von Deutsch-Ost-Afrika führen uns die Niederlassungen

ese Gesellschaft ihren Weg nach Uganda durch unser Gebiet nahm. Etappenstrasse ist besonders seit Eröffnung der Ugandabahn Gebrauch gekommen und auch die an ihr errichteten Stationen in so freudiges Wachstum, wie man erst hoffte. Das an der des Viktoria-Nyanza gelegene Nassa in Usukuma ist zu einem enden Anhängsel der blühenden Uganda-Mission geworden, der nicht fernen Militäirstation Muansa neuerdings durch einen der Massai beunruhigt wurde. In den Berichten von hier ist den Zeilen zu lesen, dass die Missionare einer Aufgabe der nicht abgeneigt wären. In Usagara sieht es etwas hoffnungslos. Mpwapwa und Mambola, die vor 25 resp. 20 Jahren gegründet wurden, sollten freilich weiter sein. Es macht einen niederen Eindruck, wenn Missionar Gole aus dem erstgenannten Ort als Regierungsstation jetzt grössere Wichtigkeit erlangt hat, in 160 Christen schreibt, dass die meisten von ihnen lässige Lebensweise Leute wären, an denen man einst als Taufbewerber Freude gehabt habe, als an ihrem jetzigen Christentum. Er erzählt, dass der sittliche Fehltritt eines Lehrers viele Heiden in Ablehnung gegen das Christentum bestärkt habe. Aber wesentlicher lauten die Berichte von den neugegründeten Stationen. In einigen Jahren erfolgte Visitationsbesuch des Bischofs Peel von Usukuma, dem dieser Arbeitszweig unterstellt ist, führte zu einer Zerlegung des Mamboia-Bezirks, von dem Nyangala, Berega und Itumba abgetrennt und mit je einem Missionar besetzt wurden. Nach jedem neuen Platze folgten eine Anzahl eingeborener Christen den Missionaren, die also gleich eine kleine Gemeinde um sich hatten. Schulthätigkeit wird jetzt mehr Nachdruck gelegt, als früher. Die Seelenzahl der Gemeinden in den letzten 3 Jahren nur auf 311 wuchs, stieg die Zahl der Schulen von 8 auf 32 und die der Schüler von 572 auf 1129. An Spracharbeiten ist die Missionar Wood in Itumba besorgte Revision des Markus-Evangeliums in Kimegi zu erwähnen. Neben der eigentlichen Missionsarbeit wird viel ärztliche Mission getrieben, für die in Dr. Baxter ein eigener Mediziner angestellt ist. Er hat auch schon mehrere Heilkräfte aus den Eingeborenen herangebildet. Befremdet uns, dass er, obwohl schon längere Jahre im Lande, nur nicht die Landessprache gelernt hat. Und auch das mutet

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



den übrig, an jedem Sonntag hören ca. 1100 Personen die Predigt. Die Zahl der Schüler steigt rapid, im letzten Jahre von 350 auf 787. Am lebhaftesten pulsiert das christliche Leben in Mamba und seinen Nebenplätzen. Moschi dagegen ist Sitz des im April d. J. eröffneten Missionar-Seminars geworden, das mit 9 Zöglingen begann und vorläufig einen zweijährigen Kursus in Aussicht genommen hat. Hier steht auch die kleine Druckerei, aus der bereits die ersten Schul- und Kirchenbücher in Kidschagga hervorgegangen sind. Weil zwei sehr von einander abweichende Dialekte am Berge gesprochen werden, druckt man zunächst in beiden, hofft aber in absehbarer Zeit eine einheitliche Schriftsprache zu erlangen. Die Mission hat im Jahre 1900 einen Absenker ins Ugueno-Gebirge (Nordpare), das durch den Steppengürtel vom Kilimandscharo-Massiv getrennt ist, getrieben. Die dortige Station Schigatini ist schon über die grundlegenden Arbeiten hinaus. Die dem Wadschagga stammverwandten Wapare zeigten sich anfangs sehr scheu. Waren sie doch früher, als am Kilimandscharo noch das ungebrochene Heidentum herrschte, von dort her regelmässig gebrandschatzt worden. Jetzt sind sie aber gute Freunde der beiden unter ihnen wirkenden Missionare; nur als kürzlich alle Dschaggamissionare zur Konferenz nach Schigatini kamen, wurde ihnen wegen der grossen Zahl der Europäer unheimlich zu Mute. Das bedeutsamste Ereignis der Leipziger Mission aus der jüngsten Zeit ist die im Februar d. J. erfolgte Wiederbesetzung des Meru, wo 1896 Segebrock und Ovir ermordet wurden. Man hatte seitdem von Madschame, der nächstgelegenen Dschaggastation, aus ununterbrochen Anknüpfungspunkte mit den Waroo und Waaruscha gesucht, war aber von der Militäirstation in Moschi bisher immer vor einer Wiederbesetzung gewarnt worden. Nachdem inzwischen ein kleiner Militärposten an den Meru vorgeschoben worden war, glaubten auch die Missionare einen zweiten Versuch wagen zu dürfen. Er ist bisher glücklich verlaufen. Krause und Fickert, die hinüberzogen, konnten zwar nicht, wie sie wünschten, an der Stelle, wo ihre Brüder ermordet wurden, ihre Wohnung aufschlagen, weil die Eingeborenen aus abergläubischen Gründen den Ort zu einer menschenleeren Wildnis haben werden lassen, aber sie fanden in Nkoaranga beim Häuptling Menawuru freundliche Aufnahme und sind jetzt mit dem Ausbau der Station beschäftigt. Die Leipziger Mission hat im deutschen Gebiet 6 Stationen, 2 Nebenplätze, 68 Getaufte, 12 Schulen und 787 Schüler. Es arbeiten hier 12 Missionare, von denen 3 nicht ordiniert sind.

Die römische Propaganda hat Deutsch-Ostafrika in 5 Apostolische Vikariate geteilt: Süd-Sansibar (Benediktus-Genossenschaft), Nord-Sansibar (Väter vom heiligen Geist und Trappisten), Tanganyika (Weisse Väter), Unyanyembe (Dieselben) und Süd-Nyanza (Dieselben). Es werden gezählt: 45 Stationen, 92 Patres, 58 Fratres, 66 Schwestern, 16 682 Katholiken, 142 Schulen und 10 635 Schüler. Inwieweit diese Statistik richtig ist, vermag der Berichterstatter nicht zu beurteilen. Sie ist vom Kölner Domkapitular Prof. Hespers für den Afrikaverein deutscher Katholiken im Herbst 1902 aufgestellt. Die entsprechenden Zahlen der evangelischen Mission sind: 51 Stationen, 98 Missionare, 8 Missionarinnen, 3706 Getaufte, 139 Schulen mit 6618 Schülern.

Anhangsweise mögen hier zwei ostafrikanische Unternehmungen erwähnt werden, die zwar im englischen Gebiet liegen, aber ursprünglich als deutsche Kolonialmissionen geplant waren. Zuerst die früher Bayrische jetzt Leipziger Wakamba-Mission, die sich im Hinterland von Mombassa an die deutsch-englische Grenze lehnt. Ihre Küstenstation Jimba ist, wie der ganze Küstenstreifen, vorzugsweise von der Mischbevölkerung der Wasuaheli bewohnt, die zwar nicht unzugänglich gegen die christliche Predigt, aber in ihrem Christenstande sehr unzuverlässig sind. Es ist harte Arbeit, die Jimbagemeinde (62 Seelen) von ihren sittlichen Schäden zu reinigen. Die Versuchungen der nahen Hafenstadt bringen viele zu Fall. Seit 1898 ist die frühere Station Mbungu endgiltig aufgegeben; die dort mit der Mission in Berührung gekommenen Wakamba zogen grösstenteils ins benachbarte Jimba und bilden hier, soweit sie getauft, eine besondere Abteilung der Gemeinde. Die beiden andern Stationen Ikutha und Mulango liegen im eigentlichen Ukamba, letzteres schon auf halbem Wege zwischen Kilimandscharo und Kenia. Die von Dr. Krapf einst vielgerühmten Wakamba zeigen sich bei näherer Bekanntschaft als ein sehr stumpfes, ganz in irdischen Sinn versunkenes Volk. Auf der schon 1891 gegründeten Station Ikutha sahen die Missionare in den ersten 10 Jahren nur verschwindend wenig Frucht ihrer Arbeit. Sie bezeichneten es schon als einen Lichtblick, als am Ende dieser Periode nach einem Brandunglück die Eingeborenen Hilfe beim Wiederaufbau der Stationsgebäude leisteten und die angebotene Bezahlung mit der Begründung ablehnten, sie wollten sich für die vorher empfangenen Hungersnotspenden erkenntlich zeigen. Die Notzeit hat das stumpfe Volk, das vorher kaum zum Anhören der Missionspredigt zu bewegen war, furchtbar mitgenommen.

war täglich von Hungernden belagert. Die in der Nähe Wohnen-
 tristeten ihr Leben mit den ausgeteilten Gaben, in den weiteren Be-
 aber hielt der Tod eine reichliche Ernte. Missionar Pfitzinger fand
 einmal von 20 Dörfern, die er passierte, 17 ohne Bewohner.
 vorher durch Einladungen und Bitten nicht zu erreichen war, das
 die Hungersnot zu stande: die Missionshäuser von Ikutha und
 Mango (das in der schlimmsten Zeit gegründet und ausgebaut ward)
 mit ca. 100 Knaben und Mädchen, die als Kostschüler ganz
 unter den Einfluss der Missionsleute kamen. Wohl entliefen beim An-
 nach besserer Zeit viele wieder. Das wilde Wesen stak ihnen allzutief
 n Blute. Aber eine immer noch genügend grosse Zahl ist geblieben;
 ut ihnen beruht zunächst die Hoffnung der Missionare. Die neueste
 zählung verzeichnet: 9 Missionare, 3 Stationen, 67 Getaufte, 6 Schulen
 und 124 Schüler.

Die Neukirchener Mission am Tana fängt nach den durch
 politische Verhältnisse vermehrten Anfangsschwierigkeiten an, erfreuliche
 Schritte ihrer Arbeit zu sehen. In der ganz mohammedanischen Halen-
 landt Camu wird zwar in Strassenpredigten, Einzelunterredungen und
 kräftlicher Mission immer noch Saat auf Hoffnung ausgestreut, von deren
 Aufgehen fast nichts zu merken ist. Es konnte bisher nur eine einzige
 Frau getauft werden und diese wurde zeitweilig irrsinnig! Wer dünkte
 dabei nicht an Rebmanns Erstling bei Mombassa? Dagegen hat das
 Werk unter den am Tana wohnenden Wapokomo sichtlichen Aufschwung
 genommen. Während vor 5 Jahren (vergl. Jahrg. 1898 S. 126 dieser
 Zeitschrift) hier nur die eine Station Ngao bestand, sind inzwischen
 zwei weitere, Makere und Kulesa, hinzugekommen; letztere wurde von
 der schwedisch-amerikanischen Mission, deren alter Missionar Heden-
 tröm das Land verliess, übernommen. Eine weitere Hauptstation soll
 a Mavumbini angelegt werden. Bei einer mit dem Petroleummotor-
 boot „Nagea“ unternommenen Erkundungsreise, die bis in den von
 en Missionaren noch nie erreichten Malulubezirk ausgedehnt ward,
 and man auf einer Strecke von 70 Km. etwa 8000 Wapokomo zu
 eiden Seiten des Flusses wohnen. Mavumbini wird zunächst der am
 weitesten vorgeschobene Punkt stromaufwärts sein.

Die statistischen Tabellen der Missionsgesellschaft geben nur eine
 sehr schwache Vorstellung von der Bedeutung der Pokomomission. Die
 Neukirchener Brüder sind mit Erteilung der Taufe noch viel zurück-
 haltender, als die andern deutschen Gesellschaften. Unmündige Kinder

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Kiautschau.

Diese junge Kolonie hat gute Aussichten für die Zukunft. Der Anzug deutscher Ansiedler, die rege Bauhätigkeit in der Gouvernementsstadt Tsingtau, der Bahnbau im Innern von Schantung lassen das Bild des deutschen Pachtgebiets von Jahr zu Jahr wechseln. Die Regierungsgewalt nehmen eine durchaus freundliche Stellung zu der von Berlin I und dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein betriebenen Missionsarbeit ein; ebenso die meisten Kolonisten, wenn es auch unter letzteren nicht an solchen fehlt, die dem Christenamen, ja selbst dem Europäernamen, Schande machen, wie jener deutsche Kaufmann, der vor dem Missionar Lutschewitz in Laidschoufu gewesen war und sich so ungebührlich betragen hatte, dass die Leute der Stadt geradezu einen Abscheu vor den Deutschen hegten und den Missionar erst zwei Tage argwöhnisch beobachteten, bis sie sahen, dass er eines andern Geistes Kind war.

Die Mission hat überraschend schnell Eingang im Pachtgebiet gefunden, was sich zum Teil wohl dadurch erklärt, dass die beiden hier Eintretenden deutschen Gesellschaften schon Erfahrungen mit den Chinesen besaßen.

Als erster Sendbote von Berlin I kam im April 1898 Missionar Kunze von Kanton, zu Weihnachten desselben Jahres folgten Voskamp und Lutschewitz. Ihre erste Thätigkeit bestand in der pastoralen Versorgung der deutschen Landsleute. Als die Regierung im Frühjahr 1899 einen zwischen Tsingtau und dem Chinesendorfe Tapautau gelegenen Bauplatz schenkte, that sie es mit dem Hinzufügen: aus Dankbarkeit für die Hushilfe in der Seelsorge und für die begonnene Schulthätigkeit. Während der Boxerunruhen, die man last nur insofern spürte, als geflüchtete Missionarsfamilien in Tsingtau Zuflucht suchten, wurde lebhaft gebaut. Jetzt steht ein prächtiges Missionshaus und ein grosses Schulgebäude, die freilich den Kiautschaupreisen entsprechend teuer waren, fertig da. Während die Tsingtaustation sich mit einem Kreis von Nebenplätzen umgab, entstand in der 45 Km. nördlich gelegenen Stadt Tsimo (40—50000 Einwohner) eine zweite Hauptstation. Gleich von Anfang an traten den Missionaren tüchtige eingeborene Gehilfen zur Seite, die teils aus Südchina herbeigezogen, teils von der in der Schantungprovinz wirkenden Mission der amerikanischen Presbyterianer, die auch in Tsingtau eine Zweigstation besitzt, herübergenommen wurden. Ähnlich wie diese letzteren schlossen sich auch manche in der deutschen Nieder-

lassung lebenden Christen der Presbyterianermission unsern Missionaren an, sodass es schon vor dem 20. Januar 1901, wo diese ihre Entlinge taufte, eine kleine Gemeinde gab.

Der in der Zeit der Wirren noch sehr schwache Besuch der Predigten wuchs hernach über Erwarten schnell, ebenso die Zahl der Taufbewerber und zwar in dem weiter abgelegenen Tsimo, wo Ostern 1902 die erste Tauffeier stattfand, nicht minder, als in Tsingtau und seinen Vororten.

Ein bedeutsames Ereignis war die im Dezember 1901 erfolgte Weihe der grossen Schulanstalt, die in Elementarschule, Mittelschule und Lehrer- bzw. Predigerseminar zerfällt. Es wurde durch eine in ganz Schantung verbreitete Flugschrift für die Benutzung der Anstalt, die für 100 Schüler und Pensionäre Raum hat, Stimmung gemacht. Bei der Eröffnung zogen bereits 43 ein. Die Mission sucht einen tüchtigen Theologen als Schulleiter, weil die Missionare durch ihre Wirksamkeit unter den Heiden voll in Anspruch genommen sind.

Mit Ende 1901 erschien in Fräulein Käthe Sauer die erste Missionsarbeiterin auf dem Arbeitsfelde. Auch ihr steht bei der Thätigkeit unter Frauen und Mädchen schon eine eingeborene Gehilfin zur Seite.

Da die in Südchina gebrauchten Bücher hier nicht verwendbar sind, haben Voskamp und Kunze sich alsbald an Spracharbeiten gemacht. Es liegen Übersetzungen von Luthers kleinem Katechismus, Gesangbuch und Agende vor. Die Bibelgesellschaft in Schanghai hat für Kiautschau drei Bibelkolporteure zur Verfügung gestellt, die unter Voskamps Aufsicht thätig sind.

In der Schantungprovinz, wo bereits 8 englische und amerikanische Missionsgesellschaften wirken, ist dennoch Raum genug für die Ausdehnung der Berliner Mission. Es kommt dafür namentlich das im Norden der deutschen Pachtung gelegene Laitschou-Gebiet und der bis zum Kaiserkanal sich erstreckende südwestliche Teil der Provinz in Frage. In das erstere hat Missionar Lutschewitz jüngst eine Erkundigungsreise unternommen. Zunächst bieten aber die 300 Dörfer in der deutschen Sphäre ein genügend grosses Arbeitsfeld.

Stand der Berliner Mission im Anfang von 1902: 3 Missionare, 1 Missionarin, 8 Nationalhelfer, 2 Hauptstationen, 9 Nebenstationen, 104 Gemeindeglieder, 3 Schulen mit 103 Schülern bzw. Pensionären.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein entsandte nach der Besetzung von Kiautschau den bekannten

D. E. Faber und bald darauf zwei weitere Theologen, Pfarrer Wilhelm und Lic. Schüler, hierher. Dem Erstgenannten, der durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und die jahrzehntelange Erfahrung auf chinesischem Boden eine Missionskraft ersten Ranges war, setzte leider der Tod schon 1899 sein Ziel. Seine Mitarbeiter widmeten sich zuerst fast ausschliesslich der Seelsorge an den Deutschen und dem Schulunterricht der deutschen Kinder. Beide Arbeiten sind in der neueren Zeit vom Gouvernement übernommen worden. Dabei ging Pfarrer Schüler, der sich namentlich um die Sammlung einer deutschen Gemeinde Tsingtau verdient gemacht hat, als Gouvernementspfarrer in den Reichsdienst über. Die deutsche Schule, die erst Knaben und Mädchen gleicherweise aufnahm, ist jetzt höhere Knabenschule geworden; die sie besuchenden Mädchen waren genötigt, in das katholische Mädchenpensionat der Franziskanerinnen überzugehen, nur dass Lic. Schüler ihnen weiter evangelischen Unterricht erteilt. Für chinesische Schüler eröffnete der Verein Mitte 1900 eine Schule mit 28 Pensionären in Capautau. Es ist in ihr hauptsächlich auf deutschen Sprachunterricht und Vermittelung der Bildung des Westens abgesehen. Im Schullokal werden auch regelmässige Sonntagsgottesdienste gehalten, zu einer Gemeindebildung ist es aber noch nicht gekommen. Eine zweite Schule besteht in Schawo. Mit besonderem Nachdruck wird neuerdings die ärztliche Mission betrieben. Ihr dient das unter Leitung Dr. Dippers stehende Faberhospital in Tsingtau, von dem die Denkschrift der Regierung sagt, dass ihm die chinesische Bevölkerung mit grossem Vertrauen entgegenkommt und dass dasselbe einem vorhandenen starken Bedürfnis abgeholfen hat. Ein zweites kleineres Krankenhaus wurde in Kaumi an der Grenze des Pachtgebiets eröffnet. Es geht auf die Schenkung einer chinesischen Dame zurück, die damit ihre Dankbarkeit für eine Augenoperation beweisen wollte. Der Zudrang eingeborener Kranken ist so gross, dass der im Dienste des Missionsvereins stehende chinesische Arzt ihn kaum bewältigen kann. Die von D. Faber früher geleistete literarische Arbeit wurde in den letzten Jahren von Pfarrer Kranz (erst in Tsingtau, zuletzt in Schanghai) fortgesetzt. Seine Revision von D. Fabers englisch geschriebener Geschichte Chinas ist soeben erschienen; andere noch ungehobene Schätze aus seinen hinterlassenen Manuskripten barren der Veröffentlichung. Pfarrer Kranz hat Mitte dieses Jahres seinen Austritt aus dem Missionsverein erklärt, nachdem er „zehn Jahre lang in selbstlosester und opferfreudigster Weise und mit Einsetzung seiner

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



...Sohne, das ist falsch. Wie könnten seine Söhne das Reich erben, da Pandu zum Herrn der Erde geweiht wurde. Zum König wurde allein Dhritarashtra ernannt, und nur weil er blind war, herrschte der jüngere Pandu für ihn in seinem Namen. Und dir, o König, des Dhritarashtra ältesten Sohn, gab dein Vater die Krone und setzte dich auf seinen Thron. Und beide, dein Vater und Pandu, ermahnten alle andern, dass sie dich als König ehren sollten. Dann trat Dhritarashtra, wie es Pandu auch gethan hatte, die Reise nach dem Himmel an. Nordwärts gewandt wanderten sie durch Thal und Schlucht den Berg hinan und über die ewig schneeigen Gefilde des Felsenkönigs, des Himawat, wo nichts mehr blüht, kein Gras grünert, und durch die Luft kein Vogel zieht, wo nichts Lebendiges sich regt, nur der webende Wind. Dort immer nordwärts, immer empor, still wandernd, bis der Leib erstarrt zurückblieb, und die befreite Seele sich in die Gefilde der Götter ergoss. Du aber Duryodhana bliebst als König hier, an ihrer Statt, und dir ist es gebührt es, hier zu herrschen, und darum hat Judhishthira Unrecht. Doch ich ermahne ich dich, o edler Kuru, verzeihe ihm, antworte nicht mit Stolz und Verachtung wie er es verdient, damit nicht die Waffen euren Streit entscheiden können.

Denn alles deutet Unglück an: der Flug der Vögel, der Schrei der Tiere, die Zeichen des Himmels, und mein Geist, bang und ahnungsvoll, sieht das grause Geschick herannahen: den Untergang des Kuru-Geschlechts. Seitdem Duchsasana mit ihrer Hand die herrliche Dranpadi an ihren langen wogenden Haaren zum Saale schleifte, seitdem wird meine Seele von unheilbedeutenden Träumen geschreckt. Drum bitt ich dich, grosser König, reize den Judhishthira nicht mit heftigen Worten versuche ihn durch Vernunft und Vorstellungen zu überzeugen, thue alles, um diesen drohenden Bruderkrieg zu verhindern!"

So sprach Bhishma, und Beifall gaben ihm Drona und Kripa. Karna aber sprang unmutig empor und rief zornig: „O König, wohl ist es recht, auf den Rat der Alten zu hören, doch aber nicht solcher, die vor Alter schon kindisch sind!“

Da sprang zornglühend der junge Sohn des Drona auf, riss das glänzende Schwert aus der Scheide und stürzte auf den Sprecher los: „Die freche Lästertzung schneid ich dir aus,“ rief er bebend vor Wut, „der du es wagst, den greisen Helden, den Sohn der Ganga zu schmähen!“

Doch der König hielt den Zornigen zurück und sprach beruhigend: „O Sohn des Drona, und du, Karna, ist es jetzt Zeit, euch mit zornigen Worten zu befehlen? Ihr alle sind zum Kampf gefordert, die Feinde ziehen heran, macht Friede!“

Da stiess der junge Held sein Schwert in die Scheide und trat mit trotzigem Blick zurück.

Bhishma aber sprach: „Um des Friedens willen strafe auch ich den Übermüthigen nicht, der mich schmäht, mich, dessen Ruhm die Welt erfüllte, ehe er geboren war. Mir schaden seine Worte nicht. Dich aber, o König, warne ich, höre nicht auf Karna und Sakuni und deinen Bruder Duchsasana: die sinnen nur auf Kampf und Krieg, auf Waffenruhm und Schlachtgeschrei! Was kümmert den Karna der Untergang des Kurustammes?“

„Du tadelst mich mit Unrecht,“ entgegnete Karna: „wenn nun Judhishthira mit unzähligen Heeren heranzieht, um den König vom Thron zu stossen, was wollt ihr dann thun ohne mich? Keiner von euch wagt, mit Arjuna, dem schrecklichen

Bogenschützen zu fechten, ich allein kann es thun. Fürchte nichts, o König, ich besiege alle deine Feinde und gebe dir das Reich zurück!"

„Wenn man mit Worten schützen könnte, so wäre fürwahr der König geschützt,“ entgegnete Bhishma. „Lass uns erst deine Thaten sehen. Du prahlst so lang der Feind noch fern ist, das Prahlen wird dir vergehen, wenn du Arjuna vor in Waffen erblickst. Du bist mit Worten ein tapferer Held, mit Pfeilen ist es Arjuna.“

„Mein Prahlen gleicht nicht der Wolke im Herbst, auf deren Ruf kein Regen folgt, mein Prahlen gleicht der Wolke im Sommer, die unter Donner die Erde weicht. Dich Bhishma verdriesst es, dass man meine Thaten mehr als die deinen rühmt! zum Frieden rätst du nur, damit mein Ruhm nicht wachse!“

„Mit künftigen Thaten zu prahlen und das Verdienst anderer zu schmälern, das ist das Zeichen niedriger Seelen, die nicht von Abkunft edel sind. Du sprichst gemein, wie es für dich, des Fuhrmanns armen Sohn, natürlich ist!“

Da sprang Karna zähneknirschend empor, und rief die Brauen finster zusammenziehend und die Fäuste ballend bebend aus: „Nur aus Liebe zu Duryodhana bleibt Bhishma jetzt noch am Leben. Ich aber, so lange er in eurer Mitte ist, bleibe euch fern. Ich schwöre es laut, dass ich mit Bhishma zusammen nie in der Schlacht erscheinen werde! Wenn er nicht ficht, dann fichte ich. In meinen Zelten werde ich in Ruhe sitzen, wenn euch der Feind bedrängt, bis, mich um Hilfe zu bitten, zu mir, dem Fuhrmannssohn, der Sohn der Könige kommt, Duryodhana selbst, im Königsschmuck!“

Und zornig stürzte er aus dem Saale fort.

Teil IV.

Das tausendstrahlige Tagesgestirn war hinter dem höchsten Berge verschwunden, und unheimlich begann die schreckensreiche Zeit der Dämmerung. Die Wachen waren ausgestellt, man tränkte die müden Rosse, den Uerwundeten wurden von den Ärzten die Pfeile ausgezogen, und die Wunden gewaschen und verbunden.

Das Kriegslager der Kuru war mit Fackeln und Lampen erleuchtet. Froher Siegesgesang ertönte, und Musik und Spiel.

Aber im Lager der Pandu herrschte traurige Stille; jeder bot den Freunden schnell den Abschiedsgruss und ging zur Ruhe in sein Zelt. Nur die Fürsten, von Sorgen wachgehalten, versammelten sich noch, um zu beraten.

„O Krishna,“ begann Judishthira, „neun Tage währt nun schon die Schlacht, und jeden Tag sind Tausende von Bhishmas Hand erschlagen. Wie ein lobender Elefant das Zuckerröhrchen niedertritt, wie das Feuer die ausgetrockneten Wälder unwiderstehlich niederbrennt, so wüthet in meinem Heer Bhishma, der entsetzliche Held! Wie eine opferleckende Flamme trägt er Verderben durch die Reihen! Und ihn kann niemand besiegen! Ich war ein Thor, dass ich, deinem Rate folgend, gegen ihn die Waffen ergriff!“

„Verzage nicht,“ entgegnete ihm Krishna, „noch leben deine Brüder alle, die unbezwinglichen, dem Feuer und dem Sturmwind gleichenden, und so viele andre herrliche Fürsten und ihre Völker, die dir zu dienen bereit sind. Der Kuru Heer ist verloren, sobald sie Bhishma nicht mehr schützt, darum müssen wir vor allem bedenken, wie wir den tapfern Heldenpreis besiegen. Ihm kann niemand widerstehen. Oft aber trägt schlaue List den Sieg über grössere Gewalt davon.“

hört meinen Plan: so oft Bhishma im Kampfgewühl dem Sichandin begegnet, er den Bogen sinken, lächelt nur, und sucht sich einen andern Feind: er hat noch die Fabel, dass Sichandin ein verkleidetes Weib sei, darum legt er nicht Hand an. Nun soll auf Sichandins Wagen und mit Sichandins entfalteter Flagge Bhishma steigen, und ich mit ihm als Wagenlenker. Dann wird der Greis getäuscht, die Fabel und Pferde; den Sichandin vermutend wird er den Bogen sinken lassen, dann wird Arjuna den schrecklichen Alten erlegen mit seinem göttlichen Bogen und den spitzigen Pfeilen. Und ist Bhishma todt, dann ist der Sieg dein!"

So redete der listige Khrishna, und Judishthira fasste neuen Mut, und die Krieger alle gingen getröstet auseinander zur Nachtruhe, jeder in sein Zelt.

Im Lager der Kuru indessen, so siegestroh die Menge auch war, sass Dhryodhana sorgenvoll in seinem Zelt und sprach zu Duchsasana gewandt: „Lass, Duchsasana, mein Gefolge sich rüsten, während ich mich mit dem Königsschmuck be-
schäftige.“ Darauf liess er sich die Glieder mit köstlichem Sandel reiben, legte ein weisses, weisses Gewand an, liess sich die Arme mit goldenen Spangen schmücken, und band sich um das Haupt das Königsdiadem. Darauf bestieg er ein weisses Ross und ritt, von seinen Freunden und Brüdern begleitet, zu den Zelten des Karna. Auf Elefanten und auf Pferden folgten ihm die Wachen, die Lanzen in der Hand. Mit goldenen Lampen, die Licht und Wohlgeruch verbreiteten, wurde ihm der Weg erleuchtet, und die Läufer, mit Goldturbanen auf dem Haupt, mit Crommeln und mit Stöcken bewaffnet, drängten sanft die Menge aus dem Wege.

So zog der König wie der volle Mond, von tausend hellen Sternen umgeben durchs Lager zu den Zelten Karnas, unter den Huldigungen der treuen Völker und dem Lobgesang der Dichter.

Vor Karnas Zelten hielt er an und stieg vom Pferde. Ihn empfing, die Hände faltend und sich tief verneigend der tapfre Karna und führte ihn zu einem prächtigen goldenen Sitz.

„O Karna,“ hob der König an, „du hast den Siegesjubel des Volkes bekommen, weil Bhishma schaaarenweise die Feinde erlegt. Ich aber bin voll Sorge, denn täglich fallen zwar Tausende von seiner Hand, aber er schlägt nur die gemeinen Krieger und meidet die Pandu-Söhne, lässt sie entfliehen, wenn er sie trifft; sie aber schonen uns nicht, von Bhimas Keule fallen meine Brüder und Freunde. Unser Verlust ist grösser als der ihre, wenn nicht an Zahl, so doch an Wert. Darum, Karna, komme ich als Bittender zu dir: sitze nicht länger teilnahmslos in deinen Zelten, lass aus Liebe zu mir den Groll schwinden, nimm deinen schrecklichen Bogen zur Hand, erscheine in deinen Waffen, dann wird die Schlacht sich schnell entscheiden, und du wirst unser Retter sein!“

„Mir ist heute grosse Ehre geschehen, dass mich der König in meinem Zelte besucht,“ erwiderte sogleich der tapfre Karna. „Gern will ich thun, was du gebietest, will die Waffen wieder ergreifen und das Heer deiner Feinde vertilgen. Eins aber versprich mir vorher, o König: ich habe vor allem Volk geschworen, dass ich mit Bhishma zusammen nicht kämpfen werde. Bitte Du deshalb den unnahbaren Greis, dass er morgen, der Ruhe zu pflegen, in seinem Zelte bleibe. Dann werde ich die Pandu-Söhne, die er als seine geliebten Enkel schont, besiegen, ehe der Tag sich neigt!“

Hoch erfreut vernahm der König die Worte des Karna und verliess ihn, um

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Da rückten die Heere gegeneinander mit Crommelschlag und Hörnerklang und Lärmgeschrei, sodass weithin der Erdboden erzitterte. Von ferne aber krächzten die Raben und heulten die Wölfe, den Leichenschmaus witternd.

Die Schlacht begann; wild durcheinander wogten die Heere, undeutlich gesiebt, wie wenn das vom Sturm bewegte Meer beständig auf- und niederwallt: dort zückten blanke, geschwungene Schwerter, dort flogen, leuchtenden Blitzen gleich, die Pfeile; hier trafen die Wagen zusammen, dort standen die Elefanten kämpfend einander gegenüber; hier fochten Reiter mit Reitern, dort Gewappnete zu Fuss. Doch überall sah man im tobenden Kampf Bhishmas hohes Banner in den Scharen der Feinde wehen. Den Glanz der Sonne mit Pfeilen verhüllend, war er an Glanz der Sonne gleich, und unermüdlich, wie ihre Strahlen das Dunkel der Nacht verscheucht, vertrieb der Held mit steten Geschossen das Heer der Feinde. Keiner wagte es, dem Schrecklichen entgegentreten. Da nahen sich aus dem Heer der Pandu zwei Krieger, um mit Bhishma und seinen Begleitern zu kämpfen. Der mutige Sweta war es, der, wie die Wolke Regen sendet, dem Heldengreis Wolken von Pfeilen entgegensandte. Zehn buntfiedrige, scharfspitzige Pfeile schoss der Greis auf Swetas Brust, doch obgleich getroffen, stand er unerschüttert wie ein Berg, und schoss mit dem Bogen auf Pfeil, und zerbrach den starken Bogen des Bhishma, und traf seinen Flaggenstock, dass er sich neigte. Jubelnd erscholl der Muschelton, das Siegesgeschrei der Pandu. Doch schnell ergriff Bhishma den andern Bogen, und schoss sieben am Stein gewetzte gefiederte Pfeile auf den Feind ab. Mit vierein tödtete er des Sweta Uiergespann, von zweien wurde der Flaggenstock zerrissen, und der siebente schnitt dem Wagenlenker das Haupt ab. Doch Sweta, vom Wagen herabspringend, warf den Bogen weit von sich, ergriff den schrecklichen Speer und schleuderte ihn, so dass der sausende Schaft wie ein Meteor durch die Luft fuhr. Staunend sah es die Menge, doch Bhishma schaute zum Speer empor, und sandte ihm buntgefiederte Pfeile entgegen, so dass er in Stücke zerbrochen zur Erde fiel. Bewunderung ergriff die Menge, Sweta aber, voll Wut, dass der schreckenspendende Speer zerbrochen, erfasste sein gutes Schwert und stürzte auf Bhishmas strahlenden Wagen. Doch dieser nahm einen grossen, gewichtigen Pfeil, spannte den Bogen mit aller Kraft und zielte. Und von der Sehne geschneit, entflog der Pfeil wie ein Blitz, durchbohrte des Feinden Panzer und flog zur Erde. So wie die Sonne, wenn sie hinter dem Berge versinkt, den Glanz des Tages mit sich führt, so führte der zischende Pfeil des Bhishma, als er aus Swetas Leibe zu Boden fuhr, das glänzende Leben des Helden mit sich fort. Wie ein Felsblock fiel sein herrlicher Leib tot zu Boden; Bhishma aber stürmte weiter, Vernichtung verbreitend.

Weiter tobte die Schlacht. Da trafen zwei Feinde, die sich lange gesucht, aufeinander. Der Kuru Furistrawas und aus dem Heer der Pandu der tapfere Satjaking. Die kämpften mit Pfeilen, bis sie von Pfeilen geritzt, von Wunden trielend, zwei Rosenstöcken glichen, die mit roten Knospen bedeckt sind. Dann, als die Bogen zerbrochen, und die Rosse tot am Boden lagen, sprangen sie zornmüdig vom Wagen herab zum Schwerterkampf. Sie fassten die grossen von Häufen gemachten, gemalten Schilde, entrissen der ledernen Scheide die blinkenden Schwerter, und stürzten aufeinander los: sie hieben, sie stiessen, sie schlugen, sie fochten, hinauf, hinab, und rechts und links, bald angreifend, bald abwehrend. Sie drehten sich umeinander im Fechten, und liefen, und sprangen hin und her, und bewiesen

ihre Meisterschaft im Kampfe, dem die Menge bewundernd zusah. Als ab hundertbuckligen Schilde, hundertfach von Hieben zerfetzt, und die Klängen geworden, da drangen die beiden kühnen Helden zum Ring- und Faustkampf und kämpften wie der wütende Elefant mit seinen Zähnen kämpft, der Cig seinen Catzen und der wilde Büffel mit seinen Hörnern.

Da hörte Krishna in der Ferne den tobenden Zweikampf: „Auf, Arjuna rief er seinem Genossen zu, „rette den Freund, den treuen Satjaking, den der bedroht!“ Und schnell wie der Blitz flog der Wagen, den Krishna führte beiden Kämpfenden zu. Schon ermattete im Kampf der tapfere Satjaking, der Gegner mit seinen Armen, wie mit eisernen Banden umschlang, ihn in die emporhob und zu Boden schleuderte, dass er mit dumpfem Gepolter rückwärts auf die Erde fiel. Dann setzte er ihm schnell das Knie auf die Brust, erfasste mit der Linken das aufgedeckte Haar des Hauptes, und riss mit der Rechten den Dolch aus der Scheide, um ihm den Hals zu durchbohren. Die Kuru erhoben den Schrei, ihren Siegesruf, doch da flog, von ungesehener Hand entsendet, ein mondformiger Pfeil mit Zischen daher, und schnitt den ausgestreckten Arm des Kuruhelden vom Rumpfe ab. Die stossende Hand fiel mit dem Dolch zu Boden.

„Das hat Arjuna gethan!“ rief der Verwundete aus, „so sicher schliesst kein anderer, als der den himmlischen Bogen führt. Doch du hast eine unedle That gethan, o Held Arjuna, folge Krishna nicht, damit der Ruhm unseres Hauses durch die Ratschläge eines Barbaren, der gemein und boshaft und jeglicher Ehre beraubt ist, untergehe!“ So rief er kläglich, den blutenden Stumpf erhebend und um Bittender. Indessen hatte Satjaking sich von dem Todesschrecken erholt, war wieder gesprungen, fasste den Dolch, und von Zorn und Scham entflammt, stiess er dem verstümmelten Gegner das scharfe Eisen in den Hals, so dass er tot zu Boden fiel.

„Weh dir Uerruchter!“ rief entsetzt die Menge, „der du wehrlos und grausam mordest!“ Doch der Grimmige eilte davon, erbeutete sich einen neuen Wagen, und erschien nach kurzer Rast wieder mitten in der Schlacht; er trat unaufhaltsam vor, ebenso wie der ungeschlachtete Bhima, der, laut schreiend wie ein brüllender Stier, auf hohem Wagen in das Heer der Kuru eindrang und eilte auf seinem grossen Elefanten der kühne Jagadatta herbei und griff den ungeheuren Bhima an. Wolken von Pfeilen flogen her und hin, von Pfeilen durchbohrt bluttriefend glänzte der grosse Elefant, wie ein mit rot und weissen Strahlen gezielter ungeheurer Marmorblock. Da spornte Jagadatta seinen Elefanten, und zur äussersten Wut erregt, fuhr stürmend auf Bhimas Wagen los, so dass er zerbrach und in Stücke zerbrach. Leblos hingestreckt am Boden lag das zertrümmerte Geschoss, und zu Boden geschleudert lag der ungeheure Bhima; verborgen unter dem riesigen Tiere, hielt er sich an der faltigen Haut des Leibes und des Bauches fest. Schnell aber, wie die Scheibe des Cöpfers, drehte sich der Elefant um, bis er ihn endlich mit dem Rüssel umschlang und ihn am Nacken festhielt. Jubelnd erscholl der Kuru Löwenschrei: „Verloren ist der schreckliche Satjaking, der ungeheure Bhima!“ Da zischte von Arjunas Bogen gesandt, ein reißender Pfeil daher und drang dem Elefanten tief in die Stirn, dass er darnieder sank wie eine zischende Schlange sich in das Loch am Boden verkriecht. Still hielt er die beiden Zähne gegen die Erde, stöhnte dumpf und starb. Ein zweiter spitziger Pfeil schoss Arjuna dem Jagadatta in das Herz.

dem beidenmütigen König der Bogen und die Pfeile, und tot sank er vom Elefanten herab in seinem Schmuck der goldenen Bänder und der Ketten.

Bhishma aber, als er so von seinem Gegner errettet war, ergriff von Zorn und Scham bewegt, die grosse eiserne Keule und stürzte schreiend in das Heer der Feinde, vernichtend und mordend wie die strafende Flamme des jüngsten Tages.

Indessen fuhr Arjuna zurück ins Lager und bestieg nun, nach Krishnas Rat, den Wagen des Sichandin und entfaltete dessen Flagge über der seinen, so dass Arjuna getäuscht wurde. „Auf nun!“ rief ihm Krishna zu, „die Zeit ist da, zu thun, was du versprochen hast! Auf! erlege jetzt den Heldengreis, den unnahbaren Alten! Erwirb dir ewigen Ruhm, und Sieg und Herrschaft! Da trieb Krishna die Rosse, und stürmend wie ein Orkan brach Arjuna ins Heer der Feinde ein, um mit Bhishma zu kämpfen.

Jetzt standen die beiden Unbesieglichen mitten zwischen den Heeren. Der Greis aber, als er Sichandins Wagen und dessen Flagge erblickte, rief er diesem kühn zu: „Mit dir fechte ich nicht, Sichandin, ich kämpfe nicht gegen ein Weib!“ Und so sprechend, legte er Bogen und Pfeile aus der Hand. Arjuna aber spannte den Bogen und begann, glattrohrige, reihersiedrige Pfeile mit Eisenspitzen auf den Feind zu regnen, so wie die Sommerwolke den Berg mit Regen übergiesst. Da schaute der Heldengreis verwundert empor und rief: „Wie eine Reihe schwärmender Vögel, ununterbrochen folgen sich die zischenden Pfeile Schuss auf Schuss, das sind Sichandins Pfeile nicht! Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch über die Erde fährt, so fliegen diese Geschosse daher, es sind Sichandins Pfeile nicht! Wie Donnerkeile alles zerreisend, durch meinen Panzer, meinen Schild bis in die Lieder dringen sie ein, es sind Sichandins Pfeile nicht! Wie zornigzügelnde wilde Schlangen, so beissen diese Pfeile mich und trinken meines Herzens Blut, das sind Sichandins Pfeile nicht. Von Yama mir gesendete Boten, sie bringen den höchsten Cod: Sichandins Pfeile sind es nicht, die Pfeile sind es des Arjuna!“ So fiel er, und von Wunden zerrissen, von Blute triefend, fiel der Held vom hohen Wagen herab aufs Haupt.

Arjuna aber erhob den Löwenschrei, und seine Krieger bliesen die Muscheln und jubelten laut. Die Kuru aber ergriff Entsetzen, vor Schrecken starr, umstanden sie den sterbenden Helden, die Waffen entsanken ihren Händen, keiner dachte weiter an die Schlacht, jene vor Freude, und diese vor Schreck und Traurigkeit.

Da kam Yudhishthira herbei, den Arjuna geholt hatte, die fünf Pandu-Söhne kamen heran und umstanden den Sterbenden. Und Duryodhana, und die noch am Leben gebliebenen von seinen Brüdern und Freunden traten kummervoll herzu, und selbeneigt verehrten sie den grossen Ahnherrn, den Sohn der Göttin Ganga. Doch das Leben war noch nicht ganz entflohen, er schlug die Augen auf und schaute umher und mühsam sprach er: „Willkommen ihr herrlichen Heiden! Ich freue mich, noch alle, ihr Kinder meiner Söhne, noch einmal friedlich hier vereint zu sehen, bevor ich sterbe. Vernehmt nun, ihr meine Enkel, mein letztes Wort: schliesst Frieden, lasst meinen Cod genügen, schliesst Frieden, lasst nicht den erhabenen Stamm der Kuru durch euern Hader untergehen!“ So sprach der Greis mit schwacher Stimme und verstummte. Schweigend standen die Enkel umher und schauten auf den Toten.

Mit Thränen sprach Duryodhana endlich: „Ihr habt des Ahnherrn Wort verstanden, ihr Pandu-Söhne, hört nun, wie ich seinen letzten Befehl erfüllen will

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



„Karna auf jetzt! Greife Karna an, der im Eifer des Kampfes den Untergang der Pandu nicht bemerkt; besiegst du ihn, so wird dein Ruhm ewig währen.“

Da schwang Gatolkatscha die schwere Keule und stürzte sich mit lautem Getöse ins Heer der Feinde, dem sausenden Sturmwind gleich, der im Walde die Bäume entwurzelt und zerbricht. Auch Waffenlose und Flehende verschonte er nicht, denn nicht nur an Kraft, auch an Besinnung war er bei Nacht kein Mensch mehr, sondern Riese. Da flohen die Bedrängten zu Karna, dass er sie von dem tobenden Riesen errette, und ohne Säumen fuhr er ihm entgegen. Doch schon sah sich der Sohn des Drona dem Riesen entgegengestellt; doch dieser erfasste ihn, warf ihn spielend zu Boden und holte zum Todesstreiche aus. Das bemerkte der tapfere Karna, und schnell, ohne sich zu bedenken, fasste er den immertreffenden Speer, den er zum Code Arjunas erhalten hatte, und schleuderte ihn auf den Riesen. Als ein Meteor glänzend, durchschnitt der sausende Speer die Luft, durchbohrte er den schrecklichen Riesen die Brust, und flog dann, vor aller Augen, helleuchtend zu den Sternen empor, zurück in Indras Hand.

Mit Getöse, wie wenn ein Fels zusammenstürzt, fiel der Riesen Sohn zu Boden. Entsetzen ergriff die Pandu; nur Krishna, dessen List gelungen, rief zu dem Arjuna zu: „Morgen, o Held, besiegst du deinen Feind! Indras Speer ist nicht mehr in Karnas Händen!“

Indessen war der letzte Tageschein geschwunden, finster ward es umher, so dass die Kämpfenden sich nicht mehr sehen konnten. Da endlich gab Karna mit seiner Muschel das Zeichen, und heim ins Lager zog das Heer.

Bald lag alles im Schlaf, nur im Zelte des Königs Duryodhana waren die Ratskrieger noch zum Rat versammelt. „O König,“ hob Karna an, „heute habe ich den starken Arjuna vergeblich gesucht: er hat mich vermieden, weil er meinen Speer, den nie fehlenden, fürchtete, der ihn in den Tod geschickt hätte. Doch morgen wird er mir gewiss gegenübertreten, und ich besiege ihn auch ohne Indras Speer! Wir kämpfen dann mit gleichen Waffen: er besitzt den himmlischen Bogen, den Gandio, den vordem die Götter der Fluten im tiefen Meer bewahrten, und nicht weniger herrlich ist mein Bogen, der Widschaja, den einst der himmlische Schmied für Indra verfertigte; der schlug mit ihm die Götterfeinde, die Asuren, und schenkte ihn dann dem Rama, von dem habe ich ihn empfangen. Ich bin ich meinem Gegner in allem gewachsen, nur in einem nicht: ihm führt ein goldschimmernden Wagen Krishna, der unübertreffliche Wagenlenker, dem fehlt mein Wagenlenker nicht gleich an Kunst. Drum gebiete du, o König, dass der Fürst der Madra, der tapfere Salja, der im Heere der Kuru der beste Wagenlenker ist, meinen Wagen besteige und meine Rosse lenke!“

Da nahte sich Duryodhana bittend mit geneigtem Haupt dem König von Madra und bat ihn, Karnas Wunsch zu erfüllen. Doch ungern nur willigte jener zu: es beleidigte seinen Stolz, dass er, ein König, und auf der Stirn gesalbt, ein Fuhrmannssohn, für den Karna galt, obgleich er der Sohn des Sonnengottes war, die Rosse lenken sollte.

So brach der neue Schlachttag an. Die strahlende Sonne verscheuchte die Schatten der dunkeln Nacht. In beiden Lagern erschollen die Hörner, und wieder standen sich die beiden todeskühnen Heere einander gegenüber, an ihrer Spitze, als Führer der Heere, Karna und Arjuna, bereit, den Entscheidungskampf zu

kämpfen. Beide mit himmlischen Bogen bewaffnet, beide sich gleich an Ruhm, mit Löwenschultern, breit von Brust, mit langen Armen und Trotz im auf goldenen Wagen beide, die prächtig mit Tigertellen bedeckt und von vier Rossen gezogen wurden, dieser mit dem listigen Krishna an der Seite, jener dem stolzen Salja als Wagenlenker. Vertrauend blickte das Heer der Pandu Arjuna und Krishna, und siegesgewiss das Heer der Kuru auf Karna und den Wagenlenker. Und alle Wesen im Himmel und auf Erden, die Tiere, Götter, Götter selbst, sie schieden sich und stellten sich alle auf Karnas oder Arjunas Seite. „Den Karna besiege Arjuna,“ rief Indra, „denn er ist mein Sohn!“ „Karna besiege den Arjuna,“ rief Surja, der Sonnengott, „denn Karna ist mein Sohn!“ So waren alle Wesen geschieden, und alle Welten zitterten, als Arjuna und Karna sich zum letzten Kampfe gegenübertraten.

Wie ein Donnerschlag ertönten jetzt die Hörner und Pauken, und der gewaltige Held, ergriff das meergeborene Muschelhorn und setzte es an die Lippen und blies herausfordernd, dass es weithin erklang. „Fordere du mich Arjuna zum Kampf heraus,“ rief da Salja höhnisch, „du der Fuhrmannssohn, edlen Sohn des König Pandu!“ Mit solchen Worten reizte der Übermütige, der Wagenlenkerdienst verdross, den edlen Karna, bis auch dieser die Geduld verlor und ihm zornig seine unedle Gesinnung vorwarf. Da zog Salja rachgierig die Zügel und fuhr dahin, sodass ein Wagenrad in tiefer, sumpfiger Erde stecken blieb. Vergebens zogen die keuchenden Rosse, sie brachten den Wagen nicht bewältigt vorwärts, so tief war er gesenkt, so tief dass niemand auf ihm stehen und federn konnte.

Da erschien das Affenbanner des Arjuna. Krishna hatte die Not des Wagens erkannt, und gedankenschnell hin flogen, von der Geißel getrieben, die vier Rosse, und mit gespanntem Bogen stand vor Karna jetzt Arjuna, der langgeachtete Feind! Heisse Thränen erpresste der Zorn dem mutigen Karna. Unverweilt sank er zu Boden und rief seinem Gegner abwehrend zu: „Arjuna halt ein, bis ich das feststeckende Rad aus dem tiefen Schlamm befreit habe! Ich fürchte nicht, du, des edlen Pandu herrlicher Sohn von dem Wagen herab auf mich am Boden Stehenden die Pfeile sendest! Du wirst nicht wie ein niedriger Knecht mit mir kämpfen! Warte, o Held, bis ich den Wagen besteigen kann!“

Doch Arjuna hörte nicht auf die bittenden Worte. Hoch vom Wagen schoss er die spitzigen Rohre auf den bedrängten Helden hernieder. Da abgriff auch Karna in grimmigem Zorn den himmlischen Bogen, und holte aus dem Köcher den schwersten Eisenpfeil: die Sehne schwirrte, und saugend flog der Pfeil getroffen und am Arme verwundet sank Arjuna besinnungslos zurück, und in seinen Händen entfiel der Bogen und der Pfeil. Doch als der edle Karna den Besinnungslosen im Wagen sah, da hörte er auf zu kämpfen: „Gegen Weibsbilder kämpfe ich nicht,“ sprach er, „bis Arjuna sich wieder erholt, und seinen Bogen wieder zur Hand nimmt, will ich schnell mein Wagenrad befreien.“ Und so legte Karna den herrlichen Bogen und die langen, spitzigen Pfeile bei sich nieder und bückte sich, und fasste mit beiden kräftigen Armen das eingesunkene Rad.

Doch Krishna hatte währenddessen dem Arjuna den Pfeil geschickt, der am Arme gezogen, und ihm die Wunde schnell mit Zaubersprüchen geheilt, so dass ihm die Besinnung und seine ganze Kraft zurückkehrte. Und er nahm den himmlischen Bogen und zielte von dem glänzenden Wagen herab auf Karna.

und gerade über dem Wagen gebückt mit beiden Armen das Rad erhob. In diesem Augenblicke kam der tödliche Pfeil auf Krishnas Rat von Arjunas Hand entsendet: In Krishnas Rücken drang das Geschoss, und vorwärts auf den Wagen sank der König leblos dahin!

Teil VI.

Als nun der König Duryodhana sah, wie sein Heer der Übermacht erliegen mußte, da führte er, was noch übrig war an Wagen und Elefanten, an Reitern und Fußvolk zusammen, und gab ihnen den Befehl, sich alle zugleich auf den Tod zu stürzen, um zu siegen oder zu sterben. Und die Krieger, ihres Königs Tod mit geneigtem Haupt vernehmend, zauderten nicht, sondern stürzten, wie es ihnen es sollen, mit Heldenmut dem Tod entgegen. Aber der König, vom langen Kampf ermattet, von Wunden erschöpft, und seine Seele zerrissen von dem Schmerz über den Verlust seines Heeres und seiner treuen Freunde, wie nun vom letzten Schicksal die Erde erdröhnte, und der aufwirbelnde Staub den Tag in Nacht verwandelte, da schwanden ihm die Sinne, und bewusstlos liess er seinem Pferde freien Lauf. Von Durst getrieben sprengte das Ross fort aus der Schlacht zum Wasserteich, wo es gewohnt war zu trinken. Dort sank der König vom Pferde; von den Wellen geschützt lag er da im kühlen Wasserteich, bis an den Hals von Wellen umspült, und in der Hand hielt er noch die schwere Eisenkeule fest, die ihm das Schwere auf der Erde war. Die kühle Fluth erquickte seinen müden Leib, und ein wunderbar, himmlischer Schlaf erfüllte ihn mit neuer Kraft.

Indessen wurde der Rest des tapferen Kuru-Heeres mit leichter Mühe von den Pandu überwältigt. Sie fanden alle im Kampf den Tod, nicht einer wandte sich zur Flucht. Drei Helden nur waren noch am Leben, die zogen im Walde umher und suchten den König, den sie vermissten, während die tapferen Streiter den Tod im Felde der Ehre fanden.

Jetzt erhoben die Pandu den Siegesang: „Heil dir, Judhishthira, geendet ist der lange Kampf, deine Feinde liegen erschlagen, jetzt bist du der Herr der Erde!“ „Aber kann ich mich des Sieges nicht sorglos freuen,“ rief dieser, „so lange ich nicht weiss, ob Duryodhana gefallen sei!“ Da verstummten sie alle, denn keiner konnte den König erlegt oder ihn fallen sehen, und sie zerstreuten sich nach allen Seiten, um ihn zu suchen. Da erblickte man den schlafenden König im Wasserteich, und sogleich versammelte sich das ganze Heer der Pandu an der Stelle. „Steh auf, o König,“ rief da Judhishthira, „erhebe dich und kämpfe mit uns und zeige dich als Held. Ist das ein Krieger, der voll Furcht, um dem Tode zu entgehen, im Wasser steckt?“ Da erhoben die Pandu ein Hohngelächter. Duryodhana aber sprang empor und kam heran; die schwere Eisenkeule mit dem goldenen Ring in der Hand schwingend, zornig die Stirn runzelnd rief er: „Dies Lachen sollt ihr noch bereuen, ihr Pandu, hier stehe ich, mit euch zu kämpfen. Zwar die Herrschaft hat nun keinen Wert für mich, seit meine Brüder und Freunde erschlagen sind, aber um meiner Ehre Willen, meiner Pflicht getreu, fordere ich euch zum Kampfe. Woblan, so kommt denn, kommt heran wie die Wochen zum Jahre heranziehen, und doch das Jahr sie alle verschlingt, wie die Sterne der Nacht der Sonne entgegenziehen und alle erbleichen, wenn sie erscheint! Ihr aber, ihr herrlichen Helden, die ihr für mich in den Tod gegangen seid: o Bhishma, Drona, Karna, ihr Freunde und Verwandten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

ergriff auf seinen Gegner und stieß ihm, der schnell ausweichend zur Seite sprang, die schwere Keule auf die Schenkel, so dass von dem ungeheuren Keulenschlag beidermütigen Duryodbana die Knochen beider Schenkel zerbrachen. Da sank der Mannertiger zu Boden, gefällt wie eine stolze Eiche. Und höhrend setzte ihm der Sieger den Fuss aufs Angesicht: „Nimm deinen Lohn dafür, dass du uns in deinem Saale höhntest!“ schrie er, und zu Judishthira gewandt: „Dir geht jetzt das Reich; der Falsche, der es dir nicht gönnte, liegt am Boden; alle deine Feinde sind besiegt, regiere nun und freue dich der Herrschaft!“ „Heil dir, Duryodhana,“ sprach der König. „Heil dir! du hast mich befreit von meinem Feinde!“ Ein Jubel und Freudengeschrei erscholl im ganzen Heere.

Duryodhana aber hörte die Worte; mühsam richtete er sich zum Sitzen auf, lehnte sich auf seinen Arm und rief voll Stolz den Pandu zu: „Schämt ihr euch nicht, dass Bhima mich unehrlich besiegt hat? Denn die Schenkel des Feindes zu zerbrechen ist schmähhlich und unerlaubt im Keulenkampf. Ihr habt immer unehrenhaft gekämpft und habt nun euren Sieg mit Schande! Bhishma, den gewaltigen Helden, hat Arjuna, als Sighandin verkleidet, zu Boden gestreckt, den Wehrlosen! Dem tapfern Karna habt ihr die Lanze erst mit List entlockt, und ihn dann schmähhlich getroffen, von hinten, als er sich bückte. Nie hättet ihr diese Feiden und viele mehr besiegt, wenn ihr, wie wir, im ehrlichen Kampf gefochten hättet. So hat Bhishma mich auf Krishnas Rat mit unerlaubtem Streich erlegt! So freut euch über euren Sieges! Ich aber habe die Erde beherrscht bis an den fernen Strand des Meeres, bin mutig vor den Feinden gestanden, und sterbe jetzt, wie ein Held zu sterben wünscht: im Dienst der Pflicht! Und von der Freunde Schar begleitet ziehe ich nun zu den Göttern hinauf! Wer ist so glücklich wie ich es bin?“

Da erscholl vom Himmel ein göttlicher Beifallsruf; Wohlgerüche erfüllten die Luft und ein leuchtender, heller Glanz strahlte hernieder.

Als die Pandu diese Götterzeichen sahen und die Ehre, die Duryodhana vom Himmel zu Teil wurde, da schämten sie sich, und reuevoll gedachten sie der Taten, die sie durch List und Betrug besiegt hatten. Krishna aber, als er die Pandu traurig und gesenkten Hauptes stehen sah, rief ihnen zu: „Ich bin es, der die List ersann, aus Liebe zu euch habe ich so gehandelt, weil sonst der Sieg unmöglich war. Selbst ein Gott konnte die Helden nicht besiegen. Mit List gegen Macht und Stärke zu kämpfen, das haben die Götter selbst geübt! Freut euch über den Sieges und lasst uns ins Lager der Feinde ziehen, ehe die Nacht einbricht!“

Da rief ihm das Heer Beifall zu. Die Pandu bliesen die Muschel, und des Sieges froh, zogen sie alle ins verlassene Lager des Königs. Da landeten sie in dem Lager zahllose Schätze an Gold und Silber, an Perlen und Steinen, an Luchsen und Fellen, auch Sklaven und Sklavinnen, und alle Abzeichen des Königtums. Voll Freude über all den Reichtum priesen sie den Krishna und riefen Heil dem Judishthira. Dann zogen sie wieder zurück zu ihrem Lager, und legten sich sorgentfrei jeder in seinem Zelte zur Ruhe nieder.

Während dessen suchten die drei Kuru-Helden immer noch ihren vermissten König. Doch als sie vom Felde her den Löwenschrei der Pandu hörten, da fuhren sie vom Walde wieder über das Schlachtfeld, zum Teiche hin, von wo der Ruf kam. Die Feinde waren schon zurück ins Lager geeilt, als sie den Teich erreichten; da fanden sie den edlen Duryodhana wie eine vom Sturm entwurzelte Eiche, mit

zerbrochenen Schenkeln und mit Blut bedeckt am Boden liegen. Entsetzen ergriß die Creuen, schnell sprangen sie vom Wagen, warfen sich neben dem König zu Erde nieder und riefen ihm zu: „O König, öffne deine Augen, drei treue Diener nahen dir!“ Da blickte sie Duryodhana an und freudig sprach er: „Wohl mir dass ich euch treue Freunde wieder erblicke. Mich erreicht jetzt der Tod, den der Schöpfer allen Wesen verordnet hat. Ich, der ich die weite Erde beherrschte, lieg hier einsam und ohne Hülfe am Boden. Statt der Diener, die mich sonst umgaben, sehe ich jetzt Wölfe um mich her, die heulend mit funkelnden Augen nach meinem Leibe hungern. Nicht aber sollt ihr um mich klagen, ihr treuen Freunde! Wenn ihr glaubt, was uns der Ueda lehrt, so werde ich im Himmel selig sein! Wohl mir, ich habe mutig gekämpft, und nie in der Schlacht gezittert, nur durch unehrliche List hat Bhima mich besiegt! Ihr Freunde, traut den Pandu nicht, sie kämpfen immer mit Trug und List!“

Still mit thränenden Augen vernahmten die Heiden des Königs Worte, und Aswatthaman, Dronas Sohn, sprach mit zornesticker Stimme: mein Vater wurde von diesen Frevlern durch schändliche List umgebracht, doch so heftig hat mich das nicht geschmerzt, wie dein Geschick o König mich jetzt ergrimmt. Dich zu jedem erdenklichen Mittel zu rächen, erlaube mir jetzt, o Herrscher! Voll Freude vernahm der König seine Worte: „Geh, Kripa, Weiser Brahmane,“ sprach er, „brich in deinem Helme Wasser und weihe hier auf meinen Befehl des Drona Sohn zum Feldherrn!“ Und Kripa ging und holte Wasser vom Teiche, und weihte den jungen Heiden zum Feldherrn. „Heil König dir! Ich schwöre, dass ich mich des Panzer nicht entledigen will, bis ich deinen Tod gerächt habe!“ So rief er, dann umarmten die drei Helden den am Boden liegenden König, und von ihm entlassen führten sie zurück in den Wald.

Teil VII.

Schon sank die Nacht herab, und Erquickung spendend, breitete sie die schwarzen, sterngestickten Schleier am weiten Himmelsdome aus. Uerstummt waren die Sängler des Waldes, die Raubtiere zogen auf Beute aus; da kamen die erschöpften, von Gram verzehrten drei Helden im Walde an. Unter einem tausendjährigen Feigenbaum hielten sie an, spannten die ermatteten Rosse los, und streckten sich am Boden hin. Bald umfing sie der süsse Schlaf, in welchem sie ihr Leben vergassen, doch den Drona-Sohn floh der Schlummer; er konnte den Anblick des edlen Königs nicht los werden, wie er da mit zerschlagenen Beinen im Staube lag. „Könnte ich ihn rächen,“ seufzte er, „dann fände ich Ruhe!“

Indem er nun schlaflos die Augen umhergleiten liess, bemerkte er auf den Ästen des Baumes eine Schar Krähen, die ohne Gefahr zu ahnen, ruhig schliefen. Denen nahte sich still, mit Feueraugen heranschwebend ein Uhu so leise, wie eine Schlange schleicht. Plötzlich stürzte er auf die Krähen herab und tötete die Schlafenden alle: den einen biss er den Kopf ab; den andern riss er die Fittiche aus, und wieder andern brach er die Beine entzwei, bis sie alle tot am Boden lagen. Und jauchzte der Uhu, er hatte sich an seinen Feinden gerächt.

Da sprang der junge Held vom Boden auf: „Dank dir, Nachtentele,“ rief er, „du hast mich belehrt!“

„Auf jetzt zur Rache,“ rief er dann seinen beiden Gefährten zu, „erlebe ich euch und folgt mir!“

„Was beginnst du, Dronas Sohn,“ fragte ihn erstaunt Kripa der Brahmane. „Lass ab vom Kampf, der Segen des Himmels fehlt uns. Fügen wir uns in das Geschick. Lass uns jetzt ruhen und morgen dann heimkehren in die Stadt.“

„Und wenn uns auch die Gunst des Himmels fehlt,“ entgegnete schnell und ernsthaft der Held, „wir müssen bis ans Ende unserer Pflicht folgen. Denn der Schöpfer die Menschen schuf und sie in vier Kasten teilte, da wies er den Brahmanen die Opferpflege, den Kriegern den Kampf, den Kaufleuten nie tastenden Fuß, und den Sudras Unterwürfigkeit an. Drum, wenn es uns auch versagt ist, zu siegen, so ziemt es sich doch nicht anders, als dass wir kämpfen und im Kampfe sterben. Aber noch hoffe ich zu leben, Sieg und Rache winken mir: die Pandu liegen jetzt, ermattet vom Kampf, mit abgelegtem Waffenkleid schlafend in ihren Zelten. Ich steige ins Lager hinab und töte die bewusstlos Liegenden! Verfügen will ich sie wie das Feuer die Stoppelfelder verzehrt, dann will ich ruhen und schlafen!“

„O Trauter, bändige das wilde Herz,“ sprach Kripa, „damit du nachher nicht Reue empfindest: unehrlich ist es, Schlafende und Waffenlose zu töten, wer etwas thut, der stürzt sich selbst in den Abgrund der Hölle. Bisher ist dein Leben tadellos gewesen, darum warte bis morgen, wo die Sonne scheint, und belege dann, der Sonne gleich, von Flecken rein, die feindlichen Scharen. Zu dir passt keine schimpfliche That, sie würde dich, einem Flecken auf einem weissen Gewande gleich, verunzieren!“

„Wahr sprichst du Oheim,“ entgegnete Aswatthaman, „doch gegen jene, die uns durch List und Betrug besiegt haben, ist jedes Mittel erlaubt. Hier gilt kein Recht mehr, Rache habe ich dem König gelobt, und Rache soll ihm heute noch werden. Und wenn ich mich auch durch meine That in die Hölle stürze, und wenn ich wiedergeboren, als Wurm zur Welt komme, gleichviel! Zum Feldherrn bin ich eingeweiht. Eure Pflicht ist es, mir zu folgen. Die Schuld fällt auf mich, ihr seid was ihr mir schuldig seid: ich dringe allein ins Lager, ihr stellt euch an den Thoren auf, und empfangt jeden, der fliehen will, mit Pfeil und Schwert. Ich eile, nicht hält kein Gott zurück!“ So rufend, trieb der grimmige Held die Rosse an und eilends folgten ihm die beiden andern auf ihren Wagen.

Jetzt nahte Aswatthaman sich dem Lager der Feinde. Leise stieg er von dem Wagen ab, und, nicht durch die Chore, über den Wall stieg er hinein, und schlich hindurch zu den Zelten der Feinde. Und bald verwandelte sich die Stille der Nacht in grausigen Lärm: der Drona-Sohn auf einem Wagen stehend, erweckte die Feinde mit lautem Geschrei, die fuhren alle entsetzt auf und stürzten durcheinander und keiner wusste, was geschehen war. Doch hoch auf dem Wagen stand der Rächer, und empfing alle, die sich ihm naheten, mit dem Todespfeil. Aus den Zelten der Pandu-Söhne kam eilends Krishna, um zu sehen, was der schreckliche Lärm bedeute. Aber als Aswatthaman den listigen Ränkevollen erblickte, da sprang er mit seinem tausendmondigen Schild und seinem blanken Götterschwert vom Wagen herab mitten unter die Feinde, und hieb sich durch bis zu Krishna hin. Der wandte sich zur Flucht, aber da stand der wütende Held hinter ihm, und spaltete ihn auf einen Streich von oben bis unten, so dass rechts und links je eine Hälfte zu Boden sank. Dann raste er weiter, Blut und Leiden zeigten den Weg.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Missions-Rundschau.

Ost- und Nordafrika.

Von Julius Richter.

Nachdem wir die Hauptmissionsgebiete von Ostafrika ausführlich behandelt haben, können wir uns über die andern Missionsfelder um so kürzer fassen, da sie die letzten Jahre eine ruhige Entwicklung gebracht haben, aus der wenige vorzutretende Ereignisse zu berichten sind.

In Deutsch-Ostafrika ist am 29. November 1901 eine neue, wichtige Verordnung zur Eindämmung der (einzig noch bestehenden) Haussklaverei erlassen: dürfen keine neuen Sklaven gemacht werden; niemand darf sich selbst in die Sklaverei verkaufen; auch darf Verkauf in die Sklaverei nicht mehr als Strafe für Diebstahl, Schulden und dergleichen verhängt werden. Den jetzigen Sklaven steht unter billigen Bedingungen frei sich loszukaufen. Jeder Sklave darf zwei Tage der Woche für sich arbeiten. Bei der Übertragung von Sklaven auf andere Besitzer dürfen die Familien nicht gegen ihren Willen auseinander gerissen werden, jeder Pflichtverletzung des Herrn gegen seinen Sklaven kann der letztere seine Freilassung beanspruchen. (D. dsch. Kolonien 1902, 15.)

Deutsch- und Englisch-Ostafrika wurden in den Jahren 1898/99 von einer schweren Dürre und Hungersnot betroffen, welche auch in die Missionsarbeit eingriff. Berlin III war durch den von P. von Bodelschwingh gesammelten Erlös des „Brot für Steine“ (160 000 M.) und andere grosse Gaben (34 000 M.) in die glücklichen Lage, ein grosses Hilfswerk einzuleiten und viele vom Hungertode zu retten zu können. Die Notstandsarbeiten dienten vor allem dem Ausbau der Missionen. Wohl am verhängnisvollsten war die Notzeit für Ukamba, das Gebiet der Leipziger Mission; hier wurde in manchen Distrikten die Hälfte bis zwei Drittel der Bevölkerung dahingerafft. Die Pocken halfen das Zerstörungswerk des Hungers vollenden. Ganze Landschaften sind ausgestorben. Die Leipziger Mission hat wacker geholfen; die Opferwilligkeit der Missionsfreunde hatte ihnen 123 000 Mark Notstandsgaben zur Verfügung gestellt.

Berlin III ist nach wie vor durch viel Wechsel und Erholungsreisen der Missionare, schmerzliche Sterbefälle (bes. Miss. Worms † 24. III. 1899) und Mangel an Mitteln zu einem energischen Betriebe erforderlichen Mitteln aufgehalten. Die Zahl der Christen auf dem südlichen Gebiete (Usaramo) beträgt auf den 3 Stationen 189, von der Stamm in Kisserawe aus der früher dort bestehenden Sklavenkolonie abstammt. Auf dem nördlichen Gebiete (Usambata) scheint unter den angedauerten Usambala eine Bewegung zum Christentum Platz zu greifen; es konnten im letzten Jahre auf den 3 Stationen Hohensriedberg, Neubethel und Wuga doch 98 Personen getauft werden. Hier ist (Juni 1899) eine neue (4.) Bergstation Bumbuli angelegt. Da seit Juli 1901 in Pastor Michaelis ein zweiter Missionsinspektor

eingetreten ist und neuerdings die Stationen annähernd ausreichend mit Missionaren besetzt sind, so eröffnen sich für die Weiterentwicklung günstige Aussichten. Im Jahre 1900 ist das Missionsgebiet in zwei Verwaltungsbezirke (Usambara und Usaramo) nach dem Muster der Basler Mission geteilt, an deren Spitze je ein Vorsitzender, ein Schulwart und ein Güterwart stehen.¹⁾

Die Universitäten-Mission hat in diesem Gebiete drei Missionsfelder: die Inseln Sansibar und Pemba, das Bondei-Land im südlichen Usambara und das Gebiet nördlich vom Rovumaflusse. Die Zahl aller in ihrem Verbande stehenden getauften (einschliesslich des 4. Gebietes am Njassa) beträgt 5116, die der Komm. 3681. An Leuten, die unter dem Einfluss der Mission stehen, zählen sie 11689, davon die Hälfte (5500) am Njassa. Das wichtigste Ereignis ist der Rücktritt des konsekrierten Bischofs von Sansibar Richardson und seine Ersetzung durch den Missionsarzt Bischof Dr. Hine vom Njassa (1901). Auf Sansibar ist der Missionsapparat durch Uervollständigung des Hospitals, Begründung einer eigenen Theologenschule (St. Marks Theological College) für die wenigen zur Ordination vorzubereitenden Eingeborenen und Anlegung einer Industrieschule weiter ausgebaut. Auch mit Missionsarbeit an der ansässigen mohammedanischen Bevölkerung ist durch Eröffnung einer „internationalen“ Schule einmal wieder ein kleiner Anfang gemacht. Der Bondeidistrikt wird durch die Bahn Tanga-Mhuesa-Korogwe immer wirksamer erschlossen. Die alte Hauptstation Magila soll, weil letzterer Name allmählich auf den ganzen Distrikt übertragen ist, und sich daraus für die Mission Unbequemlichkeiten ergeben haben, in Msalabani („Bei dem Kreuz“) umgetauft worden. Sie hat den grossen Vorzug gehabt, ihren leitenden Missionar Archidiakon Woodward 25 Jahre lang zu besitzen, bei dem gefährlichen Klima Ostafrikas doppelt dankenswert. Der Rovumadistrikt ist in neuester Zeit (seit Nov. 1901) wieder von einer schweren Hungersnot heimgesucht, welche die ohnehin wenig sesshafte Bevölkerung noch mehr zerstreuen wird.

Für die Küstengebiete der C. M. S., welche sich über das deutsche und englische Schutzgebiet erstrecken, war das wichtigste Ereigniss die kirchliche Abzweigung von Uganda und die Schaffung eines neuen Bistums für das Küstengebiet unter Bischof Peel (1899). Die nächste Folge dieses Schrittes ist eine erhebliche Ausdehnung der Missionsarbeit im deutschen Schutzgebiete geworden. Zu den beiden alten Stationen Mpwapwa (1879) und Mambola (1881) sind in den letzten beiden Jahren 4 neue hinzugekommen, im Gebiete von Mamboia: Berega, Njangala und Itumba und 10 Meilen westlich von Mpwapwa in Ugogo Mvumi. Bekanntlich hat sich die C. M. S. mehrere Jahre ernstlich mit dem Gedanken getragen, die Stationen im deutschen Schutzgebiete ganz aufzuheben; dieser Plan ist nun glücklicherweise aufgegeben; die Engländer haben sich überzeugt, dass sich unter deutscher Ober-

1) Zur Zeit bestehen Verhandlungen mit Berlin I, dem Berlin III sein südliches Gebiet Usaramo mit den drei Stationen Daressalam, Kisserawe und Maneromango angeboten hat. Die Ungesundheit dieser Stationen, der Mangel der zu einem thätkräftigen Betriebe erforderlichen Mittel und das unzureichende Angebot von Missionaren haben Berlin III zu diesem (übrigens noblen) Anerbieten veranlasst.

behebt mit Erfolg und ohne unbequeme Einschränkung Missionsarbeit treiben. Die deutschen Stationen, unter dem Namen „Usagaradistrikt“ zusammengefasst, zählen nur 239 Christen, von denen 177 auf Mpwapwa fallen. Die einsame Station Nassa am Südufer des Victoria-Sees, welche, obgleich auf deutschem Gebiet liegend, zum Bistum Uganda gehört, ist noch immer harter Boden. Im englischen Küstengebiet ist der Schwerpunkt der Arbeit dadurch verschoben, dass Mombas, bisher ein totes Landstädtchen, als Knotenpunkt der Küstenschifffahrt und Ausgangspunkt der Ugandabahn zu einer verkehrsreichen Grossstadt von bereits über 26 000 Einwohnern (darunter 300 Europ.) herangewachsen ist. Der an der Küste festgewurzelte Islam, dessen Träger besonders die überall hin vordringenden Suaheli sind, die zugleich als die Kulturträger Ostafrikas auftreten, macht an der Küste wie im Hinterland die Missionsarbeit von Jahr zu Jahr schwieriger. Die E. M. S. zählt 1399 Getaufte, von denen aber 1045 auf die beiden alten Sklavenheilstätten Freretown und Rabai kommen. Die 113 Getauften von Mombas sind meist zugezogen. Die andern Stationen gewähren nur geringe Ernten. Neu in Angriff genommen ist die Arbeit unter den Wa-Digo von Shimba aus, einem Platze, der schon 1887 einmal auf einige Jahre besetzt, aber wieder aufgegeben war. Eine weitere neue Station ist im Bau, Porth Smith bei Nairobi in Kikuju als Stützpunkt an der Ugandabahn. Von hier soll unter den Wa-Kikuju und Massai gearbeitet werden. Auch ist das nahe Nairobi ein mächtig aufstrebender Platz mit bereits fast 11 000 Einwohnern (darunter 1000 Europ., Eurasier und Boanesen), es ist der Ort, wo alle Reparaturarbeiten für die Eisenbahn ausgeführt werden sollen. Die grosse Höhe von Fort Smith (6800 Fuss) lässt hoffen, dass es sich als gesund erweisen wird.

In der Leipziger Dschagga-Mission am Kilimandscharo ist es auch in den letzten Jahren wieder durch viel Not und Aufregung gegangen. Die Wabaruschas, welche 1896 die jungen Missionare Ovir und Segebrock ermordet hatten, machten nach wie vor der deutschen Regierung viel zu schaffen. Mit ihnen hatten etliche Häuptlinge am Kilimandscharo gemeinsame Sache gemacht. Im Februar 1901 kam es zu einem offenen Kriegszug, in dem die Regierungstruppen die Meuterei bald unterdrückten. Über die aufständischen Häuptlinge wurde in Moschi strenges Gericht gehalten. Meli, die Häuptlinge von Kiboscho und Schira und 16 andere Rädelführer wurden erhängt (März 1901). Die Ruhe war aber auch nach diesem Strafgerichte nicht hergestellt. Der den Missionaren äusserst wohlgesinnte Hauptmann (jetzt Major) Johannes wurde nach Daressalam versetzt; sein Nachfolger Oberleutnant Merker glaubte bald einem allgemeinen Aufstand auf die Spur gekommen zu sein, und nahm die bisher den Deutschen stets treuen und zuverlässigen Häuptlinge Mareale (von Mamba) und Schangali (von Madschame) in Moschi gefangen. Die Missionare baten sie zwar, sich für ihre Creue verbürgend, wieder frei; aber die Folge war, dass beide Häuptlinge Amt und Würde niederlegten. Schangali siedelte sich auf dem Grund und Boden der Mission in Madschame an, um dort Unterricht zu nehmen. Mbararia, Häuptling von Mwika, einer Fussenstation von Mamba, floh über die Grenze auf englisches Gebiet.

Fast ebenso störend war für die Leipziger Mission die rücksichtslose Konkurrenz der Katholiken, welche die Leute durch reiche Cauffeste und Crinkgelage anziehen und durch Zwangsmassregeln, Frohnarbeiten und Geldstrafen in Zucht zu

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

ntel heidnisch zu nennen. Die Hälfte des übrigen Ceiles hat das Heidentum seinen verschiedenen Formen aufgegeben, und die andere Hälfte sind Getaufte, Katholiken und Schüler, welche meist auch mit der Zeit Christen werden. Die Zahl der Getauften beträgt 61 (Miss. u. Heidenb. 1901, 4). Auf den beiden andern Hauptstationen Makere und dem an der Küste unter einer harten Suaheli-Bevölkerung liegenden Lamu ist die Arbeit noch in den Anfängen. Die in Lamu erstlich geleitete Maria (19. Mai 1898) ist irrsinnig geworden, ihr Mann Ferusi ins Heidentum zurückgefallen. Im Sommer 1902 ist der Inspektor dieser Mission Stursberg nach Ostafrika hinausgefahren, um Wegen wichtiger Entscheidungen über die weitere Ausdehnung der Arbeit am Cana, event. Aufgabe von Lamu an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen.¹⁾

Die vereinigte methodistische Freikirchen-Mission (engl.), welche an den drei Stationen Ribe, Jomvu und Maseras in der Nähe von Mombas und Golbanti am untern Cana arbeitet, hat am 15. Dezember 1901 durch den Tod des Missionars Thom. Wakelield in Southport in England einen ihrer Pioniere und hervorragendsten Arbeiter verloren; er war 25 Jahre lang ihr Bahnbrecher im Inlande von Mombas und unter den Galla (von 1862—1887). In letzterem Jahre musste er mit gebrochener Gesundheit definitiv nach England zurückkehren (ss. World 902, 130; Miss. u. Heidenb. 902, 72).

Die in Verbindung mit der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft gegründete von der reichen schottischen Familie Mackinnon und ihren Freunden nobel ausgestattet (einem Stiftungskapital von 740 000 M.) ausgestattete Kibwezi-Mission (schottische Ostafrika-Mission, gegr. 1892) ist in die Verwaltung der schottischen Presbyterialkirche übergegangen und von dieser nach Dagoreti in der überaus fruchtbaren, auch landschaftlich schönen, zwischen 6000 und 7000 Fuss hoch gelegenen Landschaft Kikuju übertragen. Der frühere Blantyre-Missionar Dr. Ruffele Scott hat die Leitung übernommen, Dr. Carl Uffmann, der Sohn des „Vaters des Ausganges“ in Purulia, hat sich diesem neuen Unternehmen als Missionsarzt angegeschlossen. Es soll eine grosse missionarische Bildungsanstalt nach dem Muster der südafrikanischen Lovedale angelegt werden.

Noch zu erwähnen sind zwei neue Missionsunternehmen in Britisch-Ostafrika: die „afrikanische evangelische Mission“ in Kijumbu in der Landschaft Kikuju und die von dem Philadelphia-Rat geleitete „afrikanische Inland-Mission“ in Kundu in der Landschaft Ulu (südöstlich von Kikuju). Beide befinden sich, nach sehr spärlichen, zerstreuten Nachrichten zu schliessen, noch in den Anfängen.

Wandern wir an der Küste Ostafrikas nach Norden, so ist der nächste Missionsposten Kismaju an der Somali-Küste, wo der einsame Schwede Ederquist (verl. Stift) nach einem Weg zu der Borani Galla ausschaut. Seine Arbeit wurde durch die Übergriffe des englischen Beamten Jenner erschwert, dessen Anordnungen durch seine Vorgesetzten aufgehoben wurden; Jenner ist von den Somali erblagen, das von ihm in Beschlag genommene, steinerne Missionshaus ist den

1) Leider ist Ende September der junge, ärztlich gewandte Missionar Fink Lamu plötzlich gestorben, ein schwerer Verlust für die kleine Mission!

Missionaren zurückgegeben. Leider herrscht unter diesen viel Krankheit. — In dem für Europäer noch immer verschlossenen Abessinien arbeitet unter Leitung des Missionars Flad der in St. Chrischona ausgebildete Abessinier Agami mit einem halben Dutzend Gehilfen nicht ohne Erfolg, hauptsächlich aber nur unter den schwarzen Juden, den Falaschas (Miss. u. Heidbot. 902, 41 ff.).

Die Arbeit der schwedischen Vaterlandsstiftung in Erythrea ist nach wie vor eine ungewöhnlich schwierige Pionierarbeit; die tote abessinische Kirchlichkeit erweist sich als ebenso hinderlich wie der mohammedanische Fanatismus. Die Arbeit unter den Kunama in Kulloko ist noch in den Anfängen und viel durch klimatische Krankheiten gestört. Die Gemeinden zählen bei 19 Missionaren 5 Missionsschwestern und 35 eingeborenen Gehilfen, 566 Getaufte, darunter 232 Kommunikanten, dazu 15 Schulen mit 358 Schülern. In Asmara, dem Hauptort von Erythrea, ist an Stelle der durch Blitzschlag eingeäscherten alten Kirche eine stattliche neue gebaut, was für die evangelische Sache um so wirksamer ist, als die Katholiken dort eine grosse Kirche haben und die Abessinier auf Kirchengebäude grossen Wert legen.

Abessinien und die in weitem Umkreise angrenzenden Gebiete sind noch immer Sitze des Sklavenhandels, der in dem gegenüberliegenden Arabien, zumal in Djidda und Medina feste Absatzgebiete hat. Ein Jüngling von 14 Jahren kostet 320 Mark, von 14—20 Jahren 400—500 Mark, von 20—30 Jahren 600 Mark. Eunuchen werden bis zu 2000 Mark bezahlt! Die Raubgebiete sind die weiten Striche zwischen Abessinien und der englisch-ägyptischen Grenze, besonders die Shangalia-Stämme (Miss.-Rev. 902, 237 f.).

In Kartum und dem oberen islamischen Sudan ist trotz aller Proteste der EMS. noch jede direkte Missionsarbeit verboten. Das Einzige, was geschehen kann, ist die indirekte Arbeit der Kolporteure der britischen und der amerikanischen Bibelgesellschaft; sie haben 1901 zusammen 1200 Bibeln und Bibelteile in 11 verschiedenen Sprachen verteilt. Mit englischem Gelde werden koptische Schulen errichtet (Miss.-Rev. 902, 477). Ausserdem hat die EMS. in Khartum einen ausgezeichneten Platz für ein Krankenhaus erworben und in dem gegenüberliegenden Omdurman einen ihrer Missionsärzte und einige Missionare stationiert. Die Gesellschaft hält um so fester an dieser Position, weil die englische Regierung Kartum zu einer glänzenden Metropole auszubauen sich anschickt (EMS. Rep. 1901, 165 f.). Oberhalb Kartum beabsichtigen die amerikanischen Vereinigten Presbyterianer in Dolaib am Sobat, 2 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Weissen Nil, eine Missionsstation anzulegen; die Missionare Rev. Gifen und der Arzt Dr. Mc Laughlin haben dorthin eine erfolgreiche Untersuchungsreise unternommen. Da man sich dort bereits im altheidnischen Sudan befindet, betrübt die englische Verwaltung diese Niederlassung.

In Ägypten führt das Bestreben, die volle religiöse Neutralität unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, zu merkwürdigen Folgerungen. In den Volksschulen wird der Koran fleissig gelehrt, aber die Bibel ist prinzipiell ausgeschlossen, trotzdem ein Zehntel der Bevölkerung koptische Christen sind. Das einzige Recht, das den Christen eingeräumt ist, besteht darin, dass sie ihren Platz

vom mohammedanischen Religionsunterricht zurückhalten dürfen (EMS. Rep. 901, 161). In englischen Kreisen besteht die Absicht, ein eigenes anglikanisches Bistum für Ägypten zu begründen; dem Anschein nach wird dies Projekt mit auffälliger Dichtachtung der EMS., der einzigen dort arbeitenden Missions-Gesellschaft, von extrem hochkirchlichen Heissspornen befördert (Intell. 901, 645). Bei weitem die wichtigste Mission auf diesem Gebiet unterhalten die amerikanischen unierten Presbyterianer (UP.), die aber last ausschliesslich an der Wiederbelebung der erstarrten koptischen Kirche arbeiten; sie haben 207 Haupt- und Nebenstationen, darunter 46 Kirchen, 6651 Kommunikanten und 22500 Anhänger, in 151 Sonntagschulen 8040 Schüler und 27 ordinierten Pastoren. Die einheimischen Kirchenglieder bringen 101000 Mark Jahresbeiträge auf. Neben ihnen liegt der Hauptanteil der evangelischen Mission in Nordafrika in den Händen der nordafrikanischen Missions-Gesellschaft. Diese unterhält 16 Stationen mit 28 Missionaren und 63 Missionarfrauen und Fräuleins; das Missverhältnis zwischen dem männlichen und weiblichen Arbeiterpersonal tritt um so schroffer hervor, wenn man bedenkt, dass die Missionsobjekte haremhaltende Araber sind. Von den Stationen liegen 2 in Ägypten, 1 in Tripoli, 4 in Tunesien, 4 in Algier und 5 in Marocco. Unter den Männern befinden sich 4, unter den Frauen 2 Missionsärzte.

Um Ostern 1901 schien es sich in Kairo unter den Mohammedanern zu regen: die Bücherläden der Mission wurden fleissig aufgesucht und lange, zum Teil interessante religiöse Gespräche gepflogen. Seither ist alles wieder still geworden. Über keinen Zweig der Missionsarbeit wird bekanntlich grössere Uerschwiegenheit bewahrt, als über die Erfolge unter den Mohammedanern (Miss.-Rev. 901, 554 f.). In Ägypten ist eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher (evangel.) Litteratur in der ganzen mohammedanischen Welt im Entstehen begriffen; mehrere dort ansässige Missionsgesellschaften haben sich zu dem Zwecke zusammengeschlossen, in Alexandria eine Druckerei einzurichten und geeignete Schriften für den Druck auszuwählen oder herzustellen. Bei der zentralen Lage Ägyptens und seiner Bedeutung für die mohammedanische Propaganda ein bedeutungsvolles Unternehmen! Am 3. Februar 1900 verheiratete sich in Kairo die bekannte englische Missionsschriftstellerin Lucy Guinness, die Tochter des Brattan Guinness, des Begründers des East London Instituts, der Kongo-Balolo-Mission u. s. w., mit dem Missionar Hermann Kumm von der nordafrikanischen Mission. Dieser löste seine Verbindung mit letzterer, und gründete die „Sudan-Pionier-Mission“ unter den Bisharin-Arabern in Oberägypten mit dem Sitze in Assuan. Vergl. darüber H. M. Z. 1901, S. 47. Inzwischen haben aber bereits die heimatlichen Kreise, auf welche sich diese (Gemeinschafts-) Mission gründete, die Verbindung mit Kumm abgebrochen und beabsichtigen, sich an eine deutsche Gesellschaft in einer deutschen Kolonie anzuschliessen. — In Marocco stehen neben der nordafrikanischen Mission die Central-Marocco, die Süd-Marocco-Mission und der Evangeliumsbund (mit dem Sitz in Kansas in den Vereinigten Staaten); erstere mit 2 verheirateten Missionaren auf einer Station; die zweite mit 8 Missionaren und 13 Missionarfrauen und Fräulein auf 4 Stationen; die dritte mit 8 Missionaren und 5 Missionarfrauen und Fräulein auf gleichfalls 4 Stationen. Nur die Küstengebiete bis Marakesch und Fez stehen der Mission offen. Als 1897 zwei Missionare von Fez versuchten

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Aus dem Verlage der Kieler China-Mission:

Bilder aus Chinas Volk und Mission. Heft 1—15. Sämtlich von Bach. Jede Nummer 15 Pfg.

1. u. 2. „Konfuzius der Moses Chinas.“
3. u. 4. „Das heilige Edikt.“
5. „Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisgebräuche in China.“
6. „Aberglaube und Hexenwesen. Götterglaube.“
7. „Pakhoi.“
8. „Eine Missionsreise im Reiche der Mitte.“
9. „Auf ungebahnten Pfaden im Innern Hainans.“
10. „Chinesische Charakteristik.“
11. „Der Chinesische ABL-Schüler.“
12. „Chinesische Kinder.“
13. „Limchau, die 2. Station der Kieler China-Mission.“
14. „Dasr. Kampf einer Missionsgemeinde für Gott und Glauben.“
15. „Drache und Kreuz. Leiden chinesischer Christen der Kieler China-Mission.“

Aus dem Verlage von Holland und Josenhans in Stuttgart:

17. Heft der „Christrosen. Erzählungen für unsere Jugend:“

Titel: „Unsers Gottes Wunderwege in China.“ 10 Pfg.

Aus dem Hermannsbürger Verlag:

Titel: „Wittekind. Sang und Sage aus dem Wesergau.“ 40 Pfg.



Inhalt.

I. Missionsgeschichte.

	Seite
nsburger Mission und der südafrik. Krieg. Von Missionsdirektor icius	17
n Njassa. Von P. Strümpfel	30, 61, 129
hte der Kols-Mission. Von Missionar Dr. Nottrott	72
Mission und der südafrik. Krieg. Von Missionsinspektor Sauber- ig-Schmidt	113
mers. Von D. Kurze	171, 236
tsarbeit der schottischen Staatskirche. Von Missionsinspektor Lic. Helvitz	275
ungsgeschichte der norddeutschen und der Hermannsb. Mission. Missionsdirektor Haccius	319
ische Missionsstatistik. Vom Herausgeber	327
tische Fehde in Indien. Von P. Jul. Richter	343
che Krisis. Von P. Schlatter	364, 397, 459
teke, eine Stätte des Lichts im dunkeln Erdteil. Von P. Paul ter	433, 468
l in den deutschen Kolonien. Von P. Paul.	445, 493, 541
die evangelische Mission in indien? Von D. Grundemann	485
im geistigen Leben Nordindiens. Von P. Jul. Richter	502
l des Missionars Kranz aus dem Allg. evang.-prot. Missionsverein	514

Missions-Rundschauen.

ch-Indien. Von Missionsinspektor Dr. Schreiber	75
Von D. Grundemann	136 198.
Von P. Jul. Richter	288
on demselben	377
ordafrika. Von demselben	573

Missionschronik.

usgeber	134, 190, 349, 391, 440, 520
-------------------	------------------------------

II. Missionstheorie.

Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten? P. Lic. Stosch	3, 49, 97, 183, 226
ebung zum Schutze der Eingeborenen	133

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über €4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für €
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Inhalt.

	Seite
tin: A cycle of Cathay or China south and north with personal reminiscences	441
The Lore of Cathay or the intellect of China	441
yer: Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigt-Dispositionen	539
rbt: Quellen zur Geschichte des Papsttums u. des römischen Katholizismus	47
ir: Erstlingsfrüchte der hl. Schrift aus Syrien	443
Her: Die deutschen Kolonien	149
hn: Tropenhygiene	152
ll: Aus den Anfängen unserer Breklumer Mission	538
ceedings of the General Conference of Protestant Missionaries in Japan	90
istorp: Die Organisation der Heiden-Missionsarbeit in der heimatllichen Gemeinde	395
iem: Hinter den Mauern der Senana	443
hter: Die deutsche Mission in Südindien	394
Die Mission und die nichtchristlichen Völker	147
neider: Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1902	255
schubert: Ansgar und die Anfänge der schleswig-holstein. Kirchengesch.	396
riffen, kleinere:	48, 147, 396, 444 und 580
ulze: Abriss einer Geschichte der Brüdermission	88
ith: China in convulsion	300
elstra: Sind die Buren Feinde der Mission?	147
ylor: Ein chinesischer Gelehrter. Bildungsgang und Bekehrung eines Konfucianisten	539
zer: Letters of the Bishop — and his sister 1863—73	303
rneck: Evangelische Missionslehre. III. 1.	393
sgand: Mathurin Veyssièrè La Croze	396

V. Beiblatt.

Joh. Theodor van der Kemp etc. Von Missionsinsp. D. Merensky	1
ert Moffat etc. Von P. Kölb ing	25
Philipp etc. Von Merensky	53
n. Livingstone etc. Von P. Chieme	69, 89



Damen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.

- 200, 265.
n 578.
Miss.-Stat., 142.
203.
p. Miss.-St. 117.
th. M.-St., 451.
chem. Pastor, 81
78.
l.-Afrika, westl.,
2, 264.
Christian (Jäger)
ng. Bbl. 28 ff.
und Jakobus
Bbl. 31.
palime, kathol.
tat. 451.
päer- u. Miss.-
44, 447.
247.
Miss., 67.
Miss.-Stat., 245.
Miss.-Stat., 201.
ss.-Stat., 142.
Lehrer- u. Pred.-
f., 142.
Christ., Miss.,
Kristian, heiden-
ber Lehrer, 449.
83 f.
ss.-Stat., 176.
Insel, 77.
e, Miss.-Stat.,
., Beamter, 400.
464.
Mrs., 288.
Miss.-Filiale, 83.
06.
Miss.-Insp., 73 f.
Miss.-Arbeit. 81.
ss.-St., 144, 450.
498.
Miss.-St., 282.
- Aroranai, Ortschaft, 178.
Arthington, Rob., 299, 350.
Arua, Zauberer, 243.
Arya Samadsch, Verein zur
Reform des Hinduismus,
344, 507 f.
Asaba, Miss.-Stat., 201.
Asante 143.
Asch van Wijk, Kolonial-
minister, 88.
Ashton, Miss., Bbl. 45.
Asien 267.
Atakpame, katbol. Miss.-
Stat., 447, 451.
Atwood, Dr., 461 f.
Avarua, Miss.-Stat., 176 f.,
245.
van Baarde, Miss., 83.
Backeberg, Häuptling, 186.
Badagry 199.
Bagoluba, Betschuanen-
stamm, 27 f.
Baguta, Kalikiro, 300.
Bailey, Geschäftsführer der
C. M. S., 382.
Bain, Miss., 61, 67 f., 131.
Bakhalla, Betschuanen-
stamm, 27 f.
Ballanghar, Miss.-St., 137.
Bandajuma, Miss.-St., 140.
Bandawe, Miss.-St., 36 ff.,
132, 294.
Banza Manteke, Miss.-
Stat., 433 ff., 468 ff.
Baraka, Miss.-Stat., 458.
Bardwan, Miss., 502.
Barett, J., Gesandter, 198.
Bataks 85 f.
Batanga, Miss.-Stat., 204.
Batavia, Miss.-Stat., 82.
Bathurst, Lord, Kolonial-
minister, Bbl. 33.
Batu-Inseln 84.
Bauling, Miss., 118 f.
Baxter, Dr., 547.
- Beach, Mr., 530.
Behrens, Georg, Miss., 22.
— H., Miss., 27.
— Wilh., Miss., 22 f.
Bender, Miss., 456.
Benguela 207.
Benito, Miss.-St., 204, 458.
Beo, Miss.-Stat., 78.
Berega, Miss.-St., 547, 574.
Beresford, Ch., Lord, 366.
Bernard, Fr., Stations-
leiterin, 282.
Berseba, Miss.-Stat., 495.
Besant, Mrs., 344.
Bethanien, Miss.-Station
(Berlin I), 117.
—, Miss.-Station (Nama-
land), 496.
Bethel, Miss.-Stat. (Kame-
run), 453.
Bethelsdorp, Miss.-Stat.,
19 ff., Bbl. 56 ff.
Betschuanen, Bbl. 35 ff.
Bevölkerungs- und Miss.-
Census, ind., 135.
Bharata, ind. Stamm, 520.
Bibelgesellsch., brit., 197 f.
Bibelgesellschaften 341.
Binder, Pfr., chem. Miss.,
448.
Bizer, † Miss., 203, 456.
Blantyre, Miss.-Stat., 33,
279.
Bodenstab, Miss., 21.
Böhm, Miss., 493.
Boera, Miss.-Stat., 236.
Bohner, Missions-Präses,
133, 465.
Bolengi, Miss.-Stat., 206.
Bolobo, Miss.-Stat., 206.
Bombay 282.
Bombe, Miss.-Stat., 453.
Bonaberi, Miss.-Stat., 453.
Bonaku, 203.
Bonanjo, deutsche Schule,
454 f.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Antonie, 520 ff.
 n 245.
 gham, Low Mon-
 fensdag., 40, 61.
 Donald, Miss., 42,
 29, 132.
 Fort, Bbl. 16 ff.
 Miss., Bbl. 52.
 n 139.
 abassi, China 364 f.
 n, Sklaven-Frei-
 Bbl. 107.
 Schmidt, Miss., 84.
 Edmund, Kom-
 r, Bbl. 93.
 204.
 Miss.-Stat., 278.
 Sulufürst, Bbl. 13,
 Al. J. D., Rev., 409.
 ts, Père, 402.
 General, 409, 411.
 Miss.-Stat., 201.
 Miss., 263.
 n., 545.
 n, Miss.-Dir., 483.
 thal (Springton-
 Miss.-St., 117 f.
 n, Miss., 54.
 haft, mohammed.,
 Miss., 18.
 Miss.-Stat., 496.
 lev., 578.
 Cord, Kolonial-
 ter, Bbl. 66.
 ri, Insel, 247 f.
 Miss.-Stat., 495.
 s, Miss.-St., 577.
 ste 141 f., 265.
 Russenposten, 67.
 D., 6.
 G., Miss., 350.
 id 263.
 tanga, Miss.-Stat.,
 Miss.-Stat., 459.
 mann, R., D., 136
 190 ff., 198 ff.,
 K., 485 ff.
 n 262.
 me, Miss., 80.
 Bischof, 419.
 s, Grattan, Miss.,
 434.

Guinness, Lucy, Missions-
 Schriftstellerin, 579.
 Gunning, Missions-Dir.,
 75, 78.
 Haccius, Miss.-Dir., 17 ff.,
 319 ff.
 Hätner, J., Miss., 297.
 Hall, eingeb. Pastor, 450.
 Hamer, Bischof, 419.
 Hamilton, R., Miss., Bbl. 34.
 Hankau, Stadt, 351.
 Hans, Häuptling, 126 f.
 Harder, Miss., 87.
 Harms, E., Miss.-Dir., 19.
 — C., Kandid., 322, 325 f.
 — Ludwig, 325 f.
 — Ch., Miss.-Insp., 327.
 „Harrier“, Miss.-Schiff, 245
 Hartzell, Bisch., 206 f.
 van Hasselt jr., Miss., 83.
 — sen., Miss., 83.
 Hausaländer 202.
 Haussklaverei 573.
 Hayes, Bully, Kapit., See-
 räuber, 176.
 Hayes, Dr., 461.
 Hedenström, Miss., 551,
 576.
 Heese, Dan., jun., Miss.,
 124 f.
 Heidelberg, Miss.-St., 120.
 Helmore, Miss., Bbl. 97.
 Henderson, Dr., 32.
 — Miss., 279.
 Hendrichs, Miss., 83.
 Henry, Miss., 60 f., 131.
 Herbst, „ 124.
 Herdmann, Dr., 279.
 Herold, Hauptmann, 450.
 Hindu Tract Society 344.
 Hine, Dr., Missions-Arzt.
 Bisch., 295 f., 543, 574,
 Hiro, Miss.-Behilfe, 246.
 Ho, Miss.-Stat., 447.
 Hofmann, Prof., 324.
 Hohenfriedberg, Miss.-St.,
 542, 573.
 Hoima (oder Kahora),
 Miss.-Stat., 390.
 Honan, chin. Provinz, 420.
 Hora, Miss.-Stat., 65.
 Horstmann, Miss., 81.
 Hoste, Sub-(Miss.)-Dir.,
 461 f.
 Hsi-ngan-fu, alte Haupt-
 stadt Chinas, 369.

Hsü Tsching Tsch'eng,
 Präsid., 403.
 Hübbe, P., 320.
 Hübner, Miss., 83.
 Hülting, Miss., 83.
 Hughes, Miss., Bbl. 38.
 Hugues, P., 326 f.
 Hulstra, Miss., 78.
 v. Humboldt, Wilh., 16.
 Humene, Miss.-Semin., 88.
 Hunt, Miss., 249.
 Hunter, Miss., 278.
 Huta Bargout, Christengem.,
 82.
 — Rimbaroe, Miss.-Stat.,
 83.
 — Salem, Aussätz.-Asyl,
 86.
 Hutwalker, Senator, 320.
 Jackson, Kommissionar,
 379 f.
 Jakson, Samuel, 320.
 James, Hubert, Prof., 406.
 Janssen, Gouvern., Bbl.
 17 f.
 Janz, Miss., 82.
 Japan 270 f.
 Java 267.
 Jbanga, Miss.-Stat., 206,
 350.
 Jbwijili, Miss.-Stat., 548.
 Jckler, Miss., 500.
 Jdschebu-Land 199.
 Jebu Ode, Hauptstadt, 349.
 Jenner, Beamter, 577.
 Jensen jun., Miss. (Her-
 mannsb.), 21.
 — Miss. (Berlin I), 120 f.
 Jgumila, Miss.-Stat., 297.
 Jimba, Miss.-St., 550, 576.
 Jkoko, „ „ 205.
 Jkombe, „ „ 297.
 Jkutba, „ „ 550 f.
 „Jlala“, Miss.-Schiff, 32.
 Indianer 262 f.
 Indien, Niederländ., 75 ff.
 Jnyati, Miss.-St., Bbl. 49.
 Johannes, Hauptm., 575.
 Johannsen, Miss., 542.
 John, Dr. Griffith, 351, 466.
 Johnson, Archidiak., 295.
 — J., farbiger Assistent-
 Bisch., 199.
 — Miss., 441.
 Johnston, H. H., Kom-
 missionar, 382.

Johnston, Miss., (amerik. Presbyt.), 458.
 —, Sir Henry, Konsul, 37, 61.
 „John Williams II.“, Miss.-schiff, 174 ff.
 Joken, Papuadorf, 244.
 Jomwu, Miss.-Stat., 577.
 Jones, Miss., 299.
 Jordt, Miss.-Sup., 25 f.
 Jorubaland 265.
 Josephs, Aaron, christl. Hottentot, Bbl. 40.
 Jsoko, Miss.-Stat., 297.
 Jtschang, „ 280, 287.
 Jumba, „ 547, 574.
 Kabaniru, Miss.-Stat., 82.
 Kadach, Miss., 125.
 Kahl, Miss., u. Frau, 120.
 Kaima, Häuptling, 377.
 Kaiser, Miss., 24, 29.
 Kaiserin-Witwe von China, 371.
 Kalimpong, Miss.-Station, 284 f.
 Kalkutta 281.
 Kambia, Miss.-Stat., 138.
 Kamerun, 265, 452 ff.
 Kamswaga, Häuptl., 389 f.
 Kangundu, Miss.-St., 577.
 Kang Yi, 403.
 Kang Yü Wei, Minister-Sekret., 369, 371.
 Kapkolonie 115 ff.
 Kararamuka, Häuptl. und Miss.-Stat., 67 f.
 Karenen 267.
 Karibib, Eisenb.-St., 499.
 Karonga, Miss.-St., 68 f., 131, 294.
 Kartum 578.
 Kasagama, David, König, 389.
 Kasungu, Miss.-Station, 66, 132.
 Kataoka Kenkiche, Präs. der Doschicha, 392.
 Katechismus, röm., 533 ff.
 Katimbo, Miss.-St., 139.
 Kau, Miss.-Stat., 83.
 Kavallafluss 141.
 Kavirondo, Landschaft, 391.
 Kediri, Miss.-Stat., 79.
 Kedong Pendjalin, Miss.-Stat., 82.
 Keetmanshoop, Miss.-St., 495, 498.

Kelling, Fr., Miss., 77.
 van der Kemp, Joh. Ch. Dr., Bbl. 1 ff., 25, 56 f.
 Kerr, Dr., Miss.-Leiter, 579.
 Keta, Miss.-Stat., 446 ff.
 von Ketteler, Baron, Gesandter, 399 f., 404 f.
 Khoës, Miss.-Stat., 497.
 Kiautschau 553.
 Kibokolo, Miss.-St., 205.
 Kichelwe, Miss.-Niederlassung, 546.
 Kicherer, Miss., Bbl. 7, 10, 61.
 Kidugala, Miss.-St., 298.
 Kifwa, Miss.-Stat., 205.
 Kikuju, Miss.-Stat., 577.
 Kimberley, Miss.-St., 115 f.
 Kismaju, „ „ 577.
 Kissarawe, „ „ 542.
 Kitchingman, James, Miss., Bbl. 57.
 Kitejimbwa, unmündiger König, 390.
 Kjumbu, Miss.-Stat., 577.
 Kiwai, Insel, 245.
 Kiwaia, Häuptling, 390.
 Klein-Popo 200, 451.
 — kathol. Miss.-St., 451.
 Koata, Salomo, Nationalheller, 126.
 Kölbing, Rud., P., Bbl. 25 ff.
 Königsberg, Miss.-St., 114.
 Koki, Landschaft, 389.
 Kolbe, Gelehrter, Bbl. 62.
 Kolmodin, Miss.-Dir., 440.
 Kolobeng, Miss.-Station, Bbl. 79.
 Kolonial-Kongress 516 ff.
 Kolonien, deutsch., 445 ff., 541 ff.
 Kols 268.
 Kondowi, Miss.-Stat., 294.
 Kongo-Bahn 137.
 — -Staat 265.
 Kongwe, Aussenstat., 66.
 Rooper, Sim., Kapit., 495.
 Korner, Miss., Bbl. 61.
 Korogwe, Miss.-St., 544.
 Kotakota, Miss.-St., 295.
 Koto, Kameruner Lehrer, 455.
 Koyi, William, Miss.-Beihilfe, 33, 64.
 Kpatao, Miss.-Stat., 201.
 Kraft, Miss., 552.
 Kranz, Pl., 514 ff., 555 f.

Kratschi, Miss.-St.
 Krause, Miss. (1
 549.
 — Miss. (Cont.), 1
 Kremer, Miss., 7
 Kreuzburg, Miss.-
 Kribi, Hafenstadt,
 — kathol. Miss.-
 Krieg, südafrikan.
 113 ff.
 Kück, Miss.-Stat.
 Kulesa, Miss.-St.,
 Kumase, Hauptst.
 Kumm, Miss., 57
 Kunze, „ 55
 Kuru, ind. Herrsch.
 556.
 Kuruman, Miss.-St.
 24, 74.
 Kurze, G., D., 171
 Ku-tschau-fu, 106
 421.
 Kwala Kuvon, 106
 84 f.
 Kwami, Rob., belg.
 Lehrer, 449.
 Kwang Bsu, Kaiser
 Kyrbi, Miss.-Stat.
 Labrador 263.
 Lagos 130, 199
 La Hunte, Gouvern.
 Cahussa, Miss.-St.
 Camu, Miss.-Stat.,
 577.
 Candweha, Miss.
 Lang,
 Cardner, Dr., 347
 Cattaku, Miss.-St.
 Cavigerie, Kongo
 Lawes, Miss., 29
 280.
 Laws, Dr., Miss.-St.
 64 ff., 70, 129
 Letroy, Bist., 50
 Lencoe, Bahrst.
 21.
 Leopoldville, Miss.
 206, 260.
 Lett, Miss., 69
 Lelleboer, Miss.-St.
 Leydenburg, Miss.
 118.
 Liao-fang, Miss.-St.
 429, 430
 Lloba 195

Namen- und Sachregister.

Miss., 542.
 Dr., Bbl. 8.
 Miss.-Stat., 295.
 „ „ 78 f.
 Lequist, General-
 „ 117.
 ni Huta, Miss.-
 85.
 ristl. Lehrer, 417.
 yi, General-Gouv.,

 one, David, Bbl.
 „ 89 ff.
 Uater Dav. Civ.,
 70 f.
 ones Mutter, Bbl.

 onia, Anstalt, 70
 81 f.
 Chal, Miss.-St., 68.
 Miss., 377, 382.
 Miss.-Stat., 207.
 „ „ 125,

 atonga, Miss.-St.,

 ba, Miss.-St., 201.
 „ „ 83.
 „ „ 204,

 bli, Miss.-St., 87.
 Diss.-St., 144, 447.
 ol, Miss.-St., 451.
 Prof., D., 209 ff.
 landid., 323.
 Diss.-St., 206, 350.
 na bolon, Miss.-
 85.
 Barnabas), Erstling
 za Manteke, 470 f.
 vitz, Miss., 553 f.

 a, Miss.-Stat., Bbl.

 ipine, Miss., 36,

 mald, Sir Claude,
 401, 407 f.
 ald, Major, 379.
 ane, Miss., 236,
 „ 284 f.
 g, Miss.-St., 417.
 yre, Lehrer, 66 f.
 an, Miss., 459.
 Kapit., 32, 34 ff.
 Dormant, Dr.,
 „ 252.

Madagaskar 268 f., 530.
 Madeira 141.
 Madras 282.
 Madschame, Miss.-Stat.,
 576.
 Magila (Msalabani), Hpt.-
 Stat., 544, 574.
 Magoie, Miss.-Stat., 298.
 Mahabharat, Gedicht, 520 f.,
 556 ff.
 Makapaansport, Miss.-St.,
 124.
 Makere, Miss.-Stat., 551,
 577.
 Makololo, Bbl. 89 ff.
 Malandsche, Miss.-Stat.,
 207.
 Malekut, Häuptling, 125 f.
 Mallet, P., 320, 322 f.
 Malokong, Miss.-St., 125 f.
 Maltzahn, Candrat, 323.
 Mamba, Miss.-Stat., 549,
 576.
 Mamboia, Miss.-Stat.,
 547, 574.
 Mandala, Handelsst., 40.
 Mandschurei 419.
 Mangamba, Miss.-St., 453.
 Manonkhon, Miss.-Stat.,
 139.
 Manzke, Miss., 115.
 Marakesch, Miss.-St., 579.
 Marienberg, kathol. Miss.-
 Stat., 459.
 Markert, Miss., 121.
 Markus, Pandita, 361.
 Marocco 579.
 Martin, Dr., Miss., 368.
 — Präsid., 407, 409.
 Masaba, Miss.-Stat., 391.
 Masasi, „ „ 545.
 Mascher, Miss.-Insp., 456.
 Maseras, Miss.-Stat., 577.
 Masindi, „ „ 390.
 Mathers, General, 543.
 Mavumbini, Miss.-Haupt-
 stat., 551.
 Mazagom, Miss.-St., 579.
 May, Karl, Schriftst., 190 f.
 Mbosi, Miss.-Stat., 297.
 Mbunga, aufgegeb. Miss.-
 Stat., 550.
 Mc. Calla, Kapt., 413.
 Mc. Even, schwarzer Pred.,
 138.
 Mc. Laughlin, Dr., Miss.-
 Arzt, 578.

Mebalwe, Nationalgehilfe,
 Bbl. 78.
 Medingen, Miss.-St., 127.
 Meikle, P., 171 f.
 Meinhof, P., 297.
 Melanesien 263 f.
 Melolo, Miss.-Stat., 82.
 Melorane, „ 21.
 Melville, Regier.-Beamter,
 Bbl. 38.
 Mentawai-Pageh-Inseln 88
 Merensky, D., Bbl. 11 ff., 133,
 153 ff., Bbl. 53 ff., 482.
 Mergaredjo, Miss.-St., 82.
 Merker, Oberleutnant, 575.
 Merle d'Rubigné, Prd., 320
 Meru, Miss.-Stat., 549.
 Meyer, Miss. (Berl. I), 115.
 — — (Hermannsb.), 25.
 Michaelis, Miss.-Insp., 572
 Miller, Dr., Arzt, 202.
 Milmann, Bisch., 74.
 Minahassa 78 f., 267.
 Mirza Gulam Ahmed 509 f.
 Misozwe, Miss.-St., 544.
 Mission, afrik., evang. 577
 — afrik., Inland, 574, 577
 — Alt-Calabar-, 202.
 — amerik.-schwed., 576.
 — Balolo-, 206.
 — Baptisten, amer., 204.
 — — deutsche, 203 f.
 — — engl., 205, 265, 350.
 — — südliche, 200.
 — Basa-, 201 f.
 — Basler, 141, 203, 446.
 — Batak-, 87, 267, 305 ff.,
 353 ff.
 — Berliner (II), 113 ff.,
 297, Bbl. 107, 546,
 553 f.
 — — (III), 541 f., 573 f.
 — Betschuanen-, Bbl. 34 ff.
 — Blantyre-, 289 f.
 — Brüdergemeine, 297,
 Bbl. 107, 546.
 — Central-Marocco-, 579
 — China-Inland-, 198.
 — Dajak-, 267.
 — Dschagga-, Leipziger,
 575 f.
 — Evhe-, 446 ff.
 — — kathol., 451.
 — finnische, 500 f.
 — Frauen-, schott., 282.
 — Freikirchen-, vereinigte
 methodistische, 577.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

gesellsch., Uni-
Methodist Free
ch, 140.
ted Presbyt. Ch.,
chtsche, 83 f.
sh Calvin. Method.
eyan., 490.
men's Assoc. for
missions, 277,
282 ff.
amerikan., 492.
sche, 250 ff.
, 492.
, 491.
dinav., 492.
skonfer. 1. allg.
go, 350.
lisch-luth., 440 f.
skritiker 352.
sorganisationen i.
r, 491 f.
sstationen i. Ugan-
l.
sstatistik, 327.
sverein, allgem.
ot., 553 ff.
ner, 320.
ig. Hamb., 320.
burger, 320.
ecker, 320.
annov., 3207.
klenb., 320 f.
esw.-Holst., 320.
pa 81 f.
a, Miss.-Stat., 67.
Debenstat. 545.
Miss.-Stat., 544.
" 287.
rie, Dr., 280.
, Militärstat., 547.
Warno, Hospital,

Malcolm, Land-
schaftsleiter, 130.
Robert, Miss.,
25-ff.
r, Miss.-St., 579.
b, " 575.
ta, Häuptling, 38 f.
er, Miss., 87 f.
n, Dr., Miss., 10.
Miss.-Stat., 548.
, Miss., 137.
e, Miss.-Stat., 78.
n, D., 281.

Moschi, Miss.-Stat., 549.
Moselekatse, Häuptling,
Bbl. 48 f.
Mosella, Miss.-Stat., 27.
Mothibi, Häuptling, Bbl.
38 ff.
Mott, John, Mr., 198 f.,
530.
Motuniotu, Papuadorf, 244
Mpandera, Russenposten,
67.
Mphome, Miss.-Stat., 124.
Mponda, " 295.
Mpwapwa, " 547, 574
Msalabani " 544.
Mtoni, Missions-Nieder-
lassung, 546.
Muara Siponggi, Christen-
gem., 82.
Mudjassi, Gabriel, Häupt-
ling, 377.
Müller, luth. P., 322.
— Miss., 120.
Muhanga, Miss.-Stat., 298.
Mujinda, Aloni (Aron), 390
Mukden 419.
Mukimvika, Miss.-St., 205
Mukwenda, Häuptl., 377.
Mulango, Miss.-Station,
550, 576.
Murray, W. F., Miss.,
66 f., 236.
Mustakallio, Miss.-D., 501
Mutzenbrecher, P., 320.
Mwamba, Jakob, eingeb.
Lebrer, 131.
Mwanga, König, 377 f.
Mweniwanda, Häuptling
und Miss.-Stat., 67 f.
Mwenzu, Miss.-St., 132,
294.
Mwera, Miss.-Stat., 66.

Nainggolam, Christengem.
86.
Nako-Inseln, Miss.-St., 87.
Namakunde, " 499 f.
Namalambe, Alb., Miss.-
Gehille, 35 f.
Nassa, Miss.-Stat., 547,
574 f.
Natal, 114 f.
Nathan, christl. Jude, 579.
Nathanael, Nationalgehilfe,
80.
v. Nathusius, D. M., Prof.,
422 ff., 476 ff.

Native Delta Pastorate
201.
Netschari, ind. Sekte, 509.
Neubethel, Miss.-St., 573.
Neu-Guinea 83, 298 ff.
Neu-Halle, Miss., 120.
Neu-Kalebar 201.
Neumann, Miss., 80.
Newala, Miss.-Stat., 545.
Newell, Pf., 449.
Newton, John, Prediger,
Bbl. 8.
Ngadsi-Orden, heidnischer
Geheimbund, 551.
Ngao, Miss.-Stat., 551 f.,
576.
Ngatangila, Ortschaft, 178.
Ngoni, afrik. Volksstamm,
38, 63 f.
— Land, Miss.-St., 294.
Njangala, Miss.-St., 574.
Nias 87, 352.
Njassa-Land 288 ff.
Nickel, Miss., 82.
Nicolai, P., 320.
Niebuhr, Miss., 27.
Nigeria 137.
Niue, Insel, 176.
Njuyu, Miss.-Stat., 64.
Nkole, Landschaft, 390.
Nommensen, Miss., 308.
Nordafrika 573.
Nordamerika 262.
Normann, Miss., 400.
Norris, Frank, Rev., 409.
Nottrott, Dr., Miss., 72 ff.,
135.
Nyangala, Miss.-St., 547.
Nyasoso, Miss.-St., 203,
453.

Oakden, Philip, 320.
Oberkirchenrat, Evangel.,
250 ff.
Ober-Nigeria, 201 f.
Odumase, Miss.-St., 142.
Ogbomoscho, Miss.-Stat.,
200.
Ogilwie, Dr., Miss., 276 f.,
281.
Ogowe 204.
Okahandja, Miss.-St., 499.
Okazeva, Missions-Nieder-
lassung, 499.
Oluwola, farb. Assistent-
Bischof, 199.
Ombolate, Miss.-Sem., 88.

- Uoss, Mich., Dr., Pred.,
 Bbl. 8.
 Uredeberg, Miss.-St., Bbl.,
 28, 30.
 Wagner, Miss., 23, 25.
 Wakefield, Thom., Miss.
 577.
 Walker, Miss., 377f., 387.
 Walter, „ 123.
 Wang, Zensor, 401.
 (Alt) Wangemannshöhe,
 Miss.-Stat., 297.
 (Neu) — 298.
 Wang Tschao, Min.-Sekt.,
 370.
 Wardlaw, Dr., Bbl. 72.
 Warmbad, Miss.-Stat., Bbl.
 29.
 Warnock, G., Prof. D., 6,
 81., 16, 49, 59, 198,
 208, 257 ff., 263, 273,
 343, 393, 425.
 — Joh., Miss., 87. 305 ff.,
 353 ff.
 Warren, Generalkons., 421.
 Waterberg, Miss.-St., 120.
 Wathen, Miss.-Stat., 206.
 Watson, Dr., 279.
 Wega, Stadt, 542f.
 Weitbrecht, F. U., Rev., Dr.,
 502 ff.
 — J. J., Miss., 502.
 Weller, Miss., 143.
 Wenhold, Herm., Miss., 24.
 Westafrika, 136 ff., 198 ff.
 West-African-College,
 141.
 Westjava 80f.
 Westindien 262.
 Westwater, Dr., Miss.-
 Arzt, 462 f.
 Wessmann, Miss., 124.
 Wickert, Miss., 18, 22.
 Wiebe, „ 82.
 Wijnveld, „ 84.
 Wilhelm, Pf., 555.
 Windbuk, Miss.-St., 498.
 Winkler, Dr., Miss.-Arzt,
 86.
 Withead, John, Rev., 206.
 Wohrab, Miss., 542.
 Wolff, „ 22.
 Wood, „ 547.
 Woodward, Ard
 544, 574.
 Worawora, Miss.
 451.
 Worms, Miss., 1
 Woyentin, Miss.-
 Würz, Miss.-Sekt.
 Wuga, Miss.-Sta
 Yaunde- (Miss.-)
 Yohana, eingeb.
 548.
 Yorubaland 198,
 Young, Marine
 32 f.
 Youngson, Dr., 1
 Yuan Schih Kai, 1
 397, 421, 460
 Yü Hsien, Vater d
 373 f., 397, 4
 Yü Tschang, Mini
 Yung Lu, Gouver
 406.
 Zahn, Miss.-Inspe
 432 f.
 Zuidema, Miss.,

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1.

Januar

1902.

Dr. Johannes Theodorus van der Kemp.

Ein Bahnbrecher für das Evangelium unter den Eingebornen Süd-Afrikas¹⁾.

Von D. Merensky.

Unter den Männern, durch deren Dienst es Gott gefallen hat, dem Evangelium unter den Heiden Süd-Afrikas Bahn zu brechen, ragen drei besonders hervor, es sind das die Missionare v. d. Kemp, Moffat und Philip, deren Namen in der Christenheit unvergessen bleiben werden. Jeder dieser Männer hatte in Süd-Afrika eine besondere Aufgabe zu erfüllen und hat deshalb seine besondere Bedeutung. Van der Kemp war der Wegbereiter und Bahnbrecher für die Missionare in den östlichen Gegenden der Kapkolonie. Zu diesem Dienst war er befähigt durch hohe Begabung, ungewöhnlich vielseitige und gründliche Bildung, hervorragende Charakter-Eigentümlichkeiten und ungewöhnliche Führungen Gottes. Von früher Jugend an sehen wir ihn unter inneren und äusseren schweren Kämpfen leiden, bis er endlich im fünfzigsten Lebensjahr in den Missionsdienst tritt und damit den Rest seines Lebens ganz in den Dienst des Herrn stellt, der ihm trotz allen Lökens wider den Stachel zu stark geworden war und bei dem er nach langem Irregehen endlich Frieden gefunden hatte als bei dem Hirten und Bischof seiner Seele.

I.

Johannes Theodorus v. d. Kemp wurde am 7. Mai 1747 zu Rotterdam in Holland geboren, wo sein Vater als Doktor der Theologie, Professor und Prediger lebte; seine Mutter war aus angesehenster Familie. Ernste christliche Luft wehte im Elternhause, und der Knabe

1) Quellen: History of the London Miss. society by M. A. Lovett: W. A. — Researches in South Africa by Revd. J. Philip D. D. — Geschiedenis van het Nederlandsche Zendinggenootschap door Dr. E. J. Kruyf. — Levensgeschiedenis van Dr. med. J. Ch. v. d. Kemp, door Mr. D. E. van der Kemp. — Evangel. Missionsgeschichte in Biographien von Pfarrer R. Uorbaum. IV. Heft 3 und 4.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Vater enterbt ihn mit dem Schmerzensruf: „Ich bin der Mann, der ahn hat werden müssen um Elend zu sehen“ und sinkt dann bald gebrochenen Herzens in das Grab, wohin die Mutter ihm vorangegangen war. Das alles machte keinen Eindruck auf den Sohn, und doch lebte in ihm noch ein verborgenes Suchen nach Wahrheit, die er freilich in hochmütigem Crotz meinte finden zu können in eigener Weisheit. Dadurch angespornt land er Zeit, mitten im militärischen Dienst, selbst auf den Wachtstuben, an einem lateinischen Werk zu arbeiten, das unter dem Titel „Theologia dunatoscopica“ im Jahre 1775 in Leyden erschien, worin er das Dasein Gottes durch Vernunft-Schlüsse zu beweisen sucht. Dies Suchen nach Wahrheit liess dann auch in ihm den Wunsch reifen, seinen philosophischen Studien ungestört leben zu können, er wollte in Edinburg wieder die Universität beziehen. Deshalb kam es ihm nicht ungelegen, dass er um diese Zeit durch ein Zerwürfnis mit dem Prinzen von Oranien, mit dem er sonst befreundet war, genötigt wurde, den Abschied von seinem Regiment zu nehmen. Er erhielt denselben am 24. März 1780, nachdem er 14 Jahre lang Soldat gewesen war.

Vor seine Reise nach Edinburg aber fällt eine Begebenheit, die deutlich zeigt, wie der Herr in seiner Barmherzigkeit dem irrenden Manne nachging, um ihm zu helfen, dass er Ruhe fände für seine Seele. Um der Tochter willen, die ihm aus dem erwähnten sündlichen Verhältnis geblieben war, lasste er plötzlich den Entschluss, sich mit einer Frau aus geringem Stande zu verheiraten. Die Art, wie er diesen Entschluss ausführte, ist bezeichnend. Auf der Crekschuit zwischen Amsterdam und Haarlem sieht er eine Fisch-Verkäuferin, der macht er einen Antrag, wird aber abgewiesen. Gleich auf derselben Reise kommt er dann durch Leyden, dort trifft der Gesang eines trommen Liedes sein Ohr; die Sängerin ist ein junges Mädchen, welches in Gesellschaft der Mutter vor einer ärmlichen Hütte am Spinnrade sitzt. Hier wird sein Antrag nicht abgewiesen, und schon am 8. Mai 1780 führt er dieses Mädchen, Christina Helene Frank, zum Altar. Freundlich und gnädig hatte Gott sein verkehrtes Chün geleitet. Obwohl die Frau aus niederem Stande, blutarm und ohne weltliche Bildung war, verstand sie doch bald den gelehrten Philosophen zu leiten wie ein Rind, und ihr kindlicher Glaube gewann bald Einfluss auf sein inneres Leben. Sie that alles, was sie konnte, um seine Liebe zu gewinnen und sich seiner Liebe würdig zu zeigen, und zwar mit dem Erfolg, dass er von nun an einen sittlichen Wandel führte. Freilich sein starrer Sinn wurde sobald nicht gebrochen. In Edinburg, wohin er sich sogleich nach der Hochzeit mit Frau und Tochter begab, erhielt er Nachricht vom seligen Heimgange seines Bruders, den ihm dessen Witwe in einem herrlichen Briefe anzeigte; es finden sich darin die Worte: „Ich wünsche von Herzen, dass der Herr dich noch einmal zum Beispiel seiner Gnade machen und dich würdigen möge zu seiner Ehre zu leben“; aber auf solche Briefe antwortet der

wissensstolze Mann mit einer Kälte und Gefühllosigkeit, die auf eine entsetzliche Öde seines Herzens schliessen lässt. Inzwischen gab er bald wieder ein gelehrtes Werk, eine Kosmologie unter dem Titel „Parmenides“ heraus, dessen Inhalt hauptsächlich eine weitere Ausführung des teleologischen Beweises für das Dasein Gottes war, in dem er aber auch dem Sehnen nach endlicher Erlösung der Natur von Übel und Verderben Ausdruck gab. Er brachte nun auch seine früheren Studien zum Abschluss, indem er auf Grund einer „Dissertatio medica exhibens cogitationes physiologicas de vita“ am 27. Juni 1787 zum Doktor der Medizin promovierte. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, liess er sich als Arzt in der Stadt Middelburg nieder. Er befolgte hier bei seiner Thätigkeit den Grundsatz, nie mehr als 12 Patienten auf einmal zu behandeln, damit er auf alle die nötige gleiche Sorgfalt richten könne; zugleich war er Oberst der Schützen in der Stadt und erfreute sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Von seinem damaligen Standpunkt sagte er später selbst: „Ich bekannte mich öffentlich als Deist und lästerte dabei den Namen Christi, in der vollen Überzeugung, dass ich Gott damit wohlgefällig sei.“

So lebte er fort bis zum Jahre 1787. Der Herr aber liess ihn nicht, sondern nahm ihn in eine Schule, unter deren Züchtigung er die Unzulänglichkeit seiner eigenen Kraft verspüren musste. In den Wirren, die in jener Zeit Hollands Volk in Aufruhr brachten, fiel er beim Pöbel in Ungnade, sein Haus wurde geplündert, er selbst hatte schreckliche Misshandlungen zu erdulden und verdankte einmal sogar die Rettung seines Lebens nur einer List seines treuen Weibes, bis er endlich sicherheitshalber die Stadt verlassen musste, deren Bevölkerung ihm den grössten Dank schuldig war. Er ging in die Stille und lebte in der Einsamkeit des Landaufenthalts seinen Lieblingsstudien; er beschäftigte sich wieder mit den Sprachen Vorder-Asiens. Hatte er vorher Gott oft angerufen, er möge ihn durch Bestrafung seiner Sünden zur Tugend und zum inneren Frieden führen, so dankte er jetzt Gott für das Unglück, das ihn getroffen hatte, und schickte mit um so grösserem Ernst Gebete gen Himmel, dass Gott ihn durch Prüfungen weiter läutern wolle, damit einst seiner unsterblichen Seele sich die Pforten des Himmels öffnen möchten; und die Zeit war nahe, wo sich an ihm das Wort „wer sucht soll finden“ in wunderbarer Weise erfüllen sollte.

Am 27. Juni 1791 macht er mit Frau und Tochter in einem Segelboot eine Vergnügungsfahrt auf der Maas. Plötzlich erhebt sich ein Wirbelsturm, das Boot kentert, und Frau und Tochter versinken in den Wellen. Er selbst klammert sich in Todesangst an das treibende Fahrzeug, und obwohl viele seine Not sehen, kann niemand ihm helfen. Gott aber giebt es, dass ein Schiff, vom Anker losgeschlagen, auf ihn

treibt, dessen Mannschaft es gelingt, den mit dem Tode ringenden Mann dem nassen Grabe zu entreissen.

„Ich sah,“ so schreibt v. d. Kemp später, „dieses schreckliche Unglück als die härteste Strafe an, die mich hätte treffen können; als ich aber am folgenden Tage einsah, dass sie nicht im geringsten imstande war mich zu bessern, noch weniger als alle Strafen, die vorangegangen waren, fürchtete ich, dass es verzweifelt um mich stehen müsse, und dass Gott mich als einen, den keine Strafen bessern könnten, seinem Schicksal überlassen werde.“ Am nächsten Sonntag aber schlug die Stunde. Er ging zur Kirche; das Abendmahl wurde gefeiert. Unwiderstehlich zog ihn ein unbewusster Drang zur heiligen Tafel hin. Er wollte aber an den nicht denken, dessen Versöhnungstod die Feier feierte, sondern wendete sich betend nur zu Gott, indem er seufzte: „O mein Gott, ich habe mich bisher in deine Wege nicht lindern und mich deinem Willen nicht unterwerfen können, jetzt aber kann ich das nicht mehr. Ich will nun gern Frau und Rind darangeben, weil das dein Willen ist, ich übergebe sie nun gänzlich dir.“ Da ist es, als ob eine unsichtbare Stimme zu ihm spricht: „Übergieb sie nicht Gott, übergieb sie mir!“ und es wird ihm klar, dass es Jesus ist, der mit ihm redet. „Ja, Herr Jesus, ich übergebe sie dir!“ ist seine Antwort, dann folgt ihm die neue Mahnung, dass auch er selbst sich dieser Fürsorge übergeben solle, und auf den Seufzer, wie er sich denn zu der Lehre Christi bekämpfen solle, die er so lange bekämpft habe, wird ihm die Antwort: „Untersuche meine Lehre noch einmal, ich will dich lehren, ich will mich dir sein, aber iss nun das Brot und gedenke deines neuen Herrn!“ Und danach fiel er in einen Zustand der Betäubung, der einige Stunden hielt. Zu Haus aber nahm er die Bibel zur Hand und fand darin den Weg, auf dem man durch Gottes Gnade von Sünde und Schuld frei durch den Glauben an den Heiland zur Gerechtigkeit und Freiheit der Kinder Gottes kommt.

Zwei Jahre lang blieb er nun in der Stille und hatte so Zeit, den Römerbrief gründlich zu studieren, bis ihn, wie er sich ausdrückt, „das Ineinandergreifen der wunderbarsten Vorfälle“ als Arzt ins Feld führte. Er arbeitete von 1793 bis 1795 erst auf blutigen Schlachtfeldern und später in einem Lazarett bei Rotterdam, in welchem mehr als zweitausend kranke oder verwundete Soldaten lagen; hier hatte er reichlich Gelegenheit, die Macht des christlichen Glaubens und Gebets nach sich selbst und anderer Leute Erfahrungen kennen zu lernen. Nach dieser Zeit wurde er durch eine amtliche Bereicherung wieder in Zurückgezogenheit, beschäftigt mit seinem Lieblingsstudium, der Erforschung orientalischer Sprachen und dem

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

sein fester Entschluss, das Evangelium solchen heidnischen Völkern zu bringen, die es bis dahin noch nicht gehört hatten. Das Innere Afrikas stand vor seiner Seele, und diesem seinem Wunsch gab man endlich nach, obwohl mit Widerstreben, wie aus folgender Kundgebung der Gesellschaft hervorgeht:

„Die Mission in Afrika liegen wir mit Widerstreben an, denn wir beklagten tief, dass die trefflichen Gaben eines Mannes wie v. d. Kemp nicht einem schon mehr bearbeiteten Feld zugute kommen sollten. Die starke Begierde, die er fühlt, diesen Weltteil zum Schauplatz seiner Arbeiten zu machen, nehmen wir mehr hin, als dass wir sie gut heissen. So sind die Gedanken Gottes andere als die unseren.“

Mit v. d. Kemp reisten die Missionare Kicherer, Edwards und Edmond am Ende des Jahres 1798 von England ab. Nach ihrer Instruktion sollten sie v. d. Kemp als Direktor und als Stellvertreter des Komitees ansehen. Da das Schiff, mit dem sie die Reise machten, ein Verbrecherschiff war, welches 240 Sträflinge nach Australien bringen sollte, hatten die Missionare reichlich Gelegenheit, sich hier in der Verkündigung des Evangeliums, in Seelsorge und christlichem Liebesdienst zu üben. Nach einer beschwerlichen Seefahrt von 94 Tagen landete man am 31. März des Jahres 1799 glücklich am Kap. Die Missionare beschlossen hier zu bleiben, obwohl ihre Instruktion ihnen freigestellte, sich ihr Arbeitsfeld zu wählen; die Gesellschaft hatte sie neben Südafrika auf Madagaskar, Mosambik, Melinde, die Küsten des Roten Meeres und selbst die malabarische Küste hingewiesen.

III.

Am Kap dämmerte eben der Morgen einer neuen Zeit. Infolge der Missregierung der holländisch-ostindischen Kompanie herrschten dort am Ende des vorigen Jahrhunderts unerträgliche Zustände. Die Buren, damals Freibürger genannt, waren von der Kompanie ausgebeutet worden und hatten von ihrer Seite wieder die Eingeborenen ausgebeutet. Jetzt befanden sich die Buren in den Distrikten Graatreiniet und Swellendam in hellem Aufstand gegen die Kompanie; sie wollten besonders freien Handel in den Seehäfen erzwingen, denn sie mussten noch immer den holländischen Kaufherren ihre Produkte zu festen Preisen verkaufen. In Swellendam hatten sie im Jahre 1795 die Republik unter dem Präsidenten Hermanus Steyn proklamiert, und von Tulbagh aus wurde der letzte Gouverneur der Kompanie mit einem Angriff der Buren bedroht. Im Norden und Osten aber lagen die Kolonisten im

Kämpfe mit Buschleuten, plündernden Hottentotten- und Bastardhauen und den mit elementarer Gewalt nach Süden vorstossenden Kafferstämmen. Da war es ein Glück für das Land, dass die Oberherrschaft in die Hände des seine Macht damals überall ausbreitenden Englands überging. Die Engländer besetzten im Jahre 1795 die Kap-Halbinsel, nachdem der letzte holländische Gouverneur am 16. September dieses Jahres kapituliert hatte.

Infolgedessen herrschte in und um Kapstadt, als v. d. Kemp mit seinen Genossen dort eintraf, politische Ruhe. Der englische Gouverneur Dundas empfing die Missionare freundlich und sagte ihnen seine Unterstützung zu; deshalb gaben sie den Gedanken, sich weiter auf der Ostküste ein Arbeitsfeld zu suchen, auf und blieben am Kap, um hier an diesem für die Ausbreitung des Christentums in Afrika durch seine Lage so überaus wichtigen Punkt mit ihrer Arbeit einzusetzen.

In Kapstadt landeten die Missionare den Boden für die Inangriffnahme der Arbeit wohl vorbereitet. Ende der achtziger Jahre war aus Holland hierher ein Dr. van Lier gekommen, dem es gelang, als erwecklicher Bussprediger einen Kreis von gleichgesinnten Freunden um sich zu sammeln, in welchem auch der Missionsgeist lebendig war; ihm stand zur Seite der englische Prediger John Newton, der früher selbst Sklavenbesitzer gewesen, ja der als Schiffskapitän Sklavenhandel getrieben hatte, einst ein „Sklave der Sklaven Afrikas“, wie er sich in seiner Grabschrift selbst genannt hat, dann „durch den unerschöpflichen Reichtum der Gnade Jesu Christi gesund gemacht, mit Uebergang der Sünden beschenkt und angestellt zum Prediger des Glaubens, an dessen Uerwüstung er so lange Zeit gearbeitet hatte.“ Auf diese Männer hatte der Besuch des Bischofs Reichel von der Brüdergemeinde 1787 anregend gewirkt. Im Jahre 1792 waren dann die drei Brüder-Missionare angelangt, die das vor 55 Jahren in Baviaanskloof (Gnadenthal) angelangene Werk des ersten Missionars ihrer Gemeinde, Georg Schmidt, wieder aufnehmen sollten; sie landeten bei den genannten und besonders bei dem jungen eifrigen Prediger, Dr. Michael Uoss, der 1794 von Holland eintrat, die freundlichste und thatkräftigste Unterstützung. Unter den sonstigen Missionstreunden der Kapstadt that sich besonders die Witwe Machteld Smith durch brennenden Eifer hervor, der sich weder durch den Spott noch durch ernstere Anfeindungen der Gegner beirren liess.

Von diesem Kreise wurden die neu angelangten Sendboten der Londoner Gesellschaft herzlichst willkommen geheissen. Dr. Uoss eilte zu ihnen, umarmte sie mit Freuden und war dankbar, dass nun die Zeit angebrochen sei, in welcher Gott sich nachdrücklich der armen Heiden erbarmen wollte. Das Sendschreiben, durch welches die Londoner Missionsgesellschaft die Missionare den Christen am Kap mit warmen Worten dringend empfahl, wurde in Kapstadt durch die Prediger von den Kanzeln verlesen, und v. d. Kemp gelang es, wenige Wochen nach

seiner Ankunft, die „Südafrikanische Gesellschaft zur Beförderung des Reiches Christi“ zu gründen, welche bald über ausreichende Mittel verfügte, so dass durch ihre Arbeit schon nach Verlauf eines Jahres an 2000 Sklaven und Hottentotten um das Wort Gottes gesammelt waren.

Gleich nach seiner Ankunft in Süd-Afrika hatte der Doktor auch Gnadenhal besucht, wo die Boten der Brüdergemeine nun schon sieben Jahre in gesegneteter Thätigkeit standen. Bezeichnend ist die Art und Weise, wie er diese seine erste Reise in Süd-Afrika ausführte. Weil nicht gleich eine Fahrgelegenheit zu Gebote stand, legte er die immerhin reichlich 100 km lange Strecke Wegs zu Fuss zurück. „Ohne dass ich ein Gewehr bei mir hatte“, so erzählt er selbst, „legte ich mich so ruhig unter dem blossen Himmel nieder, um zu schlafen, als ob ich in einem Hause in einem Bette gelegen hätte. Denn obwohl ich in jeder Nacht die Hyänen um mich herum heulen hörte, so vertraute ich doch auf meinen Bund mit den Tieren des Feldes und schlief so ruhig, dass ich einmal erst am folgenden Morgen gewahr wurde, wie sie an einem nicht fern von mir stehenden Wagen ein Pferd zerrissen und ein anderes gebissen hatten.“

So lernte v. d. Kemp in und um Kapstadt die farbige Bevölkerung der Kolonie kennen, die aus Sklaven, die meist von der Ostküste Afrikas eingeführt worden waren, und aus Hottentotten bestand. Auch die Hottentotten waren in den von Kolonisten bewohnten Teilen des Landes hörig geworden. Nach Verlust ihrer Herden und Weidfelder waren sie darauf angewiesen, ihren Unterhalt als Arbeiter bei den weissen Herren des Landes zu suchen, da ihnen sonst alle Mittel zum Leben fehlten, weil Ackerbau ihnen völlig fremd war, sie waren zu Leibeigenen herabgesunken. Alle diese „Elenden“ im Lande boten den günstigsten Acker für die Aussaat des Evangeliums. Aber auch mit Heiden, die weiter im Innern wohnten, machte v. d. Kemp schon bei seinem Aufenthalt in Kapstadt Bekanntschaft. An den nördlichen Grenzen der Kolonie waren damals noch die berüchtigten Streitzüge (Kommandos) gegen die Buschleute im Gange. Ein frommer Bur, Floris Uisser, war zu einer Buschmannshorde im Norden gezogen und hatte einen Vertrag mit ihr zustande gebracht, durch welchen dem Blutvergiessen ein Ende gemacht werden sollte. Als er sein Ziel erreicht hatte, kniete er mit den Seinen auf offenem Felde nieder, um Gott zu danken, und feierte dann den günstigen Erfolg durch Absingen von Psalmen. Das hatte auf die Söhne der Wüste solchen Eindruck gemacht, dass zwei ihrer Häuptlinge mit ihm nach der Kapstadt zogen, um dort um Lehrer für ihr Volk zu bitten. Ihnen schloss sich auch noch ein Häuptling aus dem Hottentottenstamm der Koranna an, und es war eine besondere Fügung Gottes, dass diese Leute nun am Ziele

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



wären, die bald einzeln, bald in hellen Haufen bei ihnen Schutz und ungebundene Freiheit suchten, und die im Gebrauch der Pferde und Feuerwaffen ebenso geübt waren wie ihre bisherigen Herren, die Kolonisten. In Graatreiniet erwartete man grade damals, als die Missionare dort ankamen, den Ausbruch eines neuen Grenzkrieges, und es war ein gutgemeinter Rat, den der Landdrost des Distriktes ihnen gab, sie sollten den Plan unter den Kaffern sich niederzulassen aufgeben und sollten lieber in einem benachbarten ruhigen Gebiet innerhalb der Kolonie unter den Farbigen arbeiten. Aber van der Kemp war nicht der Mann, einen einmal gefassten Vorsatz so leichten Kauts aufzugeben. Er verliess Graatreiniet nach einem Aufenthalt von 2 Wochen, umging die augenblicklich am meisten gefährdete Gegend und erreichte endlich, sich südwärts wendend, einen Punkt am grossen Fischfluss, unfern dem heutigen Kolonialdorf Somerset, wo er ein „Lager“ fand, in welchem viele der weissen Grenzer mit ihren Familien und ihrem Vieh, sowie auch ein Haufe von Kaffern, die von ihren Landsleuten bedroht worden waren, Zuflucht gesucht hatten. Von hier aus schickte er seinen oben erwähnten Führer und einige dieser friedlicher gesinnten Kaffern zu dem „König“ Gaika (richtiger Ngika) ab, um ihm sein Kommen anzuzeigen. Die Gesandten wurden freundlich empfangen und kehrten nach 9 Tagen mit der Botschaft zurück, dass der Häuptling die Missionare erwarte, er habe versprochen, von weiteren Feindseligkeiten gegen die Kolonie abstehen zu wollen bis zu ihrer Ankunft. Zugleich brachten die Gesandten seine Tabaksdose, die sollte den Fremdlingen als Pass und Ausweis dienen, dass sie seine Freunde seien, damit sie durch seine Unterthanen auf ihrer Reise nicht behelligt würden.

Van der Kemp hatte inzwischen unter dem Verdacht zu leiden, dass er die Kaffern zu neuen Angriffen gegen die Kolonisten aufreizen wolle. Den Buren dieser Gegenden war sein Unterfangen zu fremdartig, seine Person aber war ihnen unbekannt, dazu kam, dass ihnen die verräterische Natur ihrer kafferischen Nachbarn nur zu bekannt war.

Sie waren im Recht, wenn sie diesen nicht trauten, denn am 25. Juli überfielen die Kaffern wirklich das Lager und trieben 130 Ochsien fort, unter denen auch solche waren, die den Missionaren gehörten. Da kam es zu unliebsamen Szenen. Buren mit geladenen Gewehren in der Hand forderten, dass die Missionare sich von den wider sie erhobenen Beschuldigungen reinigen sollten. Das Lager brach auf, um einen sicherern Ort aufzusuchen, musste aber sofort wieder zu einer Wagenburg umgeformt werden, weil tausende von Feinden die sich fortbewegende Wagenreihe angriffen. Eine Stunde lang dauerte nun der Kampf.

wie ihn die östlichen Gebirge Süd-Afrikas so oft gesehen haben. Die Buren verteidigten tapfer ihre Wagen und die von deren Kreis geschützten Frauen und Kinder; da aber wieder viele ihrer hottentottischen Dienstknechte mit Pferden und Bewehren zum Feinde überliefen, konnten sie nicht hindern, dass sie endlich doch an demselben Tage 2700 Stück Rindvieh und 20000 Schafe verloren.

Nun verliess dieser Burenhaufe die gefährdete Gegend und zog nach Norden, van der Kemp aber blieb kurze Zeit am Carkafloss, wo er zunächst bei einem Buren Namens Johannes van der Waldt freundliche Aufnahme fand und täglich Abendgottesdienst halten konnte; bei einer Ausreise in die Nachbarschaft hatte er Gefahren von Löwen und Pantheren zu bestehen, und endlich bezog er hier eine Hütte von der Art, die man in Südafrika Pontok nennt, deren Mauern von Lehm keine Fenster, und deren Strohdach keinen Schornstein hatte. Weisse und schwarze Flüchtlinge sammelten sich um ihn, denen er mit feurigem Geist täglich das Evangelium predigte. Bald aber wurde man auch hier erschreckt durch heranziehende und sich lagernde Kaffernhaufen. Das bedeutete dieses Mal aber Frieden. Häuptling Gaika schickte nun, nachdem wieder einmal hinreichend Beute gemacht war, Abgesandte, welche den Kolonisten Friedens-Anerbietungen machen sollten. Als diese Gesandten ihr politisches Ziel erreicht hatten, erklärten sie sich bereit, v. d. Kemp, dem der Boden längst unter den Füßen brannte, mitzunehmen zu ihrem Herrn. Am 28. August nahm die Reise ihren Anfang.

Nicht ohne Grund war die Befürchtung, die dem Doktor immer wieder ausgesprochen wurde, er mit seinen Begleitern werde von den Kaffern ermordet werden, sobald der Krieg wieder ausbreche. Dass dies wahrscheinlich der Fall sein werde, war auch ihm klar, konnte ihn in seinem Vorhaben aber nicht erschüttern. „Was mich betraf“, so schreibt er, „so wusste ich, als ich in das Land der Kaffern ging, dass ich gleichsam das Codesurteil mit mir nahm, damit ich nicht auf mich vertrauen möchte, sondern auf Gott, der die Toten erweckt.“ Die Reste der in den Grenzkriegen verbrannten Farmen zeugten von der Wildheit des Volks, dem man entgegen ging, die Schwierigkeiten der Reise aber schienen manchmal schier unüberwindlich. Die gewöhnlichen Hindernisse, die sich dem Reisen mit Wagen in afrikanischer Wildnis entgegenstellen, Felsgestein, Dornen, Dickicht, Flussbetten und Regenrinnen, liessen sich mit Geduld und Mühe überwinden, wenn auch das Brechen der Deichsel und Fallen des Wagens einmal längeren Aufenthalt verursachte. Schlimmer war es, dass man sich für die Reise nicht einmal mit dem nötigen Mundvorrat hatte versorgen können und den Hunger mit wildem Honig, Strausseneiern und Feldzwiebeln stillen musste. Man kam auch in Lebensgefahr schon auf der Reise, hier an den Grenzen fehlte es nicht an Auswürflingen der Kolonialbevölkerung. Desertierte englische Soldaten, dazu verführt durch einen hieher geflohenen Bur (Prinslo), lauerten den Reisenden

Buren, Coenrad Buis mit Namen. Zunächst übergab van der Kemp seinen Pass, jene ihm übersandte Tabakdose, dann entwickelte sich das Gespräch, wie es in Süd-Afrika Missionare in derselben Weise unter ähnlichen Umständen so oft geführt haben. Es sei gut, sagte Baika, dass die Missionare ihn besuchten, denn das zeuge von Vertrauen, es sei aber kriegerische Zeit, er könne ihnen nicht ihren Unterhalt geben, könne sie auch nicht schützen, da er selbst vor seinen Feinden nicht sicher sei. Der Doktor betonte, dass er zum Besten von Land und Volk gekommen sei, er wolle deshalb bleiben unter allen Umständen, während der ängstliche Edmond zur Umkehr riet, und auch Buis erklärte, dass sie in ungünstigster Zeit gekommen seien. So drang Baika in die Missionare, dass sie sein Land wieder verlassen sollten; er traute sich selbst augenscheinlich noch kein Urteil zu über die merkwürdigen Fremdlinge, die den übrigen Weissen, die er bisher gesehen hatte, so unähnlich waren. Jener Prinslo verdächtigte sie dazu als Spione der Engländer. Buis aber, auf den ein Empfehlungsbrief des Burenpastors Ballot von Graafreinet Eindruck gemacht hatte, unterstützte sie mit seinem Einfluss, so dass sie nach vierzehntägigem Warten endlich die Erlaubnis erhielten eine Station zu beziehen.

Fast scheint es, als ob Baika das Unternehmen, zu dem er vor den Ohren der Brüder, der Buren und seiner Räte in einer langen Entschuldigungsrede öffentlich seine Zustimmung gegeben hatte, im Geheimen doch noch habe vereiteln wollen. Auf geheimnisvolle Weise verschwanden gleich am ersten Tage der Reise fünf Deichsel-Ochsen, ohne die man nicht fahren konnte, wie auch das Pferd des Missionars mit Sattel und Zaum, und erst nach 10 Tagen erhält man alles „mit Hilfe von Baika“ zurück.

Am 20. Oktober kommt es dann wirklich dazu, dass man am

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Kinder auf den Namen Sara taufen konnte. „Der Winter ist vergangen“, schrieb er da in sein Tagebuch, „und die Curteltaube lässt sich hören.“ Er taufte noch 2 Frauen und hatte eine vierte im Unterricht. Gott schenkte ihm auch die Gnade, dass nach einer Zeit der Dürre auf sein öffentliches Gebet Regen eintrat, und dass sein Name „Jinkhanna“ beim Häuptling und dem wüsten Volk einen guten Klang erhielt. Es war aber seines Bleibens nicht im Lande. Es drohte ein neuer Krieg, und die weissen Abenteurer dachten an Flucht. „Herr, was willst Du, das ich thun soll?“ war sein Gebet, welches Erhörung fand.

Am Ende des Jahres (1800) erhielt er briefliche Nachricht, dass zwei Brüder, die Missionare Read und Vanderlingen, ihm von seiner Gesellschaft nachgesandt seien und seiner in Graafreinet warteten. Das gab den Ausschlag. Mit den Kolonisten¹⁾, die einen Jagdzug vorzuschützen, zog er am 31. Dezember ab und gelangte durch Einöden, in denen wilde Buschleute das Vieh raubten und die Reisenden mit vergifteten Pfeilen bedrohten, denen einige Hottentotten zum Opfer fielen, endlich nach monatelangem Umherirren an die Grenze der Kolonie, von wo er mit Hilfe der Regierung schliesslich am 14. Mai Graafreinet wieder erreichte.

Hier fand er einen frohen Empfang bei seinen Brüdern und selbst bei einem kleinen Teil der Dorfbewohner. Der Kommissar Meynier, welcher die englische Kolonial-Regierung vertrat, begrüßte ihn mit Wohlwollen und bewilligte ihm den Gebrauch der Dorfkirche, wo sich denn häufig an Sonntagen und auch sonst gegen 200 Hottentotten und Sklaven um das Wort Gottes sammelten; denn das Anerbieten Prediger der Weissen zu werden nahm v. d. Kemp nicht an. Das war aber für die Buren des Distriktes zu viel. „Die Farbigen haben nun 3 Prediger,“ hiess es, „wir haben keinen“, und in Bezug auf ihre Kirche hatten sie das Recht, deren Gebrauch für Missionszwecke zu verweigern. Mit dem Gegensatz gegen das Missionswerk verband sich der politische Widerstand gegen die neue englische Oberherrschaft. So rückten 300 bewaffnete Buren an, drohten das Dorf niederzubrennen und verlangten Auslieferung einiger Hottentotten sowie Renovierung der „geschändeten“ Kirche. Die kleine englische Besatzung bereitete sich zum Kampf, aber es gelang v. d. Kemp zu vermitteln; er versprach, auf den Gebrauch der Kirche zu verzichten, und so wurde das Blut-

1) Der Haute setzte sich zusammen aus 59 Personen. Unter ihnen waren 4 Buren, 1 deutscher und 5 englische Überläufer, 2 Burenfrauen mit 2 Kindern, 13 Bastardkinder, 2 Kaffern (Mann und Frau), 2 Cambukki-Kaffern, 2 Kaffersche Mägde und vier Hottentotten mit 6 Weibern und 15 Kindern.

vergiessen für dieses Mal glücklich vermieden. In dieser Zeit konnte der Doktor noch einmal einen Besuch bei dem Kafferhäuptling Gaika machen. Es waren wieder Unruhen an den Grenzen ausgebrochen, deren Folgen Gaika dadurch abwenden wollte, dass er Gesandte mit neuen Friedensversicherungen und neuen Versprechungen nach Graafreinet sandte. Mit diesen Gesandten reisten die Missionare, diesmal schnell und glücklich, nach Kafferland und kehrten auch glücklich wieder nach Haus zurück. Sie hatten sich bei den obwaltenden Umständen nicht entschliessen können, einen aus ihrer Mitte dort zu stationieren, sie nahmen jedoch nach ihrer Rückkehr die Arbeit unter den kolonialen Farbigen mit neuem Eifer auf, das hatte aber zur Folge, dass ein neuer Aufstand der Buren ausbrach. Lügen und falsche Gerüchte, die in Süd-Afrika oft genug verhängnisvolle Wirkung ausgeübt haben, thaten das Ihre. Ein Schriftstück wurde unter den Buren in Umlauf gesetzt, welches die Nachricht verbreitete, die Missionare seien bei Gaika gewesen, um ihn zu einem Angriff auf die Farmer zu bewegen. Am 22. Oktober drang ein „Kommando“ in das Dorf, steckte Häuser in Brand und griff die englischen Baracken an. Auf v. d. Kemp wurde zweimal gefeuert, einmal 12 Schüsse, ein andermal ein „Schauer von Kugeln“, „so als ob ich ein Schakal wäre“, schreibt er, „aber mein Bewahrer schlummerte nicht“.

V.

Der Vorfall hatte keine ernsteren politischen Folgen, er wurde aber Ursache, dass v. d. Kemp ein neues Arbeitsgebiet aufsuchte. Der englische Gouverneur, General Dundas, kam nämlich selbst nach Graafreinet um dort Ruhe zu stiften. Da ihm daran liegen musste, sowohl die Missionare zu schüben als auch den Stein des Anstosses für die Buren aus dem Wege zu räumen, machte er den Missionaren den Vorschlag, ihre Wirksamkeit nach der Küste, an die Algoabai zu verlegen, wo die Engländer ein Fort (Fort Frederik) besetzt hatten und wo den Missionaren genügend Land zu einer grösseren Niederlassung gegeben werden sollte. Missionar Read machte eine Reise dorthin, um die Verhältnisse zu erkunden, dann legten die Missionare dem Gouverneur die Statuten vor, nach denen das Leben auf der Missionsstation geregelt werden sollte, die von ihm vollständig gebilligt wurden.

Diese Statuten rechtfertigen v. d. Kemp gegenüber den Anklagen der Kolonisten und den Angriffen, die auch andere (z. B. der Naturforscher Eichtenstein) gegen ihn gerichtet haben. Sie sind mustergiltig, und man könnte sie noch heute

als Norm bei Gründung einer Station, auf der die Mission Grundherrin ist, anwenden. Zunächst nennen diese Statuten den Ort, wo die Station liegen soll, dann als Zweck der Anlage: Ausbreitung des Christentums, sodann bestimmen sie, dass niemand Aufnahme finden soll, der nicht seine Bereitschaft erklärt, sich willig den Stationsgesetzen zu unterwerfen; Leute, die bei Buren gewohnt hatten, sollten einen Pass des Landdrosten beibringen, solche von andern Missionsstationen eine Empfehlung, ja Bitte ihrer Missionare, ihnen Aufnahme zu gewähren. Die Missionare wahrten sich also das Recht, sowohl die Aufnahme zu verweigern, als missliebige Personen vom Platze zu verweisen. Müßiggang der Stationsleute solle nicht geduldet werden; wenn nötig, werde die Gesellschaft sie als Arbeiter oder Handwerker beschäftigen; Überschüsse, die dadurch erzielt würden, sollten der Station zugute kommen. Dabei wolle man dem Einzelnen behilflich sein, wirtschaftlich selbständig zu werden. Zwei Missionare und zwei Lehrer sollten auf der Station wohnen; wenn die Bevölkerung zu gross werde, wolle man einen Teil der Leute nach einem zweiten Platz verziehen lassen. Die Bevölkerung, Christen, Katechumenen und Heiden, solle die Gesetze beobachten bei Strafe von Ausschliessung aus der Gemeinde oder Verweisung vom Platz. Solche Leute aber, die sich gegen die Landesgesetze vergangen hätten, wollten die Missionare dem Landdrosten anzeigen. Jährlich aber solle über Arbeit und Erfolg an den Gouverneur Bericht erstattet werden.

Nicht weit von Fort Frederik lag der verlassene Platz eines Buren, der Bota hiess, den wies die Regierung zunächst als Stationsplatz an. Hier zog v. d. Kemp am 20. März 1802 mit 160 Farbigen an. Wie gemischt der Haufe dieser Leute war, geht daraus hervor, dass das Leben der Missionare von einigen bedroht wurde, weil sie verhindert worden waren, auf der Reise verlassene Farmen zu plündern. Obwohl v. d. Kemp selbst elf Monate lang von starkem rheumatischem Leiden heimgesucht wurde, kamen Gottesdienst und Unterricht in geregelten Gang; der Doktor druckte eigenhändig die ersten Schulbüchlein. Aber die politischen Verhältnisse waren dem Unternehmen nicht günstig, die Kaffern machten Einfälle, und hottentottische Rebellen plünderten ringsum die Farmen. Klaas Stürmann war deren Anführer, vergeblich versuchten die Missionare zwischen ihm und den Behörden zu vermitteln. Am 15. September und bald darauf noch einmal wurde die Station bei Nacht von einer Raubhorde überfallen, und nur tapfere Gegenwehr der Bewohner rettete den Platz, man musste ihn aber doch verlassen und am 1. Oktober innerhalb der Mauern von Fort Frederik Schutz suchen, während die Gebäude der Station in Flammen aufgingen.

Inzwischen war durch den Frieden von Amiens (27. März 1802) das Kapland wieder in den Besitz von Holland gelangt, und an Stelle des englischen Gouverneurs trat der holländische General Janssen.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



man nur zwei Stunden vom Fort entfernt war, bot dieses mit seiner Besatzung einen gewissen Schutz¹⁾ und in höchster Gefahr einen Zufluchtsort. Die Regierung bewilligte an dem gewählten Ort ein Stück Land von 10 englischen Meilen Umfang und gab es in Erbpacht. Die Missionare nannten die Station „Bethel“ und bezogen sie am 3. Juni 1803 mit 250 Farbigen.

Bunt genug und armselig dazu war dieser Haufe, der sich um die Missionare geschart hatte; er bestand aus echten Hottentotten, Kaffern und Mischlingen, die allesamt so gut wie nichts besaßen. Jedem Einwohner wurde ein Grundstück zugemessen, 30×40 Fuss gross, wo er sein Hüttlein errichten musste. Die sieben tüchtigsten Männer wurden zu Vorstehern und Richtern eingesetzt, die Stations-gesebe waren zweckmässig und gerecht, unter den Leuten fehlten an-geregte, selbst gläubige Seelen nicht, somit hätte die Station unter der tüchtigen Leitung der beiden Missionare bald zu hoher Blüte gelangen können, wenn der Ort nur fruchtbar genug gewesen wäre, um Leuten, die arbeiten wollten, Fleiss und Mühe wirklich zu lohnen. Dies war aber nicht der Fall, und anderweitige gewerbliche Thätigkeit liess sich nicht schaffen. Die arbeitsameren Leute mussten bei den Farmern Beschäftigung suchen, andere gingen der Jagd nach oder nährten sich nach alter Hottentottenweise kümmerlich von wilden Knollen und Wurzeln. Dazu kam die Ungewissheit, ob man hier bleiben solle; alles vereinigte sich, um die natürliche Trägheit der Hottentotten bestehen oder wieder aufleben zu lassen. Bauholz fehlte auch in der Umgegend der Bai; die Missionare begnügten sich wie ihre Pfleglinge mit Hütten, die mit Hilfe einiger Pfähle aus Lehm, Rohr und Gras aufgeführt waren. Die Bevölkerung war unter diesen Umständen beständig wechselnd. Schon im zweiten Jahr nach Gründung der Station berichtet v. d. Kemp, dass etwa 300 Hottentotten wieder verzogen seien. Besondere Schwierigkeiten machte das Ordnen der ehelichen Verhältnisse; vielen dieser Leute war der Begriff der Ehe überhaupt abhanden gekommen. Trotzdem war die eigentliche geistliche Arbeit durchaus hoffnungserweckend. Gleich im ersten Jahre kamen 30 bis 40 Rinder zur Schule und konnten 9 Männer, 8 Frauen und 13 Rinder die Taufe empfangen.

¹⁾ Aus dem Besagten geht hervor, dass die Beschuldigung falsch ist, v. d. Kemp habe „aus falscher Demut und unchristlicher Verachtung der Natur und Gotteswelt“ seine Station in einer sehr dürftigen Gegend auf dem unfruchtbarsten Boden angelegt. Siehe Ritters Erdkunde, 2. Ausgabe I, Seite 129.

„Unsere Gemeinde“, berichtet der Doktor damals, „ist in beständigem Zunehmen, und die Macht der Gnade, wodurch der Herr seinem Worte Zeugnis giebt, zeigt deutlich, dass unser Predigen nicht vergeblich ist, in der letzten Woche sind besonders 5 junge Frauen mächtig ergriffen worden.“ Als er auf mehr als ein Jahr treuer Arbeit zurückblicken konnte, schrieb er (am 1. November 1804): „das Werk der bekehrenden Gnade unseres Gottes schreitet noch immer vorwärts, noch immer wird hie und da eine Perle mehr in Jesu Krone eingefügt. In diesem Jahr haben wir bisher 22 Erwachsene und 14 Kinder getauft. Die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder ist 43.“ Am 8. Januar des nächsten Jahres (1805) fügt er hinzu: „der Anfang des neuen Jahres ist wieder mit neuen Segnungen von oben gekrönt worden, und neue Ströme der bekehrenden Gnade sind über Bethelsdorp ausgegossen worden. Wir kennen schon 10—12, von denen wir hoffen, dass sie zu einer seligmachenden Erkenntnis Jesu Christi gelangt sind. Mögen die Erstlinge dieses Jahres Vorboten einer reichen Ernte sein!“

Von der kleinen Gemeinde aber ging Segen aus auch in weitere Fernen.

Besondere Freude für den Doktor war die Verbindung, in die er wieder mit den Kaffern trat. Sein Herz sehnte sich immer wieder danach, unter diesen Leuten arbeiten zu können. Hinziehen auf die Station durften Kaffern freilich nicht, denn im letzten Friedens-Traktat war es ihnen streng untersagt worden, sich westlich vom grossen Fischfluss niederzulassen; aber fast täglich zogen wandernde Kaffern vorüber, von denen manche auch an den Gottesdiensten teilnahmen. Ein Sohn des Häuptlings Tsatsu blieb längere Zeit auf der Station, ein andermal hielten sich 2 Söhne des Häuptlings Konga hier länger auf. An manchen dieser Leute bezugte das Evangelium seine Kraft. Eine Frau wurde erweckt, kehrte nach Kafferland zurück und verkündete dort die Botschaft vom Heil. Ein anderer, Untsikana, besang „das Lämmlein, den Messias“ in einem kafferschen Psalm und zog singend und predigend im Kafferlande umher, und es gelang ihm, ein Häuflein Anhänger zu sammeln. Es entstand dort sogar ein Dörflein „betender“ Kaffern, dessen Ruf sich weit über die Grenzen des Kafferlandes hinaus verbreitete. Ein Häuptling Gola, der mit 200 Anhängern quer durch die Kolonie bis zu den weit entfernten Kamebergen zog, stand auch unter dem Einfluss von der Kemp und sandte von seinem neuen Wohnort bald Boten aus, Missionare zu suchen. So war des Doktors Beten und Hoffen für dieses Volk nicht vergeblich, und es ist tief bedauerlich, dass unter der Drangsal der späteren Kriege es keinem Missionar wieder gelungen ist, in gleichem Masse wie von der Kemp die Aufmerksamkeit der Kaffern zu erregen und ihre Zuneigung zu gewinnen.

Die häufigen Besuche von Kaffern in Bethelsdorp gaben aber den Kolonisten Ursache, die Missionare zu beschuldigen, dass sie im geheimen Einverständnis mit den feindlichen Stämmen wären, ja diese zu einem Einfall in die Kolonie bewegen wollten. Der zeitweilige Aufenthalt von gefährlichen Subjekten, entlaufenen Dienstboten und Tagedieben mochte mitwirken, dass die Klagen der Buren gegen die neue Einrichtung, die eine Freistätte für die Schwarzen darstellte, nicht

aufhörten. Bethelsdorp war um so unbeliebter, als es eine „englische Gründung“, d. h. die Station einer englischen Gesellschaft war. Die Missionare hatten den Namen „englisch gesinnt“ zu sein. Fortwährend wurde die holländische Regierung mit Klagen und Anklagen wegen der Station überlaufen, und so erliess sie endlich am 20. Februar 1805 eine Verordnung, welche die gesamte Missionsarbeit in der Kapkolonie unter die Oberaufsicht der Regierung stellte, und zwar in einer Weise, dass die Missionare auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt werden konnten.

Nach dieser Proklamation sollten gut beglaubigte Missionare die Erlaubnis haben, durch die Kapkolonie zu heidnischen Stämmen zu ziehen, sie sollten aber dann ihre Stationen so weit von den Grenzen der Kolonie entfernt anlegen, dass ihre Schulen von den Eingebornen der Kolonie nicht besucht werden könnten; solche Eingeborne sollten nur auf ausdrückliche Erlaubnis des Gouverneurs dort Schulen oder Versammlungen besuchen dürfen. Jährlich sollten auch diese ausserhalb der Kolonie wohnenden Missionare über ihre Arbeit, sowie darüber, was sie an Eigentum besässen und wovon sie sich nährten, dem Gouvernement berichten. In Bezug auf die innerhalb der Kolonie wohnenden Missionare wurde verordnet, dass keiner von ihnen ohne Erlaubnis des Gouverneurs oder der kirchlichen Oberbehörde des Distrikts einen Gottesdienst abhalten dürfe. In Bezug auf Bethelsdorp wurde bestimmt, dass weder v. d. Kemp noch einer seiner Mitarbeiter die Grenzen der Kolonie überschreiten dürfe ohne Erlaubnis des Gouverneurs. Hottentotten, die Arbeiter der Buren seien, sollten die Missionare nicht unterrichten, Unterricht im Schreiben sollte nur mit besonderer Erlaubnis des Gouverneurs erteilt werden dürfen.

Ueber diese Verordnung entstand zwischen van der Kemp und dem General Janssen ein lebhafter Briefwechsel, der aber zu keinem erwünschten Ziele führte. Es kam hinzu, dass man einen neuen Angriff der Engländer auf das Kap fürchtete, und so erhielt der Doktor im April des Jahres 1805 Befehl, nach Kapstadt zu kommen, wo er mit dem jungen Read im Juni eintraf. Da den Missionaren trotz aller Bitten nicht gestattet wurde, auf ihre Station zurückzukehren, dachten sie allen Ernstes daran, sich auf der Ostküste Afrikas oder in Madagaskar einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Sie konnten daran um so eher denken, als einige jüngere Brüder, welche die niederländische Gesellschaft entsendet hatte, sie in Bethelsdorp vertraten. Die Zeit in Kapstadt nutzte v. d. Kemp aus, indem er weiter an der Erlernung der Kaffersprache arbeitete, was ihm möglich war, da Tjani, der Sohn des Häuptlings Tsatsu, ihn nach Kapstadt begleitet hatte.

Am 4. Januar 1806 erschien die gefürchtete englische Flotte vor Kapstadt, und nach dem Gefecht bei Blaenberg waren die Engländer

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

lebendigen Glauben und Eiler das Evangelium auszubreiten. Der Doktor verfasste ein Büchlein „Wort Gottes für die Hottentotten“, und man erwog den Plan, eine Schule für Nationalgehilfen zu errichten. Ganz richtig war der Gedanke, dass die Zöglinge einige Jahre hindurch unterrichtet werden und dabei für ihren Lebensunterhalt durch Arbeit soviel als möglich selbst sorgen sollten, auch dass man sie später nicht Missionare, sondern nur Gehilfen nennen wollte.

Trotz der ungünstigen Verhältnisse hatte die Station sich auch im äusseren Ansehen gehoben. Im Jahre 1810 zählte sie etwa 1000 Bewohner, von denen 200 der Gemeinde angehörten. Es war etwas Gewerbtätigkeit entstanden; Körbe, Matten und dergleichen wurden gefertigt. Am vorteilhaftesten erwies sich die Viehzucht. Der Viehbestand belief sich auf 2000 Stück Hornvieh, 1200 Schafe und Ziegen und 174 Pferde. Im September des Jahres 1809 hatte man auch eine stattliche Kirche von 114 Fuss Länge und 18 Fuss Breite einweihen können. Trotzdem konnte der Doktor seiner Arbeit auf diesem Platze niemals recht froh werden, weil die Stellung der Kolonisten und Kolonialbeamten zu seinem Werk ihm zu grosse Schwierigkeiten bereitete.

Er liebte die Eingeborenen, hatte Gerechtigkeitssinn und besass Unerschrockenheit; er war der Mann, der berufen war, Anwalt der Eingeborenen zu sein. Als solcher hatte er beständig Schwierigkeiten mit den Buren, welche gewohnt waren, die Hottentotten als Leibeigene anzusehen und zu behandeln, die deshalb es verwünschten, dass die Station den Leuten, die nicht bei ihnen bleiben wollten, eine Freistätte bot. Oft genug klagte van der Kemp über Gewaltthätigkeiten beim Landdrosten des Distrikts, dem Major Euler in Uitenhagen, ohne dass er etwas erreichen konnte. Nachdem er sich über diesen Beamten bei dem Gouverneur beschwert hatte, erschien ein besonderer Kommissar, Mr. Gollins, um diese Klagen zu untersuchen. Der Landdrost hatte mit Gegenklagen geantwortet. Aber auch dem Kommissar gegenüber stand der Doktor seinen Mann und erklärte rundweg, dass er dem Landdrosten keine Arbeiter von der Station zwangsweise stellen werde, da die Stationsbewohner freie Leute seien, dass er sich auch nicht verpflichtet fühle, Leute, die der Landdrost suche, herbeizuschaffen, wenn sie augenblicklich nicht auf der Station seien, und dass er keineswegs gesonnen sei, Kaffern, welche die Station besuchten, dem Landdrosten auszuliefern. Auf das Ansinnen, dies zu thun, erwiderte er: „Gott hat mich nicht gesendet, um Ketten an die Beine der Hottentotten und Kaffern zu legen, sondern um den Gebundenen Freiheit und Öffnung des Gefängnisses zu predigen.“ Dringend bat er um Anweisung eines

günstiger liegenden fruchtbareren Stationsplatzes, nachdem er nun schon 5 Jahre lang an dem unfruchtbaren Ort „geschmachtet“ habe.

Unter all diesen Kämpfen verzehrte sich des 73jährigen Mannes Kraft. „Ich will anderswo hingehen“, ruft er aus, „um aus meiner jetzigen Lage zu kommen, mein Mut ist gebrochen, und ich bin ganz niedergebeugt durch die beständigen Grausamkeiten gegen die Hottentotten von Seiten des Landdrost.“ Endlich wurden briefliche Klagen des Missionar Read, die er nach England richtete und die in die Hände des Gouverneurs kamen, Ursache, dass beide Missionare im März des Jahres 1811 nach Kapstadt gerufen wurden. Hier nahmen die Verhandlungen mit der Regierung einen anscheinend günstigen Verlauf, und die Arbeit in Kapstadt war gesegnet. Der Doktor aber wurde hier aufs neue von dem Gedanken erfasst, den Eingeborenen Madagaskars das Evangelium zu bringen, wozu ihm die Behörden gern die Hand geboten hätten, um den unbequemen Mahner los zu werden. Dann war er noch Zeuge des gewaltigen Erdbebens, welches am 2. Dezember 1811 nicht nur die Berge um die Stadt und die Gebäude, sondern auch die Herzen der Menschen erschütterte, da warf eine Krankheit den alten Streiter nieder, und am 15. Dezember nahm sein Ende. „Ich sterbe mit einem gebrochenen Herzen“, rief der treue Mann angesichts des Todes aus, „wegen der Unterdrückung meiner Heiden“, und als die Mutter Smith, bei der er wohnte, ihn in den letzten Augenblicken fragte, wie es aussehe in seinem Herzen, ging der getreue Knecht mit dem Rufe: „Licht, alles Licht!“ ein zu seines Herrn Freude. Van der Kemps Bedeutung für die Mission in Südafrika liegt in seiner bahnbrechenden Arbeit in den östlichen Gebieten des Kaplandes unter den Kaffern und in Bethelsdorp, sowie in seinem Eintreten als unerschrockener Anwalt für die Rechte der unterdrückten Eingeborenen. Nach ihm sind unter den Kaffern die Christen Ma-Jinkhanna genannt worden und werden noch heute die Christen bis in den Norden Transvaals von den Heiden spottweis Ma-Djakenna oder Ma-Djaken, d. h. Leute des van der Kemp genannt. So hat der Herr seinen Diener schon hier geehrt, droben aber wird er die Verheissung an ihm erfüllt haben, die er denen gegeben hat, zu welchen er sprechen kann: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“



Beiblatt.

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

Nr. 2.

März

1902.

Robert Moffat, der Vater der Betschuanenmission¹⁾.

Dargestellt von Rudolf Kölbinger. Fischbach im Riesengebirge.

1. Der Missions-Entschluss.

Wie verschieden sind doch Alter und Lebensverhältnisse, in denen Gott seine Arbeiter beruft und zum Dienst aussendet! Dr. Theodor van der Kemp (vergl. Beiblatt Nr. 1) sehen wir nach einem wechselvollen Leben im Dienst der Sünde und Eitelkeit mit 51 Jahren nach Südafrika hinausziehen, um in dreizehnjähriger harter, nachdrücklicher Arbeit dem Evangelium im Süden der Kapkolonie den Boden zu bereiten († 1811). Robert Moffat dagegen, der nicht lange darauf nach dem Norden von Südafrika der Friedensbotschaft die Thüren öffnen sollte, ist schon mit 20 Jahren als Missionar ausgesandt worden. Er durfte die erste Begeisterung und die frische, unentwehte Kraft des Jünglingsalters seiner grossen Aufgabe widmen, um als Greis nach mehr als fünfzigjähriger treuer Arbeit die schönen Früchte an den Bäumen zu schauen, die er als Mann gepflanzt und gepflegt hatte. — Nicht als ob er von Kind auf das Ziel des Missionsdienstes im Auge gehabt hätte. Im Gründungsjahr der Londoner Missionsgesellschaft, der er gleich van der Kemp seine Kräfte leihen sollte, am 21. Dezember 1795 in Ormiston in Schottland, Grafschaft Ost-Lothian oder Haddington, geboren, hat Moffat seine Kindheit an verschiedenen Orten in Schottland verlebt; denn sein Vater war Zollbeamter und wurde öfters versetzt.

1) Quellen: The lives of Rob. and Mary Moffat by their son John S. Moffat. New-York, H. G. Armstrong 1886. Dies grundlegende Werk ist verwertet in dem Lebensbild Moffat's im Basler Missions-Magazin, S. 49. 98, von E. Wallroth, jetzt General-Superintendent in Kiel. — Missionary labours and scenes in Southern Africa by Rob. Moffat. London, John Snow & Co. 1842, in vielen tausenden von Exemplaren neu aufgelegt. Hierauf beruhen vielfach in wörtlicher Uebersetzung die Darstellungen in Burkhardt-Grundemann's Kl. Miss.-Bibl. (Leipzig 1877). Ferner: Missions-Bilder XI. Ealw & Stuttgart. (1 M.) — Jäger Afrikaner von Dr. Ostertag. (Basel, Missionshaus. 10 Pf.)

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Bewunderung für die Herrlichkeit der Werke Gottes. Im Nachsinnen über sein bisheriges Leben fiel ihm aufs Herz, wie viel er bisher für die Welt und wie wenig für den Herrn Jesus gethan und gearbeitet habe.

Doch hören wir seine eignen Worte, in denen er 53 Jahre später seine Bekehrung und den Durchbruch des Missionsentschlusses beschreibt: „So lange ich noch hienieden walte, werde ich nie Warrington vergessen. Es ist tief in mein Gedächtnis gegraben und wird wohl auch drüben nie daraus verschwinden. Es war an stiller Sommerabend 1815, als ich einsam dieser Stadt zuwanderte. Mehr als sonst gestimmt, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, betrat ich die Thorbrücke am Eingang der Stadt. Da fiel mein Auge auf einen Anschlag, der rechts an der Mauer angeklebt war. Er kündigte eine Missionsversammlung an, in der die Grundsätze der Londoner Gesellschaft bei der Aussendung ihrer Heidenboten dargelegt werden sollten. Ich las und las. Mir war, als könnte ich nicht von der Stelle gehen. Wer mich da wie angewurzelt sah, mochte vermuten, ich versuche an der Anzeige lesen zu lernen. Ich fand, dass diese Versammlung vor einiger Zeit schon stattgefunden hatte. So schnell ich konnte, machte ich meine eigenen Besorgungen in der Stadt und kehrte, nachdem ich nochmals einen Blick auf jenen Maueranschlag geworfen, als ein anderer Mensch nach Hause zurück. Innerhalb dieser wenigen Stunden hatte eine völlige Umwälzung all' meiner Pläne stattgefunden. Auf dem Heimweg tauchten in meiner Erinnerung Geschichten auf, die ich als kleiner Knabe meine Mutter von den Herrnhuter Missionaren hatte erzählen hören. Sie hatten seither geschlummert, aber jetzt standen sie plötzlich mit der vollen Macht der Wirklichkeit vor meiner Seele. Es hatte sich mir eben eine schmeichelhafte und gewinnbringende Aussicht auf eine Stellung in der Heimat eröffnet, weit hinaus über alles, was so ein Bursche, wie ich, erwarten oder beanspruchen konnte. Im Nu aber schrumpfte mir das alles in nichts zusammen vor dem Dienst Christi unter den in ihren Sünden dahinsterbenden Heiden. Einige Personen, die den aufrichtigen Wunsch und auch die Macht hatten, mir für dieses Leben voranzuhelfen, hielten mich gradezu für verrückt; und in gewissem Sinn hatten sie recht, denn mein Kopf und Herz hatte wirklich eine durchaus andere Richtung angenommen.“

Von diesem Tage, an dem Moffat die erste Einladung zu einer Missionsversammlung gelesen, stand Moffats Entschluss, sich zu den Heiden hinausschicken zu lassen, fest, ohne dass er sich mit Fleisch und Blut besprochen hätte. Aber wie seine Absicht hinausführen? Würde ihn eine Missionsgesellschaft gebrauchen können? Er besaß ja keine Vorbildung, hatte nicht einmal eine höhere Schule besucht. Doch nicht lange darauf hörte er in Manchester den Prediger William Roby, der schon manchen jungen Missionar erweckt hatte. Er fasste ein Herz zu ihm.

„Doch heute muss ich mich wundern,“ schreibt er im Alter, „wie ein so unfähiger Bursche, als ich damals trotz meiner Bekanntschaft mit vornehmen Leuten und dem Creiben der grossen Welt war, den Mut finden konnte, an Pfarrer Robys

Thüre zu klopfen; freilich geschah es mit pochendem Herzen. Er empfing mich mit grosser Güte, hörte meine einfache Erzählung an, fasste mich bei der Hand und hiess mich guten Mutes sein.“

Roby verschaffte dem Jüngling, um ihn näher kennen zu lernen und zu beobachten, eine Stellung in der Baumschule zu Dukinfield bei Manchester im Hause eines Herrn Smith, wo rege Liebe zur Mission herrschte. Nach einiger Zeit wurde er auf Robys Empfehlung von der Londoner M.-G. zum Missionsdienst angenommen und schon am 30. September 1816, zugleich mit John Williams, dem späteren Apostel der Südsee, eingesegnet, nachdem er von Roby noch einen kurzen Vorbereitungsunterricht erhalten. Am 31. Oktober desselben Jahres segelte Moffat mit 4 Begleitern nach Südafrika ab. Dass das rechte Missionsfeuer in ihm glühte, bezeugen die Worte in einem Brief an seine Eltern: „O, dass ich tausend Leben hätte und tausend Leiber; alle sollten keinem andern Gebrauch geweiht sein, als Christum den Heiden, diesen heruntergekommenen, verachteten und doch geliebten Sterblichen, zu verkündigen.“

2. Erste Ernte.

„Hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der andre schneidet.“ (Joh. 6, 34). Diese Worte passen genau auf Moffats erste Missionserfolge, denen er gar bald grosses Ansehen unter den Missionstrenden und über ihren engsten Kreis hinaus zu danken hatte. Er erhielt sein erstes Arbeitsfeld unter den Hottentotten in Uredeberg (Friedensberg), der Station bei dem Kraal des Häuptlings Christian Afrikaner, 150 Kilometer östlich von Warmbad (im heutigen Deutsch-Südwestafrika). Jager Afrikaner, wie er als Heide hiess, war hier 1815 durch den Londoner Missionar Ebner als Christian getauft worden. Da sein Name denjenigen Moffats in der Missionsgeschichte schnell berühmt gemacht hat, sei hier an die Hauptzüge seines wechselvollen Vorlebens, wie es Moffat später nach den Erzählungen seines gelben Freundes geschildert hat, erinnert:

Jager Afrikaner war Häuptling der Orlam-Hottentotten, unter denen sich eine Anzahl von Mischlingen (sogenannte Bastards) von europäischer Abkunft befanden. Sie hatten die kapholländische Sprache angenommen und sich, da sie Feuerwaffen besaßen, der Diensbarkeit der Buren entzogen, indem sie nordwärts in die wilden Grenzgebiete der Kapkolonie wanderten. Doch drangen einige Kolonisten auch hierher bis in die Gegenden südlich vom Oranjeffluss nach, und die Hottentotten geriethen wieder in ihre Knechtschaft. Im Dienste eines besonders rühmlichen Buren Pinaar, der seine Lust daran hatte, die noch frei umherziehenden

Buschmänner und Hottentotten zu Dutzenden niederzuschliessen, half auch Jager, das Haupt des Stammes, mit seiner Cruppe bei solchen Streifzügen, und er that es gern, denn auch ihm behagte das Blutvergiessen. In der Zwischenzeit weidete er Pinaars Heerden. Aber von Jahr zu Jahr wurde die Behandlung des Jager'schen Hauflens durch Pinaar härter. Da wagte Jager an seinen Herrn die Bitte um einen festen Dienstlohn oder um freien Abzug mit den Seinen. Beides wurde verweigert; so weigerte auch Jager ferneren Gehorsam. Er ward von seinem Herrn mit wütendem Faustschlag die Treppe hinuntergestürzt, und Pinaar dafür von Jagers Bruder Citus erschossen; sein Haus geplündert, seine Kinder erschlagen, und der ganze Stamm machte sich unter Jagers Führung auf über den Oranjefluss, um der Rache der Buren und der Strafe der Regierung zu entgehen, die vergeblich mehrere Kommandos gegen ihn schickte. — Von den Ufern des Stromes aus machte nun der gereizte Heide verwüstende Einfälle in die Kolonie und ins Nama-gebiet im Norden. Er wurde der Schrecken aller Nachbarn; nur mit Grauen nannte man den Namen des grossen Räuberhauptmanns, ganze Dörfer flohen vor seiner Ankunft. Der Gouverneur des Kaplandes setzte einen Preis von 2000 Mark auf seinen Kopf, doch ohne seiner habhaft werden zu können. — Da begannen 1805 die Londoner ihre Arbeit unter den Nama-Hottentotten. Die Station Warmbad wurde nördlich vom Oranjefluss gegründet, nicht weit von der Gegend, wo Jager als „Löwe der Wüste“ hauste. Das Gerücht von den weissen Männern und ihrer Predigt drang bis zu ihm und interessierte ihn so sehr, dass er sich aufmachte, die Sache näher zu untersuchen. Er kam nach Warmbad und hörte das Wort Gottes von Missionar Christian Albrecht; er schickte seine Kinder dem Missionar zum Unterricht, und damals empfing auch sein Sohn Jonker die ersten christlichen Eindrücke. Der Vater selbst zog mit einem Teil seiner Leute in die Nähe der Station, besuchte fleissig den Gottesdienst und verkehrte gern mit den Missionaren. — Aber nicht so schnell liess die Macht der Finsternis sich brechen. Die Stationsbewohner mochten den Befürchteten nicht in ihrer Nähe leiden: Jager zog sich nachgiebig zurück. Doch nicht lange darauf geriet er mit einem Bewohner von Warmbad, dem Hottentotten Hans Drayer, in Streit, den er beschuldigte, ihn um 30 Ochsen gebracht zu haben, statt den dafür bestellten Wagen einzuhandeln. Drayer legte auf Afrikaner an, und dieser machte ihn nieder. Nicht lange darauf verbündeten sich die unklugen Bewohner von Warmbad trotz aller Abmahnung der Missionare mit einem Namastamm, den Drayers Freunde gegen Jager aufgehetzt hatten, und zogen dadurch die Rache des ergrimmtten Häuptlings auf sich. Jager hielt die Missionare für Heuchler und Verräter, gerade an ihnen wollte er blutige Rache nehmen. Sie entkamen zwar seinen Händen, ihre Häuser aber wurden geplündert und verbrannt, die ganze Station Warmbad verwüstet; was lebendig dem Mörderhaufen in die Hände fiel, wurde niedergemetzelt. (1811.)

Doch diese letzte Frevelthat stürzte den wilden Heiden in eine innere Unruhe, die ihn nach schwerem Kampfe wieder dem Evangelium näher brachte. Wutschnaubend war er über Warmbad hergefallen, aber wie von den Pfeilen Gottes in seinem Gewissen getroffen, kehrte er ängstlich und friedlos von da zurück. Ein Traum liess ihn nicht los. Er träumte, er gehe auf schmalem Fusssteig bergan, zwischen einer heissglühenden Felswand und einem mit Feuer brennenden Abgrund.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Trommel daraus machen, damit das Volk am Abend in der Kühle danach tanze; ein dritter: er werde seinen Schädel als Trinkgefäß brauchen. Eine gute alte Mutter wischte sich die Thränen aus den Augen, als sie Moffat hinziehen sah, und sagte: „Wenn Ihr ein alter Mann wäret, so hätte es nichts zu bedeuten. Ihr wäret dann doch bald gestorben, so oder anders. Aber Ihr seid noch so jung und geht nun hin, eine Beute dieses Ungeheuers zu werden.“

Als Moffat endlich am 26. Jan. 1818 in Afrikaners Kraal ankam, land er bei seiner zukünftigen Gemeinde einen ziemlich frostigen Willkomm. Es verging wohl eine Stunde, bis der Häuptling erschien, ihn zu begrüßen. Endlich kam er, sah ihn an und fragte, ob er der neue Missionar sei, den die Direktoren in London ihm geschickt hätten? Moffat war erst 22 Jahre alt: sein Blick war gütig und freundlich; sein Wesen hatte etwas Offenes und Freimütiges, das die Herzen gewinnen konnte. Er fand Gnade vor den Augen des Häuptlings. Als er auf die Fragen Afrikaners antwortete: er sei der Missionar, schien derselbe recht zufrieden zu sein und sagte: „Ihr seid noch jung; ich hoffe, ihr werdet lange bei mir und meinem Volke bleiben.“

Das erste, was Moffat an seinem neuen Wohnorte Uredeberg erleben musste, war ein Auftritt, der ihn zittern machte für die Missionsarbeit an diesem Orte. Citus Afrikaner, der kecke, trotzige Bruder des Häuptlings, der bitterste Feind der Mission; überhäufte Moffats Vorgänger im Amt, Ebner, laut vor allem Volk und vor den Ohren des schweigenden Häuptlings ohne erkennbare Ursache mit den heftigsten, schmäzlichsten Schimpfworten: man musste alle Augenblicke fürchten, er werde nun gewaltsam Hand an ihn legen. Das zweite, wovon Moffat Zeuge sein musste, war die Abreise seines Mitarbeiters. Mit traurigem Herzen sah er zu, wie derselbe seinen Wagen vorführen liess, seine Habe aufpackte und mit Weib und Kind davon fuhr, da er seines Lebens nicht mehr sicher war. Nun war Moffat allein. Er hatte niemand, bei dem er sich Rat und Trost holen konnte. Alles im Dorfe stellte sich fremd gegen ihn. Da sass er einsam in seiner Hütte, die ihn vor den heissen Sonnenstrahlen nicht schützte, durch die der Regen an allen Orten hindurchdrang, in die der Wind den Staub hineinwehte, dass er oft hinausfliehen musste; wo des Nachts die wilden Hunde hineindrangen und ihm sein Mahl, das er sich auf morgen aufheben wollte, wegstahlen; wo er mehr als einmal in einer Ecke, in die er sich niedersetzen wollte, auf eine giftige Schlange stiess. Die Gegend war öde, traurig und dürr. Das Land gab kein Brot, kein Gemüse, kein Obst, kaum hie und da eine magere Weide für das Vieh, weil es allenthalben an Wasser fehlte. Er war von aller Verbindung mit der zivilisierten Welt wie abgeschnitten, und M. konnte sich keine Vorräte, keine Erleichterungen von dorthier verschaffen. Den einen Tag ein wenig Milch, den andern Tag ein Stück Fleisch, so dürr wie Leder, ohne Salz und ohne Brot, das war seine Nahrung. Und manchen Tag hat er sich den Hungerriemen fest umgeschnürt, um die Qual des Hungers weniger zu empfinden. Manchmal ging er vors Dorf hinaus, um dort zwischen den grossen Felsblöcken, die auf der Ebene zerstreut lagen, auf

sein Angesicht niederzufallen und sein Herz vor Gott auszuschütten. Dann nahm er reichlich getröstet in seinem Gott, seine liebe Geige zur Hand, und in den Schatten eines Felsblockes gelagert, spielte und sang er manch geistliches Lied zu seiner Aufmunterung. So griff er sein heiliges Werk trotz aller Schwierigkeit doch bebend und frischen Geistes an. Jeden Tag begann und beschloss er mit einem Gottesdienste in seiner Mattenhütte und hielt daneben drei bis vier Stunden des Tages Schule. Bald wurde Christian Afrikaner sein fleissigster Zuhörer. Eber hätte der Lehrer denken können, dass das Morgenlicht einmal ausbleiben, als dass der Häuptling einmal sich nicht beim Gottesdienste einfinden würde. Mit dem Eifer eines jugendlichen Gläubigen legte sich der alte Mann (geb. um 1770) noch darauf, neue Fertigkeit im Lesen zu gewinnen. Moffat konnte bemerken, wie das Herz Afrikaners sich sichtbar ihm zuneigte. Eines Tages brachte er ihm, weil er gesehen hatte, wie der gute Lehrer Not litt, zwei seiner besten Kühe zum Geschenk. Und als Moffat, der die grosse Hitze und die ungewohnte Nahrung am Anfang nicht wohl vertragen konnte, an einem heftigen Gallenfieber todkrank darniederlag, und einmal in einem besseren Augenblick aus den Fieberträumen erwachend, die Augen aufschlug, sah er den Häuptling mit kummervollen Blicken voll zärtlicher Besorgnis an seinem Bette sitzen und grosse Thränen ihm in den Augen stehen. Er wurde erst wieder froh, als er den teuren Lehrer nach wenigen Tagen wieder hergestellt sah.

Jetzt war endlich der Tag des Heils für Afrikaner gekommen. Oft konnte er den ganzen Tag lang hinter einem Felsen sitzen und in der Bibel mit unermüdeter Andacht lesen. Sein Betragen gab von dieser Zeit an zu keinem ernstem Cadel Anlass. Afrikaner wurde ein Mann des Friedens, ein Freund der Armen und Betrübten, ein Vater seines Volkes. Sein Gemüt war nun weich und mitleidig, obwohl er nichts weniger denn reich war, zeigte er sich immer bereit, seine Hand gegen die Witwen und Waisen aufzuthun. Wenn er aber vernahm, dass unter den benachbarten Namastämmen Zwietracht entstanden sei, dann machte er sich auf und trat als Friedensrichter zwischen die erbitterten Parteien. Er erinnerte die staunenden Heiden an sein eigenes, früheres Leben. „Was habe ich jetzt,“ rief er tief bewegt aus, „von all den Schlachten, in denen ich gefochten, und von all dem Vieh, das ich geraubt? Ich habe nichts als Scham und Reue davon.“ Moffats Station trug nun ihren Namen Friedensberg mit Recht. Christian Afrikaners getaufte Brüder David und Jakobus (Kobus genannt) schlossen sich dem christlichen Wandel ihres Bruders an und halfen dem Missionar gern, besonders in der Schule; auch Citus, obwohl noch Heide, wurde doch milder und freundlicher.

Im Februar 1819 musste nun Moffat dringender Geschäfte halber in die Kapstadt reisen und er forderte Afrikaner auf, ihn dorthin zu begleiten. Anfangs trug dieser ernstliche Bedenken, denn er war von alten Zeiten her noch vogelfrei. Aber als ihm Moffat auseinandersetzte, wie ein Besuch beim englischen Gouverneur für ihn und die Seinen gewiss sehr günstige Folgen haben und den Frieden zwischen der Kolonie und ihm ganz herstellen, auch ihm die gewünschte Übersiedlung in's Kurumangebiet erleichtern würde, entschloss sich Afrikaner, die Reise zu wagen.

So lange sie durch die Grenzgegenden des Kaplandes zogen, wo die früheren Feinde Afrikaners, die holländischen Ansiedler und die von ihm bekämpften Boten-

Tottenstämme wohnten, war grosse Behutsamkeit nötig, damit ihn niemand erkenne. Er galt für einen aus der Dienerschaft des Missionars. Wo sie auf dieser Reise durchkamen, begrüßte man Moffat als einen, der aus der Löwengrube entkommen sei. Man glaubte seinen Geist zu sehen; denn ein alter Mann hatte erzählt, er habe selbst seine im Namalande bleichenden Gebeine gesehen. Dass aber der Räuber Jager Afrikaner bekehrt sein sollte, erklärte ein Bur für das achte Weltwunder. Die Erscheinung des verrufenen Mannes in der Kapstadt machte grosses Aufsehen. Der Gouverneur wollte es zuerst Moffat kaum glauben, dass er Afrikaner mitgebracht habe. Er empfing denselben jedoch sehr freundlich und war augenscheinlich erfreut, durch den Dienst der Mission einen Feind, der so lange die Plage des Landes und seiner Grenzen gewesen war, in einen Freund umgewandelt zu sehen. Er schenkte Afrikaner beim Abschiede einen schönen Wagen, der 1600 Mark wert war. Viele wunderten sich über das anständige Benehmen des ehemaligen Wüterichs. Andere wurden von seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seiner tiefen Schriftkenntnis bewegt. Aber am meisten erquickte sich an Afrikaners Gespräch und Umgang der Abgeordnete der Londoner M.-G., Herr Campbell, der einst jenen Friedensbrief an Afrikaner geschrieben hatte. Er war jetzt eben wieder zur Visitation von England nach Südafrika gekommen, und konnte nun den Mann, vor dem er damals gezittert und für den er seitdem viel gebetet hatte, als einen Bruder in Christus begrüßen.

Zum Schluss gab es einen schmerzlichen Abschied zwischen Afrikaner und Moffat, der nach Lattaku unter den Betschuanen gehen und nicht mehr nach Uredberg zurückkehren sollte. Afrikaner versprach ihm, von dort seine Bücher und einiges Hausgerät nach seinem neuen Wohnort zu bringen. Im Jahr 1820 führten er sein Versprechen aus. In Briquastadt sahen sich Moffat und Afrikaner zum letztenmal. Bei dieser Gelegenheit traf der letztere den Briquahäuptling Berend, einen seiner Hauptfeinde aus alter Zeit. Jetzt sassen beide als getaufte Christen unter dem Volke, das sich im Zelte der Missionare zusammengefunden hatte, in Friede und Liebe nebeneinander, stimmten beide in das Loblied der Versammlung ein und knieten dann zum Abschiedsgebet nieder.

Afrikaner kehrte nach seinem Kraal, den er jetzt Jerusalem nannte, zurück und suchte mit Hilfe seiner Brüder, in Ermangelung eines Missionars, selbst das Werk der Verchristlichung seines Stammes durch Gottesdienst und Schulunterricht fortzuführen. Als er 1823 fühlte, dass sein Ende nahe war, liess er seine Leute zusammenkommen und sprach zu ihnen: „Wir sind nicht mehr, was wir früher gewesen sind; wir sind keine Wilden mehr, wir sind Bekenner des Evangeliums Jesu Christi und Schüler seiner heilsamen Lehre. So lasst uns denn auch nach diesem Bekenntnis leben. So viel an euch ist, haltet mit jedermann Frieden. Ich fühle, dass ich Gott lieb habe und dass er viel für mich gethan hat, und dass ich dessen ganz unwürdig bin. Mein vergangenes Leben ist mit Blut bedeckt; aber Jesus Christus hat mir vergeben und ich gehe jetzt in den Himmel. O hütet euch, dass ihr nicht wieder in die bösen Chaten fallt, zu denen ich euch oftmals angeführt habe. Suchet den Herrn, so wird er sich von euch finden lassen und wird euch leiten auf seinem Wege.“ —

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



verhalte umsonst. Bei Nacht mussten sie nicht selten Wache halten, um des andern Tages nur einen Croften Wasser oder etwas Speise zu haben.

Dazu kamen die Auftritte heidnischer Rohheit. So drang einmal ein Heidenweib in die Küche der Frau Moffat. Diese, ihren Säugling im Arme, bat sie freundlich, doch die Küche zu verlassen, damit sie dieselbe schliessen könne. Die wilde Heidin wollte ihr ein Stück Holz an den Kopf schleudern; die geängstete Frau musste fliehen, und die Heidin nahm, was ihr beliebte, von den wenigen Vorräten und Gerätschaften weg. — Wie oft war die kleine Hütte von fettbeschmierten Heiden so gefüllt, dass man sich nicht regen konnte! Was sie berührten, war beschmutzt; ein unerträglicher Geruch füllte den heissen, engen Raum. Man konnte nicht essen ehe sie gingen und stundenlang blieben sie, legten sich wohl gar zum Schlaf nieder oder stahlen offen, was sie sahen. Raum je war der Missionar in der Kirche, ohne dass die Heiden es sich zu nutze machten, inzwischen sein Haus zu bestehlen. Wie oft kam er hungrig heim und fand alles aufgeessen, was für ihn bereitet war! Wie oft auch standen die Prediger vor einem Volke, das während ihrer Rede schlief, schnarchte, lachte, rohe Worte ausrief oder sagte: „Wo ist euer Christus? Was kann er? Niemals wird ein Betschuane vor ihm die Kniee beugen.“ Dazu noch die Regenmacher, jene Zauberer und Volksbetrüger, die mit tausend Lügen jede gestohlene Kuh, jede Dürre, jedes furchtbare Gewitter auf die Rechnung der Missionäre schrieben und stets die Behauptung wiederholten, ehemals (freilich vor Jahrhunderten) sei jeder kahle Felsbühl ihres Landes mit dunkeln Wäldern bedeckt, der dürftige Kurumanfluss ein mächtiger Strom, und alles Vieh bis an die Hörner im Grase versteckt gewesen; die Verdorrung des Landes aber sei die Schuld dieser Fremdlinge. Denn vor ihren weissen Gesichtern oder Moffats langem Bart erschrecken die Regenwolken und zögen vorüber. Und wenn nun vollends Weisse aus der Kolonie im Handel betrogen, so sollte das alles nur im geheimen Einverständnis mit den Predigern des Wortes zu Kuruman geschehen sein.

Eines Tages erschien ein Häuptling mit einem Haufen seiner Leute vor Moffats Hause und rief ihn und Hamilton heraus. Es war eine Ratsversammlung zusammengesetzt, vor der sie erscheinen sollten, um die Erklärung zu vernehmen, dass sie das Land verlassen müssten. In drohender Haltung und seinen Wurfspiess schwingend, that ihnen der Häuptling kund, wenn sie nicht freiwillig gingen, werde man Gewalt gebrauchen. Die Missionare aber antworteten: „Wir können nicht gehen, wir haben Mitleid mit Euch, denn ihr wisset nicht, was ihr thut. Ihr könnt unser Blut vergiessen oder unsre Wohnungen niederbrennen; aber unsre Herzen sind mit euch.“ Bei diesen Worten sah der Häuptling die Umstehenden an und sprach mit vielsagendem Kopfschütteln: „Diese Leute müssen zehn Leben haben, dass sie den Tod so wenig fürchten.“

Die Versammlung brach auf und die Missionare blieben, aber auch die Gleichgiltigkeit blieb dieselbe. Was den Bauch nicht füllte,

das hatte keinen Wert für diese Kinder Südafrikas. Moffat hatte schon im Namalande beobachtet, dass die grenzenlose Faulheit der Eingeborenen oft so weit ging, dass sie, statt zu arbeiten oder auf die Jagd zu gehen, sich lieber ihren Schmachtriemen fest zuzogen und so ihren Hunger verschliefen, bis Kuh oder Ziege wieder mehr Milch gab. Nun halten sich zwar die Betschuanen in ihrem natürlichen Dünkel für weit erhaben über die Buschmänner mit ihrer „Sprache wie die Frösche“ und über die Hottentotten mit ihrer schmutziggelben Hautfarbe und der hässlichen, fast dreieckigen Gesichtsbildung. Sie sind stolz auf ihre dunkle Haut, ihre schönen Wohnungen, wie Bienenkörbe mit Kegeldach, auf ihren Ackerbau und ihre grossen Städte.

Von Religion schien keine Spur bei ihnen zu entdecken zu sein, abgesehen von den albernen Zauberkünsten der Regenmacher. Sie lebten als praktische Atheisten „ohne Gott in der Welt“. Sie stierten (wie Campbell sich treffend ausdrückt) die Sonne mit dem Auge des Ochsen an. „Was man von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung der Welt oder Auferstehung der Toten zu ihnen sprach, das klang ihnen noch abgeschmackter“, sagt Moffat, „als uns ihre albernen Jagdgeschichten von Löwen, Hyänen und Schakalen. Unsere Arbeit war wie der Versuch eines Kindes, die blanke Fläche eines Spiegels mit der Hand zu fassen, wie das Unternehmen eines Landmannes, den harten Granitfels zu pflügen.“ Kamen sie zu dem Missionar und fragten zum Schein nach Gottes Wort, so thaten sie es nur in der Hoffnung, eine Prise Tabak zu erhalten, um welchen sie ihn dann ansprachen, und hinterher verlachten sie ihn bei den ihrigen über den gelungenen Betrug. Selbst einer, der empfänglicher für das Wort Gottes geschienen hatte und Campbells Begleiter auf seiner zweiten Reise gewesen war, Munamits, sprach kurz vor seinem Ende zu Moffat: „Ra-Mary (Vater der Mary, so hiess Moffats älteste Tochter), eure Sitten mögen für euch ganz gut sein, aber ich sehe, sie füllen den Magen nicht.“ Von einem Sündenbewusstsein war vollends keine Spur bei ihnen weder zu entdecken noch zu erwecken, und alles, was man von Gott und göttlichen Dingen zu ihnen sagte, setzte sie nicht nur in Verwunderung, sondern sie bespöttelten es auch als eine Unwahrheit oder Fabel und verhöhnten die Missionare. — Nirgends sah man ein Götzenbild, Tempel, Altar oder Opfer, nur Amulette aus Wurzeln oder Vogelknochen hatten sie. Wohl redeten die Betschuanen von Morimo, d. h. „der da oben“ wohnt, die Regenmacher und Zauberer (Nyaka) aber bezeichneten damit einen böswilligen „Selo“ (Kobold) oder etwas, das in einem Loch wohnend, dann und wann herauskomme, Krankheiten über Menschen und Vieh verbringe und den Tod verursache. Morimo war der Popanz, durch den der Regenmacher die Häuptlinge zwang, seinen Vorschlägen nachzugeben, wenn er einen Schlachtochsen verlangte, ohne den er keinen Regen hervorbringen könne. Die Seele nannten sie Muja, aber von einer Unsterblichkeit wussten sie nichts. Auf die Frage, wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben, lautete die Antwort: „Nach Barimo“ d. h. die da oben. Aber sie dachten sich nichts dabei; „Barimo“ war ihnen eben weiter nichts, als der Tod; auch Wahnsinn und Beben-

sein bezeichneten sie damit; von einer Ewigkeit war ihnen nichts bewusst. Gewisse Ceremonien, die man erst als Reinigungsopfer angesehen, erwiesen sich als Zaubereien, die nicht reinigen, sondern feien sollen. So wurde die ausziehende Kriegerschar gegen die feindlichen Waffen geleit unter umständlichen Verrichtungen, bei denen das Schlachten eines Cieres schon darum nicht fehlen durfte, weil doch bei solcher Gelegenheit geschmaust werden musste. So wurde auch das Feld durch angezündetes Feuer, in dem allerlei sonderbare Dinge verbrannt wurden, gegen Heuschrecken sicher gemacht u. s. w. Auch die Feier der Beschneidung (Boyuera) und der Einführung der Mädchen in den heiratsfähigen Stand (Boyate) war mit keinen religiösen Gebräuchen ausgestattet.

Natürlich erhob sich bei der Abwesenheit der Religion das Leben der Betschuanen auch in sittlicher Beziehung kaum über das animalische Dasein.

Selbst die Eltern- und Kindesliebe war vielfach verkümmert. Dass Rinder weggeworfen oder lebendig eingescharrt wurden, wenn sie lästig fielen, war ebenso häufig, als dass man die Eltern, wenn sie nichts mehr nützen konnten, draussen vor den Kraalen den Löwen und Leoparden als Beute überliess. Auch mit den Kranken oder im Kampf Verwundeten handelte man so, und Hyänen und Schakale fanden darum in den Wochen nach einer Schlacht immer reichliche Nahrung. Diebstahl und Raub, Lüge und Verstellung waren an der Tagesordnung. Jedermann misstraute dem andern. Für Freundschaft oder eheliche Liebe und Creue hatte man keinen Sinn; bei der herrschenden Vielweiberei und dem Weibertausch war das Weib nichts als eine rechtlose Sklavin. Als einmal ein Betschuane bei einem kleinen Zwist sein Weib niederstach, lachten die Häuptlinge nur, als Moffat darüber Vorwürfe erhob. Jedes Bewusstsein von gut und böse schien ihnen abhanden gekommen: von Sünde sagte ihnen keine Stimme des Gewissens etwas. Sie meinten, bei den Buschmännern oder Hottentotten seien vielleicht Sünder zu finden; bei den Betschuanen gäbe es so etwas nicht.

So erforderte es denn jahrelange Arbeit, um Anknüpfungspunkte für die einfachsten sittlichen und religiösen Grundgedanken zu erwecken. Es wurde hier wahr, was Zinzendorfs Uers sagt: „Des Vaters grossen Gartenplan muss man mit viel Geduld bedienen.“ Das hat Moffat als Gärtner draussen mit Spaten und Hacke, wie auch auf dem geistlichen Arbeitsfeld in dunkeln Stunden der Mutlosigkeit lernen müssen. Auch mit der Säge und am Amboss, unter brennender Sonnenglut, bei der Hausbauarbeit und dann wieder bis an die Brust im sumpfigen Wasser stehend, um Schilf für die Dächer abzuhauen, hat er sich niemals gescheut; aber die Missionsarbeit wollte nicht vorwärts gehen.

Oft genug wurde sie auch durch wilde Kriegs-Unruhen unterbrochen, in die Moffat wider seinen Willen eingreifen musste, wenn er sein Werk nicht ganz verloren geben wollte. In dem weiten Uölkermeer nördlich von den Grenzen der Kapkolonie, die damals im Westen

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Häuptling Mataka. Moffats Begleitung bestand aus mehreren Griquasoldaten, welche der Elefantenjagd nachgehen wollten. Bei Mataka fand er freundliche Aufnahme, aber kein Gehör für seine Heilsbotschaft. Kaum hatten sie Matakas Wohnort verlassen, als Cauane, der Barolong-Häuptling, eine Botschaft sandte und um Hilfe gegen neu heranziehende Mantati bat; Moffat that's, und durch die Gewehre der Griquas wurden die Feinde bald verscheucht.

Nach Cattaku zurückgekehrt, fand er seine Frau in grosser Angst und einer, wenn auch teilweise überstandenen Not und Aufregung. Räuberische Koranna-Bottentotten, Buschmänner, abgefallene Griqua hatten, mit Gewehren bewaffnet, am Ruruman plündernd gehaust und Cattaku beraubt, während Missionar Hamilton auf der Baustätte der neuen Missionsniederlassung etwa 8 englische Meilen süd-östlich entfernt war. Mitten in der Nacht hatten die bestürzten Ballapi unter Mothibi bei der heldenmütigen Frau Rat gesucht, die schliesslich eine Botschaft an Hamilton schrieb, der dann auch am nächsten Morgen erschien. Aber Moffat blieb noch abwesend und wurde ganz bestimmt todgesagt. Einer wollte ein Stück von seinem Wagen, ein anderer seinen Sattel, ein dritter ein blutbeflecktes Tuch von ihm gefunden haben, bis er endlich allen zum Trost wohlbehalten auftauchte. Aber noch längere Zeit dauerten diese Feindseligkeiten; bald hörte man von grossen Viehdiebstählen, bald von anderen Plünderungen, selbst die nächsten Nachbarn wurden unruhig, sodass die Missionfamilie ganz nach der neuen Kurumanstation (1825) und von hier bald nach Griquastadt fortzog. Mitten unter diesen Unruhen, Schrecken und Aufregungen blieb die fromme Frau Moffat gelasst und getrost; „es sei ja Christi Sache und die Angelegenheit seines Königreiches!“ Je länger sie unter diesem Volke lebte, je grösseres Elend und bittere Not sie sah, desto mehr erkannte sie die dringende Notwendigkeit der dortigen Mission.

Endlich fing es an, in der ausgeraubten Gegend etwas ruhiger zu werden. Die letzte Not wandte Moffat am 10. August 1828 ab, indem er den Räuberhorden kühn entgegen trat, und ohne Blutvergiessen sein Kurumann verteidigte. Durch Blick und Wort entwaffnete er den Namahäuptling Paul, indem er ihn an die Erlebnisse mit Afrikaner erinnerte. Der Nama zog ab, denn, so sagte er, er könne Moffats Güte gegen ihn im Namaland nicht vergessen und wolle einem Manne nicht schaden, der einst in seiner Hütte geschlafen und in seinem Kraal gepredigt habe. Nun folgte endlich auf die schrecklichen Kriegsstürme eine stille Friedenszeit und ein gesegneter Geistesfrühling.

Zwölf Jahre waren verflossen, seit die ersten Sendboten auf dem Markte von Cattaku (1816) die Hand des Häuptlings Mothibi geschüttelt hatten, sieben Jahre voll Kummer, Angst und Lebensgefahr für Moffat, Jahre der härtesten und fruchtlosesten Arbeit, die durch die Mangelhaftigkeit der Kenntnis der Betschuanasprache noch erschwert wurde. Endlich 1828 hatte Moffat die ersten Bibeln und andre Schulbücher in Betschuana (der Betschuanensprache) in Händen und die ersten

4 Eingeborenen lernten lesen. Bald folgten mehrere nach. Geistliche Gesänge, von Moffat übersetzt, erklangen in der regelmässig gehaltenen Abendschule, die von 40 Erwachsenen und 50 Kindern besucht wurde. Jetzt dämmerte endlich der Morgen. Gottes Wort kam nicht mehr leer zurück. Was man im Betschuanenlande, wo nur die Weiber Thränen haben, noch nie gesehen hatte, das konnte man jetzt manchen Sonntag am Kurumanfluss schauen, eine Versammlung, in der auch Krieger weinten, wenn sie zur Erkenntnis ihrer Sünde durchdrangen. Ein einstiger Hottentottensklave, Aaron Josephs, der als Farmer zugezogen war mit seinem Weibe und drei Kindern, wurde als Erstling der Mission getauft. Eine gewaltige Bewegung ergriff die Heiden. In den Nächten erscholl nicht selten Gesang in den Häusern, man vernahm die Stimme des Gebets auch ausserhalb der Kirche, ein Schulhaus bauten die Neuerweckten aus eigenem Antrieb und auf eigne Kosten; mit der Taufe aber zögerten Moffat und Hamilton als echte, in dieser Beziehung nüchterne Schotten. Nach sorgfältiger Prüfung liessen sie endlich unter vielen Bewerbern sechs zur Taufe zu. Unter dem Zulauf von Hunderten wurden im Juli 1829 diese sechs Erwachsenen mit fünf ihrer Kinder als Erstlinge aus den Betschuanen getauft, und die Feier des heiligen Abendmahles am Abend dieses Sonntags ergriff viele Herzen.

Von vielen Heiden hörte man in dieser Zeit den Ruf: „Wir waren wie die Tiere, was sollen wir thun, um selig zu werden?“ Die Getauften, deren Zahl sich mehrte und die etwa 2—300 Besucher des Gottesdienstes, fingen von selbst an, sich schicklicher zu kleiden; die Männer übernahmen jetzt die schweren Arbeiten, die sie sonst den Weibern überlassen hatten, und Frauen und Töchter sassen mit der Nadel da und nähten die Kleider. Diese Wilden begannen, sich Lampen statt der Feuer anzuzünden, in denen sie das Fett verbrannten, um zu lesen, statt es an ihre Leiber zu schmieren; sie verfertigten sich Stühle und Tische und hölzerne Löffel zum Essen. So wuchs die Besittung von selbst aus der Wurzel des Glaubens hervor. —

Im Jahre 1830 geschah es, dass Moffat, nach der Kapstadt reisend, den ersten Pariser Missionaren begegnete, die auch unter den Betschuanen wirken sollten. Seine Absicht war, die Mittel zum Bau einer Kirche zu gewinnen, für welche die Eingeborenen schon nach Kräften beigetragen hatten, indem der eine einen Ochsen, der andere etliche Ziegen darbot, während wieder andere einen Monat Arbeit dem Gotteshause weihien. Welcher Jubel, als Moffat mit einem neuen Ge-

billen, Edwards, mit dem gedruckten Evangelium Lukas, einem Liederbuch, einer Druckerpresse mit allem Zubehör und den sämtlichen Mitteln für den Kirchenbau am Kuruman anlangte! Wie ganz anders lautete jetzt die Sprache der armen Betschuanen als früher! Jetzt hiess es: „Ich suche Jesum,“ oder: „Ich fühle nach Gott! Ich lief unter den Raubtieren umher und kannte meine Gefahr nicht.“

Eine alte Erzheidin, das Orakel der lungen Weiber auf der Station, weil sie die Weisheit der Alten wusste, eine Meisterin in Gotteslästerung, an die sich die Feinde anschlossen, kam einmal in die ihr verhasste Kapelle und hörte nur wenige Worte, worauf sie davon ging. Am Sonntag kam sie wieder und jedermann erwartete einen gewaltsamen Auftritt. Aber sie schwieg und sass und hörte. Nach etlichen Tagen kam sie zu Moffat und wusste nichts zu sagen, als: „Meine Sünden! meine Sünden!“ während Thränen über ihre gefurchten Wangen rollten. In Uerzweiffung rannte sie umher; last jede Nacht wedte sie den Missionar, um Hilfe zu suchen. Kein Crost wollte helfen. Einmal begegnete sie ihm und rief: „Ich kann nicht leben, ich kann nicht sterben!“ Er wies sie wieder zum Lamme Gottes. Sie antwortete: „Du sagst, das Blut Christi reinige von allen Sünden. Weissst du die Zahl der meinigen? Da sieh in die Grasebene hinaus, zähle die Grashalme oder die Tauropten, sie sind nichts gegen die Zahl meiner Missethaten.“ Noch etliche Wochen, und dieses furchtbare Wesen, aus dessen Munde nur Flüche gegen Christum und die Christen erschollen waren, sass in reinlicher Kleidung zu den Füßen Jesu und pries seine Barmherzigkeit. Wie oft schilderte sie sich selbst in ihrem zerbrochenen Sinn als „Kot auf der Gasse“; wie oft wiederholte sie: „Ich bin alt in der Welt, aber noch ein Kind in der Schule Christi.“

Als die Kirche von Kuruman 1838 feierlich eröffnet wurde, bestand die Gemeinde aus mehr als 2000 Seelen, darunter 150 Abendmahlsberechtigte. Wenigstens 800 Hörer waren in lautloser Stille an jenem Tage zugegen. Nur der König Mothibi war noch Heide; seine Frau und seine Söhne waren getauft. Endlich kam auch seine Stunde.

„Meine alten Gebeine und meine verwelkte Haut“, rief er aus, „sind das Einzige, was ich noch habe. Ich hörte das Wort von Anfang, aber ich verstand es nicht. Jetzt habe ich keine Ruhe Tag und Nacht, meine Seele brennt vor Angst, mein Geist ist dunkel und mein Gedächtnis kann das gute Wort nicht fassen. Aber es bleibt etwas in meiner Seele, was mir Hoffnung giebt. Ich wünsche mich Jesu, dem Sohne Gottes, zu Füßen zu werfen, Er wird sich meiner erbarmen.“

4. Sprachstudien und Bibelübersetzung.

Als Mothibi getauft wurde, weilte Moffat (1839 bis Januar 1843) in England, hauptsächlich um seine Bibelübersetzung ins Setschuana zu fördern und wenigstens das neue Testament mit den Psalmen dort durch die Presse zu führen, was damals in Afrika unmöglich war.

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Ausdruck Campbells, zu gebrauchen, — wie ein Schwein, das unter dem Baume Eicheln sucht, daran denkt, in die Höhe zu blicken, woher sie zur Erde fallen. — Auch sinnliche Begriffe fehlten ihnen fast völlig. Das Wort, das der Missionar für Sünde wählen musste (Boleo) barg keine Spur von einem Gefühl der Verantwortlichkeit in sich; einen schlechten Pfeil konnten sie ebensogut einen sündigen Pfeil nennen; ein sündiger Mensch also war einer, der seinen Zweck nicht erreichte, ohne dass er daran Schuld zu sein brauchte. Hunger und Stumpsinn, die zwei grossen Mächte der Vertierung der Menschheit, wie Moffat sie nennt, hatte jede Spur von Gewissen in diesen „Untermenschen“ verwischt.

Als Moffat einmal einen Bekehrten fragte, ob er denn niemals in seinem Sündengreuel ein Bewusstsein von Schuld oder Verantwortung, ein Klopfen des Herzens gefühlt habe, antwortete er: „Wie konnten wir so etwas empfinden? Wir wussten doch nicht, dass ein unsichtbares Auge uns sieht, ein unsichtbares Ohr uns hört. Ihr landet uns als wilde Tiere, nicht als Menschen.“

So war es in der Chat und die Schwierigkeit schien last unübersteiglich, ihnen in ihrer Sprache ans Herz zu kommen. Aber Moffat verzagte nicht, er handelte, wie Rückert es jedem anrät, der durch die Muttersprache eines Volks in sein Seelenleben eindringen will: „Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung, — drum sinne früh und spät auf Sprachenbändigung.“ Freilich wurde in Kuruman noch zu viel Rapholländisch gesprochen, auch die Missionare hielten ihre Hausgottesdienste nur in dieser Sprache. So machte sich Moffat 1827 von seiner Familie getrennt in die Kalahari-Wüste auf, um dort, abgeschnitten von jedem europäischen Wort, bei den Barolong unverfälschte Betschuanenlaute erlauschen und für die Schrift festhalten zu können.

In dürftiger Weise lebte er hier als Halbwilder zwei bis drei Monate von etwas Milch und hauptsächlich vom Fleisch des Nashorns, Zebra und der Giraffe. Wörter konnte er zwar genug erhaschen, besonders von dem Bettelvolk, das von seinem Ochsenwagen nicht wich; aber die schriftliche Arbeit war last unmöglich, wegen der Menge grosser Fliegen, die sich in's Tintentfass stürzten, um die Feder Spitze schwärmten, sie auf dem Papier verfolgten und die Cinte noch im Fliesen trinken wollten. indessen erreichte Moffat seinen Zweck, den rechten Zungenschlag des Betschuana sich anzueignen. Mothibi staunte, als er wieder in Kuruman war, dass Ra-Mary als Betschuane zurückgekehrt sei, und mit neuem Mut und besserem Erfolg ging Moffat an die Übersetzungs- und Lehr-Arbeit.

Wir erwähnten schon, dass 1828 seine ersten gedruckten Bibeln und kleinen Bibelabschnitte in Kuruman eintrafen. Schon 1825 hatte Moffat eine Probe nach der Kapstadt geschickt, damit sie dort gedruckt

würde; aber als ob das Mass der damaligen Enttäuschungen noch nicht voll sei, wurden sie fälschlich nach England geschickt und kamen nun nach 3 Jahren zurück, während mittlerweile Moffats verbesserte Sprachkenntnis vieles ganz anders gefasst haben würde. Doch war jetzt wenigstens eine Grundlage für den Unterricht da, Moffat fügte Kathismusstücke und einige geistliche Lieder hinzu, und wir haben gesehen, welche segensreiche Wirkung diese ersten Proben von Moffats Übersetzungsarbeiten thaten. Auch bewährte sich die Musik als treffliches Hilfsmittel des Unterrichts beim Lesenlernen, wo die Schüler behaupteten, je lauter sie die Buchstaben und Wörter schriegen, um so besser lernten sie dieselben.

Als auf einer Reise die zudringlichen Eingebornen, besonders aus dem benachwachsenen Geschlecht, ihm keine Ruhe liessen, schuf er ihnen ein „singendes A. B. C.“ indem er auf die Weise „Auid lang syne“ (Lang, lang ist's her) sie das Alphabet singend lehrte. Und so erschollen die Töne des schottischen Volksliedes, das jeden echten Hochländer in tiefe Rührung versetzt, durch die stille Mondnacht der Betschuanen-Steppe ununterbrochen bis zur Morgendämmerung, zur Freude des Missionars, dem es allerdings die letzte Möglichkeit des Schlafes raubte.

1830 eilte Moffat nach der Kapstadt, um seine Handschrift des Lukas-Evangeliums, die er in der Tasche trug, zum Druck zu befördern. Hierzu musste er dort beim Setzen und Drucken selbst mit Hand anlegen. Als er es fertig mitbrachte, und dazu ein Liederbuch, eine Druckerpresse (die 1833 mit neuen Lettern ausgestattet wurde) war der Jubel und das Verlangen nach dem göttlichen Worte gross.

Die Betschuanen nannten die Buchstaben „Samenkörner“; in der That, es war gute Saat, die daraus erwuchs, als nun immer mehr Leser wurden. Davon überzeugte den Missionar folgendes Erlebnis: Eines Abends las er seiner Gemeinde das elfte Kapitel des Jesaias vor, mit dessen Übertragung er soeben fertig geworden war. Und siehe, am andern Morgen kommt ein altes Weiblein und redet ihn an: „Ich habe nicht verstanden, was du uns gestern aus dem Worte Gottes sagtest. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil ich immer dran denken musste.“ Buchstäblich, wie sie's gehört, wiederholte sie jetzt: „Die Wölfe wohnen bei den Lämmern wohnen“ u. s. w. — Moffat forderte sie auf, ihm zu erzählen, wie sie sich selbst zu deuten gesucht habe, denn er sah, sie hatte darüber nachgedacht. Schüchtern begann sie nun: „Bedeutet der Pardel und der Löwe und die Otter Männer und Weiber, die wie wilde Tiere waren und nun wie Lämmer geworden und in der Gemeinde beisammen sind?“ Thränen rollten ihre Wangen herab, als sie fortfuhr: „Ach war ich nicht wie ein Wolf? War ich nicht so grimmig wie eine Löwin und so giftig wie eine Schlange, ehe das Evangelium mein Herz umwandelte? Und sind nicht etliche unsrer Männer, die der Schwärze aller waren, so mild geworden wie kleine Kinder? Heisst das, seine Lust haben am Loch der Otter?“

So arbeitete Moffat unermüdet an seiner Bibelübersetzung weiter. Er hatte kein Griechisch oder Hebräisch gelernt, sondern hielt sich an die englische und holländische Bibel. Besonders die letztere schmiegt sich ja dem Urtext ganz anders genau an, als etwa unsere Lutherbibel; und da damals noch kein gelehrter Theologe in der Betschuanenmission stand, so hielt es Moffat für seine Pflicht seinem Volke die ganze Bibel darzubieten. Bis 1838 hatte er die Übersetzung des neuen Testaments und der Psalmen und vieler alttestamentlicher Geschichten beendet. Am Ende des Jahres 1838 reiste er nach der Kapstadt, um seine Gesundheit zu kräftigen und den Druck der neutestamentlichen Übersetzung zu besorgen. Da dies aber in keiner dortigen Buchdruckerei möglich war und Moffat selbstverständlich dies Werk überwachen musste, beschloss er mit seiner Frau nach England zu gehen.

Nach stürmischer Seefahrt kamen sie 1839 im Vaterlande wieder an; in den 22 Jahren, welche seit der Abfahrt (1816) verflossen waren, hatte sich vieles verändert, aber die Missionsteilnahme war sehr gewachsen. Moffat hatte auch hier in der alten Heimat genug zu thun, wurde von Stadt zu Stadt geholt, um Ansprachen und längere Reden zu halten, und fand überall viel Liebe und reiche Gaben. Er berichtete von den Betschuanen, von Kurumans Leid und Freuden- und neue Freunde wurden gewonnen. Bis tief in die Nacht hinein sass er in die Verbesserung seiner Bibelübersetzung vertieft, oder mit der Auswahl der Psalmen und alttestamentlicher Stücke beschäftigt. Er that dies gewissenhaft und verglich sorgfältig die von ihm hochgeschätzte holländische Übersetzung mit der englischen und übertrug es dann ins Betschuana. Beim Druck des Werkes half der Missionsausschuss der Britischen Bibelgesellschaft. Dem im Jahre 1841 nach Südafrika ausziehenden David Livingstone gab Moffat 500 Abzüge der neutestamentlichen Übersetzung mit und 5 Monate später folgten fünfmal soviel mit angebundenen Psalmen.

In Ashton erhielt Moffat als er 1842 wieder in Kuruman eingetroffen war, einen lieben, verständigen Helfer an seinem Übersetzungswerk, dann Drucker und Beurteiler zugleich, und bald waren mehrere Teile des alten Testaments, und Bunyans Pilgerreise gedruckt. Endlich 1857 vollendete Moffat die Übersetzung der gesamten Bibel, die von ihm und Ashton in Kuruman gedruckt wurde, der auch Bogen für Bogen vor dem Druck mit Moffat durchsah und verbesserte. Dieser schreibt von der Vollendung dieses seines grossen Lebenswerkes:

„Ich erinnere mich wohl der Zeit, da ich dachte, wenn ich es erleben dürfte, die heilige Schrift in die Sprache der Betschuana übersetzt und unter ihnen Leute zu sehen, die imstande seien, sie zu lesen und zu schätzen, wolle ich gern mit dem alten Simeon sprechen: Herr, nun lässtest du deinen Diener im Frieden fahren. Die Gnade des Herrn hat mich die Erfüllung dieses Wunsches sehen lassen. Ich kann nicht beschreiben, wie mirs ums Herz war, als ich den letzten Vers ge-

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

werden konnten, seine Botschaft zu hören und manch lieblicher Beweis von der Macht des Evangeliums erquickte sein Herz. So lernte er einmal einen Eingebornen kennen, der imstande war, einen Lehrvortrag Moffats fast wörtlich genau unter Nachahmung der Gebärden und des Stimmfalls des Missionars seinen Landsleuten zu wiederholen. Moffat sagte zu dem Manne, er könne mehr als der Lehrer; denn er selbst sei nicht imstande seine eigne Predigt wörtlich zu wiederholen. „Ja“ sagte der Afrikaner und legte seinen Finger an die Stirn, „wenn ich etwas Grosses höre, so bleibt's hier aufgehoben.“

So erlebte es Moffat, dass seine Verkündigung in der Kalahari-Wüste den Schall des Evangeliums allmählich in das ganze West-Betschuanenland trug. In Kuruman, wo sich Angehörige der verschiedenen Betschuanenstämme, z. B. Gattapi, Battaro, Bamangwat, Bassuto, Bakalahari, Bangwakatsi, Bamangwato — auch Matebelen (zu den Sulustämmen gehörig) zusammenfanden, lernte er die verschiedenen Mundarten kennen, und so konnte er seine unzähligen Erforschungsreisen immer auch zu Predigten vom Ochsenwagen aus nutzbar machen.

Wenn Paulus es zu den Merkzeichen des wahren Apostelamtes in der Nachfolge des Kreuzes Christi rechnet, dass er sagen kann: „Ich habe oft gereiset“, so können wir Moffat denjenigen Missionar nennen, der für Südafrika den Cypus des „predigend reisenden“ Heidenboten geprägt hat. Von den Fährlichkeiten, die der Apostel bei Gelegenheit seiner Reisen erwähnt, ist auch Moffat nicht verschont geblieben: Die Fasten und Entbehrungen in der unfruchtbaren Einöde, wo er die Kinnladen am steinharten gedörrten Fleisch blutig kaute, in den entsetzlichen Durstesqualen, wo man den Morast oder sogar giftiges Wasser zur Kühlung der lechzenden Zunge verwandte, in dem glühenden Sand, der die Fusssohlen bei jedem Schritt schmerzhaft machte, in kühlen Nächten, wo die Fieberschauer kamen und Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale das Lager umheulten, — überall umgeben ihn die Gefahren der Wildnis.

Einst hielt sein Wagen mit Einbruch der Nacht an einem Teiche. Erst als mit einer Fackel der Boden untersucht wurde, fand man zu grossem Schrecken die zahlreichen Löwentritte, die den Teich als Crinkort dieser gefährlichen Feinde bezeichneten. Die Ochsen wurden an den Wagen gebunden, nur eine Kuh liess man frei, weil man glaubte, sie werde sich nicht entfernen. Eben war das Abendlied gesungen, das Gebet gesprochen, und Moffat wollte sich im Wagen niederlegen, als alle Ochsen aufsprangen. Ein Löwe hatte die Kuh knapp am Wagen ergriffen und ein Strecke weggeschleppt, wo man unter ihrem kläglichem Geschrei das Krachen der zermalmten Gebeine hörte. Moffat schoss nach der Stelle, woher der Con kam. Ein furchtbares Gebrüll antwortete und der Löwe sprang gegen den Wagen. Moffats Begleiter nahmen zwei Feuerbrände und schleuderten sie gegen die Bestie, damit er zielen könne. Die Flamme erlosch aber rasch und der wütende Löwe wäre auf die Männer gestürzt, wäre nicht eine Kugel gerade vor seinem Kopf in

den Boden geschlagen. Mit furchtbarem Grollen zog sich das Tier zurück und man liess es nun lieber in Ruhe. Es fehlte an Holz, um das Feuer zu unterhalten. Eiter der Betschuanen kroch daher in's Gebüsch am Teich, und Moffat ebenso. Da gewahrte er plötzlich jenseits des Teiches vier Löwen, die seine Bewegungen bewachten. Er zog sich zurück und erblickte noch zwei andere auf der Lauer. Jetzt blieb nichts übrig, als so gut wie möglich das Feuer zu erhalten und den Morgen zu erwarten. Der grosse Löwe, der die Kuh geraubt hatte, trieb die andern, wenn sie sich ihm näherten, stets mit einem Grollen zurück, das alle Ochsen zittern machte. Ehe der Tag anbrach, nahm er alles, was er nicht verzehrt hatte, auch die zwei Feuerbrände, die man gegen ihn geworfen, mit fort. —

Moffat hat sich durch lange Übung zum Virtuosen im südafrikanischen Reisen ausgebildet. Es kam ihm nicht darauf an, einmal (1830) in 9 Tagen den Riesenweg von Kuruman zur Kapstadt zu Pferd zurückzulegen, dann wieder monatelang den schwerfälligen Ochsenwagen durch den Sand knirschen zu lassen, wa man täglich vielleicht 2 deutsche Meilen zurücklegte. Er war ja dabei nie müssig: ein Uers aus seiner Bibelübersetzung wurde hin und her überdacht, sprachliche und naturwissenschaftliche Beobachtungen niedergeschrieben, nie das Ziel aus den Augen verloren, auch wenn er 1835 eine wissenschaftliche Forschungs-Expedition begleitete, der Mission als Pfadfinder und Bahnbereiter zu dienen. Diesen Zweck hatten vor allen Dingen auch seine mehrfachen Reisen zum gefürchteten Matabelen-Häuptling Moselekatse.

Dieser „Napoleon der Wüste“, ein Gewaltherrscher nach Sulu Art, sandte von seiner Hauptstadt Mosega aus (10 Meilen nordöstlich von Kuruman) einige seiner Räte an Moffat, er möge ihn besuchen. Diese Boten waren erstaunt über alles, was sie auf der Missionsstation sahen. „Ihr seid Männer, wir sind Kinder!“ rief einer von ihnen aus. Moffat liess diese Gelegenheit nicht vorübergehen. Nach der gefährlichen Reise (1829) land er in Mosega einen freundlichen und ehrenden Empfang. Er gewann die besondere Zuneigung des Königs, der ihn immer nur seinen Vater nannte. „Du, sagte dieser zu ihm, hast mein Herz so weiss wie Milch gemacht; Milch ist heute nicht weiss, aber mein Herz ist weiss. Ich kann nicht aufhören, mich über die Liebe eines Fremdlings zu verwundern. Du hast mich nie zuvor gesehen; aber du liebst mich mehr denn mein eigenes Uoik.“ — Während seines Aufenthaltes bei Moselekatse war Moffat besonders bemüht, ihn zum Aufgeben der grausamen Kriege zu bewegen. Bei solcher Gelegenheit fragte ihn einst der König, ob Moffat wirklich im Ernst verlange, dass er den Krieg ganz aufgeben und keine Menschen mehr umbringen solle. „Sieh nur die Menschengelbeine an“, entgegnete ihm dieser, „die auf deinem Gebiet zerstreut umher liegen; sie sprechen eine entsetzliche Sprache und sagen zu mir: Wer Menschenblut vergiesst, dess Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden!“ Als Moffat dann von der Auferstehung der Toten predigte, erschrak der König und versprach keinen Krieg mehr anzufangen. „Ra-Mary, so sagte er zum Abschied“, „dein Besuch ist mir wie ein Traum, gehe in Frieden nach Kuruman und lass den

Weg dahin immer offen sein.“ Auch in seine neue Residenz Matlokofo zog ihm 1854 Moffat nach. Über 150 Stunden nordwärts von Kuruman ging diesmal die gefährvolle Reise; aber wieder wartete seiner ein ungemein herzlicher Empfang. Moselekatse war krank und hatte schon länger das Haus nicht mehr verlassen; dennoch sass er nun den lieben, langen Tag unter seiner Chüre, um nach dem erwarteten Gaste auszuschaun. Passende Arzneimittel, die Moffat ihm reichen konnte, machten ihm diesen noch lieber. Trotzdem gelang es nur mit grosser Mühe, Moselekatses Erlaubnis zur Verkündigung des Evangeliums zu erlangen. Endlich kam der glückliche Tag, von dem Moffat schreibt: „Die Leute versammelten sich um mich her und kamen dabei dem König, der zu meiner Linken sass, viel näher, als je bei einer anderen Gelegenheit. Nie in meinem Leben habe ich eine so gespannte Aufmerksamkeit und so erstaunte Gesichter gesehen, wie da, als ich unter Grabesstille ihnen die grossen Lehren des Wortes Gottes verkündete.“

So ging es jeden Tag fort, so lange Moffat im Lande blieb; kaum wurde eine Versammlung angesagt, so eilte schon alles herbei. Täglich kamen auch Leute aus andern Gegenden in der Residenz an und kehrten nach den verschiedenen Städten des Reichs zurück, um Nachrichten und Befehle dahin zu bringen. Was Moffat in Gegenwart Moselekatses predigte, wurde daher nach den äussersten Grenzen getragen, und Leute, die es nur aus zweiter Hand empfingen, erzählten die seltsamen Dinge weiter, die nie zuvor ihr Ohr berührt hatten.

Viermal hat Moffat Moselekatse aufgesucht bis endlich 1859 der alte Tyrann die Erlaubnis zur Anlegung der Missionssation Inyati (nahe dem 19° s. Br.) erteilte. Da hat dann 1860 der 64jährige Moffat mit der Kraft eines Jünglings noch an der Hobelbank und in der Schmiede mitgearbeitet, um die Matabelenmission einzurichten. Im Juni 1860 kehrte er nach Kuruman zurück nachdem er zum letzten male den Matabelen und seinem alten Freunde Moselekatse zu Herzen gesprochen. Zwar starb dieser als Heide, aber sein Sohn und Nachfolger Lobenjula versprach die Mission zu schirmen. Wie hier bei den Matabelen, so hat Moffat der Londoner und Pariser Mission, den Amerikanern und Hermannsburgern die Bahn zu den verschiedenen Betschuanenstämmen durch Besuche bei Häuptlingen bereitet. Er hat, wie richtig bemerkt worden ist, die Trittssteine gelegt, auf denen andre vordringen konnten, die in ihm mit Recht den Bahnbrecher für die gesamte Mission unter den Westbetschuanen sahen.

6. Segensfrüchte.

53 Jahre lang hat Moffat in Südafrika gearbeitet, davon 49 von Kuruman aus. Nun nahte auch für ihn der Feierabend.

Freilich wurde es ihm sehr schwer, von Kuruman zu scheiden. Als blühende Oase lag diese Schöpfung seiner Arbeit in der Betschuanensteppe; das weite Thal,

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Melanchthons das Lehren und Fördern der Bekehrten hätten mit Ruhe und Stetigkeit treiben sollen. Leider war der treue Hamilton schon wegen seiner Unkenntnis des Betschuana dazu nicht recht imstande. Ferner wollen die Betschuanen von eingeborenen Katecheten nicht viel wissen, da sie nicht Autorität genug besitzen würden. Und wenn durchaus keine Weissen zu haben waren, so zog man Lovedale im Kafferland als Bildungsstätte vor; denn diese war doch etwas mehr „weit her.“ Auch darf man, wenn man von der Londoner Betschuanenmission jetzt weniger Früchte zu sehen bekommt, als man glaubte erwarten zu dürfen, nicht vergessen, dass sich der grosse Strom der südafrikanischen Entwicklung mehr östlich von Kuruman an der Eisenbahn, die jetzt in Bulawayo endet, hinaufgezogen hat. Endlich haben die Buren in Transvaal und dem Oranjestaat ihre frühere, sehr missionseindliche Stellung, unter der auch Moffat um 1852 schwer zu leiden hatte, mehr und mehr aufgegeben, sodass sich nach jenen fruchtbareren Gegenden nunmehr der Mittelpunkt der Betschuanenmission verschoben hat.

In die jubelnde Freude, mit der Moffat in England begrüsst wurde, mischte sich als bitterer Wermutstropfen der Heimgang seiner treuen Gattin im Jahre 1871.

Als Moffat an ihr Totenbett trat, waren seine ersten Worte: „53 Jahre hat sie für mich gebetet.“ Viele Kinder hatte sie ihrem Manne geschenkt, von denen zwei Söhne ihrem Vaterlande Afrika ihre Arbeit widmeten, und drei Töchter dortige Missionare heirateten. Sie war das Bild einer echten Missionarstrau, sanft und mutig, gross im Tragen wie im Hoffen. „Welche Szenen haben wir erlebt!“ schrieb sie einmal aus Kuruman an ihren Vater. „Aber hatten wir je einmal Ursache, unsere Opfer, die wir der Gottessache darbrachten, zu bereuen? Nein! Er hat seine Versprechungen an uns reichlich erfüllt.“

Moffat überlebte seine Frau 12 Jahre, und jeder Atemzug seines Lebens galt noch der Mission und der Bibelverbreitung. Wieder und wieder sprach er auf grossen und kleinen Missionsfesten in England, Schottland und Frankreich.

Wer den hochbetagten Greis mit dem wallenden weissen Bart und den blitzenden Augen sah und sprechen hörte, empfand etwas von der Begeisterung seiner Feuerseele, und der Entschluss, für das Missionswerk mit Gaben und eigener Mitarbeit einzutreten, der durch ihn in vielen Herzen erweckt wurde, dart auch als eine Segenstrucht dieses ganz dem Evangelium geweihten Lebens, in dem sich eine ganze Generation der Pionierarbeit zusammenfasste, angesehen werden. Auch an äusserer Anerkennung fehlte es Moffat nicht: er wurde Ehrenbürger der City von London und seine Freunde sammelten 120 000 Mark für ihn, damit er der Missionsgesellschaft nicht zur Last zu fallen brauchte und für seine Familie sorgen

könne, besonders für seine Tochter, die Gattin des Pariser Betschuanen-Missionars Frédouz, der auf jämmerliche Weise durch die von einem elenden Händler veranlasste Explosion eines Pulverfässchens auf dem Ochsenwagen ums Leben gekommen war und sieben unversorgte Kinder hinterliess. 1874 stand Moffat an der Leiche seines Schwiegersohnes Livingstone, um sie identifizieren zu helfen und wohnte seiner Beisetzung in der Westminster-Abtei bei. Das alte und mittlere Geschlecht sank dahin, aber unablässig schürte der ehrwürdige Missions-Veteran das heilige Feuer bei Kindern und Kindeskindern, wie es früher seine begeisterten Schilderungen in seinem noch heute nicht veralteten Werk: „Missionsarbeiten und Bilder aus Südafrika“ (1842) gethan hatten. Es war nicht Redensart, wenn damals eine Abordnung englischer Geistlicher in einer Zuschrift es ihm aussprach: „Ihr Besuch bei uns ist uns unvergesslich. Unsere Kinder beginnen ihre Zeitrechnung mit: „Als Herr Moffat sprach“, und manchem von uns älteren ist die Zeit Ihres Hierseins wie ein sonniger Tag gewesen. Wir fühlen uns als Ihre Schuldner. Sie haben uns eine neue Seite der menschlichen Gesellschaft und Sinnesart dargelegt und stärkten unseren Missionseifer besonders dadurch, dass Sie uns bewiesen, kein Volksstamm sei so entartet, dass er nicht durchs Evangelium gerettet und gehoben werden könne.“

Am 9. August 1883 ging der 87jährige, geistig noch nicht gealterte Vater der Betschuanenmission nach Verlesung der Lob- und Dankessprüche des 34. Psalms, ein zu seines Herrn Freude. Die Demut und der Eifer, die sein Herz erfüllten, sprechen deutlich aus den Worten, die er einmal einem Freunde geschrieben hatte: „Wenn ich recht über diese Dinge nachdenke, so kann ich mich nur wundern, dass ich nicht eifriger gewesen bin und so wenig für meine Mitsünder gethan habe, die aus Mangel an Erkenntnis verderben. Sehe ich die weiten, noch mit heidnischer Finsternis bedeckten Regionen vor mir, so entfährt mir unwillkürlich der Ruf: „Ach, wäre ich wieder jung!“



Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

Nr 3.

Mai

1902.

D. Philip.

Superintendent der Condoner Mission in Süd-Afrika
1820—1850.¹⁾

Von D. Merensky.

Dr. Philip landete in Kapstadt am 26. Februar 1819. Über die Gründe, welche seine Gesellschaft veranlassten, ihn damals auszusenden, spricht er sich selbst folgendermassen aus:

„Im Jahre 1818 drängte sich den Direktoren der Condoner Missionsgesellschaft die Notwendigkeit auf, wieder eine Deputation nach Südafrika zu senden, um den wirklichen Stand der Missionen zu untersuchen und auch die Natur der Klagen, welche die Kolonialregierung als Grund des Widerspruchs bezeichnete, auf den die Missionare bei ihren Arbeiten stiessen. Mr. Campbell²⁾ und ich wurden zu diesem Zweck von der Gesellschaft abgeordnet. Er sollte nur einen kurzen Besuch machen und dann nach England zurückkehren, ich verpflichtete mich, fünf Jahre im Lande zu bleiben, damit ich eine gründlichere Kenntnis von dem wirklichen Stande der Missionen erlangen und sie in Ordnung bringen könnte, und, wenn das möglich sei, die freundliche Einwirkung der Kolonialregierung zu ihren Gunsten gewinne. Unsere Anstellung zu diesem besonderen Zwecke wurde durch eine Abordnung der Gesellschaft dem Lord Bathurst (Kolonialminister) mitgeteilt, bei welcher Gelegenheit dieser Herr die Massregel billigte und die Hoffnung äusserte, dass unsere Sendung den günstigen Erfolg haben möchte, welchen man erhoffte.“

I.

Philip stand damals in jugendfrischem Alter, er hatte bis dahin in Aberdeen in Schottland ein Pfarramt bekleidet, und gewiss war es seine vielseitige und hohe Begabung sowie seine Beliebtheit als Prediger, welche die Gesellschaft auf den Gedanken kommen liess, ihn plötzlich zum Visitator und Missions-Superintendenten zu machen. Mit der Mission war er nur oberflächlich bekannt und eigene Erfahrung, wie sie

1) Quellen: The History of the London Missionary Society by R. A. Lovett. London 1899. Researches in South-Afrika by the Revd. John Philip D. D. London 1828. Henry Cloete L. L. D. Lectures Capetown 1856. History of South-Africa by G. Mc. Call Theal. London 1889.

2) Revd. John Campbell hatte schon einmal, im Jahre 1812, eine ähnliche Reise nach Südafrika unternommen.

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

II.

Nicht länger als zwei Monate blieb Philip in Kapstadt, dann trat er seine erste Visitationsreise an. Die Zustände innerhalb der Kolonie waren durch das Eingreifen der Engländer mittlerweile besser geworden; nur an den nördlichen und östlichen Grenzen waren immer noch Überfälle und Raubzüge an der Tagesordnung. Der gefürchtete Räuberhauptmann Jager Afrikaner war freilich am 23. Juli 1815 durch Missionar Ebner auf dem in der Nähe der späteren rheinischen Missionsstation Warmbad liegenden Platz „Stille Hoffnung“ getauft worden, und seither hatten die südwärts am untern Oranje liegenden Distrikte Ruhe, aber die nordöstlichen Gegenden der Kolonie litten schwer unter den Raubzügen einer Horde von Hottentotten und Bastards, welche sich unter dem Namen der „Bergenaars“ gefürchtet gemacht hatten. Sie hausten im südlichen Teil der Kalihari-Wüste in dem Lange-Berg. An der Grenze des Kafferlandes aber tobten damals last beständige Kriege. Die Arbeit auf den im Süden des Landes liegenden Stationen war in ruhigem Gange, aber die brennende Frage, wie die heruntergekommenen Hottentotten inbezug auf Lebenshaltung und Erwerb zu heben seien, bedurfte überall der eingehendsten Beachtung. Das Verhältnis der Missionare aber zu den Sklaven haltenden Farmern war durch einen Erlass der Missionsgesellschaft schwierig geworden. In diesem Erlass (vom 23. Mai 1823) heisst es: „Unvereinbar mit den Grundsätzen der christlichen Religion ist es, Männer oder Weiber im Stande der Sklaverei zu erhalten,“ und danach war den Missionaren darin gesagt worden, dass jeder Missionar der Gesellschaft, der noch Sklaven halte, nachdem er von dem Inhalt der Resolution Kenntniss genommen habe, durch solche That seine Stellung zur Gesellschaft aufgebe und von dem Augenblick an keine Ansprüche auf Unterstützung mehr habe. Auch noch durch einen andern Erlass hatte das Direktorium der Gesellschaft um diese Zeit die Stellung der Missionare erschwert. Es waren ihnen bis dahin keine festen Gehälter, aber doch Unterstützungen gezahlt worden, wodurch es ihnen möglich gewesen war, auch da auszuharren, wo es an anderen Einnahmen oder Mitteln zum Leben fehlte. Im Oktober 1819 erschien aber folgende Verfügung:

„Die Direktoren haben gegenüber der grossen Sache der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden und auch der Gesellschaft, für die sie handeln, die Aufmerksamkeit aller Missionare darauf zu richten, dass es ihre Pflicht ist, ihren Unterhalt von den Leuten tragen zu lassen, unter denen sie arbeiten. Dieser

Grundsatz ist von höchster Wichtigkeit und seine Befolgung auf irgend einer Station wird schon an sich eine Sicherheit für die Ausbreitung des Evangeliums an solchem Orte sein. An diesem Grundsatz ist festzuhalten; nur da, wo die Verhältnisse einer einzelnen Station es absolut notwendig machen, werden die Direktoren den Missionaren die nötige Unterstützung geben."

Der Fehler an diesem Erlass lag darin, dass er voraussetzt, auch eine heidnische Bevölkerung werde willens sein, für den Unterhalt eines Missionars zu sorgen, und dass er in bezug auf Christengemeinden es dem Missionar überliess, zu versuchen, von den Leuten etwas für sich zu erhalten, während der richtige Weg zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, der ist, dass man die Leute daran gewöhnt, an die Gesellschaft, bezw. an ihre Kirche, Beiträge zu zahlen, und die Gesellschaft dann das dem Missionar oder Pastor zu zahlende Gehalt bemisst. Etwa die Hälfte der Londoner Missionare in Südafrika stammte aus dem Jänickeschen Missionsseminar, ihre Namen waren Pacalt, Sass, Messer, Ebner, Christian und Abraham Albrecht, Helm, Schmelen, Ulbricht, Seidenfaden. Diese Männer verstanden sich leichter mit den Buren und gingen mehr auf deren Gedanken über die Formen ein, in denen der Weisse mit den Farbigen verkehren müsse. Ihnen standen andere Missionare gegenüber, die auf Grund einer umfassenderen Bildung sich von dem Einfluss freier halten konnten, welchen die koloniale Luft, das Urteil der Buren und englischer Händler, auf jene ausübten. Zu diesem zweiten Kreise gehörten die Missionare, welche am 4. Mai 1819 mit Philip von Kapstadt aufbrachen. Die Reise führte über Paarl, Stellenbosch, Tulbagh, Caledon, Hankey nach Bethelsdorp. Die meiste Freude hatten die Visitatoren auf Pacaltsdorp, wo der treue Böhme Pacalt nicht nur eine blühende Gemeinde aus Hottentotten und anderen Farbigen gesammelt, sondern die Gemeinde auch bürgerlich zu einem blühenden Gemeinwesen geordnet hatte; und es ist bemerkenswert, dass er den Eingebornen diese Wohlthaten vermitteln konnte, ohne dass er sich deshalb mit den Kolonisten verfeindet hätte; freilich ist dabei in betracht zu ziehen, dass er der Lage seiner Station nach es nicht mit Grenzen zu thun hatte. Pacalt war bis zu seinem im Jahre 1818 erfolgten Tode der Vater und Berater von Weiss und Schwarz in der Umgebung seiner Station. Ganz anders aber fand man die Verhältnisse in Bethelsdorp und dem noch weiter ostwärts liegenden Theopolis. In Bethelsdorp hatte sich der begabte Dr. v. d. Kemp Jahre lang bemüht, das Gemeinwesen auf eine blühende, der aufgewendeten Arbeit entsprechende Stufe zu heben, es war dies ihm und seinen nächsten

Nachfolgern aber nur wenig gelungen. Jetzt waren Platz und Gemeinde im Zustand des Verfalls.

„Bei Ankunft der Kommission auf dem Stationsplatz.“ heisst es in dem Bericht des D. Philip, „kam niemand, uns zu bewillkommen, die Männer waren im Zustand der Verzweiflung, und die Gesichter der Frauen drückten die tiefste Niedergeschlagenheit aus. Die Leute erklärten, dass Dienstbarkeit bei den Farmern besser sei als ihre Lage in Bethelsdorp, und man versicherte mich, dass noch ein weiteres Jahr solchen Jammerlebens hinreichen werde, die Feinde der Station triumphieren zu lassen.“ Über den Grund dieser Zustände spricht sich der Doktor folgendermassen aus: „Man hatte die Station zu einem Sklaven-Zwinger gemacht. Die Leute wurden zur Arbeit nach Uitenhage gerufen, um Wege zu bauen, für Beamte Land zu bestellen oder sonst deren Freunden oder der Regierung Dienste zu leisten, für welche Arbeit sie keine oder nur ganz unbedeutende Belohnung erhielten. Neben diesen täglichen Bedrückungen hatten 70 Mann in den Kafferkrieg ziehen müssen, für welche Dienstleistung sie nichts erhielten als tägliche Rationen von Lebensmitteln. Ihre Familien erhielten nichts, und die Frauen mussten, um sich und ihre Kinder vor dem Hungertode zu schützen, bei den Farmern Schulden machen, die von den Männern nach ihrer Rückkehr aus Kafferland durch Arbeit abgetragen werden sollten. Bei diesem jämmerlichen Zustand konnten wir weder Reinlichkeit noch Arbeitsamkeit erwarten; die Leute hatten keinen Crieb zur Arbeit, weil man sie der Früchte ihres Fleisses beraubte, und der Ort des Gottesdienstes verödete.“

Es hatten aber hierzu auch andere Ursachen mitgewirkt; zunächst die Thatsache, dass der Platz für Ackerbau nahezu vollständig unbrauchbar war. Dann aber muss es mit der Aufsicht, Fürsorge und der Arbeit auf dem geistlichen Gebiet seit längerer Zeit dort sehr schlecht gestanden haben. Die Missionare hatten augenscheinlich das Vertrauen der Platzbewohner verloren, und das kann allerdings mit dadurch geschehen sein, dass sie es nicht verstanden hatten, die Gemeinde gegen die Willkür ihrer Dränger wirksam in Schutz zu nehmen. Übrigens ist zu beachten, dass Philip in den angeführten Worten zunächst englische Beamte und die englische Militär-Verwaltung angreift, dass also diese Klagen keineswegs durch einseitige Voreingenommenheit gegen die Buren eingegeben sind, deren man ihn bis heut so oft beschuldigt hat.

Es gelang dem Uisitor in einigen Stücken Wandel zu schaffen. Als Uorsteher setzte er den Missionar James Kitchingman ein, der mit Schmelen zusammen in dem damals noch „wildem“ Gross-Namaland gearbeitet hatte, ihm wurde Missionar Read beigegeben, der v. d. Kemps Gehilfe gewesen war, sich aber für eine selbständige Stellung weniger eignete. Die Wichtigkeit einer Volksschule wurde erkannt, und der Unterricht der Kinder geregelt. Auch sonst zeigten die Anordnungen des Uisitors treffendes Urteil. Als die Notwendigkeit

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



nächsten Tagen besuchten, sind reinlich und bequem, sie sind von Feldsteinen oder Ziegeln erbaut, viele sind hübsch möbliert, in einigen Zimmern findet man Bilder und Landkarten.“

Gleich unverdächtige Zeugnisse über das Aufblühen des viel angefochtenen Werks auf diesem Platz in jener Zeit liegen vor in den Berichten anderer Besucher, unter denen besonders der Bericht eines englischen Planzers, der schon seit 5 Jahren in der Nähe ansässig war, eines Mr. Pringle, beachtenswert erscheint. Hier finden sich folgende Sätze:

„Was man früher ausstellen musste, ist mehr unglücklichen Umständen zuzuschreiben als Fehlern der Hottentotten, und ist in der letzten Zeit zum grossen Teil besser geworden. Viele Hottentotten-Familien haben nun ordentliche, reine und bequeme Häuser, einige haben sich, was Bequemlichkeiten und besseres Leben angeht, weit über die gewöhnlichen Grenz-Buren hinaufgearbeitet. Der grössere Teil der Leute, auch die meisten Kinder, gehen ordentlich gekleidet in englischen Zeugen. Viele der Leute haben Wagen und Ochsen und verdienen viel Geld als Frachtfuhrleute. Es giebt unter ihnen gute Maurer, Zimmerleute, Schmiede und andere Handwerker, welche den grössten Teil der Bau-Arbeit in dem aufkommenden Port Elisabeth verrichten. Was den inneren Zustand angeht, so scheint bei den Versammlungen Ernst und Aufrichtigkeit zu herrschen. Trunkenheit findet sich nicht, und selten kommen grobe sittliche Verstösse vor, obwohl die Hottentotten in den benachbarten Kolonial-Dörfern Uitenhage und Port Elisabeth schrecklich verdorben sind. In Grahamstown sind sie, wie ich höre, noch in einem viel jämmerlicheren Zustande.“

Von Bethelsdorp aus begab sich Philip nach dem obern Oranje-fluss, wo Londoner Missionare versucht hatten, an dem Ort, wo heute die Stadt Eolesberg steht, und auch in der Nähe der späteren Pariser Station Bethulie, Buschleute zu sammeln. Es fanden sich dort noch Hunderte von diesen Kindern der Wüste, es war aber hier ebensowenig als anderwärts gelungen, eine grössere Anzahl von ihnen an ein ge-regeltes sesshaftes Leben zu gewöhnen. Der ihnen eingewurzelte Hang zum Viehdiebstahl brachte sie gewiss auch hier immer wieder in Zusammenstoss mit den Kolonisten, die damals eben anfangen bis hierher vorzudringen.

Philip fand hier nur noch schwache Reste der früheren Ansammlungen und bemühte sich vergeblich, sie wieder unter christlichen Einfluss zu bringen. Auch sonst war die Lage des Missionswerks in diesen nördlichen Gegenden damals eine recht schwierige. Die Briqua, ein halbzivilisierter Bastardstamm, unter denen die Londoner Mission 2 Stationen, Briquastadt und Campbellsdorp, angelegt hatte, litten unter den Raubzügen der Bergenaars und waren untereinander uneins. Ihre Häuptlinge Andries Waterbur, Kornelius Kok und Berend Berend beleideten einander. Philip gelang es, nachdem er mit den einzelnen Machthabern vorher

unterhandelt hatte, eine allgemeine Zusammenkunft aller Griqua zustande zu bringen, wobei der feierliche Beschluss gefasst wurde, dass sie sich alle miteinander zur Unterdrückung aller Kommandos gegen Buschleute und Betschuanen, aber auch zu gemeinsamem Widerstande gegen die Raubhorde der Bergenaars verbinden wollten. Letztere machten bald darauf noch einen Angriff auf Griquastadt, bei welchem der Ort zum Teil verwüstet wurde, sie erlagen aber dann fast alle einer ansteckenden Seuche, die unter ihnen ausgebrochen war.

III.

Ausser für die ihm unterstellten Missionen hat Philip auch für Besserung der allgemeinen Zustände in der Kolonie gearbeitet; er konnte sich dieser Thätigkeit nicht entziehen, obwohl man sie als „politische“ hart getadelt hat. Es handelte sich dabei um eine Seite der Politik, deren Beachtung für jeden Geistlichen und Missionar gewiesene Pflicht ist, nämlich um die inneren Zustände, um Erhaltung der Eingeborenen, um ihre Befreiung aus unerträglicher Lage, um Ordnung ihrer bürgerlichen Verhältnisse. Missionäre, welche auf Grund ihrer Erfahrung auf bestehende Schäden aufmerksam machen und im Blick auf die unausbleiblichen Folgen bestehender Missstände ihre warnende Stimme erheben, verdienen den Dank der Kolonial-Regierungen und Kolonisten. Wenn letztere infolge Mangels an Bildung, unter dem Einfluss des in Frage kommenden eignen Urteils und belastet mit ererbten Vorurteilen solchen Warnungen gegenüber sich abwehrend oder feindlich verhalten, so ist das zu verstehen, unverständlich aber ist es, wenn man in bezug auf das Auftreten v. d. Kemps, Philips und anderer Missionäre in der Kapkolonie auch heute noch das Urteil der Kolonisten als unanfechtbar richtig gelten lassen will, nachdem durch die Entwicklung der betreffenden Kolonialgebiete längst bewiesen ist, dass jene Männer durch ihr Auftreten und Eingreifen der weissen wie der farbigen Bevölkerung die grössten Wohlthaten vermittelt haben.

Die Geschichte des Kaplandes ist in bezug auf die Behandlung der Eingeborenen und besonders in bezug auf die Regelung des Verhältnisses zwischen Schwarz und Weiss ungemein lehrreich. Von 1652 an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts hatten dort die Kolonisten die Regelung dieser Angelegenheiten ganz allein in ihrer Hand. Die holländisch-ostindische Kompanie beutete die Farmer durch eifersüchtig festgehaltenes Handelsmonopol aus, und hielt deshalb den einzigen damaligen Hafenplatz, die Kapstadt, militärisch besetzt; um das, was weiter im Innern geschah, kümmerte sich niemand. So bildete sich unter den Buten des Landes eine allgemein gültige Art und Weise aus, die Eingeborenen zu behandeln, auf Grund des Glaubens, dass der Schwarze Menschenrechte nicht habe, dass er von Gott zum Diener des Weissen geschaffen sei, und erst als solcher Recht zu

leben und zu besitzen von seinem Herrn erhalte. Nach dieser Anschauung hatte kein eingeborener Stamm Recht auf Landbesitz und kein Eingeborener Recht auf individuelle Freiheit. Jeder Christ that etwas gutes, wenn er dem Willen Gottes gemäss dazu half, dass jeder freie Eingeborene „dienstbar“ wurde. Jede Gewalttat, an freien Eingeborenen verübt, war legitim, jeder Landraub selbstverständlich.¹⁾ Da noch heute von vielen Europäern eine solche Behandlung Eingeborener als allein richtig anerkannt wird, so ist es von hohem Interesse, den Erfolg der von den Kap-Buren befolgten Eingeborenen-Politik zu studieren. Leider ist die Wahrheit immer wieder verdunkelt worden, dass diese Politik nach Verlauf von 150 Jahren vollständig bankrott gemacht hatte. An den nördlichen Grenzen trieben die Bastardhauen Jager Afrikaners, der Bergenaars und Griquas ihr räuberisches Unwesen, während gegen die Buschleute beständig Wacht gehalten werden musste und „Kommandos“ ausgingen. Im Distrikt Graafreinet und in den südlichen Gegenden aber waren die Hottentotten vielfach im Aufstande gegen die Kolonisten, während an der Grenze nach Osten fast ununterbrochen Krieg mit den vordringenden Kaffern herrschte. An diesen Zuständen waren nicht Missionare Schuld, da solche bis dahin in diese entlegenen Gegenden noch garnicht gekommen waren; als sie kamen, haben sie (von v. d. Kemp an) nicht wenig dazu beigetragen, dass Frieden im Lande einkehrte; auch Philips Wirken für die Emanzipation der Farbigen hat für die friedliche Entwicklung der Zustände gute Frucht getragen.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts waren Kommandos auf Kommandos gegen die Buschleute ausgegangen; wie viel Blut dabei vergossen wurde ist durch die amtliche Angabe bewiesen, dass in den Jahren 1786—1795 allein an den Grenzen des Distrikts Graafreinet 2480 Buschleute getödet worden sind. Kinder der Buschleute langen galt als erlaubtes Geschäft. Gegen diese Gewaltthaten, die allerdings vielfach durch die Räubereien der Buschleute hervorgerufen waren, hatten sich endlich auch einzelne Buren aufgelehnt, ohne indessen Wandel schaffen zu können. Missionaren aber, und zwar Condoner Missionaren, war es gelungen, an einigen Punkten der Grenzen Frieden zu stiften, wenn auch ihr Bemühen, grössere Haufen von Buschleuten dauernd sesshaft zu machen, nicht von dauerndem Erfolg war. Die Missionare Edwards und Kicherer wirkten bis 1820 am Zakfluss in der nördlichen Kapkolonie, die Missionare Korner und Smith um 1814 in der Gegend des heutigen Kolesberg, wo Philips noch im Jahre 1825 Reste des dort gesammelten Völkchens land.

Er trat nun bei der Regierung und in seinen Veröffentlichungen

1) Dem letzten holländischen Gouverneur, Sluisken, legten Ende vorigen Jahrhunderts aufständische Buren bei Kapstadt folgende Forderung vor, welche am besten zeigt, was sie damals in Bezug auf Behandlung der Eingeborenen für Recht hielten: „Dass jeder Buschmann oder Hottentott, männlich oder weiblich, sowohl solche, die durch Kommandos, als solche, die durch Individuen gefangen sind, oder noch gefangen werden, lebenslang das gesetzliche Eigentum der Bürger, die sie besitzen, und von Geschlecht zu Geschlecht dienstbar sein soll. Wenn solche Hottentotten fliehen, soll der Eigentümer das Recht haben, sie zu verfolgen und nach Verdienst zu strafen, wie er es für gut befindet.“

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

lichkeit brachte. Wer aber südafrikanisches Leben kennt, wie es sich in den menschenleeren Einöden und Gebirgen abspielt, der weiss, wie oft es unmöglich ist, Zeugen zu einer gegebenen Zeit für Vorgänge beizubringen, die schon etwas zurückliegen. Oft genug wird es in der damaligen Zeit auch unmöglich gewesen sein, den Angeklagten selbst zum Erscheinen vor Gericht zu zwingen; trotzdem haben diese Anklagen eine segensreiche Wirkung ausgeübt. Die öffentliche Meinung wurde dadurch zum Guten beeinflusst, die besseren und frömmeren Leute unter den Kolonisten wurden in ihrem Widerstand gegen das Gebahren der roheren Volksgenossen bestärkt, den Kolonisten aber im ganzen kam es zum Bewusstsein, dass das „schwarze Geschöpf“ hinfort nicht mehr rechtlos sein solle.

Die englische Kolonialbehörde ging bei Behandlung der in der Kolonie vorgefundenen Zustände übrigens sehr schonend und vorsichtig zu Werk. Schon im Jahr 1809 veröffentlichte der Gouverneur Lord Caledon einen Erlass, welcher das Verhältnis der Hottentotten zu ihren Herren regelte. Die Arbeiter sollten mit ihren Herren vor den Landdrosten Kontrakte schliessen, schlechte oder grausame Herren sollten bestraft werden, nach Ablauf des Kontraktes sollten die Leute sich andere Herren suchen oder sonst so leben dürfen wie es die Gesetze der Kolonie zuliesse. Umherziehen der Leute ohne Pass wurde verboten. Gegen früher bedeutete diese Verordnung einen Fortschritt, einen Versuch, den bisherigen gesetzlosen Zuständen und der willkürlichen Behandlung der Eingeborenen ein Ende zu machen. Aber Philip erstrebte mehr, er fand diese Bestimmungen hart und unerträglich. Noch mehr verurteilte er mit seinen Genossen ein Gesetz, welches im Jahre 1812 erschienen war, nach welchem jedes Kind eines Hottentotten, wenn es auf einer Farm geboren und acht Jahre dort aufgewachsen war, verpflichtet werden konnte, von nun an noch 10 Jahre als Lehrling ohne Lohn, nur für seinen Unterhalt, dem Farmer zu dienen, gleichsam um die Kosten seiner Auffütterung damit zu bezahlen. Im Jahre 1829 hatten Philips Bemühungen Erfolg. Am 17. Juli dieses Jahres hatte er die Freude, dass endlich die rechtliche Gleichstellung der Hottentotten mit den weissen Bewohnern der Kolonie ausgesprochen wurde. Für die meisten weissen Kolonisten war das Wort „Gleichstellung“ in diesem Sinne ein Schreckwort. In Wirklichkeit hatte es eben nur die gleiche Behandlung vor Gericht und gleiches Recht auf Erwerb zu bedeuten. Politische Rechte übten selbst die weissen Bewohner des Landes damals kaum aus.

Wichtig war es, dass die Hottentotten dadurch Recht erhielten, Land zu kaufen und zu besitzen. Wenn sie auch zu arm waren, um sich in Besitz von Farmen zu setzen, so konnten sie doch hie und da ein Stück Land auf Kolonialdörfern kaufen, um sich darauf ein Häuslein zu errichten, und es war ein Akt der Gerechtigkeit, dass man ihnen wenigstens die Möglichkeit gewährte, vom Lande ihrer Väter, das ihnen die Weissen genommen hatten, eine Scholle zurückzukaufen.

Dass Philip auch mitgewirkt hat zur Befreiung der Sklaven ist nach dem oben erwähnten Erlass der Londoner Mission gegen die Sklaverei aus dem Jahre 1818 vorauszusetzen. In der Kapkolonie diente der Erlass der Sklaverei-Akte, nach welcher auch hier am 1. Dezember 1834 alle Sklaven frei wurden, viel zur Verschärfung der feindseligen Stimmung, die bei einem Teil der Kolonisten gegen Philip herrschte. 35 745 Sklaven erhielten ihre Freiheit; die dafür von England gezahlte Entschädigung belief sich auf 24 Millionen Mark, so dass auf den Kopf des Sklaven die Summe von 672 Mark fiel, das war ein sehr geringes Entgelt, wenn man in Betracht zieht, dass Sklaven hier damals hoch im Preise standen. Durch Mittelspersonen wurden die Farmer noch um einen Teil der ihnen zukommenden Gelder betrogen, so dass damals die Klage vieler Kolonisten über schwere Schädigung gerechtfertigt war. Zur Unterstützung seines Eintretens für die Eingeborenen hatte Philip in Kapstadt eine eigene Zeitung gegründet, den South African Advertiser, den er freilich nicht selbst redigierte, dessen Herausgeber aber in seinem Geiste arbeitete, und im Jahre 1827 reiste er auf Wunsch seiner Gesellschaft nach London. Hier veröffentlichte er sein zweibändiges Werk Researches in South Africa, welches für jeden, der die Geschichte Südafrikas und besonders die Geschichte der südafrikanischen Eingeborenen studieren will, eine Fundgrube von wichtigen Einzelheiten ist, über die man sonst nichts findet. Da Philip hier vielfach die Berichte anderer Männer wiedergab, deren absolute Zuverlässigkeit er nicht in der Lage war zu prüfen, mögen Ungenauigkeiten nicht fehlen, allein es war ein Verdienst, dass er es wagte, hoch und niedrig, Thaten der Buren wie Massregeln der Regierung oder ihrer Beamten zu prüfen und zu kennzeichnen. Am Kap erregte das Buch einen Sturm der Entrüstung, und sofort nach seiner im Jahre 1829 erfolgten Rückkehr wurde Philip vor dem hohen Gerichtshofe in Kapstadt wegen der „Schmähschrift“ angeklagt und zu 4000 Mark Strafe verurteilt. Auch die Kosten des Prozesses wurden

mit 20 000 Mk. ihm zur Last gelegt. Sammlungen christlicher Freunde in England deckten diese Summe.

Die Folgen der „Gleichstellung“ von Schwarz und Weiss in der Kolonie und die bald darauf folgende Frei-Erklärung der Sklaven gaben im Verein mit der Unsicherheit an den östlichen Grenzen den ersten Anstoss zu dem sogenannten Crek, der Auswanderung eines Teils der Buren, nach den Gebieten der späteren Republiken. Dass die Zustände, welche in der Kolonie durch die genannten Massregeln entstanden, nicht absolut unerträglich für die Farmer waren, beweist der Umstand, dass höchstens ein Drittel der damaligen Burenbevölkerung das Land verliess, zwei Dritteile sich aber mit den Verhältnissen aussöhnten und wohnen blieben. Die Zeit hat das Urteil geklärt; die Freigebung der Farbigen ist von Segen gewesen für die Kapkolonie, auch segensreich durch den Einfluss, den sie auf die Buren ausgeübt hat. Wenn wir die endlichen Folgen des Systems der Gewaltthat und Unterdrückung, welches im 18. Jahrhundert im Kapland herrschte, mit den endlichen Folgen des Systems der Freiheit und Gleichberechtigung, wie es im Laufe der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts dort zur Geltung kam, vergleichen, so sehen wir jenes verurteilt, dieses gerechtfertigt, und mit ihm sind die Männer gerechtfertigt, die für die Freiheit aller dort eingetreten sind.

IV.

Wenn wir Philip, was seine Thätigkeit für die Freilassung der Farbigen innerhalb der Kolonie betrifft, auch gegen seine Ankläger in Schutz nehmen, so können wir doch nicht das Gleiche thun, wenn von seinem Eingreifen in die äusseren politischen Verhältnisse des Landes die Rede ist.

Ein Missionar wird es freilich nicht immer vermeiden können, sich auch mit Angelegenheiten dieser Art zu belassen. Er wird manchmal imstande sein, Missverständnisse, die im Verkehr zwischen Weiss und Schwarz so leicht entstehen, aufzuklären, er wird, wo man seine Stimme hören will, gern zum Frieden raten und wird vielleicht auch mitwirken können beim Abschluss eines Friedens, allein zu solcher Thätigkeit gehört Weisheit, die allen Beteiligten gerecht wird und sich vor einseitiger Parteinahme bittet. Philip hat diese Weisheit nicht immer besessen, wenigstens ist sein Eingreifen in die politische Frage an der Ostgrenze der Kolonie nicht segensreich sondern unheilvoll gewesen.

Die Grenzkaffern waren damals stark und wurden durch hottentottische Überläufer, welche Gewehre und Pferde mit sich führten, beständig verstärkt. Die Buren waren ihnen nicht mehr gewachsen, und die Engländer haben nur mit Aufwand grösserer Mittel und unter Zuhilfenahme der burischen Streitkräfte in den 5 schweren Kriegen, die sie im Laufe von 50 Jahren mit dem kräftigen Volk auszufechten hatten, die Grenzen der Kolonie schützen und weiter ausbreiten können. Noch der letzte grössere Kaffernkrieg (1851—1853) kostete ihnen 4 bis 500 Soldaten

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

FORGOTTEN BOOKS

VOLLMITGLIEDSCHAFT

797,885 Bücher!

Soviel Sie lesen

können, für nur â,

\$8.99/monat

Fortfahren

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



nugthuung zu verschaffen, welche sie auf andere Weise nicht erhalten konnten. Das eigentliche Recht liegt auf der Seite der Besiegten und nicht der Sieger."

Wie mussten solche von der höchsten Stelle kommenden Anklagen die Kolonialbevölkerung gegen den Mann aufregen, von dessen oft geäußerten Meinungen sie nur ein Wiederhall waren!

Und noch weiter hinaus machte Philip seinen politischen Einfluss geltend. Wir haben gesehen, dass er im Jahre 1825 eine allgemeine Versammlung der Biqua-Häuptlinge zustande brachte. Im Jahre 1834 wurde dann am 11. Dezember ein formeller Vertrag zwischen der englischen Regierung und dem Häuptling Andries Waterbur geschlossen, im Jahre 1843 ein gleicher Vertrag mit dem Biquahäuptling Adam Kok, welcher sich 1826 auf der ursprünglich für Buschleute gegründeten Station Philippolis, nördlich vom Oranjefluss, niedergelassen hatte, und zwar mit Erlaubnis Philips; er sollte das Land dort benutzen, soweit es nicht im Besitz der Buschleute war, und sollte die Buschleute vor den Buren schützen. Hierbei verfolgte Philip den Plan, die Kapkolonie im Norden mit einer Kette von unabhängigen Staaten der Eingeborenen zu umgeben, damit der Bildung von Staaten unabhängiger Buren und der Verdrängung der Eingeborenen durch diese ein Riegel vorgeschoben sei. Und es gelang dem begabten und einflussreichen Manne wirklich, solche Verträge zwischen der englischen Regierung und noch zwei andern bedeutenden Häuptlingen, Jaku und Moschesch, zustande zu bringen und zwar in demselben Jahre 1843, sodass vom indischen Ozean aus die Kolonie erst von dem Gebiet des Jaku, dann von dem des Moschesch, weiter von dem Lande Adam Rots und endlich Waterburs umgeben war. Beim Abschluss dieser Verträge war Philip mit thätig, wie er jedenfalls als der geistige Urheber derselben angesehen werden muss. Man hat deshalb behauptet, er habe damals im Kaplande die Stellung eingenommen, welche später bei weiterer Ausgestaltung der Verfassung der Minister für Angelegenheiten der Eingeborenen in der Kapkolonie bekleidete.

V.

Über den Stand und die Entwicklung der eigentlichen Missionsarbeit auf den Stationen, welche unter der Superintendentur Philips standen, lässt sich wenig mitteilen. Wir hören nur etwas über den Befund der Arbeit auf einzelnen Plätzen zu gewissen Zeiten, wenn etwa ein Besucher darüber berichtet. Regelmässige Auskunft über den Stand der Arbeit auf allen einzelnen Stationen hat die Londoner Gesellschaft niemals erstattet, sie hat regelmässige Berichterstattung ihren Missionaren auch niemals zur Pflicht gemacht. Für die Berichterstattung war es auch nicht günstig, dass die Missionare häufig wechseln mussten. Wir wissen von den meisten Londoner Stationen in Südafrika wenig mehr als den Namen des Platzes, und können vielleicht auch die Namen der Arbeiter erfahren, die da gestanden haben. In der Zeit des D. Philip arbeitete etwa die Hälfte der Missionare auf Kolonialdörfern, wo im Laufe der Zeit der Missionar meist vollständig durch die Fürsorge für die weisse Gemeinde in Anspruch genommen wurde, während er die farbige Gemeinde der Aufsicht und Pflege eingeborener Hellen überliess. Die Zucht wurde unter solchen Umständen vernachlässigt und von ernster Vorbereitung der Katechumenen war ebensowenig die Rede als von regelmässigem Schulunterricht. Als Philip seine Laufbahn beschloss, waren auf folgenden Kolonialstädten

oder Dörfern Gemeinden vorhanden, die mit der Condoner Mission mehr oder weniger eng zusammenhingen: Kapstadt, Stellenbosch, Culbagh, Dysselsdorp, Port Elisabeth, Uitenhage, Graatfreinet, Eolesberg, Somerset, Bradock, Fort Beaufort, Kingwilliamstown. Eigene Missionsplätze waren folgende: Ealedon, Pacaltsdorp, Bethelsdorp, Cheopolis, Philipton, Hankey, Briquastadt, Philippolis, Kuruman. Die am untern Oranje einst vorübergehend besetzten Plätze Steinkopf, Pella, Warmbad, Bethanien waren verlassen oder wurden an die Rheinische Mission abgetreten.

Die letzten Jahre Philips waren trübe. Manche Ideale, deren Uerwirklichung der begabte willensstarke Mann nachgetrachtet hatte, waren zerronnen, vielfach hatten die Ereignisse einen andern Lauf genommen, als er erwartet hatte. Er musste es noch erleben, dass die Hottentotten, welche die Regierung an der Grenze des Kafferlandes in der Katrivier-Lokation angesiedelt hatte, damit sie dort eine Grenzwehr gegen die Kaffern bildeten, im fünften Kaffernkrieg, der 1851 ausbrach, mit Pferden und Gewehren zu den Feinden überliefen. Sein Sohn Williams starb ihm im Jahr 1845 und sein Weib im Jahre 1847. Letzteres war ihm eine treue Gehilfin gewesen; es wird ihr nachgerühmt, dass sie das gesamte Finanzwesen der Stationen beaufsichtigt und die darauf bezügliche Korrespondenz geführt habe. Ihr ist es auch vielleicht zu danken, dass im Jahre 1826 für die Missionare feste richtig bemessene Gehälter ausgeworfen wurden. Der unverheiratete Mann bezog hinfort £ 75, der verheiratete £ 100 und für jedes Kind wurden £ 5 bewilligt.

Um diese Zeit schwanden seine Kräfte, er bat um Ernennung eines Nachfolgers und gab seiner Bitte durch die Worte Nachdruck: „Ich bitte Sie zu bedenken, dass ich im Dienst der Gesellschaft arbeite, während ich mit einem Fuss im Grabe, mit dem andern im Himmel stehe.“ Um diese Zeit, wo die Gemeinden in der Kapkolonie die Fürsorge und Aufsicht der Gesellschaft mehr denn je bedurften, vergass man in London leider die Wichtigkeit der Uerpflchtungen, die man übernommen hatte, und überliess, teils infolge des independentischen Doktrinarismus, teils um neue Arbeiten im Norden unter freien Stämmen anzufangen, die kapländischen Gemeinden sich selbst. Auch die Frage wurde lebhaft erörtert, ob es nicht besser sei, die eigentlichen Stationen in der Kolonie aufzugeben und allein auf Kolonialdörfern zu arbeiten. Man hatte nicht verstanden, Gemeinden auf solchen Missionsplätzen auch zu bürgerlicher Ordnung zu erziehen, weil man es theoretisch für richtig hielt, die Leute nicht zu bevormunden, war aber mit dieser Theorie zu schanden geworden. Alles das verbitterte die letzten Jahre des alt gewordenen Mannes. Im Jahr 1850 erschien der ersehnte Nachfolger. Der Mangel an erzieherischer Weisheit, welcher sich bei den Anordnungen der Condoner Mission so häufig nachweisen lässt, zeigte sich auch hierbei wieder darin, dass nicht ein Mann zu der Uerwaltung der wichtigen südafrikanischen Superintendentur berufen wurde, der in afrikanischen Kolonien gearbeitet hatte, sondern ein Missionar aus Süd-Indien, William Compson war sein Name; der trat im Juni in das Amt an der Union Chapel ein. Der alte Philip aber legte am 27. August 1851 auf der Missionsstation Hankey, sein müdes Haupt zur Ruh.

